This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

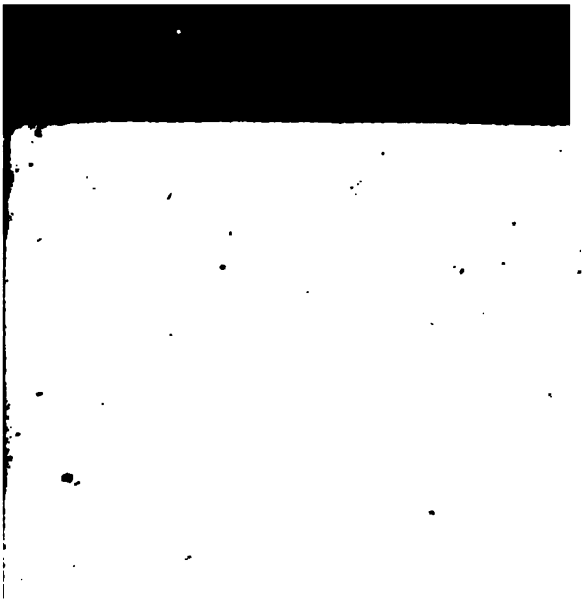
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

IV, 385.

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES



147

Dr. Johann Georg Krünitz's
ökonomisch-technologische
Encyklopädie,
oder
allgemeines System
der
Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirthschaft,
und der Kunstgeschichte
in alphabetischer Ordnung.

Früher fortgesetzt
von
Friedrich Jakob und Heinrich Gustav Floerke,
und jetzt von
Johann Wilhelm David Korth,
Doktor der Philosophie.

Hundert und sieben und vierzigster Theil,
welcher die Artikel Schmid bis Schörkube enthält.
Nebst 3 Kupfertafeln, und einem Portrait.

Mit Königl. Preuß. und Königl. Sächs. Privilegien.

Berlin, 1827.
In der Paulischen Buchhandlung.
(Pränumerations-Preis 2⅔ Thlr. — Laden-Preis 4⅓ Thlr.)

S. S.

Schmid, Faber ferrarius, Fr. le Forgeron, wie schon im 146sten Theile, S. 746, hinsichtlich der Sprache erwähnt worden, ein Handwerker, welcher das Eisen vermittelst des Hammers und Feuers bearbeitet oder zu bearbeiten versteht. — Die Kunst das Eisen mit dem Hammer zu bearbeiten, ist schon sehr alt; denn schon bei den ältesten Völkern sind die Waffen aus dem Metalle vermittelst des Hammers und Feuers geschmiedet worden. Nach einigen Schriftstellern der Alten soll Tubalcain, der mit dem Vulkan für einerlei gehalten wird, der erste Schmid gewesen seyn, und so auch nach dem Polydorus Vergilius die Pelethronier die ersten Hufschmiede. Nach dem Diodor waren die Schmiede und übrigen Handwerker eine von den drei Klassen des Aegyptischen Staats, und Horus mit Hammer und Zange, oder einem andern Schmiedewerkzeuge der Beschützer derselben. Wenn er seine Werkzeuge und Nebenbilder änderte, zeigte er den Anfang und die Dauer gewisser Verrichtungen an, besondere Feste für die Schmiede, den Verkauf einis

ger Geräthſchaften zu einer und einiger Bedürfniſſe für die Haushaltung zu einer andern Zeit. Dieſes ſonſt neben die Iſis geſtellte Bild nahm man vermuthlich dann weg, wenn der Krieg einige Arbeiten und Märkte verhinderte; dann erſchien Mars, welcher den Vulkan bei der Iſis verdrang, und den Umſtehenden Gelegenheit zu mancherlei Scherzreden gab. Horus, als Schmid gekleidet, führt drei Namen, die ſich ausdrücklich auf die Klaſſe der Handwerker und Metallarbeiter beziehen. Er heißt nämlich: Mulciber, Schmiedemeiſter *); Hephaistos, Feuervater **) und damit die Handwerker den Landleuten nicht zu verächtlich werden ſollten, gab man dem Bilde der Feldarbeit ein kurzes Bein, um den Namen Vulcanus anzudeuten, daß nämlich ohne den Beiſtand der Schmiede die Feldarbeit lahm ſei, und daß mit denſelben ihr Werk befördert werde. Ein Mehreres über den Vulkan, als Gott der Schmiede, ſ. unter V. — Bei den Römern, nannte man zur Zeit der Kaiſer alle Schmieden und dergleichen Werkſtätte Fabricae, beſonders verſtand man aber unter dieſer Benennung die Waffenſchmieden. Für jede Waffe waren beſondere Schmieden. In den Schmieden zu Antiochia, Cäſarea in Kappadocien, und zu Nicomedia machte man Harniſche; in denjenigen zu Irenopoli Spieße; in denen zu Edeſſa, Damaskus, Adrianopel, Martianopel und Nicomedia Schilde ꝛc. Ueberhaupt befanden ſich im Orientaliſchen Reiche funfzehn Schmieden, nämlich:

*) Von Malac, regere, regieren, und ber, beer ant, rum (subterraneum) unterirdiſche Höhle, kommt Mulciber, Minenkönig. Nach Andern von mulcere ferrum, das Eiſen behandeln.

**) Von aph, eph, pater, Vater, und estho, vesta, ignis, Feuer, iſt Ephesto, pater ignis, Feuervater.

fünf im Morgenlande, eine in Asien, drei in Pontus, zwei in Thracien, und vier in Illyrien; im Abendländischen Reiche neunzehn, sechs in Italien, acht in Gallien, und fünf in Illyrien. So verfertigte man z. B. zu Ticino Bogen; zu Autun und Mantua Panzer; zu Concordia Pfeile; zu Cremona, Lorch, Sirmio, Suesson und Verona Schilde; zu Amiens, Lucca und Reims Degen ꝛc. Die Arbeiter in den Schmieden hießen Fabricenses, und mußten freie Leute seyn, und wenn sie einmal in eine Fabrik aufgenommen worden, so waren sie und ihre Kinder verpflichtet darin zu bleiben, und bekamen ein Stigma oder Brandzeichen auf den Arm, damit man sie erkennen konnte, und ihnen hierdurch jede Entfernung unmöglich wurde; entlief dennoch Einer, so mußten die andern dafür stehen; starb Einer ohne Erben, so fiel sein Vermögen dem Ganzen anheim. Uebrigens waren sie von aller Einquartirung befreit, und standen unter keinem Gerichte, als unter dem Magistro Officiorum. So viel über die Geschichte der Schmiede.

Unter Schmid versteht man eigentlich den Grob-, Huf- oder Waffenschmid, zum Unterschiede von dem Kleinschmid oder Schlösser. Die vornehmste Beschäftigung desselben besteht im Schmieden, welches in einer Esse mit dem Blasebalge geschieht, und wo das Feuer entweder mit Holz- oder mit Steinkohlen unterhalten wird. Beim Schmieden richten sich alle Arbeiter einer Werkstatt nach dem kleinen Hammer des Meisters oder Vorschlägers; denn wo dieser hinschlägt, müssen die größeren Hämmer folgen. Durch dieses Mittel wird das erhitzte Eisen mittelst anhaltenden Schlagens nicht nur in seiner Länge und Breite ausgedehnt, sondern auch die Eisentheilchen näher zusammengetrieben. Was das Handwerkzeug der Schmiede, als Amboße,

Hammer, Zangen ꝛc., betrifft, so komm
Theil unter Schlösser vor, theils findet
unter jedem Werkzeuge besonders erwä
schrieben. — Ehemals bestand das Me
Schmiede in vier Hufeisen zu einem Pfer
nen einige Male vorgeritten ward; sie
allein, nach Beschauung der Hufe, und ohne
berühren, also nach dem bloßen Augenschei
tigen, und solche auch aufschlagen, wobe
dann der geringste Fehler hoch angerechnet,
gar das Meisterrecht bis auf eine andere
sagt wurde. Wegen der Benennung W
schmiede pflegen sie auch noch irgend eine
zu schmieden. Da in der Encyklopädie n
nem früheren Plane nicht die verschiede
Schmiede auf Schmid verwiesen, sondern
ihrem Namen besonders abgehandelt worden
kann auch hier unter Schmid nicht mehr vo
sem Handwerker gesagt werden, ich verweise
auf das nachfolgende Register.

Schmid (Ahlen-), ein Handwerker, welcher die
len, eine Art Pfriemen, aus Stahl schmiedet,
man auch Oert nennt, besonders wenn sie schon
tirt sind. Die stärksten dieser Art Instrumente
ben vorne in dem Speere ein länglichtes viereckig
Loch, durch welches der Näheriemen gesteckt wi
damit er mit dem Ahle zugleich durchs Leder geh
und nicht mit nutzloser Mühe noch erst durch das
gestochene Loch gesteckt werden müsse. Sie werden
aus dem besten Stahle so glatt, als möglich, theils
rund, theils viereckig geschmiedet, nachdem der ver-
schiedene Gebrauch derselben es erfordert, und vorn
zugespitzt. Hierauf werden sie auf der Schleifmühle
an Stangen und Speere zugeschliffen, und dar-
auf federhart gehärtet; zuletzt werden sie auf der
Mühle polirt. So viel über diese Art Instrumente,

welche die Lederarbeiter gebrauchen, und die unter Pfriem, Th. 112, S. 400, und unter Ohrt, Th. 105, S. 7, bloß als solche erwähnt worden. Was nun das Ahlenschmiedehandwerk selbst betrifft, so ist dasselbe ein geschenktes Handwerk, welches ehemals, besonders noch in der Mitte des verwichenen Jahrhunderts, an drei Orten in Deutschland, zu Schmalkaden, in Steiermark, und in Nürnberg betrieben wurde, so daß man dieses Gewerbe keinen Auswärtigen lehrte, noch die Gesellen anders wohin, als an die genannten Oerter wandern ließ, wo sie auch ihre Geschenke erhielten. Man stellte dabei den Grundsatz auf, daß wenn man dieses Gewerbe ausbreitete und Jedermann zur Erlernung desselben zulassen wollte, so würde es keinen Nahrungszweig abgeben; denn da diese Waare nur von Schuhmachern, Sattlern und Riemern häufig, von Gürtlern und Buchbindern aber nur einzeln, und von den meisten Gewerbetreibenden gar nicht gebraucht wird, so würde auch zu befürchten seyn, daß bei einer allgemeinen Ausbreitung desselben, als einzelnes oder nur auf diesen Zweig beschränktes Gewerbe, alle zusammen nichts hätten. Dieser aufgestellte Grundsatz ist in neuerer Zeit dadurch vernichtet worden, daß bei einer Nichtbeschränkung der Gewerbe, auch dieser Zweig durch Zulegung anderer Instrumente, also bei einer größeren Ausdehnung wohl bestehen kann. — Die Entstehung dieses Handwerks ist ungewiß, doch glauben Einige, daß es zu Ludwig's des Bayern Zeiten mit andern Zünften zuerst privilegirt worden, welches man besonders daher leitet, weil es ein geschenktes Handwerk ist, und dies als Zeichen eines alten zunftmäßigen Handwerkes angesehen wird, insofern man keine eigentlichen Nachrichten von der Zeit hat, wo es seine Zunftmäßigkeit erhalten. Man gebraucht

nichts erwähnt ist. Es ist nämlich nahe bei der einen kurzen Seite vor derselben Mitte ein viereckiges Loch, in welches ein starker, viereckigter und etwas in die Höhe ragender Zapfen gesteckt werden kann. In der gegenüberstehenden kurzen Seitenfläche ist ein anderes, tief hineingehendes viereckiges Loch eingesenkt, in welches ein anderer viereckiger Zapfen gesteckt werden kann, welcher einen in die Höhe stehenden Arm an sich hat. Nachdem man diesen langen Zapfen mehr oder weniger tief in das Loch einschiebt, je nachdem kommt sein Arm näher oder weniger nahe an den ersten Zapfen. Man kann den eben genannten langen Zapfen mit einem daneben eingeschobenen und eingetriebenen Keile fest stellen, und dadurch längere oder kürzere Feilen, die der Feilenhauer rothwarm beraspelt, feste halten. Zwischen dem Arme und dem ersten Zapfen liegt auf dem Amboße eine eiserne Stange, auf welcher die zubereitende Feile aufliegt, damit nicht, wenn sie der Amboß selbst berührt, mit der Zeit eine Vertiefung daselbst entsteht.

Hammeramboße. Der Hammeramboß der Kupferschmiede hat eine prismatische Gestalt, und ist gewöhnlich einen Schuh lang, und acht bis zehn Zoll breit, s. unter Kupferschmid, Th. 56, S. 260, wo auch der Kaltschlageamboß erwähnt wird. — Faustamboße, s. daselbst, S. 262. — Stoßamboße, s. daselbst, S. 260. — Spitzamboße, in der Kesselschlägerhütte der Messingwerke, ist eine runde starke, nach einer Kugel oben abgerundete Stange. — Liegeamboße; s. Th. 56, S. 261. — Falzamboße, s. daselbst, S. 261. — Gelenkamboße; s. daselbst, S. 261. — Halsamboße; s. daselbst, S. 262. — Theekesselamboße, s. daselbst. — Hornamboße; s. daselbst, S. 263, und unter Sperrhorn. —

Bei den Raquetenmachern führt g
etwas dicke eiserne, drei bis vier Zoll h
oder vielmehr ein abgekürzter Kegel, de
Angel in einen Kloß eingesetzt ist, den
Amboßes.

Schmid (Anker-), gehört, wie der Amboß
zu den Grobschmieden, mit denen sie
werk ausmachen. Es sind also Grob-, H
Waffenschmiede, von denen sich einz
glieder in den Seestädten besonders auf die A
gung der Anker legen; auch findet man in ein
schiede der Grobschmiede zu Halle, d. d. d
Nov. 1668, die Anker unter ihren Arbeite
besonders erwähnt. Da die Anker nicht g
werden können, indem das Gußeisen viel zu
ist, als daß es diejenige Gewalt ausstehen kö
die ein Anker ausstehen muß, so müssen sie gesch
det werden, und zwar die Ruthe, jeder Arm und
Schaufel ꝛc. besonders; s. auch unter Schif
ker, Th. 142, S. 738. Pausanias schreibt
Erfindung der Anker den Tyrrhenern zu. Die ä
sten waren von Stein, und in Calecutta hatte m
dergleichen Anker noch im 18ten Jahrhunde
Athenäus erwähnt der hölzernen Anker, die ab
mit Bley angefüllt gewesen zu seyn scheinen. W
Sandbänke sind, bediente man sich auch der Körb
mit Steinen gefüllt. Zuletzt fing man an die Anke
auf der einen Seite von Eisen zu machen, bis zuletzt,
wie Strabo berichtet, Anacharsis, ein Scythe,
solche auf beiden Seiten von Eisen zu machen an-
gegeben, oder sie selbst gemacht hat.

Daß man die ersten Anker aus Gänsen und Frischeisen, und nachher aus Stabeisen zu verfertigen anfing, ist schon unter Schiffanker, Th. 142, S. 139 u. f. erwähnt worden. Nach der Angabe des Hrn. Tresaguet, wenn die Anker aus Stab-

eisen, als die beste Verfertigungsart, gemacht werden sollen, heftet man eine Anzahl eiserne Stäbe, die zusammen etwas dicker und kürzer sind, als die Ankerruthe werden soll (z. B. die Ruthe eines Ankers von 6000 Pfunden ist 18 Fuß lang) in einen viereckigen Bündel, dessen Umfang an einem Ende etwas größer ist, als an dem andern, durch eiserne Bande zusammen, die man antreibt, wie der Böttcher die Reife. Diesen Pack Stäbe bringt man anfangs mit dem schmaleren Ende ins Feuer, läßt ihn bis fast zum Flusse glühen, eilt damit auf den Amboß, und schweißt ihn durch starke Schläge zusammen. Weil der Pack sehr schwer ist, so läßt er sich nicht gut tragen, daher hat man Krahne, die aus senkrechten, unten und oben in einer Pfanne beweglichen und mit Armen versehenen Balken bestehen, und von der Feuereſſe und dem Amboße gleich weit entfernt sind. An diese hängt man den Pack, und bewegt ihn damit bequem von der Esse auf den Amboß, und von dem Amboße auf die Esse. Da die Arme der Menschen und die dadurch geführten Hämmer zu schwach sind, als daß sie diese Stangen bis in die Mitte des Packs durch Schlagen zusammen schweißen könnten, so bedient man sich lieber der durchs Wasser getriebenen Hämmer, die achthundert und mehrere Pfunde wiegen, und wohl von einer Höhe von vier Fuß und darüber herunterfallen, also ungleich größeren Nachdruck haben. Wie man unten begonnen hat, fährt man nach und nach fort bis oben hinaus, und die Ruthe wird etwas dünner und dagegen länger werden, als der Stangenbündel anfangs war, und dadurch die gehörige Dicke und Länge erhalten. Sobald die Ruthe mit ihrem viereckigen Hintertheile, dem daran gehörigen Zapfen, und dem Loche, wie auch die Stange von der Schwäche an bis zur Stärke fertig, und das flache

Ohr, woran das Ankerkreuz kommen ſoll, gemacht iſt, ſchmiedet man auf ähnliche Weiſe die Arme beſonders, ſo auch die Schaufeln, ſchweißt alsdann die Schaufeln auf die Arme, und richtet das Ende der Arme ſo zu, daß es auf das Rohr an der Stärke der Ruthe mit ſeinem Ohre paßt. Zuletzt ſchweißt man auch noch die Arme an die Ruthe. Dieſes letztere erfordert, daß man zwei Eſſen und zwei ſo gelegene Krahne habe, daß jeder von ſeiner Eſſe und dem gemeinſchaftlichen Amboß gleich weit entfernt ſei, damit man mit dem einen die Ruthe auf den Amboß, mit dem andern den Arm auf die Ruthe bringen, und beide durch einige Schläge des ſchweren Hammers mit einander verbinden kann. Hier iſt noch zu bemerken, daß man ſich bei dem Zuſammenſchweißen der einzelnen Stücke, Stücken Eiſen an den Achſeln und an den Stellen der Zuſammenfügungen bedient, um hin und wieder die Lücken auszufüllen und deſto feſter mit einander zu vereinigen. Dieſe Stücken Eiſen werden mit Handhammern angeſchweißt. Man haut das Ende der Ruthe, und die Theile Eiſen, die hervorragen, mit einem Meißel ab, der in die Spalte eines langen Stiels, den der Ankermeiſter hält, hineingeſteckt iſt, und auf deſſen Kopf die Schmiede ſchlagen. Um einem jeden Arme den Umkreis oder den Bogen, der ſich für ihn ſchickt, damit er in den Grund des Erdreichs eindringen kann, zu geben, bindet man ein Seil an das Ende der Schaufel des Ankers, und paßt das andere Ende an die Scheiben des Klobens, welcher in der Mitte der Ruthe angebunden iſt; nachdem man nun den Arm an der Schwäche der Schaufel, oder an dem Orte, der Stelle, die man biegen will, glühend gemacht hat, ſo kömmt man durch Hülfe des Seils dahin, ihn ſoviel als man nöthig findet zu krümmen.

Ehemals probirte man die Anker um ihre Güte und Brauchbarkeit zu erfahren, auf folgende Weise. Man zog den Anker vermittelst eines Krahnes 30 bis 40 Fuß in die Höhe, und ließ ihn dann schnell auf untergelegte alte Kanonen oder große Stücke Eisen herunterstürzen; blieb er nun ganz, so hielt man ihn für gut, brach er, so war sein Urtheil gesprochen. Diese Probe war aber sehr unzuverläßig; denn es kommt darauf an, mit welchen Theilen der Anker auffällt; fällt er mit den stärksten auf, so kann er ganz bleiben, und doch nichts taugen, fällt er mit den schwächsten auf, so kann er brechen, ob er gleich in der See seine guten Dienste gethan haben würde, in welcher er einen gleichen Stoß nicht auszustehen hat. Eine zweite Probe ist: man bindet eine seiner Schaufeln an einen fest in die Erde gerammten Pfahl, oder besser man treibt ihn vor einen wohl befestigten Pfahl mit einer Schaufel so in die Erde, wie er in dem Meere zu stehen pflegt, bindet einen Tau an seinen Ring, und zieht denselben mit einer Winde so stark an, als man auf dem Schiffe mit dem Spiele zu ziehen pflegt. Hält er nun dieses aus, und reißt auch wohl der Tau, ehe der Anker bricht, so steht er auch denselben Zug auf dem Schiffe aus, und wird schwerer, als sein Tau zerreißt, zerbrechen, und daher Alles leisten, was man von ihm fordert; denn einer übermäßigen Gewalt widersteht nichts. Eine dritte Probe ist dieser zweiten ähnlich. Man verstrickt nämlich die beiden Arme des Ankers durch zwei starke Pfähle, und zieht den Anker schief durch eine Winde um einen eingerammten Pfahl. Durch diese schiefe Umwendung der Kräfte, setzt man zugleich die Ruthe und die beiden Arme der Gewalt aus, welche nicht stärker zu seyn braucht, als die, welche man auf Schiffen anwendet, um einen Anker zu lichten, der tief in dem Grunde steckt. Hält nun

der Anker dieſe Probe aus, ſo kann man ihn für gut halten und ſich darauf verlaſſen.

Die Größe, und ſo auch das Gewicht des Ankers, richtet ſich nach dem Schiffe, und pflegt auf verſchiedene Weiſe beſtimmt zu werden. Gemeiniglich giebt man der Ruthe des größten Ankers zwei Fünftheile von der Länge des mittelſten oder längſten Querbalkens, welcher das Verdeck trägt, zu ſeiner Länge, ſo daß ſie z. B. 18 Fuß lang wird, wenn der Querbalken 45 Fuß hat. Zuweilen giebt man dem Anker die halbe Schwere ſeines Seiles, welchem Verhältniſſe zu Folge er an einem Schiffe vom erſten Range 7268 Pfund wiegt. Zuweilen beſtimmt man auch die Schwere des größten Ankers aus den Tonnen, nach welchen ein Schiff geſchätzt wird, und rechnet auf 20 Tonnen 110 Pfund am Anker, ſo daß er bei einem Schiffe von 1500 Tonnen 8250 Pfunde wiegen müßte. Schiffe auf Flüſſen ſind mit einem Anker genugſam verſorgt; die auf Kanälen führen gewöhnlich zwei, und die auf dem Meere haben vier und mehrere. Unter dieſen letzten heißt der größte Haupt-, Pflicht- oder Nothanker, welcher, weil er die meiſte Mühe macht, wenn er wieder aufgezogen werden ſoll, nur in der höchſten Noth bei Sturm und Ungewitter geworfen wird. Der zweite iſt der Bugbog- oder tägliche Anker, der um ein Beträchtliches weniger, als der vorige wiegt, und zum gewöhnlichen Gebrauche beſtimmt iſt. — Der Gabel- oder Teyanker wird einem andern gegenüber geworfen, und wiegt entweder ſo viel, als der andere, oder nicht viel weniger. Legt man ſich bei einer Küſte vor Anker und wirft deren zwei, ſo nennt man den auf der Seeſeite ausgeworfenen den Seeanker, und den auf der Uferſeite ausgeworfenen den Landanker. Wenn man ſich wider Ebbe und Fluth befeſtigen muß,

nennt man den Fluthanker, der das Schiff wider die Fluth, und Ebbeanker, der es wider die Ebbe wehret. Die leichtesten, die kaum 450 bis 500 Pfd. wiegen, sind die Wurf- oder Buchsieranker, die man nur in Häfen oder auf Rheden aus vorangeschickten Schaluppen wirft, wenn man die Schiffe dadurch herbeiziehen, und also von einer Stelle zur andern rücken will. Man nennt noch andere Haken, die eigentlich keine Anker sind, sondern Schiffe zu ankern oder etwas aus der See zu fischen gebraucht werden, Wurfanker, auch Draganker. Der Haft-, Sitz-, Rhede- oder Ruheanker bleibt beständig an seinem Orte, der Rhede, und dient, die Schiffe beisammen zu halten und herbei zu ziehen. Sein Gebrauch erfordert nicht mehr als einen Arm, auch bedarf er keines Stocks. Galeerenanker wurden ehemals mit drei, jetzt mit vier Armen gemacht; die kleinen Schaluppenanker haben fünf Arme. Die Anker werden vorzüglich in Schweden in großer Anzahl verfertiget, weil das Schwedische Eisen, mit einem geringen Zusatze von Spanischem, am besten dazu taugt. Uebrigens macht man sie auch in den Seestädten der übrigen Reiche Europas, wohin auch Grobschmiede, die ein besonderes Gewerbe aus dem Ankerschmieden machen, wandern. Im Handel werden die kleinen Anker Stückweis, die größeren aber bei Schiffpfunden verkauft. — S. auch den Artikel Schiffanker, Th. 142, wo auch verschiedene Abbildungen von Ankern vorkommen.

Schmid (Blech-), im gemeinen Leben entweder der Blechmeister, das ist, der erste Arbeiter im Blechhammer; s. unter Blech (Eisen-), Th. 5, S. 661, oder der Pfannenschmid; auch der Klempner führt diesen Namen. — Ferner eine Benennung des schwarzen Erdkäfers mit ei-

nem herzförmigen Schilde, Carabus cephalotes Linn.

Schmid (Bohr-), s. Schmid (Zeug-).

— (Büchsen-), s. Büchsenmacher, Th. 7, S. 356 u. f.

— (Cur-), Kurschmid, s. Schmid (Huf-).

— (Dorf-), Laufschmid, s. unter Huf- und Waffenschmid, Th. 25, S. 595.

— (Eisen-), alle Schmiede, welche in Eisen arbeiten, zum Unterschiede der Kupfer-, Blech- ꝛc. Schmiede.

— (Erb-), Wohnschmid, s. unter Huf- und Waffenschmid, Th. 25, S. 595.

— (Erd-), eine Benennung, womit von Einigen der Holzbock, Cerambyx Linn., von Anderen die Todtenuhr, Termes pulsatorius Linn., belegt wird, welche beide Insekten unter den Holzwürmern, Th. 24, S. 863 u. 878 beschrieben worden.

— (Fahnen-). Nach Einigen rührt diese Benennung von den Fähnlein her, welche von den Schlössern, auch wohl von den Klempnern auf die Thürme, Palläste, hohen Häuser ꝛc. gesetzt werden, um darnach die Richtung des Windes zu beobachten; allein diese Herleitung ist unrichtig, weil, wie schon bemerkt, diese Fähnlein nicht von besonderen Schmieden, sondern von andern Handwerkern verfertiget werden; richtiger ist die Ableitung von Fahne, Standarte, Feldzeichen, weil diese Art Schmiede zu dem Fahnenstabe, zur Fahne eines Regiments oder eines Bataillons, Esquadrons ꝛc. gehören. Es sind also Kurschmiede, s. Th. 12, S. 109, und unter Huf- oder Waffenschmid, Th. 25, S. 575.

— (Gold-), s. diesen Artikel, Th. 19, S. 580.

— (Grob-), eine Benennung des eigentlichen Schmids, der auch zugleich Huf- und Waffenschmid ist; s. Schmid (Huf- und Waffen-).

Schmid (Hammer-), s. unter Hammerwerk, Th. 21, S. 349.
— (Herd-), s. Th. 23, S. 54.
— (Huf-), Waffenschmid, Grobschmid, Kurschmid, Fahnenschmid; s. Th. 25, S. 337 u. f, u. S. 574 u. f.
— (Jagd-), s. Th. 28, S. 474.
— (Kessel-), s. unter Kessel, Th. 37, S. 81.
— (Ketten-), s. unter Kette, Th. 37, S. 146.
— (Klein-), eine Benennung des Schlössers; s. Th. 146, S. 404, u. oben, S. 3.
— (Kleinnagel-), s. Th. 100, S. 644.
— (Kupfer-), s. Th. 56, S. 254 u. f.
— (Kupfer-Hammer-), s. daselbst, S. 155.
— (Küraß-), s. Th. 56, S. 681.
— (Lauf-), s. unter Huf- und Waffenschmid, Th. 25, S. 595.
— (Löffel-). s. unter Suppenlöffel, wohin überhaupt die Verfertigung der Löffel verwiesen worden.
— (Messer-), s. Th. 89, S. 243 u. f.
— (Nagel-), s. Th. 100, S. 644.
— (Panzer-), bei den Alten, und im Mittelalter, ein Schmid, welcher sich besonders mit Verfertigung der Panzer oder Panzerhemden abgab.
— Pfannen-), s. Th. 109, S. 463.
— (Reim-), s. Th. 122.
— (Säge-), s. unter Säge, Th. 130, S. 453, und Schmid (Zirkel-).
— (Schwarznagel-), s. unter Nagelschmid, Th. 100, S. 644.
— (Sensen-), s. diesen Artikel.
— (Waffen-), s. Schmid (Huf-), und Waffenschmid, in W.
— (Weißnagel-), s. unter Nagelschmid, Th. 100, S. 644.

Schmid (Wohn-), s. unter Huf- und
schmid, Th. 25, S. 595.
— (Zeug-), s. diesen Artikel, in Z.
— (Zirkel-), s. unter Z.
Schmidbar, in der Mineralogie, heißt ein
wenn es sich in Flitschen schneiden und v
mern und biegen läßt, oder so völlig geschmei
Schmiede, Officina ferraria, Fr. Forge, die
stätte eines Schmids, wo es doch nicht in a
Zusammensetzungen üblich ist, in welchen das
Schmid gebraucht wird. Man sagt zwar An
schmiede, aber nicht Hammerschmiede, so
Eisenhammer, nicht Kupferschmiede, so
die Werkstatt des Kupferschmids ꝛc.
gewöhnlichsten versteht man unter Schmiede
Werkstatt eines Huf- oder Grobschmids; s.
25, S. 574 u. f.; Hammerwerk, Th. 21,
351, und unter Werkstatt, in W. Vor d
rechte Schmiede gehen, figürlich, im gemein
Leben, an den rechten Ort, zu dem rechten Man
Nach dem Adelung in der Schweiz die Schmit
ten, im Niedersächsischen Smede, im Angelsächsi
schen Smiththe, im Englischen Smidy, Smithy, im
Schwedischen Smidja. Opitz scheint es von einem
Hammer zu gebrauchen.

Ob die Schmiedewerkzeuge, wenn nämlich eine
Schmiede auf einem Rittergute gebauet und das
Handwerkzeug von dem letzten Besitzer angeschafft
worden, besonders aber der Blasebalg und die Am-
boße zu dem Lehen gehören, hierüber sind die Mei-
nungen der Rechtslehrer sehr getheilt. Einige hal-
ten dafür, daß die Bälge und Amboße der Schmiede
zugehörige Stücke wären, und daher eben so, wie die
Betten im Wirthshause bei derselben bleiben müs-
sen. Sie glauben hierzu einen Grund in dem Lege
17, §. 2. in fin. ff. de instr. zu finden, indem darin

ausdrücklich festgesetzt wird, daß bei dem Vermächtniß einer Badstube auch zugleich der Bader mit überlassen werden müsse, mit der beigefügten Ursache, weil die Badstube ohne Bader nicht gebraucht werden könnte. Da nun eine Schmiede ohne Blasebalg und Amboß eben so unbrauchbar, als eine Badstube ohne Bader ist, so haben sie von dieser auf jene einen Schluß zu machen keinen Anstand genommen. Andere berufen sich dagegen auf die Worte des Legis 17. ff. de act. emt. quia haec instrumenti magis sunt, quam aedificio adhaerent, woselbst die Weingefäße und Weinpressen, ob sie gleich in dem Gebäude befestiget sind, dennoch nur für Beylaßstücke gehalten, und nicht als Zubehörungen des Gutes angesehen werden. Ihrer Meinung nach können die Schmiedewerkzeuge, besonders die Blasebälge und Amboße, keinen andern Platz, als unter den Beilaßstücken erhalten. Beide Meinungen haben kein ausdrückliches und bestimmtes Gesetz für sich, sondern beruhen nur auf Argumenta Legis, und diese Art zu schließen ist den Rechtslehrern sehr gewöhnlich. Aber diese Art zu schließen ist sehr zweifelhaft und unsicher, indem es gemeiniglich an der Aehnlichkeit der Fälle, die sie mit einander in Vergleichung setzen, mangelt, ohne diese aber von einer Sache zur andern keine zuverlässige Folgerung gemacht werden kann. Den meisten Grund für sich haben wohl diejenigen, welche den Blasebalg und Amboß für Zubehörungen der Schmiede halten. Wenn man auf die Ausnahmen, so die Gesetze oder gesetzmäßigen Rechtslehrer in Ansehung der beweglichen Dinge, ob sie zu den Beilaßstücken oder Zubehörungen gerechnet werden sollen, mit einer gewissen Aufmerksamkeit Acht hat, so wird man fast durchgängig wahrnehmen, daß sie solche bewegliche Dinge, ohne welche das Hauptwerk, wozu

Schmid (Wohn-), s. unter Huf- und Waffenschmid, Th. 25, S. 595.

— (Zeug-), s. diesen Artikel, in Z.

— (Zirkel-), s. unter Z.

Schmidbar, in der Mineralogie, heißt ein Mineral, wenn es sich in Flitschen schneiden und völlig hämmern und biegen läßt, oder so völlig geschmeidig ist.

Schmiede, Officina ferraria, Fr. Forge, die Werkstätte eines Schmids, wo es doch nicht in allen den Zusammensetzungen üblich ist, in welchen das Wort Schmid gebraucht wird. Man sagt zwar Ankerschmiede, aber nicht Hammerschmiede, sondern Eisenhammer, nicht Kupferschmiede, sondern die Werkstatt des Kupferschmids ꝛc. Am gewöhnlichsten versteht man unter Schmiede die Werkstatt eines Huf- oder Grobschmids; s. Th. 25, S. 574 u. f.; Hammerwerk, Th. 21, S. 351, und unter Werkstatt, in W. Vor die rechte Schmiede gehen, figürlich, im gemeinen Leben, an den rechten Ort, zu dem rechten Manne. Nach dem Adelung in der Schweiz die Schmitten, im Niedersächsischen Smede, im Angelsächsischen Smiththe, im Englischen Smidy, Smithy, im Schwedischen Smidja. Opitz scheint es von einem Hammer zu gebrauchen.

Ob die Schmiedewerkzeuge, wenn nämlich eine Schmiede auf einem Rittergute gebauet und das Handwerkzeug von dem letzten Besitzer angeschafft worden, besonders aber der Blasebalg und die Amboße zu dem Lehen gehören, hierüber sind die Meinungen der Rechtslehrer sehr getheilt. Einige halten dafür, daß die Bälge und Amboße der Schmiede zugehörige Stücke wären, und daher eben so, wie die Betten im Wirthshause bei derselben bleiben müssen. Sie glauben hierzu einen Grund in dem Lege 17, §. 2. in fin. ff. de instr. zu finden, indem darin

ten, war an vielen Orten der Gebrauch eingeführt, daß von den Laufschmieden und Hirten jährlich ein sogenannter Weinkauf, der von jedem gemeiniglich drei Rthlr. betrug, erlegt werden mußte. Diesen Weinkauf entrichteten nicht bloß die neu anziehenden, sondern auch die schon vorher an dem Orte gewesenen und noch fernerhin in den Diensten der Gemeine verbleibenden Hirten ꝛc.

Schmiedeamboß, s. Th. 57, S. 328 u. Fig. 3481.

Schmiedebalg, der Blasebalg in der Werkstätte eines Grobschmids; s. Blasebalg, Th. 5, S. 560.

Schmiedeesse, die Esse, der Feuerherd mit dem Schornsteine der Schmiede; s. Th. 11, S. 584; unter Kupferschmid, Th. 56, S. 258, und Fig. 3347; und unter Werkstatt, in W.

Schmiedefarbe, wird die Kupferfarbe auf den Kupfer-Hammerwerken genannt. Man gewinnt dreierlei Arten Farbe beim Kupferschmelzen. Die Gelbfarbe, welche zu der Zeit, wenn das Kupfer geschmolzen worden, aus dem Ofen auf den Boden ausspringt, oder auch dasjenige, was, wenn das Kupfer warm ist, zerstreut auf der Erde verschüttet wird. Dann kommt die Schmidfarbe, welche im Schornsteine in dazu aufgesetzten Pfannen, in welchen sich der Rauch verdichtet, gesammelt wird, und die Dachfarbe, welche auf dem Dache gesammelt wird. Alle diese Sorten halten mehr und weniger Kupfer, und werden beim Gahrmachen gesammelt und geschmolzen.

Schmiedehammer, die großen Hämmer, deren sich die Grobschmiede bei ihren Arbeiten bedienen; s. unter Hammer, Th. 21, S. 330.

Schmiedeknecht, im gemeinen Leben ein Name der Gesellen der Grobschmiede. Die Benennung Schmiedeknecht ist ein Beweis von dem hohen Alter dieses Handwerks, indem Knecht vor Alters

eine ganz andere Bedeutung hatte, als die man jetzt beilegt; s. unter Knecht, Th. 41, S. 273.

Schmiedekohle, Kohlen, welche die Grobschmied ihren Arbeiten gebrauchen, dergleichen diejen Holzkohlen sind, welche mit Wasser abgelöscht n den, ehe das Feuer die Holzfasern gänzlich zerri oder getrennt hat. Denselben Namen führen a die glänzend schwarzen und schwarzbraunen St kohlen von einem festen Gewebe, welche auch Pe kohlen heißen, und vor andern zur Schmiedear gebraucht werden; s. unter Kohle, Th. 43.

Schmiedekost, im Bergwerke, das verdung Geld, welches dem Bergschmid zur Verfertigu und Ausbesserung allerlei Bergwerkzeuges gege wird.

Schmidelia, s. den folgenden Artikel.

Schmidelie, Schmidelia, eine Pflanzengattung, n che in die zweite Ordnung der achten Klasse (Octa dria Digynia) des Linnéischen Pflanzensystems hört. Bekannt davon ist die traubenblüti Schmidelie, Schmidelia racemosa, welche Ostindien zu Hause gehört.

Schmiedemeister, der vornehmste Arbeiter auf ein Stabhammer, welcher auch der Zainer genan wird.

Schmieden, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort. 1. (gentlich, einen dehnbaren Körper durch Hamm schläge ausdehnen und bearbeiten, in welcher wei ren Bedeutung es jetzt nur selten noch vorkomm indem es in engerer von der Ausdehnung und Be beitung des glühenden Eisens vermittelst des Ha mers am üblichsten ist; s. unter Eisen, Th. 10, 618 u. f.; unter Huf- u. Waffenschmid, Th. 2 S. 574 u. f. — In figürlicher Bedeutung kommt hi unter vor: Sich schmieden lassen. Man m das Eisen schmieden, weil es warm ist, m

muß die Umstände zu nutzen suchen, so lange sie noch am schicklichsten sind. Ingleichen auf solche Art hervorbringen. Ein Hufeisen schmieden. Zwei Nägel in einer Hitze schmieden, zwei Absichten durch ein und eben dasselbe Mittel erreichen.

2. Figürlich. 1. Einen Verbrecher in die Eisen schmieden, ihn an den Karren, auf die Galeere schmieden, ihn auf immer mit eisernen Banden belegen, vermittelst derselben auf immer an den Karren, auf die Galeere befestigen. 2. Eine böse Sache zur Wirklichkeit zu bringen suchen, in nachtheiligem Verstande und von gewissen Veränderungen. Sein eigenes Unglück schmieden. Einen Krieg schmieden. Anschläge, welche unsere Feinde zu unserm Untergange schmieden.

Nach dem Adelung beim Strycker smiten, im Angelsächsischen smithian, Niedersächsisch smeden, im Schwedischen smida. Wachter und Frisch lassen es von schmeissen, Nieders. smiten abstammen, in so fern es ehemals schlagen überhaupt bedeutet hat. Ihre hält solches wegen des weichen d willen für unwahrscheinlich und leitet es von smeth, eben, ab, so daß es eigentlich ebenen bedeuten würde. Nach Adelung haben aber die Ersteren recht, jedoch so, daß man den Begriff der Schmeidigkeit mit zu Hülfe nehmen muß, auf welchen das weiche d zu deuten scheint. In Bayern ist für geschmeidig noch jetzt geschmaissig üblich. Die zweite figürliche Bedeutung ist ein Ueberbleibsel, der schon bei Schmid erwähnten alten Figur, da schmieden ehedem von allen Handwerken, besonders künstlicher Art, gebraucht wurde; denn schon Willeram übersetzt fabricare durch smiden.

Schmieden, des Bleyes, s. unter Bl
Supplement.
—, des Eisens, s. oben, S. 20.
—, des Goldes, s. unter Goldarbeiter,
—, des Kupfers, s. unter Kupfer, Th. 5
—, des Messings, s. unter Messing, T
—, des Silbers, s. unter Silber, in S.
Schmiedeschlacke, Schlacken, welche bei d
schmieden abgehen, zum Unterschiede von ar
Schmiedesinter, heißt der Hammerschlag.
Schmiedezange, eine starke eiserne Zange, r
Grobschmiede gebrauchen.
Schmiege, ein sich schmiegendes Ding, wo
zwei Fällen üblich ist. 1. Bei den Werk
die Schmiege oder die Schmiegung,
kel sowohl über, als unter 90 Grad, welchen
nien oder Wände machen. — 2. Ein W
solch einen Winkel zu messen, welches in e
weglichen Winkelmaaße besteht, welches sic
telst einer Stellschraube auf- und zuschieb
und bei den Tischlern, Schlössern un
Handwerkern üblich ist. Man nennt es
Schrägenmaaß, der Winkelfasser
kelpasser; s. Schrägenmaaß.
Schmiegen, ein regelmäßiges thätiges Zeitw
ches eigentlich mit biegen gleichbedeutend
doch eine größere Schmeidigkeit andeutet,
Zeitwort. Die Werkleute schmiegen eine
eine Mauer, wenn sie dieselbe nach einen
unter oder über 90 Grad fortführen. A
sten ist es als ein rückwirkendes Zeitwo
schmiegen, sich biegsam drehen oder
Schmiegt euch gehorsam ihr bunt
then und zerbrecht nicht unter den
ten. Geß. Der Hund schmiegt sich vor
Herrn, wenn er sich vor ihm windet, dr

erniedriget; daher sagt man auch figürlich: sich vor Jemanden schmiegen, demüthigen. Er hat sich nicht gewöhnt zu schmiegen und zu biegen, nachzugeben, sich in alle Zeiten und Umstände zu schicken. Besonders mit dem Nebenbegriffe des mit der Biegsamkeit verbundenen Drückens. Sich schmiegen, sich krümmen, sind hier gleichbedeutend, und bedeuten: sich in die Leute schicken und vor ihnen demüthigen um durch die Welt zu kommen. Diese Methode um fort zu kommen, ist zwar eine Regel der Klugheit, aber nicht Jedermanns Sache. Der Weinstock schmiegt sich an den Ulmenbaum. Schamhaft an Chloens Busen geschmiegt, Geßn. Ingleichen der Verminderung seines Umfanges, da denn der Begriff von schmag, smeg, klein, mit eintritt. S. Schmächtig. Sich in einen Winkel schmiegen. Die Decke des Bettes ist so kurz, daß man sich darein schmiegen muß. Es. 28, 20.

Nach dem Adelung im Niedersächsischen smigen, im Angelsächsischen smugan, kriechen, und im Schwedischen smyga, schleichen; ohne Zischlaut gehört auch das Dänische myg, schmeidig, das Schwedische mjuk, weich, odmjuk, demüthig, und das Isländische mykia, biegen, schmiegen, hierher. Im Oberdeutschen geht dieses Wort unregelmäßig, so wie biegen; ich schmog oder schmug, geschmogen.

Schmiele, Schmele, Windhalm, Aira Linn., eine Grasgattung, welche in die zweite Ordnung der dritten Klasse (Triandria Digynia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört und folgende Gattungskennzeichen hat: Der Kelch hat zwei Klappen oder Balgspelzen, und ist zweiblümig, die Corolle zweiklappig, die untere Klappe an der Spitze ausgebis-

1) Wasserschmiele, Wasserschw
Quellgras, süßes Wassergras, Miliß
Milenzgras, Wasserhirse; Aira aqu
foliis planis, panicula patente, floribus m
laevibus, calyce longioribus. Fl. suec. 6
Dalib. paris. 26. Gramen aquaticum milia
Scheuch. gram. 176. Gramen caninum
num paniculatum dulce. Bauh. pin. I
locustis bifloris glabris. Hall. helv. n.
Poa rivularis Bernhardi Verzeichniß. E
Flora. Catabrosia aquatica P. de Beauv.

Die Halme dieser in Europa in Wässern u
allen nassen Triften wachsende Grasart, breit
unten auf der Erde aus, steigen aber nach o
in die Höhe, bis 1 — 2 Fuß lang, und mi
ausgebreiteten, ästigen Rispe gekrümmt, deren
fast quirlförmig stehen. Die Aehrchen sind
mig, stumpf, unbewehrt, die Blätter des H
flach. Man findet dieses Gras, wie schon o
wähnt worden, auf allen nassen Triften, w
kalte Quellen und kleine Bäche finden, in
schwammigsten, fettesten und salzigsten Bode
es oft eine Höhe von 2 bis 21/2 Fuß erreicht
doch süß und saftreich ist; steht dieses Gras ab

2) Rohrartige Schmiele oder Schmele, Aira arundinacea, panicula oblanga secunda mutica imbricata, foliis planis. Linn. Spec. plant. p. 95. Gramen orientale paniculatum, portulacae semine. Tournef. cor. 39. Diese im Morgenlande zu Hause gehörige Grasart, hat einen aufrechten Halm, mit glatten, ebenen, gestreiften Blättern, und trägt eine längliche, einseitige, unbewehrte Aehre, deren Kelchklappen ungleich sind. Die Blütezeit ist der Julius.

3) Schwingelartige Schmiele oder Schmele, Aira festucoides. Vill. Diese in Frankreich einheimische Grasart hat fadenförmige dünne Halmblätter, eine aufrechte Rispe und gefärbte Blümchen.

4) Niedrige Schmiele oder Schmele, Aira humilis. M. de Bieberst., die am Kaukasus zu Hause gehört. Sie hat eine ausgebreitete Rispe, unbewehrte Blümchen, die doppelt länger, als die Kelche sind, und abgestutzte, an der Spitze häutige, gezähnelte Klappen.

5) Glänzende Schmiele oder Schmele, Aira nitida. Spreng., soll nach Dietrich's Vermuthung zur Gattung Koeleria gehören. Mühlenberg fand sie in Pensylvanien. Diese Schmiele ist unbewehrt, mit zusammengezogener walzenförmiger Rispe, abgestutzten Kelchklappen, und abwechselnden, gestielten Blümchen mit durchsichtigen Klappen. Die Blätter des Halms sind 1 Zoll lang und filzig.

6) Blasse Schmiele oder Schmele, Aira pallescens. Kitaibel. Der Halm dieser Grasart ist aufrecht und mit langgespitzten glatten Blättern besetzt. Die Rispe ist zusammengezogen und schlaff, fast dreiblümig, hat keilförmig-umgekehrt-eyförmige Aehrchen, und unbewehrte, stumpfe Klappen, davon die untern mit den Kelchklappen gleiche Länge haben. Das Vaterland ist Ungarn.

alpina. Vahl. Fl. Dan. t. 961. Die Blätter des Halms sind weich, zart, immer flach. Die Rispe ist ausgebreitet, arm, mit einfachen, fast quirlförmig gestellten Aesten; die Aehrchen sind schwarz-purpurroth oder violett, 1½ Linie lang, die Kelchklappen viel kürzer, als die Blümchen, an der Spitze behaart, die obere Kronenklappe auf dem Rücken mit einer Granne versehen. Das Vaterland ist Lappland, wo es an sumpfigen Orten wächst.

12) Rasenschmiele oder Schmele, glänzende Schmiele, Rabisgras, hohe Ackerschmiele, Ackerstrausgras, Ackerwindhalm, Leethardel; Aira cespitosa, foliis planis, panicula patente, petalis basi villosis aristatisque, arista recta brevi. Fl. suec. 63, 70. Gramen segetum, panicula arundinacea. Bauh. pin. 3. theatr. 35. Scheuch. gram. 244. Gramen pratense paniculatum. T. Vaill. paris. 26. Gramen agrorum. Moris. hist. 3. s. 8. t. 5. f. 17. Avena diantha. Hall. Helv. n. 1487. Deschampsia cespitosa. P. de Beauv. Engl. Turfy Hair Gras.

Aus der zaserigen Wurzel dieses perennirenden Grases erheben sich mehrere aufrechte, zweiknotige, 3 bis 4 Fuß hohe, steife Halme, die mit einer großen, fast über einen Fuß langen, ausgebreiteten, flattrigen Rispe gekrönt sind. Die Blüten sind fast so lang, als die Kelchklappen, und die Blätter des Halmes flach, unten glatt, oben mit scharfen, sägenartigen, erhabenen Rippen versehen, wovon sich gewöhnlich 5 — 7 auf jedem Blatte befinden. Die Wurzelblätter sind schmal, lang, gleich breit, und in ihrer Jugend am Rande mehr oder weniger eingerollt. Sie wächst an schattigen Orten in Gräben, auf feuchten Wiesen und in Wäldern in Deutschland. Ueberhaupt auch in ganz Europa auf bebaue-

ten fruchtbaren Wiesen. In nassen
wächst dieses Gras besonders das G
mit solchem bei starkem Regen nie
wieder auf, und macht, daß wenig
Lagergetreide gefunden wird. Di
von allem Vieh gern gefressen, bes
den Schafen, und ist daher zum An
pfehlen.

13) Zierliche Schmiele
Schmiele oder Schmele; Aira
setaceis, flosculis utroque sessili
riore aristato, altero inferiore r
exteriori bimucronata. Willd. ine
Agr. 1. p. 130. Aira capillari
aust. 4. t. 35.

Diese Grasart gleicht der nelk
Schmiele, unterscheidet sich aber d
und andere Merkmale. Der Halm
und darüber, und mit borstenförmig
setzt. Die äußeren Kelchklappen sind
kronen versehen. Man findet diese
Schweitz im Sandboden, auf Felt
Dalmatien und an andern Orten.

14) Flitterschmiele oder Sc
gene Schmiele, Silberbocksl
gras, Waldgras; Aira flexuo
ceis, culmis subnudis, panicula d
dunculis flexuosis. Fl. suec. 64, 7
cula rara, calycibus albis. Fl. la
men alpinum nemorosum panicula
gram. 218. t. 6. f. 1. Gramen nem
ris. hist. 3, p. 300. Aira montan

Aus der Wurzel dieser Schmiele k
fast glatte, aufrechte Halme, die mi
Blättern besetzt sind, und eine eyf
sperrte, dreitheilige Rispe tragen, d

verschiedenen Richtungen gebogen sind. Die Aehrchen sind lanzettförmig, etwas zusammengedrückt, zugespitzt, glänzend und rauh. Die Kelchklappen ungleich, lanzettförmig, etwas kürzer, als die Blüten, oft aber auch länger, welches von dem Standorte der Pflanze abhängt; jede Spelze ist unten auf dem Rücken mit einer gebogenen Granne versehen. Die äußere Spelze, welche mit kurzen Haaren bekränzt ist, hat eine ähnliche Bildung und Farbe. Diese Art wächst in Amerika und Europa, besonders in Deutschland, in grobsandigen, steinigen Gegenden, auf Bergen, in Wäldern und auf lichten Plätzen, wo sie gewöhnlich im Julius blüht. Es wird vom Vieh, besonders aber von den Schafen sehr gern gefressen, und verdient in dieser Rücksicht angebauet zu werden. Man hat von dieser Grasart vier Varietäten.

15) Alpenschmiele oder Schmele, weißes Strausgras, Aira alpina, foliis subulatis, panicula densa, flosculi basi, pilosis aristatis, arista brevi. Fl. suec. 69. 73. Gramen avenaceum capillaceum. Scheuch. gram. 222. Deschampsia alpina. P. de Beauv.

Der Halm ist aufrecht, gebogen und mit pfriemenförmigen Blättern besetzt, und trägt eine eyförmige, etwas zusammengezogene Rispe. Die Bälge sind mit Haaren umgeben, und die Spelzen enthalten kurze Grannen. Das Vaterland sind die Alpen in Lappland und Deutschland. Es blüht im Sommer, und ist als Futtergras zum Anbau zu empfehlen.

16) Bergschmiele oder Schmele, Aira montana, foliis setaceis, panicula angustata, flosculis basi pilosis aristatis, arista tortili longiore. Fl. suec. 68, 72. Aira panicula rara, calycibus fuscis. Fl. lap. 49. Gramen avenaceum

mit einer langen, gewundenen Granne verseh
Art blüht gewöhnlich im Junius und Juliu
ein sehr zu empfehlendes Futtergras, welche
England häufig dazu benutzt wird. Auch
wegen soll dieses Gras für eines der beste
gewächse gehalten werden, weil es nahrhaf
spät im Jahre grün bleibt. Das Vaterla
Grases sind die Alpen in Europa; und d
auf Höhen wächst oder angetroffen wird,
besonders ein gutes Schaffutter.

17) Chinesische Schmiele oder S
Aira chinensis. Retz. Der Halm dieses
gen, mit borstenförmigen Blättern bekleidete
trägt eine lange, aufrechte Rispe, deren Sp
grannt, und die Bälge mit feinen Haaren
sind. Das Vaterland ist China.

18) Graue Schmiele oder Sch
grauer Bocksbart, Silbergras; Air
cens, foliis setaceis; summo spathaceo
lam inferne obvolvente. Roy lugdb.
suec. 73. 74. Dalib. paris. 25. Grame
junceis, radice jubata. Bauh. pin. 5. S
gram. 243. Gramen sparteum variegatum

denartig ist, dichte rasenartige Büsche. Die Rispe hat in den ersten Stufen ihrer Ausbildung ein ährenartiges Ansehen; im Alter breiten sich aber die Aeste mehr aus. Die schönen purpurrothen, mit grün vermischten Kelchklappen sind von gleicher Länge, und die Spelzen glatt, nur unten ein wenig haarig. Diese Art unterscheidet sich überhaupt sehr gut durch die graue glänzende Farbe, und ist ein gutes Viehfutter, besonders wird es von den Schafen sehr gern gefressen.

19) Nelkenartige Schmiele oder Schmele, Nägelein, Silberhaarschmiele; Aira caryophyllea, foliis setaceis, panicula divaricata, floribus aristatis distantibus. Linn. Species plantarum. Tom. 1. p. 97. Gramen phalaroides, sparsa panicula, minimum angustifolium. Barr. rar. 1218. t. 44. f. 1. Gramen paniculatum, locustis purpureo argenteis, annuum. Raj. angl. 3. p. 407. Moris. hist. 3. p. 200. s. 8. t. 5. f. 11. Caryophyllus arvensis glaber minimus. Bauh. prodr. p. 105. Engl. Silver leav'd Hair Grass.

Die Halme dieses Grases, welches in England, Frankreich und Deutschland in dürrem Boden, auf Sandschollen ꝛc. wächst, werden selten 8 bis 10 Zoll hoch, stehen aufrecht, und sind mit borstenartigen Blättern besetzt, deren Blattscheiden rauh und gestreift sind; das Blatthäutchen ist länglich, sehr fein gekerbt und zugespitzt, die borstenähnlichen, glatten Wurzelblätter sind kaum über einen Zoll lang; die auseinander gesperrte Rispe besteht immer aus Paarweise stehenden langen Armen, die sich in lange Nebenäste vertheilen, welche vor dem Aufblühen zusammengezogen sind. Die Bälge sind weiß und purpurroth gefleckt, glänzend und abstehend; das obere Blütchen ist allemal gestielt, und steht von dem untern etwas ab. Dieses Gras blüht im Mai und

die mit borstenförmigen, steifen Blättern
Die an der Wurzel stehenden Blätter sind
2 Zoll lang, zusammengefaltet eingerc
Rispe ist etwas ausgebreitet, mit d
Aehrchen, deren Blümchen kürzer, als die
20) Bunte Schmiele oder Schm
versicolor Roem. et Schult. Die Wurzelb
2 bis 3 Zoll lang, borstenförmig, die
Spanne lang und darüber, rund, mit 3 bi
fen, glatten Scheiden und linienförmigen
besetzt. Die Rispe ist fast zusammengez
haarförmigen Aesten. Die Kelchklappen
gleich, auf dem Rücken scharf, die Kronk
gleich, lanzettförmig, die äußere ist größer,
nere, an der Basis behaart, in der Mitte
Rande häutig, und mit einer Granne vers
21) Hartliche Schmiele oder Sch
duriuscula. Poiret. Aus der Wurzel kon
3 bis 6 Zoll hohe dünne Halme, die mi
pfriemenförmig-eingerollten Blättern be
Die Rispe ist kurz, ausgebreitet, und di
tragen einzelne, zusammengedrückte, an
purpurrothe Aehrchen. Die Kelchklappen
lanzettförmig, gespitzt, die Blümchen stiellos
als die Kelche, an der Basis behaart; die

in seiner Spec. plant. anführt, von andern Botanikern andern Grasgeschlechtern oder Familien einverleibt worden, so z. B. gehört die Indische Schmiele, Aira indica Linn., zu dem Hirsegeschlechte, Panicum, die büschelförmige Schmiele, Aira cristata Linn., zu der Koelerie, Koeleria, und ist Koeleria glauca; die frühzeitige Schmiele, Aira praecox Linn., zu dem frühzeitigen Hafer, Avena praecox ꝛc. ꝛc. Man kann alle diese Gräser in botanischen Gärten erziehen und fortpflanzen, indem man sie wie die übrigen schon in der Encyklopädie abgehandelten Gräser kultivirt. Zum ökonomischen Gebrauche sind sie nach Dietrich fast alle geeignet, nur muß der Oekonom bei Anpflanzung derselben auf den Standort und das Erdreich, in welchem sie in ihrer Wildniß häufig vorkommen, Rücksicht nehmen, und ihre Größe und ihren Wuchs gegen diejenigen Futterpflanzen, mit welchen sie in der Aussaat gemischt werden, gut zu berechnen verstehen.

Oekonomische Nachrichten der patriotischen Gesellschaft in Schlesien vom Jahre 1777, S. 340 u. f.
Oekonomische Nachrichten, 15, S. 230.
Hube, Landwirth, I. 184.
Handbuch der Landwirthschaft für alle Stände ꝛc. 1r Bd. Berlin, 1796. S. 434 u. f.
Beckmann's Grundsätze der Deutschen Landwirthschaft, 4te Aufl. Göttingen, 1790, S. 162, 163.
Stuttgarder Auszüge VI, 172, 193. — Schreber's Sammlungen VI, 376; XI, 208, 213.
Dietrich's Lexicon der Gärtnerei und Botanik, 1r Th., 2te Auflage, Berlin, 1820, S. 209 u. f.

Schmiele (Acker=), s. Schmiele (Rasen=).
— (Alpen=), Aira alpina, Linn., s. oben, S. 29.
— (Berg=), Aira montana, Linn., s. daselbst.
— (blasse), Aira pallescens, Kitaibel, s. daselbst, S. 25.

Schmiele (borſtenblättrige), Aira setacea, Retz, ſ. oben, S. 26.
— (bunte), Aira versicolor, Roem. et Schult., ſ. daſelbſt, S. 32.
— (büſchelförmige), Aira cristata Linn., ſ. daſ. S. 33.
— (Chineſiſche), Aira chinensis, ſ. daſ., S. 30.
— (dreiblüthige), Aira triflora, Lagasca, ſ. daſ. S. 32.
— (Flitter-), ſ. Schmiele, (gebogene).
— (frühzeitige), Aira praecox, ſ. oben, S. 33.
— (gebogene), Flitterſchmiele, Aira flexuosa Linn., ſ. daſ., S. 28.
— (glänzende), Aira nitida, Spreng., ſ. daſ S. 25.
— (graue), Aira canescens, Linn., ſ. daſ., S. 3(
— (hartliche), Aira duriuscula, Poiret, ſ. daſ S. 32.
— (Indiſche), Aira Indica, Linn., ſ. daſ., S. 3
— (liebliche), zierliche Schmiele, Aira elegans Willd., ſ. daſ., S. 28.
— (nelkenartige), Silberhaarſchmiele, Aira caryophyllea, Linn., ſ. daſ., S. 31.
— (niedrige), Aira humilis, M. de Bieberst, ſ daſ., S. 25.
— (purpurrothe), Aira purpurrea, Walt., ſ. daſ. S. 26.
— (Raſen-), glänzende Schmiele, Acker ſchmiele, Aira cespitosa, Linn., ſ. daſ., S. 27
— (rohrartige), Aira arundinacea, L., ſ. daſ., S. 25
— (ſchwarzpurpurrothe), Aira atropurpurea Wahl., ſ. daſ., S. 26.
— (ſchwingelartige), Aira festucoides, Vill., daſ., S. 25.
— (Silberhaar-), ſ. Schmiele (nelkenartige)
— (Waſſer-), Aira aquatica, Linn., ſ. oben, S. 24

Schmiele (zierliche), s. Schmiele (liebliche).
— (zweifelhafte), Aira ambigua, Mich., s. oben, S. 26.

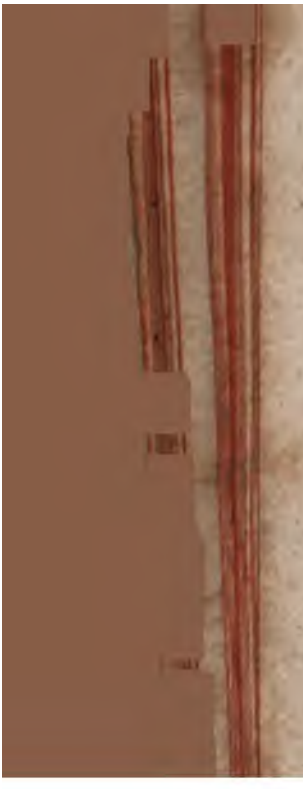
Schmier, ein schmieriger Körper, womit man schmiert. Es ist nur in der Zusammensetzung Wagenschmier üblich, für Schmeer oder Schmiere.

Schmieralien, ein von dem Zeitworte schmieren nach Art der Lateinischen Wörter gebildetes Hauptwort. 1. Von schmieren, schlecht schreiben, sind Schmieralien, ein schlechtes, elendes Geschreibe, und die auf solche Art beschriebenen Papiere, also ein Geschriebenes ohne Werth. 2. Von schmieren, bestechen, werden auch Geschenke, womit man den Richter schmiert oder besticht, zuweilen im Scherze Schmieralien genannt.

Schmierbuch, Schmadderbuch, Kladde, bei den Kaufleuten, s. Kladde, Th. 39, S. 303, und Memorial, Th. 88, S. 323. In den Schulen, Gymnasien, das Tagebuch, Diarium, Fr. Brouillon.

Schmierbüchse, im Fuhrwesen, die hölzerne Büchse mit einem Deckel, worin sich das Wagenschmier befindet, und welche auf der Reise unten an den Wagen vermöge eines um die Büchse gezogenen und befestigten Strickes gehängt wird. Sie heißt auch noch der Schmiereimer, die Schmiermeste, das Schmierfaß, die Theerbutte.

Schmiere, im gemeinen Leben, ein halb flüssiger und halb fester fettiger Körper, um einen andern damit zu schmieren oder zu beschmieren. Eigentlich gebraucht man es hier nur von der Wagenschmiere und Schuhschmiere, s. diese Artikel; die Letztere, auch Lederschmiere genannt, s. Th. 68, S. 674 u. f.; uneigentlich aber von andern ähnlichen Körpern; z. B. von der Salbe, welche aber nicht so flüssig und fettig ist, als die eigentliche Schmiere. Zwischen der Schmiere und Salbe steht die Pom-



schmierige Unreinigkeiten, fettes Uebriges
wird im gemeinen Leben Schmiere genann
der Ausdruck voller Schmiere seyn.
dem Adelung in Schwaben Schmir
schmirben, schmieren, in Bayern S
Schmeer, Schmier und Schmiere sin
Gebrauch verschieden.

Schmiereimer, s. Schmierbüchse.

Schmieren, regelmäßiges thätiges Zeitwort.
gentlich, einen halb festen und halb flüssige
auf einen festeren ausdehnen oder streichen.
schmierete den Koth auf des Blinde
Joh. 9, 6. u. f. Einem Kinde den
den Mund schmieren. Figürlich sag
den niedrigern Sprecharten Einem etwas
Maul schmieren, es ihm wegen seiner Un
sehr deutlich und begreiflich machen. Beson
einem dicklichen fetten Körper, welcher die
einer Salbe oder Schmiere hat. Butter
Brod schmieren. Sehr häufig wird es
vierten Endung desjenigen Körpers gebrau
welchem der weiche ausgedehnt wird, mit
gung des letztern, da es denn nicht allein
ben, Schmieren und andern dicklichen flüssi
gen, sondern auch von noch flüssigeren, z.

die Ritzen mit Lehm oder mit einem andern weichen Körper ausstreichen. Jemanden das Maul schmieren, in den niedrigen Sprecharten, ihm angenehme Hoffnungen machen, ohne sie zu erfüllen. Die Gurgel schmieren, auch nur in der niedrigen Sprechart, wacker trinken. Die räudigen Schafe schmieren. In der Schifffahrt heißt schmieren den Rumpf und die Masten eines Schiffes mit einer gewissen Komposition bestreichen, um sie gegen Fäulniß zu verwahren. Die Seiten des Schiffes werden gewöhnlich mit Theer, Terpentin, Harz, Thran und Ocher überstrichen, damit die Sonnenhitze und der Wind sie nicht aufreißen kann, so auch die untern Masten. Die Stengen, Bramstengen und auch die Masten der kleinern Fahrzeuge überzieht man mit Thran oder Schmalz, damit die niederzulassenden Segel um so besser daran gleiten.

Da dieses Wort den schmutzigen Nebenbegriff des Unreinlichen, Fettigen ꝛc. bei sich hat, so wird es von Dingen, welche auch im gesitteten Leben vorkommen, in der anständigeren Sprechart gern vermieden, und dafür das Zeitwort streichen gebraucht. Butter auf Brod streichen, Salbe auf Leder, Leinewand ꝛc. streichen. Nur in den Fällen, nach Adelung, wo es die vierte Endung des Körpers, welcher bestrichen wird, bei sich hat, muß man es behalten, welche Fälle aber größtentheils in das gemeine Leben gehören. Von Salben und andern reinen und wohlriechenden Arten von Schmieren, als Pommaden, braucht man das Zeitwort salben. Dieses gilt auch von den folgenden figürlichen Bedeutungen, welche sämmtlich in die gemeine und niedrige Sprechart gehören.

2) Figürlich. (1) Mit einem dicklichen flüssigen Körper unreinlich, sudelhaft umgehen, am häufigsten in dem Zusammengesetzten sich beschmieren, für

beſudeln. (2) Schlecht und ſudelhaft ſchreiben und malen, eine Fortſetzung der vorigen Figur; im Hochdeutſchen auch ſchmadern, im Bayerſchen glänen, im Niederſächſiſchen kleyen, gnideln. Das iſt nicht gemalt, ſondern geſchmiert. Etwas in ein Buch ſchmieren. Allerley zuſammen ſchmieren, wo es nicht bloß von ſchlechten, in der Eil gemachten Zügen, ſondern auch von gemeinen alltäglichen auf eine nachläßige und flüchtige Art vorgetragenen Sachen gebraucht wird. — (3) Den Wein ſchmieren, ihm mit ſchädlichen Dingen eine höhere Farbe oder einen angenehmeren Geſchmack geben; daher der Ausdruck ein geſchmierter Wein; ſ. unter Wein. — (4) Jemanden die Hände ſchmieren, einen Richter, einen Advokaten ſchmieren, ſie beſtechen. Adelung glaubt, daß dieſe Figur von dem Schmieren eines Wagens entlehnt ſei, zumal da man den Satz, wer gut ſchmiert, der gut fährt, auch auf dieſen Fall anzuwenden pflegt. Sich ſchmieren laſſen, beſtechen. — (5) Jemanden den Buckel ſchmieren, ihn prügeln, wofür man auch nur ſchlechthin ſagt: ihn ſchmieren oder abſchmieren. — (6) Im Niederſächſiſchen iſt ſchmieren, auch ſchmeicheln, nach dem Munde reden. Gut ſchmieren können. Daher eine ſolche Perſon auch eine Schmiertaſche heißt. Bei den Schwäbiſchen Dichtern kommt es in einer dem Anſcheine nach verwandten Bedeutung vor. Nach dem Adelung bei dem Notker, der es aber ſehr uneigentlich für mäſten gebraucht, smiran, in Schwaben ſchmirben, im Niederſächſiſchen ſmeren, im Angelſächſiſchen, smeran, smyran, im Engliſchen smear, im Schwediſchen smörja, im Iſländiſchen smyria, im Irländiſchen smearam, im Polniſchen

smarowac. Der Begriff des glatten, dicklich weichen, soll der herrschende seyn. S. auch Schmeer.

Schmierer, in der Landwirthschaft, diejenigen Schäfer, welche mit Schmiervieh umgehen, im Gegensatz derjenigen, welche mit reinem Vieh zu thun haben. Letztere nennen daher Erstere Schmierer. In der zweiten figürlichen Bedeutung des Zeitwortes in der niederen Sprechart und im verächtlichen Verstande sagt man es von einer Person, welche eine schlechte nachläßige Hand schreibt, ingleichen von einem Schriftsteller, welcher alttägliche Sachen ohne Wahl und Geschmack schreibt.

Schmiererey, eine schmierige unreine Behandlungsart, ingleichen eine schmierige besudelnde Arbeit. Auch in der zweiten figürlichen Bedeutung des Zeitwortes, ein schlechtes flüchtiges Geschreibe, und eine schlechte ohne Wahl und Geschmack zusammengetragene Schrift.

Schmierfaß, s. Schmierbüchse.

Schmierig, einen halb festen und halb flüssigen Körper, er sei nun fett oder nicht, enthaltend, demselben ähnlich, damit überzogen oder besudelt ꝛc. Ein schmieriger Körper. Ein Ding ist schmierig, wenn es mit einem dicklich flüssigen Körper überzogen oder beschmutzt ist. Sich schmierig machen. Eine schmierige Arbeit, wobei man sich schmierig macht; da es denn im gemeinen Leben auch für schmutzig, unrein, von einem dicklich flüssigen Schmutze gebraucht wird.

Schmiering, Gelbbein, Gelbfüßel, Glareola III, Schwenkfeld et Klein, in einigen Gegenden ein Name einer Art Sand- oder Strandläufer mit gelben Füßen; s. Strandläufer.

Schmierkäse, in der Landwirthschaft, geronnene Milch, welche in weichem Zustande aufbehalten wird, um sie auf das Brod zu schmieren, und wel-

cher Käse auch Quark, Käsebutter genannt wird; s. auch unter Quark und Käse. Auch in der Stadtwirthschaft, bei den Victualienhändlern, eine Art eingelegter Kuhkäse, welche, wenn sie aus der Sauce kommen, von einander fließen und eine schmierige Beschaffenheit haben.

Schmierleder, Schmeerleder, s. unter Juchten, Th. 31, S. 267 u. f.; und unter Leder, Th. 68, S. 627.

Schmierlein, eine Benennung, die in einigen Gegenden die Schmerle oder der Wetterfisch, Cobitis fossilis, wegen seines mit zähen Schleime bedeckten Körpers führt. Auch der Gründling führt zuweilen diesen Namen. — Auch eine Benennung des kleinen Falken, Falco aesalon, Fr. L'Emérillon; s. unter Falk, Th. 12, S. 135.

Schmiermeste, s. Schmierbüchse.

Schmierofen, bei den Pechlern oder Pechhauern, der viereckige aus Lehm bestehende Ofen, worin das Harz geläutert und zu Pech gemacht oder bereitet wird; der Pechofen; s. diesen, Th. 104, S. 371.

Schmiersalbe, bei den Wundärzten, eine weiche Salbe zum Schmieren; sie hat die Consistenz eines geronnenen Oels.

Schmierschaf, in der Landwirthschaft, unreine Schafe, welche beständig mit der Räude behaftet sind, und daher zur Heilung geschmiert werden; s. auch unter Schaf u. Schafzucht, Th. 138 u. 139.

Schmierseife, s. unter Seife.

Schmiervieh, nur von Schafen, collective, unreines Vieh, im Gegensatz der reinen Schafe oder des reinen Viehs.

Schmierwolle, die Wolle von den Schmierschafen, daher unreine Wolle, im Gegensatz der reinen; s. unter Schaf und Schafzucht, Th. 139.

Schmiete, in der Seefahrt, eine Art Seile, welche an die untern Enden des Schönfahr- und Fockſegels angeheftet ſind, und welche dienen, die Segel nach vorne auszuziehen. Man nennt ſie auch Halſen oder Halßen; ſ. unter Seil.

Schminkbaum, Afrikaniſcher Schminkbaum, Alhenna, eine von vielen älteren Schriftſtellern angeführte Pflanzengattung, welche in Amerika zu Hauſe gehört, und wahrſcheinlich mit der Lawſoniſchen Pflanze, Lawsonia Linn., Th. 66, S. 577 u. f. verwandt iſt. Nach der Beſchreibung iſt dieſer ſogenannte Schminkbaum ſtaudenartig, hat der Myrthe ähnliche Blätter, eine fünfblättrige, zirkelförmige Blüte, und eine einfache Fruchthülſe mit kleinen Samen. Aus den Blättern bereitet man einen ſchönen rothen Saft, womit ſich das Frauenzimmer in Amerika die Nägel ſchön roth färbt, und welchen man auch noch zu andern Bedürfniſſen gebraucht.

Schminkbeere, Erdbeermelde, Blitum Linn., ſ. Meier, Th. 87, S. 610, Nr. 4.

Schminkbohne, Welſche Bohne, ſ. unter Bohne, Th. 6, S. 110 u. f.

Schminkbüchſe, eine Büchſe, in welcher die Schminke verwahrt wird; ſ. unter Schminke.

Schminkdoſe, Ostrea striatula, eine Art Conchylie, ſ. unter Muſchel, Th. 98, S. 309.

Schminke, Cosmeticum, Fucus; Fr. Cosmétique, Fard, ein dicklich flüſſiger, oder auch ein trockner fein gepulverter Körper, gewiſſe Theile des Leibes, vorzüglich aber das Geſicht damit zu beſtreichen oder zu färben, um den Teint deſſelben zu erhöhen; daher man auch rothe und weiße Schminke hat. Die Kunſt des Schminkens iſt ſchon ſehr alt; denn in der Bibel wird ihrer ſchon erwähnt. Als Jehu, der neu geſalbte König von Iſrael, auf ſeinen

Siegeszügen auch gegen Jesreel zog, und Joram's Mutter Isebel seine Ankunft erfuhr, schminkte sie ihr Angesicht, schmückte ihr Haupt, und kukte zum Fenster hinaus *). Nach der heiligen Schrift, mit den Anmerkungen der Englischen Schriftsteller (4r Th., S. 373, 374), soll Isebel sich einer Art Spießglas bedient haben, wodurch die Augen schwarz gefärbt wurden und die Augenlieder anschwollen. Auch Jeremias, Kap. 4, V. 30, redet von der Kunst zu schminken, als von einer gewöhnlichen Sache, womit man dasjenige vergleichen kann, was im Buche Esther, Kap. 2, V. 12, über das Schminken der Frauen gesagt worden, welches gleichfalls zum Beweise dient, daß das Schminken bei den Asiaten sehr alt ist. Bei den Griechinnen finden wir es gleichfalls. Aelianus **), sagt von den Griechischen Mädchen, daß sie sich das Gesicht mit Farben und Schminken bemalt hätten. In den monatlichen Unterredungen vom Jahre 1689, S. 505, wird aus dem Grandi ***) folgende Geschichte erzählt, welche das Schminken der Griechinnen zum Gegenstande hat. „Auf einem Gastmahle wurde das Königsspiel gespielt, welches darin besteht, daß Einer nach dem Andern in der Gesellschaft etwas befehlen darf. Da nun die Phryne gewahrte, daß die Frauenzimmer, welche dabei waren, sich geschminkt hatten, befahl sie Wasser herein zu bringen. Sie wusch sich das Gesicht zuerst darin, und trocknete es mit einem Handtuche ab, und so befahl sie auch, vermöge ihrer erlangten Würde, daß es die

---

*) 2. Buch der Könige, Kap. 9, V. 30.

**) L. 1. Faciem coloribus ac medicamentis pictam [illegible].

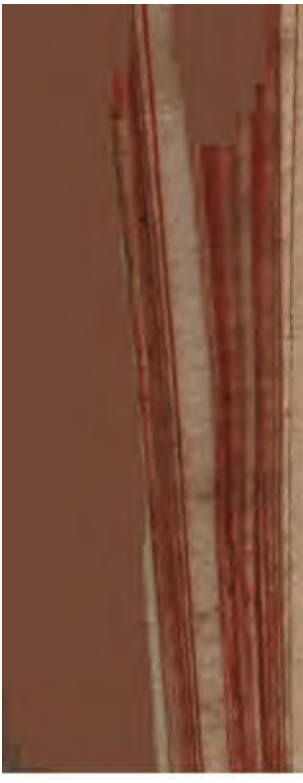
***) medici Diss. de Stibio ejusque usu apud antiquos [illegible] cosmetica.

sagt in seiner Kallopistria, S. 3, die Schminken und Parfüms betreffend. „Man hat endlich entdeckt, daß ein großer Theil dieser Waaren nur den Französischen Stempel führten, aber in Deutschland bereitet wurden, und ist von dem Glauben an ihre Unfehlbarkeit zurückgekommen. Doch ist ein blindes Vertrauen auf solche schon zubereiteter Schönheitsmittel, seyn sie aus Französischen oder Deutschen Händen, immer sehr gefährlich; denn die Gewinnsucht scheut sich nicht, schädliche Ingredienzen zu wählen, wenn sie die wohlfeilsten sind."

Bei den Heiden, Griechen, Römer ꝛc., sah man diese Künste als vollkommen gleichgültig an, und wenn man viel that, so spottete man darüber. Die ersten Christen hingegen, und unter ihnen die Kirchenväter, betrachteten die Sache ganz mit andern Augen. Tertullian, Cyprian, Augustin, St. Hieronymus, Clemens Alexandrinus eiferten zu ihrer Zeit schon heftig dagegen, und mehrere Stellen der Kirchenväter, worin das Schminken verworfen wird, findet man in Will. Cavens erstem Christenthume, L. III, p. 427, angeführt; auch gab es unter den Heiden Völker, welche die Schönheit für schädlich hielten, wie man solches in des Kanzlers von Mosheim Sittenlehre, 2. Th., S. 319, sehen kann. — Bei den Irokesen färben sich nur die Krieger oder die in den Krieg ziehenden Leute das Gesicht mit rother oder blauer Farbe, um dem Feinde, wie sie sagen, den Vortheil nicht zu gönnen, zu sehen, daß sie vor Furcht oder Gefahr erblassen könnten, und um ihre Mitstreiter nicht verzagt zu machen; eine Frau aber, die sich bei ihnen schminkt, wird für unehrlich gehalten. Bei den Mohamedanerinnen, sowohl in Asien, als Afrika, scheint diese Kunst keinen großen Eingang gefunden zu haben, wenigstens berichten die neuesten

ſehr ergiebigen Handel reich. In Athen und Rom waren die Gewölbe der Parfümeurs ſehr beſuchte Orte; auch lernten die Römerinnen von den Athenienſerinnen den Gebrauch der rothen und weißen Schminke. Die Galanterie des Mittelalters kannte auch ſchon dieſe Schönheitsmittel, ſo wie den Gebrauch der Parfüms. Wahrſcheinlich iſt dieſe Mode aus dem Morgenlande durch die Kreuzzüge zu uns gekommen, ſo wie die Schminkpflaſterchen, die von den ſchwarzen Mälern herſtammen, welche die Araber und Perſer für eine Schönheit halten. Denn nach Rom's Zerſtörung durch die Vandalen, Heruler, Rugier ꝛc., war wohl bei dieſen noch wenig kultivirten Völkern, deren Hauptbeſchäftigung nur der Krieg und dann die Jagd und Fiſcherei war, an Erhöhung der körperlichen Reize ihrer Frauen gar nicht zu denken, bei ihnen galt das klare Flußwaſſer für die beſte Schminke, und die ſchönſte Deutſche Dirne wuſch ſich früh am Morgen in des Baches Spiegel, um ihrem Teint eine natürliche Friſche und einen Liebreiz zu geben; alſo können die Schminken von dem unterjochten Abendländiſchen Reiche der Römer wohl nicht zu uns und in das übrige Europa gekommen ſeyn, wohl aber aus dem Morgenlande, weil ſich bis zu den Kreuzzügen Italien, Frankreich, Deutſchland ꝛc. ſchon mehr verfeinert und ſanftere Sitten, beſonders durch das Chriſtenthum, angenommen hatten. Frankreich ſcheint wohl am erſten ſeinen Modehandel mit Schminken, Parfüms und aromatiſchen Eſſenzen bereichert zu haben, und es hat ſich bis auf die neueſte Zeit in dieſem Beſitze behauptet, obgleich die Deutſchen, beſonders die Wiener und Berliner, jetzt auch anfangen in Bereitung der Schminken und Parfüms den Franzoſen den Rang ſtreitig zu machen; ja der Herr Hofrath Trommsdorff

ein starker Handel nach der Levante, und nach Asien überhaupt getrieben, und so scheint diese Kunst der Toilette den Mohamedanerinnen doch nicht ganz fremd zu seyn. Das jüdische Frauenzimmer braucht daselbst rothe und weiße Schminke. — Bei uns, in Europa, war das Schminken bei den Frauen in den höhern Ständen fast überall verbreitet, in neuester Zeit hat diese Mode, besonders bei dem Deutschen Frauenzimmer sehr abgenommen, obgleich es bei den Französinnen, Spanierinnen ꝛc. noch zum guten Tone gehört, ihre Toilette auf diese Weise zu machen. Auch das Russische Frauenzimmer soll dieser Mode sehr unterworfen seyn. — Nach dieser vorangeschickten kurzen Geschichte des Schminkens, wovon unter Toilette, in T, noch Manches vorkommen wird, will ich nun zur Bereitung der Schminken selbst übergehen. Unter Schminke versteht man im Allgemeinen Alles, was gebraucht wird, die Schönheit der Haut und des Gesichtes zu erhalten und zu erheben. Hierher gehören alle Wasser, wodurch eine natürliche weiße, zarte und glatte Haut erhalten, die Blattern, Finnen und Sommersprossen aus dem Gesichte vertrieben, und Narben und Flecken in der Haut weggenommen werden ꝛc. Ferner alle Pommaden, Opiate, Zahnpulver, Haarpuder ꝛc. Insbesondere versteht man darunter aber diejenigen flüssigen oder trockenen Farben, wodurch der Haut eine gekünstelte weiße oder rothe, oder auch dem Haar und den Augenbraunen eine andere Farbe gegeben wird. Schon Theophrast redet von einer Wurzel, die damals Rizion hieß, und woraus man eine rothe Schminke zog, um den Grund der Wangen damit zu äpfeln. Plinius führt eine Sirische Wurzel an, womit man Wolle und Wangen färbte. Diese hatte wahrscheinlich Aehnlichkeit mit der Färberröthe, dem



lei. Sie geschieht wie folgt: Man nimmt d
des Safflors oder wilden Safrans
mus tinctorius Linn., wenn sie getro
füllt damit leinene Säcke an, die man i
Flußwasser legt, oder solches doch oft
gießt. Ein Mensch tritt den Sack mit
Schuhen so lange, bis das Wasser
Farbe und durchaus klar herauskommt.
ser ersten Behandlung mischt man unter
flor, etwa fünf bis sechs auf's Hundert
wichte, Sodasalz oder Potasche, gießt
durchgeseihetes Wasser auf, und erhält d
gelbliches Wasser, welches, mit Citrone
mischt, eine Art von Satz niederlegt, d
dem Gefäße auf dem Boden anlegt, und
nach und nach in ein anderes Gefäße ab
man alle Röthe erschöpft hat. Dieser Bode
mit gepülverten Talk vermischt, und mit
saft oder Wasser zu einem Teige angefeu
man in Töpfe bringt und trocken werden

Man theilt gegenwärtig alle Schminkso
ihrer Farbe in zwei Klassen, in roth
weiße Schminke. Eine jede Klasse h
ihre Schattirungen, so findet man sie

chen, und selbst wo man Metalle anwenden muß, findet man doch welche, die der Gesundheit weniger nachtheilig sind, als Bley, Queckſilber, Wißmuth ꝛc. Da die weiße Schminke der rothen vorangeht, indem hier das Roth auf das Weiß gesetzt wird, und nicht so umgekehrt, so wird es auch zweckmäßig seyn, sie zuerst abzuhandeln.

Weiße unschädliche Schminke. Man sucht die schönsten und weißesten Stücke vom Talke, einer Art Speckstein, der im Venetianischen Gebiete von bester Güte gegraben und von den Pariser Droguisten unter dem Namen Talc de Venise von dort her verschrieben wird, aus, und pülvert sie in einem erwärmten messingenen Mörser, und siebt das Gestoßene durch ein seidenes Sieb, oder beutelt es durch dichte Leinwand. Hierauf übergießt man das Pulver in einer verstopften gläsernen Flasche mit destillirtem Essig, schüttelt es damit gut durch, und läßt Alles einige Wochen lang stehen, wobei das Ganze jedoch täglich einigemal gut umgeschüttelt werden muß. Man läßt nun das Pulver sich setzen, und gießt den Weinessig behutsam ab. Man gießt nun auf das Pulver reines Wasser, schüttelt es damit durch, läßt es setzen, und gießt das Wasser wieder ab; und auf diese Art wäscht man es sechs- bis achtmal mit frischem Wasser aus. Wenn es nun gehörig weiß geworden, so läßt man es trocknen, zerreibt es in einem achatenen Mörser und bewahrt es auf. Sollte der gepulverte Talk zu stark glänzen, so glüht man ihn in einem Tiegel aus. Man wendet diese weiße Schminke eben so an, wie den Karmin, indem man den Finger oder ein Stückchen Papier gleichförmig mit Pommade bestreicht, und dann einen oder einen halben Gran des Pulvers damit aufnimmt. Es wischt sich selbst beim Schwitzen nicht ab. — Ueberhaupt müssen alle weiße Schmin-

ken in den Zustand eines höchst feinen P
bracht seyn, und man muß sie mit Tragant
bindung setzen, und dazu die weißesten u
Stücken dieses Gummis wählen. Um n
Zweck zu erreichen, nimmt man eine beliebi
tität von der weißen Schminke, schüttet s
reine kleine Porzellantasse, und übergießt si
Traganthwasser. Man bereitet dieses Was
man den gröblich zerstoßenen Traganth eine
reinem Wasser weichen läßt, und dieses du
gut abhellt. Ist nun die weiße Schmink
Traganthwasser übergossen, so rührt man
einem kleinen gläsernen Löffelchen tüchtig
ander, bis Alles zu einem Brey geworden
dehnt man diesen auf einem weißen Pap
aus, welches ganz dünn mit weißer Sch
streut ist, und theilt ihn in kleine Portione
Größe einer Erbse, trocknet diese dann
Orte, wo sie vor dem Staube verwahrt
hebt sie nun in einer kleinen Schachtel a
man sich derselben bedienen, so verfährt
auf folgende Weise: Man bereitet erstlich
Pommade, wozu eine aus Wachs, Wal
Mandelöl, oder eine andere aus Cacaob
vorzüglichsten ist. Sie muß aber mit d
Sorgfalt bereitet werden, und sehr weiß un
Jetzt nimmt man die kleinen getrockneten
der weißen Schminke, thut davon in e
Büchsen von Porzellan, zerreibt es mit
nen gläsernen Löffel, setzt von der Pom

Weiße Schminke aus Zinn, genannt Blanc de Jupiter ou Blanc d'étain. Diese weiße Schminke deckt besser, als die vorige, und ist daher bei den ältern Damen beliebt. Sie ist ebenfalls unschädlich, und wird aus reinem Englischen Zinn auf folgende Weise bereitet: Man nimmt ein Viertelpfund Englisches Zinn, welches auf der Drehbank zu dünnen Spänen gedreht worden, thut es in einen gläsernen Kolben, übergießt es mit einem Pfunde reiner, ziemlich starker Salzsäure, und erhitzt es in einer Sandkapelle zum Kochen. Wenn sich nicht Alles auflösen sollte, so wird die Flüssigkeit abgegossen, auf den Rückstand frische Salzsäure gegossen, und solche nochmals gekocht. Jetzt gießt man in die sämmtliche Flüssigkeit 4 Loth Scheidewasser, filtrirt sie durch ein Fließpapier in ein großes Zuckerglas, und verdünnt sie mit fünf bis sechs Theilen Wasser. Jetzt löset man ein paar Pfund Potasche in Wasser auf, und seihet die Auflösung durch ein Filtrirpapier, damit sie so hell und durchsichtig wie Wasser ist. Von dieser Auflösung tröpfelt man dann in die Zinnauflösung, jedoch nicht zu viel auf einmal, weil ein sehr starkes Aufbrausen entsteht, und die Flüssigkeit leicht überläuft, und rührt Alles gut mit einem gläsernen Stabe um. Das Ganze wird nun zu einer dicken Flüssigkeit werden, und wenn bei der ferner hinzugetröpfelten Potaschauflösung kein Niederschlag mehr erscheint, so hört man mit dem Zutröpfeln auf. Man läßt dann Alles stehen, gießt die wasserhelle Flüssigkeit von dem zu Boden liegenden Zinnweiß ab, gießt dann auf dieses reines Brunnenwasser, rührt Alles wohl um, läßt es wieder setzen, und gießt das Wasser wieder ab. Dieses Aufgießen wiederholt man zwölfmal mit frischem Wasser; endlich bereitet man den Bodensatz auf einer Lage weißen Druckpapiers, das man über ein

Sieb gelegt hat, aus, und läßt das Zinn
Schatten trocknen. Man zerreibt es in eine
tenen Mörser und hebt es in verschlossen
fern auf.

Wißmuthweiß, Blanc de Bismuth o
d'Espagne. Nach dem Herrn Professor Tr
dorff ist dieses Weiß zwar schön; allein
brauch desselben ist nicht zu empfehlen, wei
Haut verdirbt, und es auch durch trennbare
ja selbst durch das Sonnenlicht schwärzlic
Man soll sich daher dieses Weißes so selten
lich bedienen. Die Bereitung geschieht auf
Weise: Man setzt einen gläsernen Kolben
Sandkapelle, gieße ein halbes Pfund starke
dewasser hinein, und erwärme dasselbe nur
man trage nun gepulverten Wißmuth in klei
theilen hinein, der sich mit Brausen und unte
ckelung vieler rothen Dämpfe auflösen wird.
trage aber nie eher wieder eine frische Port
ein, als bis die vorige ganz aufgelöset ist.
nun dasjenige, was man eben hineinträg
bleibt, stellt man sogleich den Kolben an ei
len Ort, läßt die Flüssigkeit durch Setzen
den, und gießt sie behutsam von dem Boden
Sie muß durchaus hell seyn, und wenn eini
Theile darin schwimmen sollten, so muß
sorgfältig durch Druckpapier filtriren. M
nun ein großes Zuckerglas oder in Erm
desselben einen neuen Topf mit 6 Maaß W
gieße die Wißmuthauflösung hinein, und r
les wohl um. Es wird nun eine weiße M
stehen, die man vier und zwanzig Stund
stehen läßt. Dann gieße man die hell g
Flüssigkeit durch behutsames Neigen von d
sten Bodensatze ab, gieße auf diesen wieder
Wasser, rühre Alles wohl um, lasse das

durch Stehen hell werden, und gieße es dann von dem Bodensatze ab. Dieses wiederhole man sechs bis achtmal, und bringe endlich den meisten Bodensatz, der das Wißmuthweiß ist, auf einen Bogen feines Druckpapier, das auf einer über einen Rahmen gespannten Leinwand ausgebreitet ist, läßt die Feuchtigkeit vollends ablaufen, bedeckt ihn mit Papier, läßt das Wißmuthweiß an einem schattigen Orte trocknen, und hebt es in verschlossenen Gefäßen oder Gläsern, die auch vor dem Zutritte des Lichts verwahrt werden müssen, auf.

Bleyweiß, Blanc de Saturne, Blanc de Plomb. Auch diese Schminke ist beim öfteren Gebrauch der Haut nachtheilig, obgleich das Bleyweiß in einzelnen Fällen, nach dem oben genannten Schriftsteller, von Nutzen ist. So dient zum Beispiel eine mit Bleyweiß versetzte Pommade zur Vertreibung der Schwindflecken im Gesicht. Das gewöhnliche Bleyweiß ist aber nicht fein und rein genug, um als Schminkmittel angewendet werden zu können; man muß es daher auf folgende Art bereiten: Ein halbes Pfund guter weißer Bleyzucker wird in zwei Maaß kochenden destillirten Wassers gelöset, und die Flüssigkeit auf ein Filtrum gebracht, damit sie recht hell ablaufe. Man verfertiget sich nun eine Auflösung von Potasche in reinem Wasser, und filtrirt sie ebenfalls. Jetzt tröpfelt man von der Potaschauflösung in die Auflösung des Bleyzuckers so lange, bis ein weißer Niederschlag entsteht, läßt diesen setzen, gießt die darüber stehende Flüssigkeit ab, übergießt den Niederschlag mit frischem Wasser, und wiederholt dieses acht und mehrere Male. Zuletzt bringt man ihn auf ein Filtrum von weißem Druckpapier und trocknet ihn im Schatten. Nachdem er völlig ausgetrocknet ist, wird er zerrieben und in verschlossenen Gläsern aufgehoben. Die-

Sieb gelegt hat, aus, und läßt das Zinnweiß im Schatten trocknen. Man zerreibt es in einem achatenen Mörſer und hebt es in verſchloſſenen Gläſern auf.

Wißmuthweiß, Blanc de Bismuth ou Blanc d'Espagne. Nach dem Herrn Profeſſor Trommsdorff iſt dieſes Weiß zwar ſchön; allein der Gebrauch deſſelben iſt nicht zu empfehlen, weil es die Haut verdirbt, und es auch durch trennbare Dünſte, ja ſelbſt durch das Sonnenlicht ſchwärzlich wird. Man ſoll ſich daher dieſes Weißes ſo ſelten als möglich bedienen. Die Bereitung geſchieht auf folgende Weiſe: Man ſetzt einen gläſernen Kolben in eine Sandkapelle, gießt ein halbes Pfund ſtarkes Scheidewaſſer hinein, und erwärme daſſelbe nur mäßig; man trage nun gepulverten Wißmuth in kleinen Antheilen hinein, der ſich mit Brauſen und unter Entwickelung vieler rothen Dämpfe auflöſen wird. Man trage aber nie eher wieder eine friſche Portion hinein, als bis die vorige ganz aufgelöſet iſt. Sobald nun dasjenige, was man eben hineinträgt, lieget bleibt, ſtellt man ſogleich den Kolben an einen kühlen Ort, läßt die Flüſſigkeit durch Setzen hell werden, und gießt ſie behutſam von dem Bodenſatze ab. Sie muß durchaus hell ſeyn, und wenn einige graue Theile darin ſchwimmen ſollten, ſo muß man ſie ſorgfältig durch Druckpapier filtriren. Man füllt nun ein großes Zuckerglas oder in Ermangelung deſſelben einen neuen Topf mit 6 Maaß Waſſer an, gießt die Wißnuthauflöſung hinein, und rühre Alles wohl um. Es wird nun eine weiße Milch entſtehen, die man vier und zwanzig Stunden ruhen läßt. Dann gieße man die hell gewordene Flüſſigkeit durch behutſames Neigen von dem weißen Bodenſatze ab, gieße auf dieſen wieder friſches Waſſer, rühre Alles wohl um, laſſe das Waſſer

keit aus, seihe sie durch einen Tuch, und füllt sie auf ein Zuckerglas. Man setzt nun so viel starken Weineſſig hinzu, bis Alles eine rothe Farbe angenommen hat, und läßt das Ganze einige Tage stehen. Nach Verlauf dieser Zeit sondert sich ein dunkelrothes Pulver ab, welches man trocknet und aufbewahrt. Trommsdorff verwirft dieſes Roth, welches auch schon in ähnlicher Art von den Alten, wie oben, S. 48, angeführt, bereitet worden, aus folgenden Gründen: Erstlich, weil es selten schön von Farbe ausfällt; zweitens wegen seiner harzigen Natur sich nicht gut vertheilen läßt; drittens seine Farbe leicht verliert, und viertens eben so kostſpielig, als manches andere vorzüglichere Roth ist.

Karminroth; Fr. Rouge de Carmin, Rouge de Cochenille, das schönste Roth zur Schminke. Man bereitet daſſelbe auf folgende Weise: Man nimmt 2 Unzen gepulverte Cochenille, läßt sie in einem reinen zinnernen Kessel mit 4 Maaß deſtillirtem Waſſer, oder auch bloß Regenwaſſer fünf Minuten lang kochen; das Waſſer muß aber vorher zum Kochen gebracht worden seyn, ehe man die Cochenille hinein schüttet. Man setzt nun eine Drachme gepülverten Römiſchen Alaun hinzu, nimmt den Keſſel vom Feuer, und gießt die Brühe durch ein Tuch in eine saubere Porzellanſchale; setzt dann diese an einen kalten Ort, und bedeckt sie mit Fließpapier. Man setzt nun alle zwei Stunden zwei Tropfen Zinnauflösung hinzu, so daß sechzehn Tropfen Zinnauflösung hinein kommen, und läßt Alles einige Tage stehen. Nach Verlauf dieſer Zeit wird sich der Karmin auf dem Boden und an den Seiten des Gefäßes abgeſetzt haben. Man gießt nun behutſam das Klare davon ab, läßt den Karmin im Gefäße trocken werden, und kehrt ihn mit einer reinen Federbürste auf ein geglättetes Papier. Von 2 Unzen

cenrothe Farbe verräth den untergemiſch
ber. Die Vermiſchungen mit Fernambu
mit Krapplack ſind ſchwerer zu entdecken
zeigt die Farbe eines Incarnatroths d
ſchung mit Fernambucklack an. Die beſte
den Karmin mit ein wenig Waſſer anzur
dünn, fließend zu machen, und dann ein
ſtehen zu laſſen. Man unterſuche nu
Karmin zu Boden gefallen iſt, und ob d
noch Röthe hat, oder nicht; im letzteren
Karmin, nach Trommsdorff, ganz unbra
ſehr verfälſcht. Ein guter Karmin muß
im Waſſer ſchwebend erhalten und ſch
Will man ſich nun des Karmins, deſſen
auch ſchon unter Roth, Th. 127, S. 55
gezeigt worden, als Schminke bedienen,
get man ſich eine Pommade aus friſchem
ſchmalz, welches vorher ausgewaſchen wo
weißem Wachs, tauche den Finger oder
mengedrehtes Papierchen hinein, und ne
ſo viel Karmin, als einen Stecknadelk
reibe es gut unter einander, und trage es

Ein wohlfeileres Roth; Fr. Ro
naire. Man nimmt ein Pfund reines
Kali und läßt es in vier Maaß kochend

reinen Römischen Alaun in zwei Maaß Wasser auf, seihe die Auflösung durch, und vermische sie mit dem Cochenillendekoct. Sollte die Flüssigkeit noch nicht recht roth werden, so setze man noch von der Alaunauflösung hinzu. Man mische nun Alles recht durcheinander und bringe es auf eine Leinwand, die mit weißem Druckpapiere belegt ist. Der auf dem Papiere zurückbleibende rothe Lack wird nun mit Wasser ausgesüßt, im Schatten getrocknet, und zerrieben Er stellt eine sehr schöne rothe Farbe dar.

Roth aus dem Brasilien- oder Fernambuckholze. Fr. Rouge au bois de Brésil. Man löse 4 Unzen Potasche in 4 Pfund Wasser auf, und koche damit 12 Unzen geraspeltes feines Brasilienholz fünf Minuten lang, filtrire nun die Flüssigkeit, und setze so lange eine Auflösung von Römischem Alaun in destillirtem Wasser hinzu, bis ein Niederschlag entstanden ist, der eine schöne rothe, nicht mehr ins Violette spielende Farbe besitzt. Man sammelt diesen im Filtro, wäscht ihn aus, und trocknet ihn. — Roth aus Brasilienholz auf eine andere Art. Man koche 1/2 Pfund Brasilienholz in einem neuen Topfe mit 2 Unzen Alaun und 4 Pfund Wasser zehn Minuten lang, seihe die Flüssigkeit durch, und tröpfle so lange salzsaures Zinn hinein, bis nichts mehr niederfällt. Den Niederschlag süße man wohl mit Wasser ab, und trockne ihn, dann zerreibe man den sehr dunkeln Niederschlag in einem achatenen Mörser bis zum allerfeinsten Pulver.

Roth aus Sandelholz; Fr. Rouge au Santal. Man nehme 1 Pfund des besten dunkelrothen Sandelholzes, lasse es fein zerschneiden, übergieße es in einem Kolben mit 4 Pfund Weingeist, und setzt es damit acht Tage lang in eine gelinde Wärme. Man gieße dann die Flüssigkeit ab, filtrire sie in einem saubern Kolben, und gieße die Hälfte

fügung des Talkpulvers im Verhältniß von eine halben Unze, kann man die verschiedensten Nüance bis zum röthlichen Weiß hervorbringen. Man kan auch das Talkpulver mit dem Karmin vermenger und die verschiedenen Schattirungen von Roth i Pulverform hervorbringen. Bei den Pariser Par fümeurs wird die höchste Schattirung in Roth m Nr. 1, und die blässeste mit Nr. 3. bezeichnet. D Bereitung der Schminke aus dem Safflor mit Po asche, Citronensaft und Talk, wird bei ihnen Roug de Reine, Rouge végétal genannt. Die Schmink worunter statt des Safflors Karmin genomm wird, führt bei ihnen den Namen Rouge de Port gal. Man hat im Handel auch eine aus Lackm (Tournesol) und Rosenwasser bereitete Schmin Eine noch wohlfeilere, die aber nicht schön ausfä bereitet man aus Queckſilber und Lebensluft.

Die feine Indiſche Blattſchminke, Bl rouge, wird zum Schminken weniger, mehr z Färben der gemachten Rosen von Blumenm chern und in Blumenfabriken gebraucht. — T rothen Schminkläppchen, der rothe Flo wurde ehemals auch zum Färben der Wangen braucht, iſt aber jetzt, da man ſo viele andere Schmi ken, die dem Zwecke mehr entſprechen, hat, ganz a der Mode gekommen, und dient nur noch zum F ben der Gelées und anderer Conditorwaaren. Bereitung dieſes Flors, ſ. unter Gummi-L Th. 58, S. 365.

Das Auftragen der Schminke, ſowohl in Pul geſtalt, als flüſſig, oder in Büchschen oder Näpfe geſchieht mit einem Biberhaarpinſel. Nachdem vorher die weiße Schminke zart aufgetragen und Baumwolle auf den Wangen vertrieben hat, t man das Roth auf und verbreitet es ſehr leicht der Stelle, welche geſchminkt werden ſoll; auf di

trägt man nun das Roth von einer gesättigten Schattirung, und verbreitet es so, daß es sich in das Schwächere verliert. Des Abends muß man das Gesicht mit einer Wallrathpommade überstreichen, und dann mit einem leinenen Tuche die Schminke wieder abreiben, damit sie sich nicht in die Haut einsetzt, sondern die Haut wieder in ihren natürlichen Zustand zurückkehrt.

Die rothen Schminken aus der Cochenille und aus dem Safflor bereitet, also aus dem Thier- und Pflanzenreiche, sind unschädlich, nur diejenigen, wo aus Gewinnsucht Chinesischer Zinnober darunter gemischt wird, oder die größtentheils daraus bestehen, also aus dem Mineralreiche, sind schädlich; zum Glück geschieht dieses jetzt selten, weil der Gebrauch der Schminken sich schon sehr vermindert hat, ja selbst bei mehreren Höfen die Hofdamen, Hoffräulein ꝛc. mit ihrem natürlichen Kolorit erscheinen dürfen, weil ihnen die fürstliche Familie mit ihrem Beispiele vorangeht. Auch ist die Ausbeute des Karmins in einer nur geringen Dosis so bedeutend, daß man sich der zusammengesetzten Schminken gar nicht zu bedienen nöthig hat. Man darf nur das Gesicht erst mit reinem Flußwasser waschen; dann mit einer Mischung aus reinem Kornbranntwein, Citronensaft und Eau de Cologne, und wenn diese darauf trocken geworden, reibe man es mit Puder, worin Violenwurzel gelegen, mit einem Handschuhe ab. Jetzt trage man mit Baumwolle den fein gepulverten trocknen Karmin ganz sanft auf, und verwische ihn nach Gefallen, so daß man die natürliche Röthe der Wangen trifft. Mit einem Päckchen Karmin, welches 2 Silbergroschen kostet, kann man schon oft die Wangen röthen.

Um zu wissen, ob die Schminken keine metallischen Theile enthalten, dient Folgendes: die rothe

fügung des Talkpulvers im Verhältniß von einer halben Unze, kann man die verſchiedenſten Nüancen bis zum röthlichen Weiß hervorbringen. Man kann auch das Talkpulver mit dem Karmin vermengen, und die verſchiedenen Schattirungen von Roth in Pulverform hervorbringen. Bei den Pariſer Parfümeurs wird die höchſte Schattirung in Roth mit Nr. 1, und die bläſſeſte mit Nr. 3. bezeichnet. Die Bereitung der Schminke aus dem Safflor mit Potaſche, Citronenſaft und Talk, wird bei ihnen Rouge de Reine, Rouge végétal genannt. Die Schminke, worunter ſtatt des Safflors Karmin genommen wird, führt bei ihnen den Namen Rouge de Portugal. Man hat im Handel auch eine aus Lackmus (Tournesol) und Roſenwaſſer bereitete Schminke. Eine noch wohlfeilere, die aber nicht ſchön ausfällt, bereitet man aus Queckſilber und Lebensluft.

Die feine Indiſche Blattſchminke, Blatrouge, wird zum Schminken weniger, mehr zum Färben der gemachten Roſen von Blumenmachern und in Blumenfabriken gebraucht. — Die rothen Schminklappchen, der rothe Flor, wurde ehemals auch zum Färben der Wangen gebraucht, iſt aber jetzt, da man ſo viele andere Schminken, die dem Zwecke mehr entſprechen, hat, ganz aus der Mode gekommen, und dient nur noch zum Färben der Gelées und anderer Conditorwaaren. Die Bereitung dieſes Flors, ſ. unter Gummi-Lack, Th. 58, S. 365.

Das Auftragen der Schminke, ſowohl in Pulvergeſtalt, als flüſſig, oder in Büchschen oder Näpfchen geſchieht mit einem Biberhaarpinſel. Nachdem man vorher die weiße Schminke zart aufgetragen und mit Baumwolle auf den Wangen vertrieben hat, trägt man das Roth auf und verbreitet es ſehr leicht auf der Stelle, welche geſchminkt werden ſoll; auf dieſes

Wißmuth); Eau de perle à la Dauphine (aus Bley und Wißmuth); Blanc d'Espagne, Potée d'étain (aus Zinn); Mercure cosmétique und Lac mercuriel (aus Queckſilber); Blanc de Marie (aus Federweiß), eine ſehr gute unſchuldige Schminke, die der Haut zuſagt. — Rothe Schminken: Rouge de Reine ou Rouge végétal (aus Safflor); Rouge de Portugal (aus Cochenille oder Karmin); Rouge extrafin (aus Karmin und Talk, letzterer in geringer Doſis); Rouge fin (aus Karmin und einer größeren Doſis Talk); Rouge ordinaire (aus Karmin und einer noch größern Doſis Talk, ein nur ſchwaches Roth); Blatrouge oder feinſte Indiſche Blattſchminke (wahrſcheinlich das Roth von den Blättern des Amerikaniſchen, alſo Weſtindiſchen, Schminkbaumes). Dann hat man noch Portugieſiſche und Spaniſche Schminken, Charta Lusitanica und Hispanica; ein Schminkwaſſer, Aqua cosmetica; einen Schminkbalſam ꝛc. Paris und Montpellier liefern eine Menge Mouchoirs oder Schminktücher Onguens, Salben, Huiles cosmétiques und Eaux cosmétiques in den Handel. Die Preiſe der Schminken ſind ſehr verſchieden; ſo z. B. koſtet das Rouge extra fin die Büchſe oder das Töpfchen 1 Rthr.; Rouge fin 16 Gr.; Rouge ordinaire 8 Gr. Preuß. ꝛc. Das Blatrouge, das doppelte Blatt 3 Gr., das Dutzend 1 Rthlr. Sächſiſch ꝛc.

Die Schminkpflaſter, Mouches, waren noch am Anfange dieſes Jahrhunderts im Gebrauch. Die Damen belegten nicht nur verſchiedene Stellen des Geſichts, ſondern ſelbſt des Buſens mit ſchwarzen oder rothen Taffetpflaſterchen, und glaubten dadurch die Schönheit der Haut zu heben. Man verfertigte dieſe Schminckpflaſterchen von Taffet, der auf der einen Seite mit Arabiſchem oder andern

Gummi, das man in Wasser aufgelöset hatte, bestrichen war. Sie wurden durch kleine, verschieden geformte Stoßeisen in verschiedene Formen, in runde, mondförmige ꝛc. gebracht. Nach Trommsdorff hatte man diese Schminkpflästerchen nach ihrer Form und der Stelle, wo sie angebracht wurden, sogar in ein System gebracht; allein dem Himmel sei es gedankt, daß man von dieser wirklich barbarischen Mode zurückgekommen ist.

Was die übrigen Mittel zur Schönheit der Haut, Haare ꝛc. anbetrifft, so ist schon Manches davon unter Parfümirkunst, Th. 107, vorgekommen, dasjenige, was aber daselbst nicht berührt, auch an andern Orten nicht abgehandelt worden, werde ich hier noch anführen.

Schönheitsmilch; Fr. Lait virginal. Man nimmt, nach Trommsdorff, 2 Unzen feines Benzoeharz, 1 Unze Storax in Körnern, 2 Quentchen Zimmtrinde, 1 Unze Nelken, und 1/4 Loth Macisnüsse. Man stößt Alles klein, und schüttet das Pulver in einen Kolben, worin sich ein Maaß reiner Geist befindet, thut noch 1/4 Loth der besten Alkanna hinzu, und stellt den Kolben, nachdem man ihn oben mit naßgemachter Blase verbunden hat, durch welche man einige Nadelstiche macht, in ein gelinde erwärmtes Sandbad, und digerirt es drei Tage lang, schüttle aber von Zeit zu Zeit das Gefäß gut um. Nach Verlauf von dieser Zeit, gießt man die Flüssigkeit ab, preßt den Rückstand zwischen einer Leinwand, filtrirt die sämmtliche Flüssigkeit durch ungeleimtes Conceptpapier, und hebt sie in einem verschlossenen Gefäße auf. Wenn man diese Schönheitsmilch brauchen will, so gießt man bei dem Waschen davon etwas in frisches Wasser, welches dadurch zu einer wohlriechenden Milch wird, welche die Eigenschaft besitzt, bei einem anhaltenden Ge-

brauche der Haut eine große Zartheit und feinere Farbe zu ertheilen. — Eine zweite Vorschrift. Man nehme nach demselben Schriftsteller 2 Unzen der besten Benzoe, zerstoße sie, schütte das Pulver in eine Flasche, gieße 2 Pfund Rosengeist darüber, stopfe die Flasche zu, und stelle sie acht Tage lang in die Sonne, schüttle sie aber täglich einigemal gut um. Hernach filtrire man die Flüssigkeit durch ungeleimtes Conceptpapier, und hebe sie auf. Man gieße einen Löffel voll davon in ein Glas Wasser, so giebt es eine schöne, weiße, wohlriechende Milch. — Eine dritte Vorschrift. Man nehme eine beliebige Menge frischen Hauslauchs oder Mauerpfeffers, stoße diese Pflanze in einem steinernen Mörser, und presse den Saft durch Leinwand zwischen einer hölzernen Presse aus; man erwärmt dann den Saft, klärt ihn ab, und füllt ihn auf gläserne, gut verstopfte Flaschen, die man an einem sehr kühlen Orte aufbewahrt. Will man sich desselben bedienen, so gieße man etwas davon in ein Glas Wasser, und setze ein wenig starken Geist, oder einen wohlriechenden Geist hinzu, worauf sich augenblicklich eine geronnene Milch bildet, die bei dem Gebrauche die Haut glättet, und die rothen Flecken vertreibt. — Eine vierte Vorschrift, vorzüglich um Flecken der Haut zu vertreiben. Man nehme 1 Unze Römischen Alaun, pülvere denselben, und vermische ihn mit dem gleichen Gewichte gewaschene Schwefelblumen, schütte das Pulver in eine Quartbouteille, und gieße darüber 1/2 Quart Rosen- oder Muskatenblütenwasser, verstopfe die Flasche gut, und schüttle das Ganze eine Stunde lang durcheinander. Man wäscht damit Abends vor dem Schlafengehen das Gesicht und feuchtet Leinwand damit an, die man auf die Stellen legt, wo man die Flecken vertreiben will. Einige dergleichen Schönheitswäs-

ſer, ſ. auch unter Parfümirkunſt, Th. 107, S. 572 u. f.

Ein Mittel die gelben Flecken der Haut und die Knötchen auf derſelben zu vertreiben. Man nehme 1 Pfd. des beſten Weineſſigs, thue 1 Loth gepülverten Alaun hinein, und rühre ſo viel Gerſtenmehl hinzu, daß Alles ein dünner Brey wird. Dieſen Brey ſtreiche man nun auf Leinwand und laſſe ihn die Nacht auf den Stellen liegen, wo man Flecken oder Wärzchen vertreiben will.

Ein Mittel die Schönheit der Haut zu erhalten und lange vor Runzeln zu ſchützen. Man mache eine eiſerne Schaufel heiß und werfe etwas gepülverte Myrrhe darauf. Man umfaſſe die Schaufel mit einer Serviette, um die Zerſtreuung des Rauches zu verhindern, und laſſe die aufſteigende Rauchwolke einige Secunden ins Geſicht ſtreichen. Dieſes wiederholt man alle Abende und Morgen nach dem Waſchen. Nach Trommsdorff ſoll die Wirkung dieſes nur einfachen Mittels durch die Erfahrung beſtätiget worden ſeyn.

Cosmetiſcher Abſud zur Verſchönerung des Teints und Verhütung der Runzeln. Man nehme ein Quart oder Maaß, auch mehr, Regen- oder gutes Flußwaſſer, ſetze es in einem neuen Topfe auf's Feuer, werfe ein Paar Händevoll Gerſte hinein, bedecke den Topf, und laſſe Alles ſo lange ſieden, bis die Gerſte platzt. Dann läßt man es erkalten und ſeihet es durch dichte Leinwand. Auf jedes Pfund dieſer Flüſſigkeit nimmt man nun 20 Gran trocknen zerriebenen Peruvianiſchen Balſam, und ſchüttelt es in einer verſtopften Flaſche ſo lange, bis ſich der Balſam ganz damit vereiniget hat. Mit dieſem Abſude wäſcht man ſich des Morgens und des Abends.

Ein Mittel die Haut der Hände zart und weiß zu machen. Man nehme gleiche Theile Wallrath und Mandelöl, lasse es über dem Feuer zusammenfließen, setze dann etwas Lavendelöl hinzu, und reibe diese weiche Salbe des Abends vor dem Schlafengehen gut in die Hände ein. Man ziehe dann Handschuhe an und wasche des Morgens mit Mandelkleie und Seifengeist Alles wohl ab.

Mittel zur Vertilgung der Sommersprossen. Man nimmt Rosenwasser, vermischt es mit frischem Eyweiß, und bestreicht damit alle Abende das Gesicht. Des Morgens wäscht man sich aber mit der oben beschriebenen Schönheitsmilch. Wenn die Sommerflecken sehr tief gefärbt sind, so bestreiche man sie des Abends mit Citronensaft, und wenn dieser abgetrocknet ist, mit dem mit Eyweiß versetzten Rosenwasser. — Ein zweites Mittel. Man nehme Rosenessig, versetze ihn mit dem Safte von ausgepreßten Citronen, und bestreiche damit das Gesicht. Nachdem es freiwillig abgetrocknet ist, reibe man dasselbe mit ein wenig frischer ungesalzener Butter. Dieses wiederhole man alle Abende, und wasche sich früh mit der Schönheitsmilch.

Mittel die rothen Flecken im Gesichte zu vertreiben. Man nehme den frischen Saft von den Spring- oder Eselgurken, vermische ihn mit der Hälfte Lavendel- oder Rosengeist, und wasche damit oft das Gesicht. Bei einem fortgesetzten Gebrauche dieses Mittels verschwinden die Flecken, wenn man sich nicht während der Zeit der Luft aussetzt.

Eine Milch, welche die Haut weiß und zart macht. Man nimmt 4 Loth geschälte bittere Mandeln und 4 Loth weißen Mohnsamen, benetzt beides mit etwas Rosenwasser, und stößt es in einem reinen messingenen Mörser eine halbe Stunde lang,

gießt allmählig unter dem Stoßen 1/2 Quart concentrirtes Rosenwasser, 2 Unzen Orangenblütenwasser und 4 Unzen Petersilienwasser hinzu, und preßt nachher die weiße Milch durch eine Leinwand. Man schüttet sie nun in eine Flasche und setzt ein Paar Theelöffel voll von der Tinktur zur Schönheitsmilch hinzu, schüttelt Alles gut zusammen, und wäscht sich mit dieser Flüssigkeit. Man kann diese Flüssigkeit auch bei dem Baden dem Wasser zusetzen. — Ein zweites Mittel. Man nehme Gerstenmehl, Rockenmehl, Bohnenmehl, von jedem 2 Quentchen, geschälte bittere Mandeln, Arabisches Gummi, von jedem 3 Quentchen, Aronwurzel und Veilchenwurzel, von jedem 1 Loth. Man pülvert Alles fein, reibt es gut durcheinander, und gießt so viel von einem wohlriechenden Wasser hinzu, daß Alles zu einem steifen Teige wird, welcher getrocknet und in Stücken gebrochen wird. Um sich dieser Masse zu bedienen, macht man ein starkes Gerstendekoct, seihet es durch, und rührt noch heiß in ein Nößel desselben einen Löffel der Masse ein, schüttelt Alles gut durch, und bedient sich desselben zum Waschen. Man kann diese Masse auch den Bädern nach Trommsdorff's Versicherung zusetzen.

Cosmetische Pommade zur Erhaltung des Teints. Man lasse in einer zinnernen Pfanne 1/4 Loth weißes Wachs, 2 1/2 Quentchen Wallrath, und 2 Unzen oder 4 Loth frisches Mandelöl bei gelindem Feuer schmelzen, entferne das Gefäß von dem Feuer, und rühre die Masse stark durcheinander, bis sie zu erkalten anfängt; dann setze man Tropfenweise eine Unze Rosenwasser hinzu, welches man durch ein starkes Durcheinanderreiben damit zu vereinigen sucht. Mit dieser Pommade überstreiche man des Nachts das Gesicht und die Hände. Sie dient auch zur Auftragung der Schminke.

Eine Salbe um die Runzeln wegzubringen. Man nehme 2 Unzen weißen Wachs, und lasse es in einem zinnernen Kessel schmelzen. Hierzu thue man frischen Zwiebelsaft, weißen Liliensaft, und reinen Honig, von jedem 2 Unzen, entferne das Gefäß vom Feuer, und suche nun durch ein starkes Durcheinanderreiben Alles genau zu vereinigen. Diese Salbe wird nun noch mit etwas Bergamotöl versetzt, und früh und Abends angewendet.

Pommade zur Geschmeidigmachung der Haut. Man nehme 2 Unzen frische Cacaobutter, 1 Unze Wallrath, 4 Unzen Mandelöl, schmelze Alles zusammen, reibe es bis zum Erkalten, und setze von Zeit zu Zeit etwas Lavendelwasser hinzu.

Pommaden zur Beförderung des Wachsthums der Haare. Nr. 1. Man nehme 1 Pfd. frisches Mark aus Rindsknochen, und thue dasselbe in eine geräumige gläserne Flasche; dazu schütte man 1 Loth Muskatenblüte, 1 Loth Nelken, 2 Loth Kardamom, und 1 Loth frische Lorbeerblätter. Die letzteren werden geschnitten, die andern Ingredienzen aber zerstoßen. Man verbinde die Flasche mit einer Schweinsblase, durch welche man ein Loch mit einer Nadel sticht. Man nehme nun einen geräumigen irdenen Topf, lege auf den Boden einen Kranz von Stroh, setze darauf die Bouteille, und umgieße sie ganz mit Wasser. Man bindet den Hals der Bouteille in dem obern Theile des Topfes mit Bindfaden fest, setzt nun den Topf auf das Feuer, erhält ihn sechs Stunden lang im Kochen, und ersetzt das verdunstete Wasser nach und nach durch Nachgießen. Nach Verlauf dieser Zeit nimmt man die Flasche heraus und gießt die Salbe auf eine Leinwand, die man auf einen Rahmen ausgespannt oder über einen Durchschlag ausgebreitet hat, und drückt das Zurückbleibende gut durch ehe es erkaltet. Das

Durchgelaufene iſt nun die verlangte Pommade, mit der man ſich alle Abende die Haare gut einreibt. — Wohlriechende Pommade. Man nehme 1 Pfund friſches Schweinfett und waſche ſolches erſt ſo lange mit kaltem Brunnenwaſſer aus, bis es den Geruch verloren hat. Man laſſe nun 4 Loth weiſſes Wachs über gelindem Feuer zerfließen, ſetze dann nach und nach das Schweinfett oder Schweinſchmalz hinzu, und wenn es zergangen iſt, entferne man das Gefäß vom Feuer, gieße das Geſchmolzene in eine hölzerne tiefe Schüſſel, und rühre es ſo lange, bis es zu erkalten anfängt. Man vereiniget dann durch beſtändiges Reiben noch damit 4 Unzen ſtarkes Roſenwaſſer, und ſetzt dann noch Lavendelöl, Bergamotöl, Citronenöl, von jedem 20 Tropfen, Thymianöl 10 Tropfen, und Nelkenöl 15 Tropfen hinzu. Oder ſtatt dieſer verſchiedenen Oele, verſetze man die Pommade bloß mit etwas ächtem Roſen- und mit Jasminöl, wodurch ſie einen ſehr angenehmen Geruch erhält. Auf dieſe Art kann man aus allen andern wohlriechenden Oelen wohlriechende Pommaden machen, als Jonquillenpommade, Fr. Pommade à la Jonquille. — Orangenpommade, Fr. Pommade à la fleur d'Orange. — Jasminpommade, Fr. Pommade au Jasmin. — Tuberoſenpommade, Fr. Pommade à la Tuberose. — Roſenpommade, Fr. Pommade à la Rose ꝛc. ꝛc. Beim Bereiten der Pommaden muß man darauf Acht haben, daß das Fett ganz friſch und weiß, und daß es bei einem ſehr gelinden Feuer ausgelaſſen ſei. Will man der Pommade eine reichere Conſiſtenz ertheilen, ſo laſſe man das Wachs ganz weg. Man muß auch das Auswaſchen des Fettes mit friſchem Waſſer ſo oft vornehmen, bis aller Geruch gänzlich verſchwunden iſt. Einige Haarpommaden findet man auch unter Haar der

Menschen, Th. 20, S. 508 u. f. — Pommaden, welche als Schminke zur Verschönerung der Haut gebraucht werden, s. unter Angesicht, Th. 2, S. 136, und unter Pommade, Th. 115, S. 50.

Lippenpommaden. Rothe Lippenpommade; Fr. Pommade rouge pour les lèvres. Man thue in eine reine kupferne Pfanne 1/2 Pfd. frische, ungesalzene Butter, und 2 Unzen reines Wachs, lasse Alles bei gelindem Feuer schmelzen, schütte einige Unzen gewaschene, getrocknete und zerquetschte kleine Corinthen, und 1 bis 3 Loth Alkannawurzel hinzu, und lasse Alles zehn Minuten bei gelindem Feuer sieden. Dann gieße man das Ganze auf eine ausgespannte dichte Leinwand, und lasse das Flüssige ablaufen. Wenn es anfängt zu erkalten, setze man einen Löffel von starkes Pomeranzenblüthenwasser hinzu, und erhalte es unter beständigem Umrühren, bis es völlig erkaltet ist. Hernach hebe man es in einem gut verwahrten Topfe auf. Eine andere Vorschrift. Man nehme 1 Unze weißes Wachs, 2 Unzen Rindsmark, und 3 Unzen Rosenpommade, lasse Alles bei gelindem Feuer fließen, setze 1/2 Loth feine Alkanna hinzu, koche es einige Minuten lang, seihe es dann durch Leinwand, rühre es bis zum Erkalten um, und setze dann 20 Tropfen Nelkenöl hinzu. — Eine dritte Vorschrift. Man nehme 2 Unzen frisches, mit kaltem Wasser ausgewaschenes Schweinfett, 1 Unze weißes Wachs, 1/2 Unze Mandelöl, 3 Quentchen Wallrath, und 1 Loth feine Alkanna, setze Alles zehn Minuten lang über Kohlfeuer, gieße es dann durch dichte Leinwand in eine Kapsel von Papier, und tröpfle, ehe es erkaltet, 15 Tropfen Bergamotöl hinein. Diese Pommade ist härter, als die vorige. — Eine vierte Vorschrift. Man nehme ein Quentchen sehr fein präparirte Tutia, und reibe es mit so viel

Eyerdl zuſammen, daß daraus eine dünne Salbe wird, womit man öfters die Lippen beſtreicht. — Nach Trommsdorff ſollen die Lippen, wenn ſie auch noch ſo ſtark aufgeſprungen ſind, ſchnell heilen, wenn man ſie mit dieſer Pommade beſtreicht.

Gelbe Lippenpommade. Man nehme 2 Unzen friſches Schweinfett, 1 Unze gelbes Wachs, 1/2 Unze Mandelöl, 3 Quentchen Wallrath, 10 Gran des beſten Safrans, ſchmelze Alles über gelindem Kohlenfeuer zehn Minuten lang, ſeihe es durch Leinwand in eine Papierkapſel, und tröpfle, ehe es erkaltet, 15 Tropfen Nelkenöl oder Bergamotöl hinein.

Weiße Lippenpommade. Man nehme 2 Unzen friſches Schweinfett, 1 Unze weißes Wachs, 1/2 Unze Jasminöl, und 3 Quentchen Wallrath, laſſe Alles bei ſehr gelinder Wärme fließen, entferne es dann ſogleich vom Feuer, wenn es geſchmolzen iſt, ſetze 20 Tropfen Bergamotöl hinzu, und gieße es in eine Papierkapſel aus. — Unter Lippenpommade, Th. 79, S. 425. iſt dieſer Artikel auf Cacaobutter, Th. 7, S. 509, verwieſen, wo aber wenig oder gar nichts darüber geſagt worden; denn hier wird nur die Cacaobutter, als ein wirkſames Mittel gegen das Aufſpringen oder Aufreißen der Lippen ꝛc. gerühmt; aber von einer Lippenpommade weiter nichts erwähnt.

Paſten. Trockne Mandelpaſten für die Hände. Man nehme eine beliebige Menge ſüßer und bitterer Mandeln, ſtoße ſie in einem Mörſer fein, und ſetze etwas weniges Waſſer hinzu, um das Herausdringen des Oels zu verhindern. Man miſche nun 2 Quentchen ſehr fein gepulverten trocknen Storax, und ein wenig weißes Honig hinzu, und ſtoße Alles zu einer ſteifen Paſte an, die man in einer blechernen Büchſe aufbewahrt. Bei dem Waſchen

zerreibt man dann ein wenig in der hohlen Hand mit Wasser, und bedient sich derselben zum Waschen der Hände und Arme. — Eine zweite Vorschrift. Man stoße in einem Mörser ein Pfund bittere Mandeln, die man vorher mit Wasser abgebrühet und ausgeschält hat, und setze während des Stoßens etwas starkes Orangenblütenwasser hinzu, damit sich das Oel nicht herausbegebe. Man setze dann 4 Unzen feine Stärke, einige Gran Moschus, 10 Tropfen Rosenholzöl und 12 Tropfen Bergamotöl hinzu. — Eine dritte Vorschrift. Man nehme 1/2 Pfund süße und 1 Pfund bittere Mandeln, brühe sie mit Wasser ab, schäle sie, und stoße sie in einem Mörser mit einem Zusatze von etwas starkem Essig zu einem feinen Teige. Man setze nun 20 Tropfen Nelkenöl, 10 Tropfen Citronenöl, 10 Tropfen Thymianöl, und 2 Loth fein gepulverte Violenwurzel zu, stoße Alles gut untereinander, und hebe es in einer verschlossenen blechernen oder porzellanenen Büchse auf. Unter Paste, Th. 107, S. 742, ist von diesen Pasten keiner Erwähnung geschehen, und auch unter Mandel, Th. 83, S. 561, nicht, und Mandelpaste fehlt daselbst ganz.

Noch einige wohlriechende flüssige Mandelpasten. Man nehme 1/2 Pfund süße und 1/4 Pfund bittere Mandeln, und stampfe sie in einem Mörser, während man von Zeit zu Zeit ein wenig Milch hinzusetzt, um das Austreten des Oels zu verhüten. Wenn Alles zu einer feinen Paste geworden ist, so setze man 3 Unzen Reismehl hinzu und 2 Quentchen fein gepulverten Borax. Wenn Alles gut untereinander ist, so gieße man nun allmählig 3 Nößel frische Milch hinzu, bringe Alles in einen neu glasirten Topf, und stelle es auf ein gelindes Kohlenfeuer, wobei man aber nicht unterlassen muß, Alles fleißig mit einem hölzernen

Spanischen einzuführen. — So wie die Flüssigkeit zu sieden anfängt, setze man 5 Quentchen weißen Wallrath hinzu, und rühre Alles ununterbrochen herum. Wenn nun die Mischung anfängt sich zur Paste zu verdicken, so setzt man zwei frische gequirlte Eydottern hinzu, entfernt das Gefäß vom Feuer, mischt 3 Nöthel Rosengeist hinzu, und schüttelt Alles wohl durcheinander; auch bei dem Gebrauche muß man diese Vorsicht beobachten. — Eine feste Paste. Man nehme 1 Pfund fein gepulverte Alikantische weiße Seife, 3 Unzen Florentinische Violenwurzel, 1 Unze Stärkemehl, und eben so viel feinen weißen Sandel, und dieses Alles gepülvert. Man menge nun Alles zusammen, setze 20 Tropfen Lavendelöl, eben so viel Citronenöl, und 10 Gran Moschus hinzu, und gieße nun unter fleißigem Stoßen so viel Orangenwasser hinzu, bis Alles zu einer weichen Paste geworden ist, welche man in einer porzellanenen Büchse aufhebt. — Eine zweite Vorschrift. Man nehme 1/2 Pfd. geschälte bittere Mandeln, eben so viel süße Mandeln, und stoße sie in einem Mörser, während welcher Zeit man 1/2 Pfd. weißen Honig und eben so viel Orangenblütenwasser nach und nach hinzusetzt. Man stößt nun Alles gut durcheinander, setzt noch drei Eßlöffel voll frischen Citronensaft hinzu, und hebt es in einer porzellanenen Büchse auf.

Wohlriechendes Waschpulver. Man nehme 4 Unzen Kleie von ausgepreßten, geschälten bittern Mandeln, und eben so viel Kleie von süßen Mandeln, 2 Unzen Gerstenmehl, und 3 Unzen gepulverten Reis, nebst einer Unze gestoßener Florentinischer Violenwurzel, mische Alles genau zusammen, und siebe es nochmals durch, damit Alles zu einem recht feinen Pulver werde. Zu diesem Pulver setze man 1/2 Unze zerfallenes mildes Mine-

ralalkali, 20 Tropfen Rosenholz-, Nelken- und Lavendelöl, und reibe Alles sehr genau durcheinander. — Eine andere Vorschrift. Man nehme 1 Pfd. geschälte bittere Mandeln und stoße sie mit 1 Pfd. Wasser zu einer Milch an, presse die Milch aus, nehme den Rückstand, trockne ihn, und stoße ihn zu einem feinen Pulver. Zu diesem setze man 4 Loth der feinsten Alikantischen gepülverten Seife, 2 Drachmen gestoßenen Zimmt, 1/2 D. Nelken und 20 Tropfen Bergamotöl, nebst 2 Loth gestoßener Florentinischer Violenwurzel; menge Alles genau untereinander, und hebe es in einer blecherner Büchse auf. Die ausgepreßte Mandelmilch kann man gleichfalls zum Waschen des Gesichts anwenden.

Mittel schöne Nägel zu erhalten. Eine schöne Hand verliert oft durch Ungestaltheit oder Häßlichkeit der Nägel; einige sind gelb, andere roth oder braun, oder weiß oder schwarz gefleckt. Eine Quetschung ist davon, nach dem Herrn Professor Trommsdorff, sehr oft der Grund. Man hat daher verschiedene Mittel erdacht, um diese Fehler, wo nicht ganz zu heben, doch zu verbessern. Hier will ich folgende anführen. Mittel den Nägeln eine schöne Farbe zu geben. Man wasche zuerst die Nägel sehr gut mit Seife, mache dann eine Salbe, welche aus gleichen Theilen feinen Zinnober und fein geschlämmten Schmirgel mit Mandelöl zu einer Salbe gemacht worden, und reibe sie damit so lange, bis sie ganz weiß und durchscheinend sind. Dann wische man sie mit einer Mandelpaste ab.

Mittel die Flecken von den Nägeln wegzubringen. Man lasse in einer kleinen Pfanne gleiche Theile Pech und Terpentin fließen, und mische etwas Schwefelblüte hinzu. Mit diesem Gemenge werden die Nägel des Abends beim Schlafengehen überzogen, und des Morgens wieder gut gereiniget.

Sind die Flecken verschwunden, so muß man die Nägel dann mit Zinnober und Schmirgel überreiben. Einige andere Mittel, s. unter Nagel 1. Th. 100.

Zubereitung der sogenannten Huiles antiques zur Parfümirung der Haare, der Puder von allen Farben, der Schönheitspommaden ꝛc. — Huile antique au Cédrat. Man nehme 1/2 Pfund weißes Beenöl und 3 Unzen Citronenöl, vermische beide gut, und hebe die Mischung in einer verstopften Flasche auf. Auf dieselbe Weise wie dieses Huile antique au Cédrat werden alle andere bereitet, indem man das Beenöl mit den destillirten Oelen vermischt, als das:

Huile antique à la Bergamotte,
— — — au Giroffle,
— — — au Rosmarin,
— — — au Thym,
— — — au Lavande,

welches die gewöhnlichsten sind. Das Beenöl dient zur Fixirung und besseren Vertheilung der ätherischen Oele. Nach Trommsdorff kann man diese Huiles antiques aber sehr gut entbehren. Ueber die Bereitung der ätherischen Oele, s. den Art. Oel, Th. 104, S. 405 u. f.

Was die wohlriechenden Puder anbetrifft, so wie überhaupt diejenigen, welche zur Färbung der Haare benutzt worden sind, und vielleicht zum Theil hin und wieder auch noch angewendet werden, obgleich die Mode des Puderns längst vorüber ist, so ist davon schon unter Puder, Th. 118, S. 531 u. f. Manches gesagt worden, so auch über den Ursprung desselben, S. 506 u. f. Hier noch Einiges zur Ergänzung jenes Artikels. Wie bekannt, ist die Basis alles Puders die aus Weizen bereitete Stärke (Amylum). Sie muß sehr weiß, locker, trocken und fein seyn, und durchaus

keinen Geruch besitzen, und so müssen alle Pulver, die mit dem Puder versetzt werden, höchst fein gepülvert seyn. Wie der weiße Puder gemacht wird, ist schon in dem oben erwähnten Theile angeführt worden. — Verfertigung des grauen Puders. Man nehme weiße Stärke, setze ein wenig höchst fein gepülverte Lindenholzkohle hinzu, und vermenge Alles auf das Genaueste. — Die Verfertigung des blonden Puders. Man nehme 1 Pfund weißen Puder, und setze, nach Trommsdorff, so viel von einem trocknen, schön dunkelgelben Ocher fein gepülvert hinzu, bis man die verlangte Farbe erhält. Statt dieses Ochers kann man sich des im Handel unter dem Namen des Römischen Ochers bekannten Ochers bedienen, der eine schöne goldgelbe Farbe hat, und daher das hochblonde Haar am besten durch Vermischung mit weißem Puder darstellt. Man kann auch statt des gemeinen Ochers einen Theil des Puders in einer Pfanne über dem Feuer rösten, und diesen mit so viel weißem Puder versetzen, bis die verlangte Farbe herausgebracht worden.

Wohlriechender Puder. Man nehme 1 Pfund Florentinische Violenwurzel, 2 Unzen Benzoeharz, 1 Pfund trockne, zu Pulver gestoßene rothe Rosenblätter, 1½ Unze gepülvertes, gelbes Sandelholz, 2 Quentchen Gewürznelkenpulver, eben so viel Zimmt, 10 Gran Moschus mit Zucker abgerieben, und vermenge Alles auf das Genaueste mit 18 Pfund weißen Puder, den man nun nach Gefallen grau oder blond färben kann — Marschalls-Puder; Fr. Poudre à la Maréchale. Man nehme 2 Unzen gepülverte Kalmuswurzel, 2 Unzen Florentinische Violenwurzel, 1 Unze Gewürznelken, 2 Unzen gepülverte Citronenschalen, 1 Unze gepülverte Pomeranzenschalen, 1 Unze

gepülverte Rosenblätter, vermische Alles sehr genau mit 2 Pfund sehr feinem Puder, und setze noch 10 Tropfen Bergamotöl hinzu. Man muß diesen Puder in blechernen Büchsen oder gläsernen Flaschen aufbewahren. Soll er noch stärker von Geruch seyn, so setze man weniger Puder dazu. — Aromatischer Puder. Man nehme 8 Unzen Florentinische Violenwurzel, 5 Unzen Weihrauchsrinde, 2 Unzen Benzöe, 2 Unzen trockne Rosenblätter, 2 Unzen Kalmuswurzel, 1 Unze Sassafrasrinde, eben so viel Zimmtrinde, 6 Drachmen Gewürznelken, 1 Unze Coriander, 2 Unzen trockne Pomeranzenschalen, und 1 Unze Citronenschalen. Man stoße Alles sehr fein, schlage das Pulver durch ein Haarsieb, und hebe es in einem verstopften Glase auf. Dieses Pulvers bedient man sich, um andern Puder zu parfümiren, oder streut es auch in die Waschschränke, um Wäsche und Kleidungsstücke wohlriechend zu machen. — Kaiserpuder; Fr. Poudre Impériale. Man nehme 1/2 Pfd. Florentinische Violenwurzel, 1/2 Pfd. Lavendelblüten, eben so viel Thymian, 1/4 Pfd. Lorbeerblätter, 1/2 Pfd. weiße getrocknete Rosenblätter, 2 Unzen Zimmt, 1 Unze Muskatennüsse, eben so viel Cardamom, und stoße Alles zu einem feinen Pulver, das man durch ein Haarsieb schlägt, und in einer gläsernen Flasche aufbewahrt. Man vermische es hernach mit andern Pudern oder fülle kleine Säckchen damit an, die man zwischen das Pelzwerk legt, um es vor den Motten zu verwahren. — Andere einfache wohlriechende Puder erhält man, indem man 1 Pfund Puder mit einem Quentchen wohlriechenden Oel zusammenreibt. So bereitet man dann: Citronenpuder; Fr. Poudre de Citron; Bergamotpuder; Fr. Poudre de Bergamot; Jas-

minpuder; Fr. Poudre de Jasmin; Rosenpuder; Poudre de Roses; Thymianpuder; Poudre de Thym; Lavendelpuder; Fr. Poudre de Lavande; und andere mehr.

Mittel die Haare zu färben. Von diesen Mitteln sind schon mehrere unter Haar des Menschen, Th. 20, S. 505 u. f. angeführt worden, hier noch einige nach Trommsdorff's Angabe.— Ein Mittel die Haare dunkel zu färben. Man wäscht die Haare mit warmen Wasser, bestreicht sie mit einer Auflösung von einem Viertelpfunde gereinigter Potasche in einem Pfunde Rosenwasser, und läßt sie in der Sonne trocken werden. Diese Operation wiederholt man acht Tage lang drei- bis viermal.—Ein Mittel weißen Haaren eine hellbraune Farbe zu geben. Man reibe die Haare zuerst mit Gerstenkleie und warmen Wasser, um sie von der Fettigkeit zu befreien; dann wasche man sie mit frisch bereitetem Kalkwasser, und lasse sie an der Sonne trocken werden, und wenn man dieses einige Male gethan hat, wasche man sie mit Kupfervitriolauflösung. Je öfter man dieses wiederholt, desto dunkler wird die Farbe der Haare. Das Kalkwasser wird auf folgende Art bereitet: Man nimmt ein halbes Pfund recht gut gebrannten Kalk, besprengt diesen in einer steinernen Schale mit Wasser, und wenn er sich erhitzt, rissig wird, und sich gut aufzublähen anfängt, gieße man immer mehr Wasser zu, bis Alles zu einem Pulver zerfallen ist. Dieses übergießt man mit sechs Maaß Wasser, rührt Alles wohl um, und läßt die milchichte Flüssigkeit so lange ruhig stehen, bis sich aller Kalk gesetzt hat, dann gießt man die wasserhelle Flüssigkeit ab, und hebt sie in verstopften Flaschen auf. Die Kupfervitriolauflösung erhält man, wenn man 1 Loth

Kupfervitriol (blauen oder Cypriſchen Vitriol) in einem Pfunde heißen Waſſers auflöſet. — Ein Mittel Haare ſchwarz zu färben. Man nehme 1 Drachme weißen Silberſalpeter in Kryſtallen, der in den Apotheken aus einer Auflöſung des feinſten Silbers in Scheidewaſſer bereitet wird, zerreibe denſelben in einem gläſernen Mörſer fein, und löſe ihn in 2 Pfund Roſenwaſſer auf. Nachdem man die Haare von aller Fettigkeit befreit hat, beſtreiche man ſie zu wiederholten Malen mit der Silberauflöſung, und laſſe ſie an der Luft trocknen, wodurch ſie eine ſchöne ſchwarze und dauerhafte Farbe annehmen. Man muß ſich aber hüten mit dieſer Silberauflöſung die Haut im Geſichte zu beſprützen, weil ſolche ebenfalls eine ſchwarze Farbe annimmt. — Ein zweites Mittel. Man verfertigt ſich ein ſtarkes Galläpfeldekoct, wäſcht die Haare damit, und läßt ſie trocknen; hernach wäſcht man ſie mit einer Auflöſung von grünem Eiſenvitriol, und läßt ſie abermals trocknen. Dann wäſcht man ſie wieder mit dem Galläpfeldekoct, und hernach wieder mit der Auflöſung von Eiſenvitriol, und dieſes wiederholt man ſo oft, bis ſie die gehörige Schwärze angenommen haben. Man muß aber jedesmal erſt die Haare wieder abtrocknen laſſen. Das Galläpfeldekoct bereitet man, indem man ein Viertelpfund Türkiſche Galläpfel gröblich zerſtößt, und in einem neuen Topfe mit vier Nößel Waſſer bis auf drei Nößel Flüſſigkeit einkocht, die man dann durchſeihet, und aufbewahrt. Man bereitet die Eiſenvitriolauflöſung aus 3 Unzen Eiſenvitriol und 2 Pfund Waſſer. Man kann alle die hier angeführten Färbemittel der Haare auch anwenden, um die Haare der Augenwimper und Augenbraunen zu färben. Alle die hier berührten Mittel die Haare

zu färben, führen bei ihrer öfteren Anwendung Nachtheil mit sich, und dürften bei dem häufigen Gebrauche, nach Trommsdorff, ein baldiges Ausfallen der Haare verursachen. An abgeschnittenen Haaren, die aber zu Perrücken verarbeitet werden, finden diese Künsteleien eine bessere Anwendung.

Pastillen oder Kügelchen zur Parfümirung des Mundes. Man reibe auf einem feinen Reibeisen das Gelbe von sechs Stück Citronen ab, vermenge es dann in einem Möser sehr genau mit einem Pfunde feinen gepülverten weißen Zucker, und setze so viel von weißem Traganthschleim hinzu, daß Alles zu einer festen Masse wird, aus der man Kügelchen formt, die man im Schatten trocknet. Läßt man nun diese Kügelchen im Munde zergehen, so verbeiten sie einen angenehmen Citronengeruch. — Eine zweite Art. Man nehme 4 Unzen abgepflückte Blumenblätter von frischen Orangenblüten, zerstoße sie in einem marmornen Mörser, und setze 1½ Pfd. fein gepülverten Zucker hinzu. Man setze nun hierauf noch die nöthige Menge Traganthschleim, und verfahre durchaus wie bei der vorigen Art. Den Traganthschleim muß man aber wohlriechend zubereiten, deshalb weicht man den auserlesenen trocknen Traganth in ein concentrirtes Pomeranzenwasser ein. — Ein dritte Art. Man lasse sich von einem Zuckerbäcker ein Pfund kleine Kügelchen von weißem festem Hutzucker bereiten, und thue diese in eine Schüssel von Porcellan. Hierauf löse man 2 Drachmen Bergamotöl in einer Unze starken Geistes auf, besprenge damit die Kügelchen, und wende sie fleißig um, damit sie mit der geistigen Auflösung gut durchdrungen werden. Man bedeckt die Schüssel mit einem zinnernen Teller, und läßt Alles eine Nacht lang stehen. Hernach breitet man die Kügelchen auf ein Papier, das man auf ein

Haarsieb gelegt hat, ganz dünn aus, und läßt sie an der Luft trocken werden. Auf gleiche Weise können aus allen wohlriechenden Oelen Pastillen auf eine leichte Art gemacht werden, z. B. aus Nelkenöl, Zimmtöl, Muskatenblütenöl ꝛc.; auf eben diese Art verfertiget man sich auch die Pfeffermünzkügelchen, welche als ein die Vapeurs vertreibendes Mittel nicht nur sehr empfohlen werden können, sondern es auch nach der Erfahrung wirklich sind. — Wohlriechende Flüssigkeit zur Parfümirung des Mundes. Man nehme 2 Drachmen Amber, stoße denselben, und schütte ihn in eine Bouteille, gieße 1 Pfund des stärksten Rosengeistes darüber, verstopfe die Flasche, und stelle sie acht Wochen lang an die Sonne, während welcher Zeit sie oft umgeschüttelt werden muß. Nach Verlauf dieser Zeit lasse man die Flüssigkeit durch ein Filtrum laufen, und hebe sie in einer verstopften Flasche auf. — Eine zweite Vorschrift, Essence d'Hypocras. Man nehme 1 Unze Zimmtrinde, 1/2 Unze Gewürznelken, eine halbe Drachme Coriander, eben so viel Ingber, eine Muskatennuß, stoße Alles klein, übergieße es mit einem Pfunde Orangengeist, und lasse Alles in einer verstopften Flasche an der Sonne vierzehn Tage stehen, und schüttle die Flüssigkeit täglich um. Nachher wird sie filtrirt. Aus den oben beschriebenen ätherischen Oelen kann man, wenn man sie in reinem Geiste auflöset, eine große Menge dieser Flüssigkeiten bereiten, und durch Vermischung derselben mit einander mannichfaltige Parfüms erhalten oder hervorbringen.

Was die wohlriechenden Seifen anbetrifft, so sehe man solche unter Seife; die wohlriechenden Essenzen, unter Parfümirkunst, Th. 107, S. 516 u. f.; die parfümirten Korallen, Medaillen und andern Figuren, daselbst, S. 530

u. f.; die parfümirten Säckchen oder Kissen, daselbst, S. 536, so wie überhaupt Alles, was die Parfümirkunst anbetrifft, unter diesem Artikel. Mehrere Mittel zur Verschönerung des Gesichts, findet man auch unter Angesicht, Th. 2, S. 131 u. f. Die Zahnpulver, Zahnmittel, s. unter Z. Die Mittel für die Pockennarben können jetzt füglich wegfallen, da durch die Impfung der Schutzblattern die Pocken- oder Blatternarben aufhören. Hier ist ein Präservativ für dieselben, wenn es ja noch eine Schöne gäbe, deren Gesicht durch die Pocken angegriffen werden sollte. Wenn die Pocken anfangen weiß zu werden, bestreiche man sie des Morgens und des Abends mit Mandelöl, das mit einem starken Gerstenschleime durch Schütteln vereiniget ist, und laulich warm aufgetragen wird. Dieses Liniment verhindert nicht das Reifwerden der Pocken. Wenn sie endlich anfangen abzufallen oder abzutrocknen, so bestreiche man das Gesicht mit Linsen, die man mit Wasser zu einem dicken Brey gekocht, und durch einen Durchschlag gerieben hat. Diesen Brey lasse man austrocknen und so lange darauf liegen, bis er von selbst in Schuppen abfällt. Dieses Mittel soll unter den bekannten Mitteln gegen das Uebel noch das mehrste wirken, und ist wenigstens unschädlich und einfach. Salben von Schneckenschleim, Kalbsfüßen, Regenwürmern ꝛc., die in allen Schriften anempfohlen werden, sind entbehrlich. Der schon mehrmals oben erwähnte Schriftsteller sagt in seiner Kallopistria, S. 209, bei Anführung des gedachten Mittels: „Das beste Präservativ gegen die gefährlichen Pocken, welches nicht nur die Schönheit, sondern, was weit wichtiger ist, das Leben sichert, sind die Kuhpocken, und wer dieses wohlthätige Mittel nicht ergreifen will, der verdient wenigstens, daß die Menschenpocken

alle Züge der Schönheit aus ſeinem Geſichte löſchen."

Ueber das Schminken iſt im verwichenen Jahrhunderte, beſonders in der Mitte deſſelben, viel geſchrieben worden, wozu beſonders eine Frage in den nützlichen Sammlungen vom Jahre 1756 *), S. 1319, Veranlaſſung gab, und die ſo lautet: „Iſt das Schminken oder das ſogenannte Anlegen der rothen Schönfarbe von dem weiblichen Geſchlechte ſündlich oder nicht? In wie weit iſt dieſes mit dem Gebrauche des Haarpuders zu vergleichen, und welches iſt am ſtrafbarſten? Die Urſache dieſer Verlarvung? Warum bedienet ſich nur ſolches das weibliche, nicht aber beide Geſchlechter? Einiges darauf Bezug habende werde ich weiter unten folgen laſſen. Von den Moraliſten, die damals in dieſer Sache auftraten, iſt auch nicht ein Einziger, der das Schminken nicht ſollte verdammt haben, das heißt, für unrechtmäßig und unzuläſſig gehalten haben. Ihre Gründe beruhen vornehmlich auf folgenden fünf Sätzen. Sie verdammen es 1) weil die Zeit dadurch unnütz angewandt wird. 2) Weil die Schönheit ein vergängliches Gut ſei, ſo müſſe man auch nicht ſo viel Sorgfalt darauf verwenden. 3) Weil ein Frauenzimmer zu vielen Sünden Anlaß giebt, wenn ſie die Mannsperſonen zu ſehr zur Liebe reizt. 4) Sei es ſündlich Gottes Werk meiſtern zu wollen, weil man dadurch anzuzeigen ſchiene, daß er es uns nicht gut genug gebildet habe. 5) Schminken ſei ſo viel, als Lügen, und da nun dieſes ſündlich ſei, ſo ſei es auch jenes. Alle dieſe Gründe beweiſen nur wenig gegen das Schminken. Was den erſten Grund betrifft, ſo dürften wir nach demſelben der

*) Hannover, 1757.

Reinigung und Schönheit unsers Körpers, überhaupt dem Vergnügen uns zu schmücken gar keine Zeit widmen, welches man doch bei dem Naturmenschen antrifft, daß er seinen Körper durch Beschmierung mit Farben, durch Ausputzung mit Federn ꝛc. zu verschönern sucht, also ein in die Natur gelegter Trieb, warum sollte er also unterdrückt werden. — Der zweite Grund: weil die Schönheit ein vergängliches Gut sei, müsse man nicht viel Sorgfalt darauf verwenden, ist gleichfalls unhaltbar; denn alle vergängliche Güter müssen, trotz ihrer Vergänglichkeit, geachtet werden. Die Gesundheit ist gleichfalls ein vergängliches Gut, und dennoch sind wir verbunden, sie mit der größten Sorgfalt zu erhalten. — Der dritte Grund, daß ein so geschmücktes Frauenzimmer mehr zur Liebe reitze, ist gleichfalls unhaltbar; denn sonst müßten sich die von Natur mit einem zarten weißen Teint und rothen Wangen ausgestatteten Frauenzimmer stets mit einem Schleier verhüllen, um nicht Andere zur Liebe zu reitzen. — Der vierte Grund, daß man Gott dadurch zu meistern suche, ist wirklich albern; denn wäre dies der Fall, so müßten wir auch nackt erscheinen, und unsern Körper, Gottes Meisterstück, nicht mit Kleidern verhüllen, die doch den Bau desselben meistens verstecken. Und wie würden dabei die Verwachsenen ꝛc. fahren, die durch allerhand künstliche Mittel sich dem Auge äußerlich erträglich zu machen suchen. — Der fünfte und letzte Grund: Schminken heiße so viel, als lügen, ist eben so albern, und verdient hier weiter keiner Auseinandersetzung. Gegen die vielen Gründe, welche die Moralisten wider das Schminken aufstellen, oder worin sie die Schädlichkeit des Schminkens darthun wollen, stellt eine Dame ihre Gründe wegen der Nichtschädlichkeit des Schminkens dagegen. Gegen den Vorwurf:

daß keine Dame sich öffentlich schminken dürfe, indem sie sich schämen müsse, wenn man ihr vorhalte, daß sie sich geschminkt habe, erwiedert sie:

„Warum soll man sich nicht öffentlich schminken und gestehen, daß man sich geschminkt habe. Ich schminke mich schon seit vielen Jahren, und finde mich deswegen nicht mehr und nicht weniger geliebt, oder verachtet, indessen haben Alle, die mein Gesicht in beiderlei Gestalten kennen, mir noch ernstlich versichert, daß ihnen solches geschminkt besser gefalle, als nüchtern oder ohne Schminke. In Frankreich, und an den Orten, wo man den Damen vor der Toilette Besuche giebe, schminken sie sich in Gegenwart der Anwesenden eben so gut, als daß sie sich pudern, und richten sich nach dem Urtheile der Anwesenden, ob sie mehr oder weniger roth auflegen, und wie weit sie die rothen Flecken ausbreiten oder verwischen sollen. Sich heimlich zu schminken, oder das Schminken heimlich zu verrichten, damit es die Leute nicht wissen sollen, halte ich selbst für strafbar und unrecht; allein das Unrecht liegt nicht in der Schminke, sondern in dem Betruge, den man selbst spielen will, geschminkte Wangen für natürliche auszugeben, wodurch man Andere zu täuschen und zu verführen trachtet."

Ein zweiter Einwurf: daß es viele unglückliche Ehen geben werde, wenn junge Mädchen sich schminkten, und dadurch die Mannspersonen sie zu heirathen verführten, bald nach der Hochzeit sich ihnen aber in einer scheußlichen Gestalt darstellten, wird wie folgt beantwortet:

„Alle junge Freier sind von Herzen zu bedauern, die uns um ein Paar rother Wangen oder um eines hübschen Gesichtes willen, nur allein heirathen. Wie vergänglich ist solches? Ein einziges Wochenbette, eine schwere Krankheit, ein zwei- oder dreijähriger Ehestand und andere zufällige Ursachen, las-

sen davon gemeiniglich nur das Angedenken und sehr wenige Reste übrig. Wir würden dann nur sehr wenige glückliche Ehen haben, und für Frauen, die in dieser Absicht geheirathet worden, wird es immer noch ein Glück seyn, wenn sie die verlorne Schönheit durch Schminke einigermaßen wieder ersetzen, und sich in den Augen ihrer Männer leidlich machen können. Man darf aber nicht glauben, daß die Schminke ein ganz anderes Gesicht darstellen, neue Gesichtszüge machen, und häßliche verdecken könne. Ein häßliches Gesicht wird häßlich, und ein verstelltes, verstellt bleiben, wenn es auch noch so sehr mit Schminke bedeckt würde; denn diese erhebt nur ein wenig die Farbe, und wird also ein unleidliches Gesicht niemals als schön darstellen, so, daß einer Gefahr liefe sich darin zu verlieben. Folglich werden wenige Männer durch die Schminke im Gesichte betrogen werden. Wenn wir aber im ledigen Stande unser Gemüth schminken, so betriegt dieses die Männer und macht unglückliche Ehen. Wenn wir uns als die frömmsten, unschuldigsten, folgsamsten und tugendhaftesten Gemüther, und als Lämmer dem Bräutigam darstellen, und sobald wir verheirathet sind, über die Männer regieren, im Hause toben, und als böse Drachen zeigen wollen. Wenn wir uns ferner nach der Ehe beständig bestreben, wie wir uns den Männern gefällig machen, und in ihren Augen eine Annehmlichkeit behalten können, so werden wir ihnen nicht leicht zuwider werden; wenn wir uns aber bald nach der Hochzeit verabsäumen, krumm, zusammengefallen und ungeschnürt sitzen und einhergehen; wenn wir nicht weiter auf unsern Leib Acht geben; wenn wir uns im Hause wie alte funfzig Jahr lang verheirathete Mütter tragen und anstellen, und höchstens nicht weiter putzen, als um Andere zu gefallen, und wenn wir ausgehen wollen, so wird uns nur dieses bei den Männern in Verachtung setzen, nicht das Schminken. Auch könnte diese Gefahr abgeholfen werden, wenn man, wie es in Frankreich vor der Revolution geschah, die Gewohnheit einführte, daß nur bloß verheirathete Personen sich schminken dürf-

ten, solches aber den Unverheiratheten untersagt würde. Ein Hauptbesorgniß bei dem Schminken ist, daß es der Gesundheit schädlich sei; allein das Schminken überhaupt ist nicht schädlich, sondern nur gewisse Arten von Schminken schaden. Hieraus folgt aber nicht, daß man gar keine Schminke gebrauchen soll, so wenig man das Essen verbieten kann, weil es gewisse Gerichte giebt, die der Gesundheit höchst schädlich sind, und von welchen nur mit großer Behutsamkeit genossen werden darf, man muß nur die weniger gefährlichen wählen."

Außer dieser so eben angeführten Vertheidigung des Schminkens, verdient noch folgendes Schreiben von einer bejahrten Matrone aus dem letztverwichnen Jahrhunderte im Auszuge mitgetheilt zu werden, welches ebenfalls zur Vertheidigung dieser Gesichts-Verschönerung dient, und welches auch zum Theil auf das gegenwärtige Jahrhundert angewendet werden kann, oder den Beweis giebt, daß auch das Vergangene wieder zurückkehrt. Es lautet:

„Du liebe Zeit! was ist denn das Schminken? Ist es nicht eine Wirkung der Demuth? eine offenherzige Beichte unverschuldeter Mängel? eine Gefälligkeit für die ganze menschliche Gesellschaft? eine Schuldigkeit gegen eine Schwangere? ein Trost der Alten? eine Pflicht gegen uns selbst, um ein häßliches, fürchterliches und unerträgliches Gesicht seinen Freunden angenehm, und den jungen Vermählten, welche ihren Männern alle Morgen mit einem neuen Ekel schmeicheln, unschädlich zu machen. Ich bin unter dem großen Kometen geboren, und nun mit Ehren 76 Jahr alt geworden, und habe, ohne Ruhm zu melden, seit meinem vierzehnten Jahre so wenig Stolz besessen, daß ich noch kein einziges Mal mein eigenes Gesicht gezeigt habe. Die spröde Sittenlehrerin, welche ihre rothen Lippen verengert, und ein Paar große Augen zu sanfteren Blicken verkleinert, sollte sich billig entsetzen, ihre

Weisheit mit so losen Mitteln anzupreisen, indem doch ihre ganze Absicht nur dahin geht, sich auf Kosten einer in aller Demuth geschminkten Nebenbuhlerin zu erheben. Borgen nicht alle Tugenden gewisse Annehmlichkeiten von der Kunst, und kann man das einen Betrug nennen, wodurch die gemeine Landeswohlfahrt befördert und Niemanden geschadet wird? Oft ist es eine große Ehre für den jungen Herren, daß man ihn eines kleinen unschuldigen Betruges würdig schätzt. Nicht alle Philosophen bringen es mit ihren gelben Haaren so weit, daß man sich um sie so viel Mühe giebt, und vielleicht ist es auch so schrecklich nicht, als unsere Feinde sagen, ein anderes Gesicht im Bett, und ein anderes in Gesellschaft zu finden. Die Veränderung ist überall angenehm, und der beste Mann ist zufrieden, wenn er nur eine schöne Gemahlin in Gesellschaften zeigen kann, ohne sich um die Siege, welche keine Zuschauer haben, zu bekümmern. Man kann es noch gelten lassen, daß ein junges Rosenknöspchen mit seiner runden Einfassung stolz sei; allein wie sehen die jungen Weiber aus? Das Gesicht verlängert sich nach den ersten Wochen; die Augen werden matt, die weiße Haut bekommt eine Todtenbläße, und wenn noch Kopfweh und Mutterbeschwerden hinzu kommen, so mag es ein entsetzliches Vergnügen seyn, ein solches abgestorbenes Gesicht zu küssen, welches der Natur nach einem heftigen Nachtfroste ähnlich sieht. — Was richtet denn wohl die Schminke für Unheil in der Welt an? Sie vermehrt die Zahl der Künstler, vermindert die üblen Gegenstände, befördert die Ehen der Häßlichen zur Wohlfahrt des Landes, beruhiget die Mütter über die Reizungen ihrer Töchter, verhindert den Spott wider die entstellten Gesichter, ebnet die Blatternarben und Runzeln, vermehrt das Erbauen, erquickt das Auge, erhält die Apotheker und Parfümeurs, und hat einen unmittelbaren Einfluß in die ganze Oekonomie der Schönheit, wodurch soviel Gutes in der Welt gestiftet und die Armuth versorgt wird. Wie mancher Arme hat sich nicht in meiner Jugend von der Milch gesättiget, worin sich

ten, solches aber den Unverheirathe
würde. Ein Hauptbesorgniß bei dem S
daß es der Gesundheit schädlich sei
Schminken überhaupt ist nicht schädlich
gewisse Arten von Schminken schaden.
aber nicht, daß man gar keine Schmin
soll, so wenig man das Essen verbiete
es gewisse Gerichte giebt, die der Ges
schädlich sind, und von welchen nur m
hutsamkeit genossen werden darf, man
weniger gefährlichen wählen."

Außer dieser so eben angeführten
des Schminkens, verdient noch folgend
von einer bejahrten Matrone aus den
nen Jahrhunderte im Auszuge mitge
den, welches ebenfalls zur Vertheidigu
sichts-Verschönerung dient, und wel
Theil auf das gegenwärtige Jahrhunde
werden kann, oder den Beweis giebt,
Vergangene wieder zurückkehrt. Es l

„Du liebe Zeit! was ist denn da
Ist es nicht eine Wirkung der Demut
herzige Beichte unverschuldeter Mäng
fälligkeit für die ganze menschliche Ge
Schuldigkeit gegen eine Schwangere?
Alten? eine Pflicht gegen uns selbst,
liches, fürchterliches und unerträg
seinen Freunden angenehm, und den
mählten, welche ihren Männern all
einem neuen Ekel schmeicheln, unschäd

Weisheit mit so losen Mitteln anzupreisen, indem doch ihre ganze Absicht nur dahin geht, sich auf Kosten einer in aller Demuth geschminkten Nebenbuhlerin zu erheben. Borgen nicht alle Tugenden gewisse Annehmlichkeiten von der Kunst, und kann man das einen Betrug nennen, wodurch die gemeine Landeswohlfahrt befördert und Niemanden geschadet wird? Oft ist es eine große Ehre für den jungen Herren, daß man ihn eines kleinen unschuldigen Betruges würdig schätzt. Nicht alle Philosophen bringen es mit ihren gelben Haaren so weit, daß man sich um sie so viel Mühe giebt, und vielleicht ist es auch so schrecklich nicht, als unsere Feinde sagen, ein anderes Gesicht im Bett, und ein anderes in Gesellschaft zu finden. Die Veränderung ist überall angenehm, und der beste Mann ist zufrieden, wenn er nur eine schöne Gemahlin in Gesellschaften zeigen kann, ohne sich um die Siege, welche keine Zuschauer haben, zu bekümmern. Man kann es noch gelten lassen, daß ein junges Rosenknöspchen mit seiner runden Einfassung stolz sei; allein wie sehen die jungen Weiber aus? Das Gesicht verlängert sich nach den ersten Wochen; die Augen werden matt, die weiße Haut bekommt eine Todtenbläße, und wenn noch Kopfweh und Mutterbeschwerden hinzu kommen, so mag es ein entsetzliches Vergnügen seyn, ein solches abgestorbenes Gesicht zu küssen, welches der Natur nach einem heftigen Nachtfroste ähnlich sieht. — Was richtet denn wohl die Schminke für Unheil in der Welt an? Sie vermehrt die Zahl der Künstler, vermindert die üblen Gegenstände, befördert die Ehen der Häßlichen zur Wohlfahrt des Landes, beruhiget die Mütter über die Reizungen ihrer Töchter, verhindert den Spott wider die entstellten Gesichter, ebnet die Blatternarben und Runzeln, vermehrt das Erbauen, erquickt das Auge, erhält die Apotheker und Parfümeurs, und hat einen unmittelbaren Einfluß in die ganze Oekonomie der Schönheit, wodurch soviel Gutes in der Welt gestiftet und die Armuth versorgt wird. Wie mancher Arme hat sich nicht in meiner Jugend von der Milch gesättiget, worin sich

Haut vollends braun und garſtig. In einer guten Schminke wird erfordert, daß die rothe Farbe, die ſie enthält, von einer ganz unſchädlichen Materie genommen wird, wie auch ſchon oben angeführt worden, und wonach auch die daſelbſt angegebenen Bereitungsformeln eingerichtet ſind. Etwas Fett eine leichte Salbe muß darunter kommen, damit ſie ſich nicht auflöſet, wenn man im Sommer an irgend einen Ort, oder in Geſellſchaft geht, wo durch die Wärme, durch die Ausdünſtung ſich die Fettigkeit nicht auflöſet, noch weniger in die Haut zieht, und doch ſtark genug iſt, um die Röthe auf der Oberfläche der Haut haftend zu machen.

Es iſt nun nicht zu leugnen, daß die Schminken der Haut keinesweges vortheilhaft ſind, weil ſchon durch die immerwährende Spannung, in welcher die Haut erhalten wird, ſolche weit früher Runzeln erhält, nicht zu gedenken, daß das Verkleiſtern der Schweißlöcher mit Fett und andern Subſtanzen auch ſchon ſehr nachtheilig auf die Haut wirkt. Das Bleyweiß läßt beim öftern Gebrauche ſchwärzliche Flecken in der Haut zurück, welches man auch ſehr bald an dem Kinn herum gewahrt, welcher Theil nur mit weißer Schminke beſtrichen wird; daſſelbe gilt auch von dem Wißmuthe. Schminken, worunter dieſe Minerale kommen, färben mit Beiwirkung der Luft und der Sonne zuletzt diejenigen Theile der Haut, worauf ſie häufig geſtrichen werden, ſchwarz. Das heißt, die Pores in der Haut erſcheinen, als wenn ſie mit kleinen ſchwarzen Flecken überſäet wären. Daſſelbe gilt auch von dem Zinnober, welcher wegen des Queckſilbers noch ſchädlicher auf die Haut des Geſichts wirkt, ja ſelbſt der Geſundheit nachtheilig werden kann, wenn gleich dasjenige, was einige Aerzte behaupten: daß ſich nämlich das Frauenzimmer beim häufigen Gebrauch

einen ganz andern Effekt auf das Gesicht, als das Tageslicht; daher sind auch hier andere Farben nöthig, welches besonders die Schauspielkunst zeigt, indem bei jedem Aufzuge oft eine und dieselbe Schauspielerin andere Gesichtsfarben zeigt, oder dem Gesichte frische Reizungen giebt. Wie träge ist hingegen die Natur! und Trägheit ist doch der Tod der Schönheit. Der Tadel mag also die Ausschweifungen treffen; ich meines Theils halte die Schminken den Schönen anständig und nützlich, den Alten hingegen unentbehrlich ꝛc."

Was nun Alles gegen das Schminken in der Mitte des verwichenen Jahrhunderts gesagt und geschrieben worden, übertrifft bei weitem alle Lobeserhebungen desselben; allein alle die aufgestellten Gründe dawider hier anführen zu wollen, würde zu weit führen. Hier nur Einiges:

Schon der Herr von Justi warnt vor dem gefährlichen Schminken, indem man nicht vorsichtig genug bei dem Gebrauche der Schminken überhaupt zu Werke gehen könne; da diejenigen, worunter Queckſilber ist, die Augen und Zähne angreifen. Das Blanc d'Espagne verdirbt die Haut, das Salz welches in der Komposition liegt, und sich daraus entwickelt, verdirbt die Haut; denn es löset sich vom Schweiße auf, dringt in die Schweißlöcher und wird dadurch der Gesundheit nachtheilig. Eine naß aufgetragene Schminke, oder wenn solche naß aufgetragen werden muß, taugt gleichfalls nicht, weil dadurch, wenn sie trocken wird, die Schweißlöcher verstopft werden, und sich die Haut zusammenzieht, welche in der Folge davon aufspringt. Besonders sind alle Spirituſſe, vorzüglich aber das Ungarische Wasser schädlich, weil sie eine spröde Haut machen, und zusammenziehend sind. Ist Fett dazu genommen worden, oder sind die Oele sehr fettiger Natur, so schmilzt solches bei der Wärme und macht die

Haut vollends braun und garstig. In einer g
Schminke wird erfordert, daß die rothe Farbe,
sie enthält, von einer ganz unschädlichen Ma
genommen wird, wie auch schon oben angef
worden, und wonach auch die daselbst angegeb
Bereitungsformeln eingerichtet sind. Etwas
eine leichte Salbe muß darunter kommen, dam
sich nicht auflöset, wenn man im Sommer an ir
einen Ort, oder in Gesellschaft geht, wo durc
Wärme, durch die Ausdünstung sich die Fetti
nicht auflöset, noch weniger in die Haut zieht,
doch stark genug ist, um die Röthe auf der
fläche der Haut haftend zu machen.

Es ist nun nicht zu leugnen, daß die Schm
der Haut keinesweges vortheilhaft sind, weil
durch die immerwährende Spannung, in welch
Haut erhalten wird, solche weit früher Runzel
hält, nicht zu gedenken, daß das Verkleister
Schweißlöcher mit Fett und andern Subst
auch schon sehr nachtheilig auf die Haut wirkt.
Bleyweiß läßt beim öftern Gebrauche schwär
Flecken in der Haut zurück, welches man auch
bald an dem Kinn herum gewahrt, welcher
nur mit weißer Schminke bestrichen wird; da
gilt auch von dem Wißmuthe. Schminken,
unter diese Minerale kommen, färben mit Be
kung der Luft und der Sonne zuletzt diese
Theile der Haut, worauf sie häufig gestrichen
den, schwarz, das heißt, die Pores in der Ha
scheinen, als wenn sie mit kleinen schwarzen F
übersäet wären. Dasselbe gilt auch von dem
nober, welcher wegen des Queckſilbers noch sc
cher auf die Haut des Gesichts wirkt, ja selb
Gesundheit nachtheilig werden kann, wenn
dasjenige, was einige Aerzte behaupten: da
nämlich das Frauenzimmer beim häufigen Gebr

niß habe sich denn auch die Gesandtin bedient, und sei immer mit angestrichenen Wangen bei Hofe erschienen. Ein großer Theil der Damen habe diese Mode sogleich nachgeahmt, und so sei sie denn nach und nach in der Hauptstadt Preußens verbreitet worden. — Daß die Schminke auch in Staatsangelegenheiten einen sehr guten Dienst leistet, berichtet die berühmte Frau von Stael in ihren Memoiren. Sie sagt: „als ich einst wegen Staatssachen in der Bastille saß, und vor die Kommissarien gerufen wurde, um vernommen zu werden, war ich so vorsichtig die Schminke, welche ich in der Tasche hatte, aufzulegen; sonst hatte ich mich nie geschminkt, jetzt that ich es, um eine gewisse Entrüstung (Alteration) im Gesicht, die mich hätte verrathen können, zu verbergen."

In der Landwirthschaft ist in der Bienenzucht die Schminke, Bienenschminke, ein wohlriechender, den Bienen angenehmer Körper, womit die Bienenstöcke auswendig bestrichen oder gerieben werden, damit die Bienen gern darin bleiben; s. unter Biene, Th. 4.

Ueber das Schminken mit Farben, siehe, außer den schon oben hin und wieder angeführten Schriften, auch noch folgende nach:

Nützliche Sammlungen vom Jahr 1756, 2. Th. Hannover, 1757, S. 1354. — Desgl. vom Jahre 1757, 3. Th. Hannover, 1758, S. 42 u. f., S. 163 u. f., S. 647 u. f., S. 1569 u. f.

Hannöversche Beiträge zum Nutzen und Vergnügen vom Jahre 1759. 1. Th. Hannover, 1759, S. 369, S. 818 u. f.

Auch zum Nutzen und Vergnügen. Jahrgang 60; 1782, S. 64.

Lüneburgischer Taschenkalender, Jahr S. 135 u. f.

vermische es mit zwei Theilen Weinsteinsalz und lasse es wiederum im Tiegel schmelzen. Die erhaltene Masse lege man auf eine Glastafel oder auf ein zinnernes Blech im Keller etwas abschüssig, und setze ein gläsernes Geschirr unter, so wird sich Alles auflösen, und ein Oel daraus werden, welches Oel das ganze Bestandwesen des Talkes in sich enthalten wird. Dieses Oel soll eine vorzügliche Wirkung bewiesen, und eine feine weiße Haut gemacht haben. Das Weinsteinöl, aus welchem dieses Oel am meisten besteht, soll überdies das beste und unschädlichste Mittel für die Schönheit des Frauenzimmers seyn, weil es, vermöge seiner alkalischen Natur, alle Unreinigkeiten hinwegnimmt, und eine zarte und geschmeidige Haut macht. Jetzt wird dergleichen Oel nicht mehr als ein Schönheitsmittel gebraucht, sei es nun, daß dieses Oel gänzlich in Vergessenheit gekommen, weil die hier erwähnte Zubereitung schon über siebzig Jahre her ist, oder weil es doch den Effekt nicht hervorbringt, den die neueren Schönheitsmittel gewähren.

In Berlin soll erst das Schminken unter Friedrich dem Großen in der Mitte des verwichenen Jahrhunderts aufgekommen seyn. Man erzählt, daß die Gemahlin des Französischen Gesandten in Berlin bei der ersten Audienz, die sie bei der Königin Elisabeth Christine, Gemahlin Friedrichs des Großen gehabt, die Königin gefragt habe: ob es in Berlin Mode sei, daß sich das Frauenzimmer schminke; denn in Frankreich sei es jetzt überall Mode, sie wolle sich indessen nach der Mode in Berlin, und nach dem Befehle der Königin richten. Hierauf soll die Königin geantwortet haben, daß dieses zwar in Berlin nicht Mode sei, indessen habe die Frau Gesandtin vollkommene Freiheit, die Pariser Mode auch in Berlin zu beobachten. — Dieser Erlaub-

niß habe sich denn auch die Gesandtin bei
sei immer mit angestrichenen Wangen b
schienen. Ein großer Theil der Damen
Mode sogleich nachgeahmt, und so sei sie
und nach in der Hauptstadt Preußens
worden. — Daß die Schminke auch in
angelegenheiten einen sehr guten Di
berichtet die berühmte Frau von Stael
Memoiren. Sie sagt: „als ich einst wege
sachen in der Bastille saß, und vor
missarien gerufen wurde, um vernommen
war ich so vorsichtig die Schminke, we
der Tasche hatte, aufzulegen; sonst hatte i
geschminkt, jetzt that ich es, um eine g
rüstung (Alteration) im Gesicht, die mich
rathen können, zu verbergen."

In der Landwirthschaft ist in der
zucht die Schminke, Bienenschm
wohlriechender, den Bienen angenehme
womit die Bienenstöcke auswendig bestr
gerieben werden, damit die Bienen gern
ben; s. unter Biene, Th. 4.

Ueber das Schminken mit Farben, sie
den schon oben hin und wieder angeführt
ten, auch noch folgende nach:

Nützliche Sammlungen vom Jahr 1756, 2.
nover, 1757, S. 1354. — Desgl. vom
3. Th. Hannover, 1758, S. 42 u. f., S.

hunderts, nicht nur bei dem schönen Geschlechte, sondern auch bei den jungen Mannspersonen Mode waren, und womit man einzelne Stellen im Gesicht beklebte, um dadurch theils ein Bläschen, eine Blatternarbe ꝛc. zu verdecken, theils auch einen zarten Teint zu erhöhen. Besonders wurden sie beim Kinn herum gelegt, so daß sich zu beiden Seiten des Kinnes an dem unteren Theile der Backe, ein Pflästerchen, auch wohl etwas höher, jedoch stets auf der weißen Gesichtsfarbe befand, um dadurch mehr die weiße, als rothe Gesichtsfarbe zu erhöhen. Mannspersonen legten diese Pflästerchen, nachdem der Bart abgenommen worden, auf das Kinn, auch legte man sie in die sich zwischen dem Kinn und dem Munde bildende Höhlung, kurz da, wo man es der Schönheit am angemessensten fand. Frauenzimmer legten dergleichen Pflästerchen auch auf den Busen. Man gebrauchte hierzu das sogenannte Englische Pflaster, welches, wenn es nur ein wenig durch die Lippen feucht gemacht wird, leicht auf der Stelle, wo man es hindrückt, kleben bleibt. S. auch oben unter Schminke, S. 44. u. S. 63 u. f.

Schminkeverordnung, Verordnungen, welche einige Regierungen wegen des Schminkens erlassen. So findet man eine Verordnung, diesen Gegenstand betreffend, in der Prager Gewerbezeitung, 1787, S. 328.

Schminkwasser, ein durch die Kunst bereitetes Wasser zur Verschönerung der Haut; s. oben, unter Schminke.

Schminkweiß, Fr. Blanc d'Espagne, eine aus Wißmuth bereitete weiße Farbe zum Schminken; s. oben unter Schminke, S. 52.

Schminkwurz, Convallaria Polygonata, s. unter Rayblume, Th. 86, S. 223.

Schminkwurzel, Lawſonie, Lawsonia Linn., ſ. Th. 66, S. 577 u. f. Auch eine Art des Steinſamens, Lithospermum arvense Linn., welche auf den Europäiſchen Aeckern und Brachfeldern wild wächſt, und deren friſche Wurzel roth färbt. Auf dem Lande wurde ſie von dem Frauenzimmer ſtatt der Schminke gebraucht.

Schmirgel, ſ. Schmergel, Th. 146, S. 693. u. f. Nach Klaproth iſt das ſpecifiſche Gewicht des Schmirgels 3,992. Man findet ihn auch auf Naxos und mehreren Inſeln des Archipels, in Altcaſtilien und Eſtremadura. Smithſon Tennant fand in 100 Theilen dieſes Foſſils:

80 Alaunerde,
3 Kieſelerde,
4 Eiſen,
87

Der Eiſengehalt ſoll bei dieſem Foſſil ſehr großen Veränderungen unterworfen, und nach einigen Chemikern ſoll das Eiſen vielleicht nur eine zufällige Beimiſchung ſeyn. Eine von Tennant unterſuchte Abart gab ihm folgendes Verhältniß der Beſtandtheile:

50 Alaunerde,
32 Eiſenoxid,
8 Kieſelerde,
90.

Philos. Transact. 1802, p. 400.

Schmirgler, heißen bei den Ruhliſchen Gewehrfa[briken] die Handpolirer.

Schmirie, der Name eines ausländiſchen Vogels.

Schmiring, der Name einer Art Strandläu[fer]. ſ. Strandläufer.

Schmirtrögel, Schmirbüchſel, ſ. Schm[irgel].

hunderts, nicht nur bei dem schönen Geschlechte, sondern auch bei den jungen Mannspersonen Mode waren, und womit man einzelne Stellen im Gesicht beklebte, um dadurch theils ein Bläschen, eine Blatternarbe ꝛc. zu verdecken, theils auch einen zarten Teint zu erhöhen. Besonders wurden sie beim Kinn herum gelegt, so daß sich zu beiden Seiten des Kinnes an dem unteren Theile der Backe, ein Pflästerchen, auch wohl etwas höher, jedoch stets auf der weißen Gesichtsfarbe befand, um dadurch mehr die weiße, als rothe Gesichtsfarbe zu erhöhen. Mannspersonen legten diese Pflästerchen, nachdem der Bart abgenommen worden, auf das Kinn, auch legte man sie in die sich zwischen dem Kinn und dem Munde bildende Höhlung, kurz da, wo man es der Schönheit am angemessensten fand. Frauenzimmer legten dergleichen Pflästerchen auch auf den Busen. Man gebrauchte hierzu das sogenannte Englische Pflaster, welches, wenn es nur ein wenig durch die Lippen feucht gemacht wird, leicht auf der Stelle, wo man es hindrückt, kleben bleibt. S. auch oben unter Schminke, S. 44. u. S. 63 u. f.

Schminkeverordnung, Verordnungen, welche einige Regierungen wegen des Schminkens erlassen. So findet man eine Verordnung, diesen Gegenstand betreffend, in der Prager Gewerbezeitung, 1787, S. 328.

Schminkwasser, ein durch die Kunst bereitetes Wasser zur Verschönerung der Haut; s. oben, unter Schminke.

Schminkweiß, Fr. Blanc d'Espagne, eine aus Wißmuth bereitete weiße Farbe zum Schminken; s. oben unter Schminke, S. 52.

Schminkwurz, Convallaria Polygonata, s. unter Mayblume, Th. 86, S. 223.

nur im gemeinen Leben. Schmisse bekommen, Schläge. Von dem Französischen chemise, ist Schmiß im Oesterreichischen ein Ueberrock.

Schmitte, im gemeinen Leben einiger Gegenden, der aus Mehl und Fett bereitete Brey, womit die Weber den Aufzug steifen, die Schlichte. Daher daselbst auch schmitten für schlichten üblich ist. S. Schlichte.

Schmitz, im gemeinen Leben, ein Schlag oder Streich mit einem schlanken, biegsamen Körper, z. B. mit einer Ruthe, welche im Schlagen einen diesem Worte ähnlichen Laut verursacht. Handschmitze, Hiebe mit der Ruthe auf der flachen Hand in den Schulen. In Günther's Gedichten kommt vor: Du sollst den ersten Schmitz von meiner Peitsche kriegen.

Schmitz, im gemeinen Leben, im Bergbau einiger Gegenden, eine schmierige fette Erde. Im Hohensteinischen ist besonders der blaue Lettenschmitz bekannt, welcher ein wahrer blauer Thon ist.

Schmitze, im gemeinen Leben, ein Werkzeug zum schmitzen, das ist, einen fein tönenden schlanken Schlag zu geben. So wird die dünne äußere Schnur an den Peitschen, welche gemeiniglich aus Zwirn oder Seide gedreht ist, wegen des Lautes, welchen sie beim Hauen mit der Peitsche von sich giebt, die Schmitze genannt. Fr. Touche; im Niedersächsischen die Schmicke.

Im gemeinen Leben einiger Gegenden, z. B. in Bayern ist die Schmitze eine jede Salbe. Bei den Lederfärbern ist die Schmitze diejenige zubereitete wässerige Farbe, womit sie die Felle schmitzen, das ist, bestreichen, um sie zu färben. In manchen Gegenden ist die Schmitze auch ein Schmutzfleck, schon bei dem Kero Pismiz; daher Jeman-

den eine Schmitze anhängen, einen Schmutzfleck, das heißt, ihn heimlich beschimpfen.

Bei dem Tuche sind die Schmitzen Streifen, die von dem Schnitte der Scheere herrühren. Sie entstehen, wenn der Arbeiter beim Scheeren der Tücher zu geschwind arbeiten und mit einem Male zu viel Wolle mit seiner Scheere nehmen will. Zuweilen entstehen auch Schmitzen, wenn die Schmitzer eine Scheere zu sehr auf einander drücken. Eine kleine Schmitze soll dem Tuche keinen Schaden thun, vornämlich bei dem ersten Scheeren.

Schmitzen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches das intensive Diminutivum von schmeissen, schlagen ist, und mit einem dünnen biegsamen Körper schlagen oder hauen bedeutet, von dem ähnlichen damit verbundenen Schall. Es kommt im gemeinen Leben nur hin und wieder vor. So sagt man auch im Oberdeutschen hinschmitzen, für hinschmeissen, hinfallen. Dieselbe Figur, welche in verschlagen Statt findet, herrscht auch in dem Zusammengesetzten verschmitzen, nur daß schmitzen und schlagen hier nicht percutere bedeuten, sondern wie ähnliche Wörter dieser Art eigentlich den Begriff der Schlankheit und Schmeidigkeit haben, des Vermögens sich in allen Fällen zu drehen und zu winden, da denn schmitzen in diesem Falle zu dem folgenden gehört.

Schmitzen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches den Begriff der weichen, schmeidigen, schmierigen Beschaffenheit gewährt, und in doppelter Gestalt vorkommt. I. Als ein Neutrum oder Zeitwort der Mittelgattung; Schmutz fahren lassen, eine nur im gemeinen Leben einiger Gegenden übliche Bedeutung. Die Kohlen schmitzen, machen schwarz, färben ab. Eben daselbst braucht man es auch für abfärben, so fern solches als eine Art des Schmutzes

betrachtet wird. II. Als ein thätiges Zeitwort. 1. Mit einem dicklichen flüssigen Körper bestreichen, wo es in manchen Gegenden für salben, schmieren ꝛc. üblich ist. Schon bei dem Ulphilas ist bismaitan, salben, Niedersächsisch schmitten. In manchen Gegenden schmitzen die Leinweber den Aufzug mit einem Brey von Fett und Mehl, wenn sie ihn im Hochdeutschen schlichten. In weiterer Bedeutung wird es daher auch in manchen Fällen für färben gebraucht, besonders für schwarz färben. Die Felle schmitzen, färben. Eine Hirschhaut schmitzen. Daher werden die Lederfärber daselbst auch Fell- oder Lederschmitzer genannt. Bei den Handschuhmachern heißt schmitzen, das Leder dergestalt färben, daß es wie Sammt aussieht. 2. Mit einem solchen dicklichen flüssigen Körper verunreinigen, und in weiterer Bedeutung verunreinigen, besudeln überhaupt. Sich die Hände schmitzen, besonders wenn solches mit Ruß geschieht.

In allen Stücken
Thut uns die Welt mit Hönwordt
schmitzen. Hans Sachs.

Im Hochdeutschen ist es in dieser Bedeutung fremd, indem man dafür schmutzen und beschmutzen gebraucht. S. das Erstere. Niedersächsisch schmitten, Engl. smittle, smeetch, Angels. smitan, Isländisch smeta, Schwedisch smitta. Es ist ein Intensivum von schmeissen, besudeln, und gehört zu dem Geschlechte des Worts schmeidig, und ohne Zischlaut zu Mast, Mist, Moder.

Schmöcher, ein altes, schlechtes Buch.

Schmolle, ein nur im Oberdeutschen, besonders in Oesterreich übliches Wort, die Brodkrumme zu bezeichnen. Nach Adelung ist der herrschende Begriff dieses Wortes das Weiche, daher es als ein

Verwandter von Malm, molsch, dem Niedersächsischen Mull, und dem Lateinischen mollis angesehen werden muß, welchen nur der zum Stamme nicht wesentlich nothwendige Zischlaut mangelt.

Schmollen, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, seinen Unwillen durch ein murrisches Stillschweigen an den Tag legen, wo es in der vertraulichen Sprechart anstatt des niedrigen maulen gangbar ist. Mit Jemanden schmollen. Das macht nur dein schmollen. Rost.

Gewiß es war zu viel zu gehen und gar zu schmollen. Gell. — Nach dem Adelung soll es vermittelst des Zischlautes aus maulen gebildet worden seyn. In einem gerade entgegengesetzten Verstande ist schmollen in einigen Gegenden lächeln. Wer wolt das lieplich Angesicht, ir gefällig schmollen bezaichnen? Stoinhöv, bei dem Schilter.

Schmollener Sauerbrunnen, s. unter Sauerbrunnen, Th. 137.

Schmollis, ein Wort, welches sich auf Universitäten die Studenten bedienen, wenn sie einander zutrinken, worauf der Andere, dem zugetrunken wird, fiducit erwiedert. Die Ableitung beider Wörter, besonders die des ersteren, ist sehr ungewiß. Einige wollen es daher leiten, daß es so viel heißen soll, als schmoll aus, rein aus, und fiducit, vom Lateinischen fiducia, bedeutet die vertrauliche Freundschaft, die unter den Studenten oft beim Trunk errichtet wird.

Schmorbraten, in einigen Gegenden, besonders Niedersachsens, ein großes Stück Rindfleisch, welches in einem Topfe, Schmortopfe, gedämpft oder geschmort worden. Die Zubereitung dieses Bratens oder Schmorfleisches, s. unter Rindfleisch, Th. 123.

Schmoren, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort
ein Zeitwort der Mittelgattung, in einem ver
senen Gefäße langsam dämpfen oder braten,
ders von dem Fleische; ingleichen auf eine solch
bei einem gelinden Feuer langsam kochen oder
ten lassen, welches man im gemeinen Leben
brägeln, im Hochdeutschen dämpfen, im
dersächsischen stoven, und im Oberdeutschen sta
chen und schmauchen nennt. Daher die Au
drücke: geschmortes Rindfleisch, eine g
schmorte Kalbskeule. Das Schmoren d
Fleisches geschieht am besten in einem besonders
zu gemachten Topfe, welcher daher auch den Nam
Schmortopf führt. Nach der Größe des St
Fleisches richtet sich auch der Topf, dieserhalb müs
in einer gut eingerichteten Küche Schmortöpfe v
verschiedenen Größen vorhanden seyn. Das Flei
muß in einem solchen Topfe nicht zu eingepre
aber auch nicht zu geräumig liegen. Auf den B
den desselben lege man ein Paar Knochen aus d
Fleische, damit sich Letzteres nicht ansetzen und
brennen kann. Die Citronenscheiben, die zu d
Fleische kommen, lege man auf dasselbe, nicht unt
auf den Boden des Gefäßes, weil solche leicht
brennen und dann der Sauce einen üblen brau
gen Geschmack mittheilen. Salz, Lorbeerblätt
Estrajon, Petersilienwurzel, Piment oder Nelk
pfeffer ꝛc. lege man theils auf das Fleisch, theils a
unter dasselbe, auf den Boden des Gefäßes, gi
dann die Flüssigkeiten, halb Bier, halb Essig, dara
decke das Gefäß mit einem gut schließenden T
ckel zu, und beklebe ihn rundherum mit eigens da
geschnittenen und mit Kleister beschmierten Papi
streifen, so daß durch die Ritzen zwischen Topf u
Deckel der Dampf nicht hindurch kann, und lasse
so über einem gelinden Feuer schmoren. Am bes

ist es, und weit köstlicher wird auch das Fleisch, wenn man es schon am Abend vorher über Torffeuer, sei es nun auf einen Dreifuß, oder in ein Kasserolloch setzt, und so die Nacht hindurch langsam dämpfen läßt. Am Morgen öffnet man den Deckel, sieht nach, wie weit die Brühe schon eingekocht ist, thut noch etwas Salz und anderes Gewürz daran, wenn es nach dem Kosten der Sauce noch fehlen sollte, klebt es wieder zu, und setzt es nun über ein etwas größeres Feuer, jedoch darf solches keine große Flamme machen. Auf diese Weise läßt man es nun wieder eine Stunde schmoren, öffnet es dann wieder, begießt das Fleisch fleißig mit der eigenen Sauce, setzt es wieder auf, und drückt das Papier, welches man nur von einer Seite geöffnet hat, wieder heran. Jetzt läßt man es bis zum Anrichten langsam fortschmoren, indem man es zum öfteren öffnet und mit der Sauce, wie oben angeführt worden, begießt.

Nach dem Adelung im Niedersächsischen smoren, smoorten, smurten, welches aber auch die Luft benehmen, ersticken, bedeutet, wie das Angelsächsische smoran, und Engl. smother. Es scheint, wie brägeln, eine Onomatopöie des mit dieser Art des Kochens verbundenen Lautes zu seyn. Im Niedersächsischen bedeutet schmoren auch in einem eingeschlossenen Orte langsam, aber stark schwitzen; im Oberdeutschen ist dagegen schmoren, schmorchen und schmorren, dürre werden, und verschmoren, verdorren.

Schmorfleisch, Fleisch, welches geschmort worden; s. oben, Schmorbraten und Schmoren.

Schmorstück, ein zum Schmoren bestimmtes Stück Fleisch, wozu man beim Rindfleisch die Oberschale, oder auch das Schwanzstück von einem Rinde nimmt.

Schmortopf, ein weites niedriges irdenes Gefäß einem Deckel, Fleisch darin zu schmoren.

Schmoße, ein nur in den gemeinen Sprecharten Schmasche für Masche verderbtes Wort.

Schmu, ein nur in den niedrigen Sprecharten ches unabänderliches Wort, welches am häufi ohne Artikel gebraucht wird, einen Gewinn, P zu bezeichnen, besonders wenn er durch Schla gemacht wird. Schmu machen, einen so Gewinn. Nach Adelung soll es Jüdisch-De seyn, ob nun dieses wirklich der Fall ist, oder nicht aus der Kochemer-, Zigeuner-ꝛc. Sp entlehnt worden, ist schwer zu bestimmen; aber immer etwas Abgefeimtes, Listiges beim del und Wandel anzeigt, wodurch der andere hintergangen wird, so kann es auch wohl au letzteren Sprachen herstammen. Adelung es daher, weil man einen Deutschen im Lande umziehenden Schacherjuden, Smous, Schm zu nennen pflegt; man nennt ihn aber Schmuel, welches noch eher mit Schmu Verwandtes hat, wenigstens ist in der Mark, besonders in Berlin diese Benennung, womit einen alten Schacherjuden, der mit alten Kleide in der Stadt herum handeln oder vielmehr tr geht, und alte Kleidungsstücke, Silber, Ge ankauft, bezeichnet, gewöhnlich. — Das Schmu Schmuh machen würde daher mehr einen laubten Gewinn oder Profit machen bezeichnen.

Schmuck, von dem Zeitworte schmücken. 1 gentlich der Glanz, und in weiterer Bedeutun verschönerte Gestalt eines Dinges, eine nur n der höheren und dichterischen Schreibart üblich deutung. Schön, schön ist die ganze Ge in des Herbstes feierlichsten Schm Geßner. — 2. Dasjenige, was zur Verschön

der Gestalt einer Sache von außen dient. (1) Im weitesten Verstande, wo es eigentlich von allen solchen Dingen gebraucht wird, besonders so fern es Kleidungsstücke oder andere ähnliche Dinge sind, die Gestalt eines Dinges zu verschönern. Der Altarschmuck, der Kirchenschmuck, der Krönungsschmuck, der Brautschmuck ꝛc. In der Deutschen Bibel kommt es häufig collective von feierlichen Kleidern und Kleidungsstücken beider Geschlechter vor. Aarons priesterlicher Schmuck. Im Hochdeutschen ist es hier in der edlern und höhern Schreibart am Gangbarsten für das niedrigere Putz, welches überdies keinen so hohen Grad der Verschönerung bezeichnet, und für das niedrige Staat. Den Schmuck anlegen. Ezech. 22, 27. Der festliche Schmuck einer Braut. Der mit Kleinodien besetzte Schmuck einer Königstochter. Der Fürstinnen Schmuck überstrahlte bei dem Beilager Alles. Graues Haar ist der Alten Schmuck. Sprichw. 20, 29. — (2) In engerer Bedeutung werden Edelsteine und Perlen, in so fern sie zur Verschönerung der äußeren Gestalt dienen, häufig ein Schmuck genannt, da es denn als ein Collectivum gebraucht wird, mehrere zusammengehörige Stücke dieser Art zu bezeichnen. Von mehreren solchen Ganzen, wird auch zuweilen die Mehrheit, die Schmucke gebraucht. Ein Schmuck von Perlen, von Diamanten. Ein guter oder ächter Schmuck, im Gegensatze eines unächten. Der Brautschmuck, Haarschmuck, Halsschmuck. Ehemals sagte man dafür Geschmuck, die collective Bedeutung näher zu bezeichnen, welche Form noch im Oberdeutschen gangbar ist. — Was zum Schmucke gehört, s. unter Geschmeide, Th. 17. S. 487. In

Nürnberg giebt es ein eigenes Handwerk, welches Geſchmeidemacher genannt wird, und ſich mit Verfertigung dergleichen Putzwaaren, als Ohrgehänge, Halsketten, Armbänder, Ringe, Waſſerperlen, überhaupt mit dergleichen Sachen, welche zum Frauenzimmerſchmuck gehören, abgiebt; an andern Orten handeln damit nicht nur die Goldſchmiede, Juwelirer, ſondern auch die Galanterie- und Quincalleriehändler. Man bezieht dergleichen Waaren aus England und Frankreich, und bei uns aus Deuſchland von Pforzheim, Hanau, Nürnberg, Augsburg, Offenbach, Wien, Berlin ꝛc. ꝛc. S. auch den Artikel Toilette in T. Figürlich der Schmuck der Rede, Wie ſind dieſe Verſe mit Gleichniſſen geſchmückt. Schiller's Gedichte enthalten einen Schmuck von philoſophiſchen Sentenzen.

Schmuckangel, in einigen Gegenden eine Art Angel mit einem glänzenden Bleche, die Fiſche durch deſſen Glanz hervorzulocken. Von Schmuck, Glanz; ſ. das folgende Schmücken.

Schmücken, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, die Geſtalt eines Dinges verſchönern, beſonders in ſo fern es durch glänzende oder andere für ſchön gehaltene Dinge geſchieht, da es denn in der edlern und höhern Schreibart für das mehr vertrauliche Putzen, Toilette machen, gebräuchlich iſt. Eine Braut ſchmücken. Sich zum Ball, zur Hochzeit, zur Kindtaufe ſchmücken; ſich zum Hoffeſte ſchmücken. Eine Kirche, einen Altar ſchmücken. Eine Bühne ſchmücken. Das Feſt mit Mayen ſchmücken. Schmücket das Feſt mit Mayen, Pſ. 118, 27. Eines Grab mit Blumen ſchmücken. Sie ſchmücket ſich mit Vergißmeinnicht. Sich mit Roſen, Veilchen ꝛc. ſchmücken. Der Früh-

ling schmückt die Bäume der Wälder mit Laub und die Gärten und Wiesen mit Blumen.

Dir schmückt das fromme Mädchen sich
Bei seinem Morgenliede. Raml.

Wie würdig ist diese liebenswürdige Bescheidenheit, die übrige Tugend zu schmükken! Jemandes Sache schmücken, in der Deutschen Bibel, sie verschönern, sie besser vorstellen, als sie ist. Federn schmücken ist in engerer Bedeutung, sie zierlich zurichten, damit sie Theile des Schmucks abgeben können, wohin denn auch das Färben derselben gehört, daher der Federschmücker, der solches verrichtet. Haare schmücken, solche zierlich winden und mit Blumen verzieren oder schmücken.

In dem alten Fragmente auf Karln den Großen bei dem Schilter smechen, im Englischen smug, im Schwedischen smycka. Wachter leitet es sehr gezwungen von dem Griechischen κοσμειν, Ihre von dem Angelsächsischen smicer, klein, s. Schmach und schmächtig, ab. Andere nicht zu gedenken. Unser thätiges Zeitwort schmücken, setzt ein Zeitwort der Mittelgattung schmucken voraus, welches jetzt veraltet ist, aber allem Ansehen nach glänzen bedeutet hat, wohin ohne Zischlaut auch das Lateinische micare gehört. In der oben angeführten Schmuckangel ist diese erste Bedeutung noch übrig, und Schmuck wird noch am häufigsten bei glänzenden Verschönerungsmitteln, dergleichen z. B. die Edelsteine sind, gebraucht. Hieraus erhellt zugleich, das Schmuck und schmücken, unter andern auch einen höhern Grad bedeutet, als Putz, putzen, Zier und zieren. Im Niedersächsischen hat man auch das Bei- und Nebenwort schmuck, Engl. smug, Schwed. smuok, Wendisch smuc, zierlich, schön,

geputzt, welches so wie unser schön e
glänzend bedeutet hat. Das Bremisch
sische Wörterbuch leitet es mit dem G
von σμαειν, σμειν, σμηχειν, abwischen,
Nach Adelung bedeuten diese auch v
zend und scheinbar machen. Ohne Zi
hierher auch das Niedersächsische und
moje, hübsch, fein, artig, von welchem
doppeltes Intensivum ist, sowohl dur
des Zischlautes, als auch durch Ver
Gaumlautes. Schmutzen ist nur im
schieden.

Schmück, wird im Koblenzischen eine Pei

Schmückenstock, im Koblenzischen der

Schmuckgeld, jedoch nur von mehrer
in einigen Gegenden, dasjenige Geld,
Tochter bei der Ausstattung zum Schm
wird und einen Theil des Heirathsgutes

Schmuckkästchen, ein zierliches Kästche
Frauenzimmer seinen Schmuck von J
len, Ringen ꝛc. ꝛc. legt; überhaupt s
Kästchen von Holz oder von Pappe,
Kleinodien gelegt werden. Hierunter
auch die mit Staniol überzogenen und
denem Schnitzwerk aus Papier verziert
chen von Pappe verstanden, so wie ü
kleine Behältnisse, die zu dem Schmu
schmeide der Frauenzimmer dienen; s
Geschmeide, Th. 17, S. 488.

Schmückschränkchen, s. unter Geschm

mit einer Sache umgehen, ſudeln, Schmudeley, Unreinigkeit, Sudeley ꝛc. Nach Adelung iſt das Stammwort von unſerm intenſiven Schmutz, ſ. daſſelbe.

Schmuggeley, ſ. den folgenden Artikel.

Schmuggeln, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches nur in Niederdeutſchland gangbar iſt, verbotene Waaren heimlich, und accisbare Waaren mit Hintergehung der Gefälle einbringen; alſo einen Schleichhandel treiben. Man nennt daher einen Schleichhandel treiben, Schmuggeley, und der ihn treibt einen Schmuggler; ſ. unter Schleichhandel u. Schleichhändler Th. 145.

Schmuggler, ſ. den vorhergehenden Artikel.

Schmunzeln, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, lächeln, holde Gebährden machen, beſonders ſo fern es ein Zeichen des Wohlgefallens iſt, ein nur in der vertraulichen Sprechart der Hochdeutſchen übliches Wort, wo es auch ſchmutzen, ſchmutzlachen, ſchmutzeln und ſchmuſtern in eben dieſem Verſtande gebraucht wird, ſo wie die Niederdeutſchen in demſelben ſmunſtern, ſmunſterlachen, ſmuſchern, ſchmutzern, Schwed. smystra, und ohne Ziſchlaut mysa, die Oberdeutſchen aber ſchmollen und ſchmilen, bei dem Horneck einſmilen, ſagen.

Schmürken, bei dem Schäfer, eine Gattung gehörnter Schafe im Lüneburgiſchen, welche eine zarte Wolle hat.

Schmuſen, ſchmieſen, reden, ſoll Jüdiſch-Deutſch ſeyn. Das haſt à Schmuſ'! heißt: was das für wunderliche Reden ſind!

Schmußen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, ein nur in den Pfeifenfabriken übliches Wort, welches daſelbſt glätten bedeutet. Die Pfeifen werden daſelbſt geſchmußet, wenn ſie geglättet werden.

geputzt, welches so wie unser schön eigentlich auch glänzend bedeutet hat. Das Bremische Niedersächsische Wörterbuch leitet es mit dem Griech. σμικτος von σμαειν, σμειν, σμηχειν, abwischen, reinigen her. Nach Adelung bedeuten diese auch vielleicht glänzend und scheinbar machen. Ohne Zischlaut gehört hierher auch das Niedersächsische und Holländische moje, hübsch, fein, artig, von welchem schmuck ein doppeltes Intensivum ist, sowohl durch Versetzung des Zischlautes, als auch durch Verstärkung des Gaumlautes. Schmutzen ist nur im Suffixo verschieden.

Schmück, wird im Koblenzischen eine Peitsche genannt.

Schmückenstock, im Koblenzischen der Peitschenstock.

Schmuckgeld, jedoch nur von mehreren Summen, in einigen Gegenden, dasjenige Geld, welches einer Tochter bei der Ausstattung zum Schmucke gegeben wird und einen Theil des Heirathsgutes ausmacht.

Schmuckkästchen, ein zierliches Kästchen, worein das Frauenzimmer seinen Schmuck von Juwelen, Perlen, Ringen ꝛc. ꝛc. legt; überhaupt sei es nun ein Kästchen von Holz oder von Pappe, worein die Kleinodien gelegt werden. Hierunter werden daher auch die mit Staniol überzogenen und mit verschiedenem Schnitzwerk aus Papier verzierten Schächtelchen von Pappe verstanden, so wie überhaupt alle kleine Behältnisse, die zu dem Schmucke oder Geschmeide der Frauenzimmer dienen; s. auch unter Geschmeide, Th. 17, S. 488.

Schmuckschränkchen, s. unter Geschmeide, Th. 17, S. 488.

Schmudelig, Bei- und Nebenwort, in den gemeinen Sprecharten, besonders Niederdeutschlands, unreinlich, schmutzig. Schmudelig aussehen. Ein schmudeliges Weib, eine schmudelige Köchin. Ebendaselbst ist auch schmudeln, unreinlich

mit einer Sache umgehen, ſudeln, Schmudeley, Unreinigkeit, Sudeley ꝛc. Nach Adelung iſt das Stammwort von unſerm intenſiven Schmutz, ſ. daſſelbe.

Schmuggeley, ſ. den folgenden Artikel.

Schmuggeln, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches nur in Niederdeutſchland gangbar iſt, verbotene Waaren heimlich, und accisbare Waaren mit Hintergehung der Gefälle einbringen; alſo einen Schleichhandel treiben. Man nennt daher einen Schleichhandel treiben, Schmuggeley, und der ihn treibt einen Schmuggler; ſ. unter Schleichhandel u. Schleichhändler Th. 145.

Schmuggler, ſ. den vorhergehenden Artikel.

Schmunzeln, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, lächeln, holde Gebährden machen, beſonders ſo fern es ein Zeichen des Wohlgefallens iſt, ein nur in der vertraulichen Sprechart der Hochdeutſchen übliches Wort, wo es auch ſchmutzen, ſchmutzlachen, ſchmutzeln und ſchmuſtern in eben dieſem Verſtande gebraucht wird, ſo wie die Niederdeutſchen in demſelben ſmunſtern, ſmunſterlachen, ſmuſchern, ſchmutzern, Schwed. smystra, und ohne Ziſchlaut mysa, die Oberdeutſchen aber ſchmollen und ſchmilen, bei dem Horneck einſmilen, ſagen.

Schmürken, bei dem Schäfer, eine Gattung gehörnter Schafe im Lüneburgiſchen, welche eine zarte Wolle hat.

Schmuſen, ſchmieſen, reden, ſoll Jüdiſch-Deutſch ſeyn. Das haſt à Schmuſ'! heißt: was das für wunderliche Reden ſind!

Schmußen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, ein nur in den Pfeifenfabriken übliches Wort, welches daſelbſt glätten bedeutet. Die Pfeifen werden daſelbſt geſchmußet, wenn ſie geglättet werden.

Im gemeinen Leben auch zuweilen schmutzige Arbeiten verrichten, oder schmutzig einhergehen. Den ganzen Tag im Hause herum schmutzen. In den Zusammensetzungen beschmutzen, einschmutzen ꝛc. hat es auch eine thätige Bedeutung. Im Schwedischen im Intensivo smudder.

Schmutzente, Anas tinctoria, eine unter Ente, Th. 11, nicht aufgeführte Art, da nun überhaupt daselbst mehrere bekannte Arten fehlen, so wird diese mit den übrigen fehlenden unter Ente, im Supplement, beschrieben werden.

Schmutzer, Turdus sordidus, eine Art Drosseln, die unter Drossel, Th. 9, übergangen worden, und im Supplement, unter Drossel, vorkommen wird.

Schmutzflecken, Flecken, welche durch den Schmutz in Tuch, Kattun, Leinwand, Seide ꝛc. entstehen.

Schmutzhammel, s. Schmutzbartel.

Schmutzig, Bei- und Nebenwort. 1. Schmutz enthaltend, in der anständigen Sprechart; daher schmutzige Wäsche, schmutzige Kleider, schmutzige Hände, schmutzige Füße, ein schmutziges Gesicht. Sich schmutzig machen. Es ist schmutziges Wetter, wo man sich leicht schmutzig macht. — 2. Schmutzige Farben, welche durch Beimischung einer dunkeln oder grauen Farbe ihren hellen und reinen Glanz verloren haben. Schmutzige Farben aufsetzen. — 3. Der Ehrbarkeit zuwider, gleichfalls in der anständigen Sprechart, für unfläthig. Schmutzige Reden führen. Ein schmutziges Buch, welches Unanständigkeiten enthält. Ein schmutziger Kupferstich. Ein schmutziges Gemälde, ein unanständiges, welches der Sittlichkeit entgegen ist.

Schmutzkäfer, Scarabaeus squalidus, eine Käferart, s. unter Käfer, im Supplement.

Schmutzkittel, ein leinenes Kittelchen, gleich einem Hemde, welches Kinder über die Kleider ziehen, damit sie solche nicht beschmutzen. — Auch jeder leinene Kittel, den die Landleute, Schäfer ꝛc. bei der Arbeit anziehen.

Schmutzkoch, s. Sudelkoch.

Schmutzmücke, Tipula contaminata, s. unter Mücke, im Supplement.

Schmutzschild, Buprestis tristis, eine Art Prachtkäfer, s. unter Käfer, im Supplement.

Schmutztitel, im Buchhandel, ein Titel, welcher nur verlorener Weise vor einem Buche gedruckt wird, um den eigentlichen Titel vor Beschmutzung zu verwahren, und der gewöhnlich beim Binden weggeschnitten und an dessen Stelle der eigentliche rechte Titel angebunden wird.

Schmyten, in der Schifffahrt, eine Art Taue, auch Halsen genannt, s. unter Schiffbaukunst, Th. 143, S. 186.

Schnabel, Diminutivum das Schnäbelchen oder Schnäbelein, ein verlängerter, dünner röhrförmiger Theil eines Körpers. 1. Eigentlich, das verlängerte hornartige Maul der Vögel. Ein krummer, gerader, spitziger, stumpfer Schnabel; der Vogel singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Er spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, er nimmt kein Blatt vor's Maul.

Der Schnabel der Landvögel ist hörnern und unempfindlich, dagegen hat derjenige vieler Wasservögel, z. B. der Enten- und Gänsearten wohl Empfindung, weil derselbe nur meistens mit einer Haut bedeckt ist, unter welcher sehr starke Nerven liegen. Die beiden Kiefer des mit Horn bedeckten Schnabels sind beweglich, und die Gestalt des letzteren ist nach der Art der Nahrung, welche jede Vögel

Gattung zu sich nimmt, sehr abweichend. Cuvier theilt die Vögel nach den Schnäbeln in sechs Gattungen, in Raubvögel, Hühnerartige Vögel, Klettervögel, Sperlingsartige Vögel, Schwimmvögel, und Sumpfvögel. Die Raubvögel, Accipitres Linn., haben einen hakenförmigen gebogenen Schnabel, dessen spitziges scharfes Ende nach unten gewandt ist; s. Fig. 8486. Die hühnerartigen Vögel, Gallinae Linn., haben einen leicht gebogenen, gleichsam gewölbten (convexen) Oberschnabel; s. Fig. 8487. Die Klettervögel, Scansores Linn., haben theils einen längern, geraden, spitzen, und von den Seiten zusammengedrückten Schnabel, in dessen Hintertheil eine sehr kurze, platte und stumpfe Zunge befindlich ist; theils einen dicken Schnabel, welcher in der Quere breiter, als von oben nach unten ist, übrigens kurz, gekrümmt, an den Rändern gezahnt, und an der Wurzel mit Borsten umgeben ist; s. Fig. 8488. Die sperlingsartigen Vögel, Passeres L., haben verschiedenartige Schnäbel. So haben die Würger, Lanii, einen von den Seiten zusammengedrückten Schnabel, dessen Obertheil gegen das Ende hin gebogen und an jeder Seite mit einem kleinen Zahne versehen ist; die Fliegenfänger, Muscicapae, einen wagerecht plattgedrückten, spitzigen, am Obertheile gegen die Spitze hin ausgeschnittenen Schnabel, welcher an der Wurzel mit einigen steifen borstenartigen Haaren versehen ist; die Drosseln, Turdi, einen von den Seiten zusammengedrückten Schnabel, welcher leicht gebogen ist, und am Obertheile, nahe an der Spitze, einen Ausschnitt hat; die Seidenschwänze, Ampeles, einen an der Wurzel wagerecht glatt gedrückten Schnabel, der Oberschnabel ist an der Spitze leicht ausgeschnitten; die Merlen oder Tanagras, Tanagrae, einen kegelförmigen, an der Wurzel runden,

und an seinem Obertheile ausgeschnittenen, oben schwach convexen Schnabel; die Atzeln, Graculae, einen zusammengedrückten, leicht gebogenen, an der Wurzel nackten Schnabel; die Krähen, Corvi, einen geraden, dicken, starken, an den Seiten zusamsammengedrückten Schnabel, dessen Oberkiefer schwach convex ist; die Hornvögel (Buceros) einen sehr dünnen, an den Rändern leicht ausbrechenden Schnabel, welcher mit einem mehr oder weniger beträchtlichen Höcker besetzt ist; die Racken (Coracias) einen Schnabel, dessen Obertheil sich ein wenig über den Unterschnabel hinwegkrümmt; die Paradiesvögel, Paradiseae, einen zusammengedrückten Schnabel, welcher rings um seine Wurzel mit kleinen, kurzen, dichtstehenden Federn besetzt ist. — Sperlingsartige Vögel mit kegelförmigem Schnabel. Die Pirolen, Orioli, haben einen länglichkegelförmigen Schnabel, mit sehr scharfer Spitze und runder Wurzel; die Staare, Sturni, einen kegelförmigen, verlängerten, sehr scharf spitzigen, an der Wurzel wagerecht plattgedrückten Schnabel; die Kernbeisser, Loxiae, einen kegelförmigen, kurzen, an der Wurzel dicken, und wie aufgetriebenen Schnabel; die Finken, Fringillae, einen kurz kegelförmigen, an der Wurzel nicht aufgetriebenen Schnabel; die Ammern, Emberizae, einen kegelförmigen spitzigen Schnabel, dessen Oberkiefer schmaler ist, als der untere; die Zwischenlinie, welche beide trennt, ist gekrümmt. — Sperlingsartige Vögel mit dünnem pfriemenförmigem Schnabel. Die Meisen, Pari, haben einen kleinen, kurzen Schnabel, so auch die Manakins, Piprae; die Lerchen, Alaudae, haben einen kürzeren Schnabel, als die vorhergehenden, welcher noch ziemlich stark ist; die Sänger, Motacillae, haben einen dünnen schlanken pfriemenförmigen Schna-

bel. — Sperlingsartige Vögel, mit kleinem, ſehr kurzem, wagerecht plattgedrücktem und ſehr weit geſpaltenem Schnabel, Hierzu gehören die Schwalben, Hirundines, und die Nachtſchwalben, Caprimulgi. — Sperlingsartige Vögel mit ſchlankem, ſehr verlängertem, ziemlich ſtarkem Schnabel. Die Spechtmeiſen, Sittae, haben einen geraden, langen, dünnen, ſpitzen Schnabel; die Baumläufer, Certhiae, haben einen längern Schnabel, als die vorigen, der der ganzen Länge nach gebogen iſt; die Kolibris, Trochili, einen ſehr dünnen Schnabel; die Wiedehöpfe, Upupae, einen dünnen gebogenen Schnabel, wie die Baumläufer, der Großkopf, Fr. le Momot, welcher von dieſem Geſchlechte getrennt iſt, hat gezahnte Kiefer am Schnabel; die Bienenfreſſer, Meropes, haben einen langen, gebogenen Schnabel ohne gezahnte Ränder; die Eisvögel, Alcedines, einen ſehr langen, geraden, ſpitzen, an den Seiten zuſammengedrückten Schnabel; die Plattſchnäbel, Todi, einen wagerecht plattgedrückten Schnabel; die Schnäbel der ſperlingsartigen Vögel, ſ. Fig. 8489. — Die Schwimmvögel, Anseres, haben auch verſchiedene Schnäbel. Die Pelikane, Pelicani, haben an der Wurzel des Schnabels einen unbefiederten Fleck, wodurch ſich das ganze Geſchlecht auszeichnet. Der Schnabel des eigentlichen Pelikans iſt lang und platt; der des Kormorans zuſammengedrückt, und am Ende hakenförmig gekrümmt; der der Fregattenvögel lang und am Ende ſehr hakenförmig gekrümmt; der der Tölpel, gerade, ſpitzig, endigt ſich in einen kleinen Haken, und iſt leicht gezahnt; der Schnabel der Tropikvögel (Phaëton) iſt dünn, ſpitzig, wagerecht plattgedrückt, und leicht gezahnt; der der Schlangenvögel, Ploti, iſt ſpitzig und die

Ränder sind hinten gezahnt; die Meerschwalben, Sternae, haben einen geraden, dünnen, spitzen, platten, ungezahnten Schnabel; die Möven, Lari, einen von den Seiten zusammengedrückten Schnabel; der des Verkehrtschnabels, Rhinchops, hat einen geraderen, von den Seiten gänzlich zusammengedrückten Schnabel, dessen Obertheil viel kürzer, als der untere ist; der letztere hat nur eine einzige Schneide, welche von denen des Obern aufgenommen wird. Die Sturmvögel, Procellariae, haben einen am Ende hakenförmig gebogenen Schnabel, dessen Ende ein besonders, mit dem übrigen durch ein Gelenk verbundenes Stück macht; der Albatroß, Diomedea, hat einen großen, starken, scharfschneidigen Schnabel, der mit deutlichen Näthen bezeichnet ist, und sich in einen großen Haken endiget, welcher eingelenkt scheint. Einen breiten, mit weicher Haut bedeckten, Schnabel, dessen Kiefer rings umher mit einer Reihe von kleinen senkrechten, gleichlaufenden, nebeneinander stehende Plättchen versehen sind, haben: die Schwäne, Gänse und Enten. Der Schnabel der Tauchenten, Mergi, ist schmäler und spitzer, und jeder Kiefer ist mit einer Reihe von kleinen, spitzen, nach hinten gerichteten und sägenähnlichen Zähnen besetzt. Die Taucher, Colymbi, haben einen geraden, spitz von den Seiten zusammengedrückten Schnabel; die Papageyentaucher, Alcae, haben einen von beiden Seiten fast zu einer dünnen Platte zusammengedrückten Schnabel, welcher der Quere nach gereift ist. Der Schnabel des Seepapageyen ist blau und roth. Die Fettgänse, Aptenodytes, haben einen walzenförmigen, geraden, spitzen Schnabel, dessen Untertheil zuweilen abgestumpft ist. Die Schnäbel dieser Vögel, s. Fig. 8490. — Die Sumpfvögel, Grallae Linn., haben gleich den Wasservögeln verschiedene

Schnäbel, deren Länge nur mit den Beinen im V
hältnisse steht. Einen dicken kurzen Sch
bel hat: der Trompetenvogel, Psophia, je
kegelförmig etwas gewölbt; der Anhima, P
medea, am Ende etwas gekrümmt; der Sekret
Serpentarius, gleich einem Raubvogel gebildet;
Hohlschnabel, Cancroma, dessen Schnabel in
Quere sehr breit ist, und gleichsam aus zwei mit
concaven Seite aneinander liegenden Löffeln beste
der Flamingo, Phoenicopterus, dessen Schn
eine eigene Bildung hat. Der Unterkiefer ist n
lich eyrund, und der Länge nach zu einem halbr
zenförmigen Kanale zusammengebogen; der Oberk
ist dagegen der Quere nach gekrümmt, um den an
zu bedecken; beide sind sehr stark. Einen lan
starken Schnabel haben: die Reiher, Arde
er ist dabei spitz zusammengedrückt, scharfschneid
und die Nasenlöcher sind lang, schmal und linienförm
verschiedene Arten haben einen kurzen Schna
z. B. die Kraniche. Der Jabiru, Mycte
hat einen großen, starken Schnabel, dessen S
ein wenig nach oben gekrümmt ist. Der Schn
des Ibis, Tantalus, ist groß, stark und sch
schneidig, mit stumpfer Spitze, und nach unten g
gen. Einen langen, dünnen, wagerecht plattgedrü
Schnabel haben die Löffelreiher, Plataleae. V
langem, rundem, schwachem Schnabel:
Säbelschnäbler, Recurvi rostra, dessen Sc
bel noch nach oben gekrümmt ist, so daß die S
völlig gen Himmel steht; die Regenpfeifer, C
radrii, deren Schnabel am Ende ein wenig au
trieben ist; die Strandläufer, Tringae;
Schnepfen. Einen mittelmäßig lang
von den Seiten zusammengedrück
Schnabel haben: der Austerfischer, Haema
pus, dessen Schnabel blutroth ist; die Rallen, R

welcher spitzig zusammengedrückt ist; die Wasserhühner, Fulicae ꝛc.; die Schnäbel dieser Vögelgattung, s. Fig. 8491.

2. Figürlich. (a) Der menschliche Mund, doch nur im Scherze. (b) Wegen einiger Aehnlichkeit bekommen mehrere hervorragende und spitzigzulaufende Theile eines Dinges den Namen eines Schnabels. Dahin gehört der Schnabel an manchen Arten von Zangen, so z. B. heißt bei den Eisenarbeitern derjenige Theil einer Zange, mit welchem die Gegenstände, die geschmiedet oder mit dem Hammer getrieben werden sollen, angegriffen werden, ein Schnabel. — Bei den Ankerschmieden ist der Schnabel eines Ankers, der dünnste und schwächste Theil der Arme desselben. Er steht mit einem der Winkel der Schaufeln im Verhältniß, und wird auch die Spitze genannt. — An den chemischen Gefäßen ist der Schnabel die lange Röhre, welche an dem Destillirhelm oder Blasenhute herabgeht, und wodurch das übergetriebene Nasse, oder der übergetriebene Geist in den vorgelegten Rezipienten tropft. — Bei dem Maurer ist der Schnabel oder vielmehr sind die Schnäbel, die durch die Mauern geführten Ausgüsse, weil solche wenigstens eine Viertelelle über die Mauer hinausgehen, und das Wasser, der Mauer unbeschadet, ausschießen lassen. Es ist also das hervorragende Ende einer Dachrinne, besonders nach älterer Bauart. — Bei dem Schuhmacher, der in eine Spitze auslaufende Vordertheil eines Schuhes oder Stiefels, welche Spitze sich oft wie ein Horn umbog; s. unter Schuh. — An den Blasebälgen, der andere spitzige Theil, der in die Glut gesteckt wird, um das Feuer durch die herausgelassene Luft anzuschüren. — Bei dem Wagenmacher, Stellmacher, die beiden spitzig zulaufenden Hölzer an der Hinterachse

eines Wagens, welcher Schnabel auch die S genannt wird. — In der Schiffbauku Schiffsschnabel, s. Gallion, Th. 15, S In der Schreibkunst, ist der Schnabel Feder, der zugespitzte, mit einer Spalte ve Theil derselben. — Bei den Jägern ist der S bel eine hölzerne Gabel, welche man dem H hunde unter dem Halse anschnallt, damit er de hoch tragen lerne. — Bei dem musikal Instrumentenmacher, an manchen Art Flöten, das Mundstück, z. B. an der Klarine Hoboe ꝛc. — In der Landwirthschaf Schnabel am Pfluge, s. Th. 112, S. 3

Nach Adelung schon beim Ottfried, bul, bei dem Notker Snabel, im Niedersäch Snavel, Snibbe, Snippe, im Schwe Snabel. Die meisten Wortforscher bliebe schnauben und schnappen stehen, welch mittelbare Onomatopöien sind, und nur a entfernte Art hierher gehören. Die letzte S das Suffixum, welches sowohl ein Werkzeu ein Subject bedeutet. Ohne Suffixum ist i ders. Snau, sowohl Schnabel, als Schnau ohne Zischlaut im Niedersächsischen Nibbe, burgisch Nüff, sowohl der Schnabel, als di Angels. Nebb, Engl. Nib, Holländ. Neb, N Näb, Schwedisch Naebb und Naef, welches den Schnabel, als den Kopf bedeutet. A Wörter sollen, nach Adelung's Vermuthu jedes hervorragendes Ding bedeutet haben, auch unser Nabe und Nabel, das Schn Nabb, ein Vorgebirge ꝛc. dahin gehören.

Schnabel, an dem Anker, s. oben, S. 123.
—, an den Blasebälgen, s. daselbst.
—, an chemischen Gefäßen, s. das.
—, beim Eisenarbeiter, s. das.

Schnabel (Gelb-), Grünschnabel, Weißschnabel, s. Th. 16, S. 766.

— (Grün-), s. Schnabel (Gelb-). Es ist mit Gelbschnabel gleichbedeutend, und bezeichnet einen naseweisen jungen Mann, ohne Erfahrung, der über Alles abspricht.

—, in der Jägerey, s. oben, S. 124.

—, beim Maurer, s. daf., S. 123.

—, in der Mechanik, der aus dem Krahne hinausragende Balken, der auch Krahnbracke genannt wird. Das vordere Ende des Schnabels enthält einen Flaschenzug; s. unter Krahn, Th. 46.

—, der Mund, s. oben, S. 123.

—, an den musikalischen Instrumenten, s. daf., S. 124.

—, am Pfluge, s. daselbst.

—, an den Schiffen, s. daf.

—, der Schreibfeder, s. daf.

—, beim Schuhmacher, s. daf., S. 123.

— (Storch-), ein Instrument bei dem Kupferstecher und Zeichner, s. den Artikel Storchschnabel.

—, der Vögel, s. oben, S. 117 u. f.

—, beim Wagenmacher, s. daf., S. 123.

— (Weiß-), s. Schnabel (Gelb-).

—, an den Zangen, s. oben, S. 123.

Schnäbel, ein Fisch, s. Schnäpel.

Schnabelauster, eine Conchylie, s. unter Schnecke.

Schnabelbein, Schnabelschnecken, Schnabelschrauben, s. unter Schnecke.

Schnabelbohrer, Tenebrio rostratus Linn., eine Käferart, s. unter Käfer, im Supplement.

Schnabelbrüstlein, bei dem Augsburger Frauenzimmer, ein von schwarz seidenem oder anderm Zeuge verfertigtes, und mit schwarzen Spitzen über und über frisirtes sogenanntes Brüstlein oder Wams,

ohne Schoos, welches von vorn
rundbreiten, mit Fischbein ausgestei
aus mit Spitzen bekräuselten Schna
fast den ganzen Bauch bedeckte, und
nen Gürtel rund herum belegt war.
die Mädchen trugen, waren meiste

Schnäbelchen, Rostellum, beim Au
mens, der Keim, der sich zuerst blick
Art Schnabel bildet.

Schnabeleisen, bei den Friseurs, S
chern, eine Zange mit einem lange
Toupet damit zu brennen.

Schnabeler, Erdbiene, Apis rostr
im Supplement.

Schnabelfisch, Balaena rostrata, Ba
unter Wallfisch, in W. — Auch
fische, Chaetodon rostratus; Fr
à bec. Dieser Fisch zeichnet sich
verlängerten grauen Schnabel aus
hat vier senkrecht gehende, braune,
Banden. An den Rückenflossen i
weiß eingefaßter Fleck.

Schnabelfliegen, Rhingiae Fabr.;
gies, rechnet Linné zu den Kopffliege
scheiden sich von den Blumenfliegen
der Untertheil der Stirn ein Horn
längerten Schnabel bildet, unter w
sich zurück zieht. Die Fühlhörner
ner Seitenborste, und ihre Gestalt

Schnabelflöte, Fr. Flute à bec, eine Art Flöten mit einem langen Schnabel; s. im Art. Musikalische Instrumente, Th. 98, S. 630, und unter Flöte, im Supplement, wohin Krünitz die Beschreibungen der verschiedenen Gattungen Flöten, unter Flöte, Th. 14, verwiesen.

Schnabelhelm, s. unter Helm, Th. 22, S. 828.

Schnabeliren, s. Schnabeln.

Schnabelkäfer, Lycui Fabr.; Fr. les Liques. Die Fühlhörner dieser Käferart sind ganz zusammengedrückt und platt, und ihr Kopf, der, wie bei den Leuchtkäfern, unter dem Halsschilde versteckt ist, verlängert sich in eine Art von Rüssel, der am Ende den Mund hat, ganz wie bei den Rüsselkäfern, nur daß er hier nicht die Fühlhörner trägt, die zwischen den Augen eingelenkt sind. Halsschild und Flügeldecken stehen mit ihrem Rande weit über den Leib hinaus. Die Deckschilde sind hinten oft breiter, als an der Wurzel. Bekannt ist:

Der blutrothe Schnabelkäfer, Lycus sanguineus; Fr. le Lyque sanguine. Er ist roth, die Mitte des Halsschildes schwarz, die Flügeldecken gereiht. Er ist im mittägigen Frankreich, in Deutschland und in andern Ländern gemein.

Schnabelkorn, s. unter Spelt.

Schnabelkraut, Nadelkörbel, Scandix, s. Th. 27, S. 37.

Schnabelmöhre, in einigen Gegenden ein Name des Nadelkörbels, Scandix Pecten, Linn. Er wird auch Hechelkamm genannt; s. unter Körbel, Th. 27, S. 38.

Schnabeln, ein regelmäßiges thätiges und Zeitwort der Mittelgattung, welches nur im Scherze zuweilen für essen, besonders von dem Essen leckerer Speisen gebraucht wird, wofür man mit angehängter Lateinischer Endung im gemeinen Leben auch wohl

schnabeliren, Fr. jouer de la n
s. Schnabelweide. — In der S
Schnabeln, Snabeln, Insn
snabeln, mit einem Ausschnitte
was fassen, daß die Sache innerhall
den Ausschnittes fällt, und von de
wird.

Schnäbeln, ein regelmäßiges thät
I. Als ein rückwirkendes Zeitwort,
den Vögeln, besonders aber von den
ist, welche sich schnäbeln, indem sie
einander stecken und sich zu küssen
Taube steckt nämlich ihren Schnal
Täubers, und dieser scheint sie mit ein
zu füttern, gleich unserm Speichel, n
so macht, als wenn er Junge füttert.
es aber auch von Menschen, sich k
sich das Pärchen schnäbelt, k
einem Schnabel versehen, wo das
schnäbelt zuweilen vorkommt, z
schnäbeltes Schiff, welches nach
einen Schnabel hat.

Schnabelring, an den Leiterwagen,
cher den Schnabel oder die Scheere
achse an den Langwagen befestiget; i
nige Ring, welcher die Hölzer, so den
machen, mit einander verbindet.

Schnabelschuh, s. oben, S. 123, und

Schnabelwanzen, Reduvii, Fr. les I
unterscheiden sich von allen übrigen

Schnabelwanze, Cimex personatus; Fr. le Réduve masqué, ist ganz braun, behaart. Sie verfolgt die Bettwanzen und kann zur Vertilgung derselben gebraucht werden.

Schnabelweide, ein nur im Scherze gebräuchliches Wort, dasjenige, was dem Munde Vergnügen erweckt. Ein Kuß ist immer die beste Schnabelweide, Weiße. Am häufigsten gebraucht man dasselbe von Speisen und Getränken leckerer Art, welche den Gaumen kitzeln.

Schnabelzange, eine Zange, mit einem langen Schnabel, dergleichen z. B. diejenigen sind, womit man die großen Schmelztiegel aus dem Feuer zieht. Auch die Schnabeleisen der Perrückenmacher sind unter diesem Namen bekannt.

Schnäbler, Platte, Plotus anomalo-roster, Klein, eine Art Patschfüße, deren Schnabel einen ungewöhnlichen Bau hat. Eine andere Art, Plotus recurviroster, wird auch Säbelschnabel, im gemeinen Leben Schnabbelschnabel, genannt.

Schnad, s. Schnat.

Schnake I., in einigen Gegenden eine Art kleiner Schafe, besonders in dem zusammengesetzten Heideschnake, Heideschaf, wofür in Niederdeutschland Heideschnucke üblich ist; s. unter Schaf und Schafzucht, Th. 138. — 2. Eine im Niederdeutschen übliche Benennung der Schlangen, welche sich im Wasser, in den Sümpfen und alten Gräben aufhalten. Angelsächsisch Snaka, Englisch Snak, Holländisch Snug. In beiden Fällen von dem im Hochdeutschen veralteten, aber in einigen gemeinen Sprecharten noch üblichen schnacken, kriechen, Angelsächsisch snican, Engl. sneak, wo andere Mundarten statt des n ein m haben. S. Schmiegen und Schnecke.

Schnake 2, im gemeinen Leben, eine Art langbeiniger Mücken, Tipula Linn., ſ. unter Mücke, Th. 94, S. 681 u. 685. Dieſe ſich am häufigſten in waſſerreichen Orten aufhaltende Mücke wird auch Gölſen genannt. Cuvier theilt die Schnaken, Tipulae; Fr. Tipules, auf folgende Weiſe ein:

I. Schnaken mit ausgebreiteten Flügeln und ſehr lan[illegible]einen; ein kleiner Schnabel tritt über den [illegible]vor: der Hinterleib iſt dünn, bei dem Männchen [illegible] dicker, bei dem Weibchen am Ende ſpitzig. [illegible] gewahrt ſie in Menge auf Wieſen ꝛc. fliegen. Ihre Larven ſind mehrentheils lange Würmer, die unter der Erde an Pflanzenwurzeln nagen. Ihre Nymphe wirft die Haut der Larve ganz ab. Sie hat oben auf dem Bruſtſchilde zwei kleine Hörner, die ihr zum Athemholen dienen. — 1. Die Kammhornſchnake, Tipula pectinicornis; Fr. la Tipule à antennes en peigne. Sie iſt ſchwarz, gelb und rothbunt. Die Fühlhörner des Männchens haben an zwei Seiten Fäden, welche wie die Zähne eines Kammes ſtehen, und wechſelsweiſe kürzer und länger ſind, und an den Flügeln einen ſchwarzen Fleck.

II. Schnaken mit gekreuzten Flügeln, dünnem Leibe und langen Beinen. Sie haben das ſchwache, gebrechliche Anſehen der Mücken, und kommen, wie letztere, aus Waſſerlarven, die man ſehr häufig in ſtillſtehenden Waſſern findet. — 2. Die Federhornſchnake, Tipula plumosa; ſ. unter Mücke, Th. 94, S. 684.

III. Schnaken mit gekreuzten Flügeln und durchblätterten Fühlhörnern, Markusfliegen, Hirteae Fabr.; Biblions Geoffr., Mouches de Saint Marc. Die Männchen haben einen runden, dicken Kopf, einen dünnen Hinterleib, und flache Hinterbeine, die Weibchen einen dünnen

Kopf und einen dicken Hinterleib. Ihre Larven leben unter der Erde, und haben an jedem Ringe eine Reihe kleiner Borsten. Die vollkommenen Insekten sind den Blüten der Fruchtbäume schädlich. — Die Gartenschnake, Tipula hortulana, Hirtea hortulana, Fabr.; Fr. la Tipule des jardins. Das Männchen ist ganz schwarz; bei dem Weibchen ist das Brustschild oben roth, und der Hinterleib orangenfarbig. Die Flügel sind durchsichtig, am Außenrande schwarz. Sie ist im Frühjahr sehr gemein, besonders in den Obstgärten.

Sehr kleine Schnaken mit breiten, haarigen oder schuppigen Flügeln. Diese Schnaken haben das Ansehen kleiner Motten. Man findet sie an feuchten Orten, heimlichen Gemächern ꝛc.

Von dem Geschlechte der Schnaken hat man noch abgesondert: Die Pilzschnake, Ceroplatus, Fabr.; Fr. le Keratoplatus, Bosc., deren Fühlhörner zusammengedrückt und langrund sind. Ihre Larve lebt im Eichenpilze, und ist selten. — Die Dreckschnake, Fr. le Scatopse, Geoffr., ein nur sehr kleines schwarzes Insekt mit schnurförmigen Fühlhörnern, welches nicht, wie die andern Schnaken, gegliederte Fußspitzen hat. An dumpfen Oertern, in heimlichen Gemächern ꝛc. trifft man es gewöhnlich an.

In Frankreich und in andern Gegenden werden die Afterfalter, Phryganea Linn., Schnaken genannt.

Schnake 3, nur in der vertraulichen Sprechart der Ober- und Niedersachsen, ein scherzhafter lustiger Einfall, eine lustige Scherzrede. Schnaken vorbringen. Schnaken erzählen. Eine wohlgemeinte Schnake. Ein schnakischer Mensch, ein Mensch, der viele drollige Einfälle

hak, In weiterer Bedeutung auch wohl zuweilen ein jeder Spaß. Schnaken vorbringen, drollige, lustige Späße.

Schnake, Afterfalter, s. oben, S. 130.
— (Dreck-), s. daselbst.
— (Erd-), s. unter Mücke, Th. 94, S. 684.
— (Federhorn-), s. oben, S. 130.
— (Garten-), s. das., S. 131.
— (Heide-), s. das., S. 129.
— (Kammhorn-), s. das., S. 130.
— (kleine), kleine Schnaken, s. das., S. 131.
— (Pilz-), s. daselbst.
—, Scherzrede, s. das., S. 131.
—, Schlange, s. das., S. 129.

Schnakenfliege, sausende Schnakenfliege, eine Benennung der gemeinen Mücke, Culex pipiens Linn.

Schnäkern, herumschnäkern, von einem Frauenzimmer zum andern gehen, bis man das rechte gefunden, welches man sich zur Frau ersehen.

Schnakisch, Bei- und Nebenwort, welches nur in der vertraulichen Sprechart, besonders der Ober- und Niederdeutschen üblich ist, was Lachen erregt, spaßhaft, lustig. Ein schnakisches Kind. Ein schnakischer Mensch. Schnakisch aussehen. Das ist doch schnakisch genug. Weiße.

Nach Adelung ist dieses Wort im Niedersächsischen am gangbarsten. Frisch leitet es seltsam von Schnake, Mücke, ab, weil diese Insekten wunderlich durcheinander fliegen. Richey, eben so seltsam von Schnake, Schlange, wobei ihm der mit Schlangen geschmückte Medusenkopf einfällt, weil dieser das älteste Urbild einer wunderlichen Figur seyn soll. Das Bremisch-Niedersächsische Wörterbuch und Stosch lassen es von dem Niedersächsischen schnaken abstammen, welches al-

Man handelt diese Waare nach Groß und Dutzend in Sortimenten von Nr. 1 bis zu 300. Bei uns in Deutschland sind Schmalkalden und Peterswalde in Böhmen dieses Artikels wegen vorzüglich in Ruf. Schmalkalden liefert verschiedene Arten und in großer Menge, als Englisch-verzinnte und Englisch-schwarze Gurt- und Steigriemenschnallen, Vorderzeugschnallen, Zaumschnallen, Deutsche verzinnte oder schwarze Gurt- oder Steigriemenschnallen schwarze und auch verzinnte Halbmondgurtschnallen, Knieschnallen ꝛc., welche insgesammt nach Stück gehandelt werden. Das Dorf Peterswalde in Böhmen hatte noch zu Ende des verwichenen Jahrhunderts mehrere hundert Schnallenmacher, die eine große Menge Schuhschnallen von Komposition verfertigten, und die Messen und Märkte von ganz Europa damit verlegten. Was die verschiedenen Schnallen nach dem Gebrauche anbetrifft, s. das folgende Register.

Schnalle (Aufdrück-), Schuhschnallen, welche vermittelst einer auf der Rückseite angebrachten Stahlfeder, die zu beiden Seiten zwei Häkchen hat, bloß auf den Schuh, das heißt, auf das Oberblatt des Schuhes, gedrückt wird, und dann festsitzt. Diese Schnallen sind zu Ende des verwichenen Jahrhunderts zuerst aus England in verschiedenen Facons zu uns gekommen. Die vorzüglichsten nach Stahlart brillantirten Schnallen waren von Gold mit silbernen Perlen und mit der Komposition aus Wedgwoods Fabrik verziert. Der Preis von einem solchen Dessein war ungefähr 36 bis 40 Rthlr. Die meisten dieser Schnallen sind von ovalrunder, jedoch mehr breiter Form, nur mit dem Unterschiede, daß die ersten, welche nach Deutschland kamen und Mode wurden, ziemlich groß, und daher mehr breit, als rund waren, späterhin machte man sie kleiner, und so wer-

wovon die Schnallen verfertiget waren, war von der Degenklinge eines Generals genommen, welcher Gibraltar vertheidigen geholfen, und die auf dem Stahle angebrachte schöne Metallarbeit, war von einem Stücke Metall von einer der Spanischen Kanonen genommen, die mit den schwimmenden Batterien vor Gibraltar untergingen, und von denen einige nachher wieder heraufgebracht worden sind. — Die Verzierungen der Schnallen, sowohl in Silber, als auch bei denen von anderen Metallen, bestanden in Rosetten, Laubwerk und dergleichen; ferner in Steinen, silbernen und Stahlperlen, womit sie rund herum besetzt waren. Man verfertigte sie aus Gold, Silber, Tombak und übersilbert, aus Stahl, Similor, Pinschbeck ꝛc. ꝛc.

Die Schnallen werden von den Goldschmieden, Gürtlern und Spangenmachern verfertiget, besonders beschäftigen sich aber damit die Gürtler in allen großen Städten und in den Fabrikstädten. Die Theile einer Schnalle sind: die Zunge, der Schappen von Eisen, und die Schnalle selbst, welche gegossen wird. Das Gießen, welches in Sand geschieht, wird eben so verrichtet, wie es unter Gießform, Th. 18, S. 416, angegeben worden.

In den Handel liefert vorzüglich Seho und Birmingham in England sehr schöne plattirte Schnallen, Kompositionsschnallen Iserlohn, die übrigen Nürnberg, Suhla, Wriezen an der Oder ꝛc. Schnallenbleche, Fr. Chappes de boucles, werden von allerlei Formen, Größe und Feine, in Eisen und Stahl, weiß oder blau angelaufen, vergoldet oder versilbert zum Handel gebracht. Die feinsten liefert England, Frankreich, das Bergische und noch einige andere Länder. In vorzüglicher Güte und großer Menge macht man diese Bleche zu Theux und Givonne in Frankreich, und zu Lüttich.

der Seite des Knies getragen wurden, daher sie auch Knieschnallen genannt werden. Die Beinkleider hatten nämlich an der Seite des Knies, zwischen der Wade und dem Knie, einen Riemen und eine Oese von demselben Beinkleiderzeuge, wodurch die Schnalle befestigt wurde. Man hatte sie viereckig und oval, von Silber, Gold und Stahl, auch von andern plattirten Erzen. Die Zusammensetzung oder die Bestandtheile der Schnalle selbst, wie bei den Schuhschnallen; s. diese.

Schnalle (Beinkleider-), Schnallen, welche man hinten an den modernen Beinkleidern trägt, um sie fest um den Leib zusammen zu ziehen. Sie sind länglichrund, ungefähr 2 Zoll lang und 1 Zoll breit, und die Zunge hat drei Zacken oder Stacheln. Sie werden gleichfalls durch einen Riemen und einer Oese von demselben Beinkleiderzeuge zu ihrem Gebrauche geschickt gemacht. Man erhält sie bei uns in Deutschland aus Sohlingen.

— beim Buchdrucker, s. oben, S. 134.

— (Einhalt-), s. Schnalle, beim Uhrmacher.

— ein Fingerschlag, das Schlagen mit gebogenem und schnell nachgelassenem Finger, ein Schnippchen.

— (Gurt-), am Pferdegeschirr, s. diesen Art. Th. 111, und unter Sattel u. Satteln, Th. 136.

— (Gürtel-), welche zur Befestigung eines Gurtes um den Leib dient; s. unter Gürtel, Th. 20, S. 319.

— (Halbmondgurt-), s. oben, unter Schnalle.

— (Hals-), s. Schnalle (Halsbinden-).

— (Halsbinden-), Halsschnalle, eine kleine Schnalle, womit im verwichenen Jahrhunderte die Halsbinden und Halstücher befestiget wurden, und welche auch zugleich zum Putze diente. Bei den Halstüchern war es eine bloße Schnalle, ohne Zunge und Schappen. Die beiden Enden des Tuches wurden

den sie auch noch jetzt, obgleich die Mode, Schnallen zu tragen, längst vorüber ist, auf Bällen ꝛc. ꝛc. getragen. Eine solche Schnalle besteht aus der eigentlichen Schnalle, einem lackirten ledernen Riemen, einer Stahlplatte und der Feder. Der Riemen liegt innerhalb der Schnalle, wird von der Stahlplatte bedeckt, und diese ist durch vier Niete an der Schnalle befestiget; auf dieser Stahlplatte liegt in der Mitte die mit vier Häkchen versehene Feder durch zwei Niete befestiget. Die Erfindung ist sehr sinnreich, und das Tragen dieser Schnallen sehr bequem, indem man dabei das Schnallen mit dem Riemen, der bei den andern Schuhschnallen erst durch die Schnalle gezogen, und dann vermittelst der Zunge festgehalten wird, ganz entbehrt. Man legt die Aufdrückschnalle bloß auf den Schuh, drückt darauf, und sie sitzt fest und wird so leicht nicht abspringen, es müßte denn bei starkem Tanzen, beim Springen, wobei man stark den Vordertheil des Fußes anstrengt, geschehen. Das Drücken, welches sie, wie Einige vorgeben, auf dem Spanne verursachen soll, kann wohl nur bei einem sehr erhabenen oder hohen Spann geschehen, sonst ist dieser Druck nur unbedeutend, und wenn dies ja der Fall ist, und er zu heftig wird, so darf man die Schnallen nur abnehmen, weil man sich immer ohne dieselben zeigen kann, da die Schuhe gebunden sind. Man hat also bei diesen Schnallen den Vortheil, sie in einer Gesellschaft, auf einem Balle ꝛc. auflegen und abnehmen, also die Schuhe ohne und mit Schnallen tragen zu können; und da man sehr kleine Aufdrückschnallen, in der Größe eines Acht- und Viergroschenstückes, hat, so kann man sie leicht bei sich tragen, um sie erst in einer Gesellschaft aufzudrücken.

Schnalle (Beingürtel-), Schnallen, welche, als die kurzen Beinkleider noch Mode waren, an

der Seite des Knies getragen wurden, daher sie auch Knieschnallen genannt werden. Die Beinkleider hatten nämlich an der Seite des Knies, zwischen der Wade und dem Knie, einen Riemen und eine Oese von demselben Beinkleiderzeuge, wodurch die Schnalle befestigt wurde. Man hatte sie viereckig und oval, von Silber, Gold und Stahl, auch von andern plattirten Erzen. Die Zusammensetzung oder die Bestandtheile der Schnalle selbst, wie bei den Schuhschnallen; s. diese.

Schnalle (Beinkleider-), Schnallen, welche man hinten an den modernen Beinkleidern trägt, um sie fest um den Leib zusammen zu ziehen. Sie sind länglichrund, ungefähr 2 Zoll lang und 1 Zoll breit, und die Zunge hat drei Zacken oder Stacheln. Sie werden gleichfalls durch einen Riemen und einer Oese von demselben Beinkleiderzeuge zu ihrem Gebrauche geschickt gemacht. Man erhält sie bei uns in Deutschland aus Sohlingen.

— beim Buchdrucker, s. oben, S. 134.

— (Einhalt-), s. Schnalle, beim Uhrmacher.

— ein Fingerschlag, das Schlagen mit gebogenem und schnell nachgelassenem Finger, ein Schnippchen.

— (Gurt-), am Pferdegeschirr, s. diesen Art. Th. 111, und unter Sattel u. Satteln, Th. 136.

— (Gürtel-), welche zur Befestigung eines Gurtes um den Leib dient; s. unter Gürtel, Th. 20, S. 319.

— (Halbmondgurt-), s. oben, unter Schnalle.

— (Hals-), s. Schnalle (Halsbinden-).

— (Halsbinden-), Halsschnalle, eine kleine Schnalle, womit im verwichenen Jahrhunderte die Halsbinden und Halstücher befestiget wurden, und welche auch zugleich zum Putze diente. Bei den Halstüchern war es eine bloße Schnalle, ohne Zunge und Schappen. Die beiden Enden des Tuches wurden

Schnallen, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches in doppelter Geſtalt üblich iſt. I. Als ein Zeitwort der Mittelgattung, denjenigen eigenthümlichen Laut von ſich geben oder hervorbringen, welchen dieſes Zeitwort nachahmt, nämlich ein gelindes Knallen oder Klatſchen, Schnalzeln. Man gebraucht es von verſchiedenen Handlungen, welche mit dieſem Laute verbunden ſind. Mit der Peitſche ſchnallen, wofür man jedoch im Hochdeutſchen knallen gebraucht. Mit dem Munde ſchnallen, wenn man dieſen Laut mit der an den Gaumen gedrückten Zunge hervorbringt, welches man auch klatſchen und ſchnalzen nennt.

Er locket, er ſchnalzet mit Zunge und mit Hand,
Und hoffet bei Schnalzen und locken ſein Band
Bequem um die Hälſe zu ſchlingen.
Bürger.

Im Oberdeutſchen ſchnallet man mit den Fingern, wenn man ſie im Hochdeutſchen krachen läßt. Das Intenſivum davon iſt ſchnalzen, und das thätige Zeitwort ſchnellen. — II. Als ein thätiges Zeitwort, vermittelſt einer Schnalle in der engeren Bedeutung befeſtigen. Die Halsbinde lockerer, feſter ſchnallen. Die Schuhe feſt zuſammenſchnallen. Beſonders in den Zuſammenſetzungen abſchnallen, anſchnallen ꝛc.

Schnallenringlein, ein kleiner zierlicher, von Gold mit buntem Schmelz geſchmückter Ring, in Geſtalt einer Schnalle mit dem dazu gehörigen Ringlein, mit und ohne Edelſteinchen.

Schnallenſtechen, im Schnallen ſtechen, durch die Schnallen gehen, in Schnallen oder Ranken ſtechen, lauter bei den Riemern und Sattlern gebräuchliche Redensarten, wodurch ſie die Strippen andeuten.

Schnalzen, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches das Intensivum von dem oben angeführten schnallen in der neutralen Form ist, und in einigen Gegenden in eben denselben Fällen gebraucht wird. Die Peitsche wacker schnalzen lassen, knallen. Mit der Peitsche schnalzen; mit der Zunge schnalzen, klatschen. Mit den Fingern schnalzen, sie krachen lassen. Jemanden ins Gesicht schnalzen, im Oberdeutschen, ihm ein Schnippchen vor das Gesicht schlagen. In derselben Mundart werden auch der Schnalz, der Schnalzer, die Schnalze, theils von einem solchen Laute, theils für Schnippchen und Stüber mit den Fingern gebraucht. Eine Nasenschnalze oder ein Nasenschnalzer, ist daselbst ein Nasenstüber.

Schnäpel, s. Schnepel.

Schnapp, Schnapps, eine in den gemeinen Sprecharten übliche Interjection, welche eine Nachahmung desjenigen Schalles ist, welcher eine schnelle, mit Schnellkraft verbundene Bewegung oft begleitet. Schnapp fuhr die Thür zu, schnapp sprang das Schloß zu, schnapp hatte er es weg. Man braucht es auch im gewöhnlichen Leben als ein Hauptwort, die Handlung des Schnappens mit dem Munde zu bezeichnen, besonders von den Hunden. Einen Schnapp nach etwas thun. Der Hund that einen Schnapp nach dem Fleische. Auf einen Schnapp hatte er's weg.

Schnappe, ein in der Jägerey übliches Wort, ein jedes Tuch zu bezeichnen, welches man auf- und niederlassen kann, daher das Schnapptuch, Falltuch, von schnappen, schnell niederfallen.

Schnappen, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, eine Nachahmung desjenigen eigenthümlichen

Schalles, welchen es bezeichnet. So schnappt der Auerhahn in der Balze, wenn er mit dem Schnabel diesen Schall hervorbringt, ehe er zu schleifen anfängt. Man gebraucht es ferner auch von gewissen mit Schnellkraft verbundenen Veränderungen, welche einen solchen Schall hervorbringen; daher schnappt ein Schloß, wenn die Feder den Riegel mit Schnellkraft fortstößt; ein Schloß schnappt ab, wenn man es abdrückt; so schnappt ein Brett in die Höhe, wenn man es beim Wippen schnell fahren läßt. Im Oberdeutschen sagt man, nach Adelung, auch mit den Fingern schnappen, für krachen, mit der Kanne schnappen, für klappern. In engerer Bedeutung drückt es die schnelle mit diesem Schalle verbundene Oeffnung und Schließung des Mundes aus. Nach Luft schnappen, sich ängstlich bemühen Luft zu schöpfen, welches oft den Lungensüchtigen und Engbrüstigen widerfährt, wenn sie etwas viel gegangen sind. Man schnappt auch mit dem Munde, um etwas schnell aufzugreifen, wenn es aus dem Munde glitscht. So schnappt der Hund nach Fliegen, der Fisch nach Luft. Schnappen setzt daher immer eine Geschwindigkeit, eine Begierde voraus, etwas in seine Gewalt zu bekommen.

Nach dem Adelung im Niedersächsischen snappen, wo es auch schnell reden, eilfertig plaudern bedeutet. Im Schwedischen snappa, im Englischen snap, und ohne Zischlaut auch nab. Bei dem Horneck kommen schnaben und schappen auch für straucheln, fallen, vor. Im Niedersächsischen ist für schnappen in der engeren Bedeutung auch happen, happsen, Fr. haper, Ital. chiappare, üblich. Ein ähnlicher, aber feinerer Laut, als schnappen, ist schnippen, so wie man im Nie-

derdeutschen für einen gröberen die Wörter Schnupp und schnuppen hat.

Schnäpper, ein schnappendes Ding, in welchem Verstande es von verschiedenen Werkzeugen gebraucht wird. So heißt eine kleine Armbrust, wegen des schnappenden Lautes der Sehne, ein Schnäpper oder Schnepper. Bei den Wundärzten, Chirurgen ist der Schnepper ein Werkzeug zum Aderlassen, weil die Lanzette durch eine Feder mit Schnellkraft herausgedrückt wird. Der Aderlaßschnepper besteht aus vier Haupttheilen, welche das Wesentliche desselben ausmachen, und aus verschiedenen Nebenstücken. Die Haupttheile sind: 1) der Kasten, 2) die Feder, 3) das Eisen oder die Fliete, 4) der Drucker mit seiner Feder und dem Haken, der die Feder aufgespannt erhält. Von den Nebenstücken sind einige entbehrlich, andere unnütz. Zu den entbehrlichen Stücken gehören: α) die Auflegefeder, β) die Schraube in dem Drucker; und zu den unnützen: a) die Hebefeder, b) das blinde Eisen, c) die Gabel. Der Kasten ist ein von Messing oder Silber gegossenes, oder aus geschlagenen Stücken zusammengelöthetes Gehäuse, welches, der Bequemlichkeit wegen, an seinem hinteren Ende abgerundet ist, und eine bauchige Wendung hat. Vorn ist eine kleine Platte, die ein längliches Viereck darstellt, quer über befindlich, welches der Damm heißt, und theils den auf die Grundplattte gesetzten vordern Rand, als auch den hintern mit halten hilft, theils aber auch mit dieser Grundplatte eine Rinne bildet, in welcher das Eisen und die Feder ihren Gang haben. Die Basis dieser Rinne ist die Endung des untern Randes, und auf sie trifft die ganze Gewalt der Feder im Schlage. Man gewahrt hieraus, daß sowohl die Rinne äußerst genau und gleich weit gemacht seyn muß, damit das Eisen an keinem Punkte

derſelben williger oder klammer gehe
auch, daß dieſer Boden derſelben, g
Eiſen die heftige Wirkung der Schl
hinlängliche Stärke habe. Dieſe
geben, wenn man entweder die N
das Eiſen gemacht wird, darnach w
man ihm ſelbſt eine größere Stä
Stahl hat man bis jetzt dazu noch n
und er würde auch wegen des Re
dazu brauchbar ſeyn, und da Meſſ
kommenheit nicht hat, und doch no
Silber, ſo hat man ſolches in der
Es entſpricht aber dem Zwecke doch
und läßt ſich von der Feder heraustre
man es auch dicker gemacht hat, al
zu ſeyn pflegt. Man hat zwar
Stückchen Stahl, das man auf de
punkte angebracht hat, abzuhelfen
nicht mit glücklichem Erfolge; denn
Feder bloß für ſich that, das thut ſ
ſes Stahlſtückchen, als durch ein
dieſe trifft auf den Stahl, und dieſ
ſing. Von dem Damme an bis dahin,
Wendung ſich anfängt, iſt ſowohl der v
der hintere um ſo viel höher, als die
dung, ſo daß ſie einen kleinen Falz z
chen ein Schieber bis an den D
ſchoben wird, und dadurch das Juſt
An der Grundplatte iſt ein Schrau

die Schraube besser, als die Knöpfe oder Stifte, die in einigen Schnäppern auch noch jetzt zu dem Behufe festgenietet sind, damit das Eisen mit seinem Oerte gleichsam darüber geschoben oder gefügt werden könne. Denn erstlich behält die Angel des Eisens an seinem Oerte einen zu großen und hier schädlichen Spielraum, welchem man auch durch das abgerundete und durchstochene Stückchen Leder, welches man darüber und bis auf das Oert zu schieben pflegt, nicht genug abhelfen kann. Denn, wenn es so hoch ist, daß es über den Stift hinwegragt, und von dem Schieber gedrückt werden kann, so ist nicht nur dieser Widerstand schädlich, sondern er kann auch dem Eisen selbst eine schiefe Richtung geben, besonders wenn das Stückchen Leder nicht allenthalben von gleicher Dicke wäre. Und ist es nicht so hoch, so wird es gar nicht gedrückt, und doch ist die wankende Bewegung des Eisens, die es nothwendig wegen des Stiftes, auf welchem es zu lose sitzt, bekommen muß, äußerst schädlich. Zweitens kann man nur Eisen von einerlei Länge in demselben Kasten gebrauchen, weil nicht mehr als ein einziges solches Knöpfchen darin Statt findet. Die Schlagfeder ist in der Grundplatte festgenietet. Sie ist entweder eine gewundene oder eine Schlangenfeder. Erstere hat vor der letztern Vieles voraus; denn theils ist ihre Wirkung stärker und geschwinder, theils wird sie auch nicht so leicht schlaff, und da die zitternde Bewegung, die sie durch die Repercussion auf dem Punkte der Berührung empfängt, sich durch alle Windungen verbreitet, und nach der größeren Entfernung von dem Punkte, wo sie antraf, Gradweise abnimmt, so ist sie auch nicht so leicht der Gefahr unterworfen, zersprengt zu werden. Diese Feder endiget sich mit einem Zuge durch die Rinne, und ist daselbst entweder mit dem kleinen Abschnitte von

einem Zirkelbogen rückwärts hinter sich gekrümmt, so daß diese Biegung mit der Rinne des Kastens parallel ist, oder sie ist nach der rechten Seite in einen Winkel gebogen. Zum Aufziehen der Feder mit den Fingern können beide Biegungen derselben nicht bequem genug eingerichtet werden, weil solches die Beschaffenheit des Instrumentes selbst verhindert. Und da man ohnedies dadurch das feine Gefühl in den Fingern, die zur Operation am nöthigsten sind, verderben würde, so wäre zu rathen, daß man sich dazu ein eigenes Instrument anfertigen ließe, wie ein schmales stumpfes Messer gestaltet, und welches vorn einen Schraubenzieher hat, um damit zugleich die Schraube am Oere des Eisens fest oder losschrauben zu können. Bei dem Allen ist aber dennoch der hinter sich gekrümmte Angriff dem andern vorzuziehen, weil man freier mit dem Instrumente umgehen, und solches eher gebrauchen kann, wenn man eine Ader, die über einem Knochen liegt, von der Seite lassen will, welches mit der Biegung von der andern Art gar nicht möglich zu machen ist; der Unbequemlichkeit nicht einmal zu gedenken, die diese letzte in Absicht des Futterals, worein die Schnäpper zu liegen kommen, und dessen Deckels hat, als welcher aus der Ursache schon um ein Merkliches hohler seyn muß.

Das Eisen oder die Fliete ist eigentlich derjenige Theil des Instruments, der die Operation unmittelbar verrichtet. Es besteht aus drei Abtheilungen, dem Blatte, der Angel und dem Oertchen. Das Oertchen wird von dem Instrumentenmacher nicht gehärtet, damit es eher die Feile annimmt, wenn man etwas daran zu ändern hätte; das Blatt muß aber eine besondere Temperatur haben, die ihm nicht ein jeder Künstler zu geben weiß, und welches derjenige, der es versteht, unter seine Geheimmittel

rechnet, und darauf kommt doch Alles an. Ist es zu hart, so springt es durch den Schlag der Feder entweder ganz weg (denn diese giebt ihm eine schnelle Bewegung, die im Boden der Rinne einen ungemeinen Widerstand findet, und also macht, daß es durch den erlangten Schwung gleichsam abreißt) oder es bricht auf einer etwas harten und narbigten Haut aus. Die ächte Härte, die es haben muß, scheint etwas über die Federhärte hinauszugehen, jedoch ohne ganz glashart zu seyn. Dieses Blatt muß aber auch ausserdem eine gehörige Dicke haben. Zwar geht ein dünnes Eisen in einer weichen Haut und durch weichere Aderhäute leichter durch; wenn aber auch die Haut nur etwas widersteht, so bricht es, wenn es zu hart ist, aus, oder es legt sich um, wenn es zu weich ist. Ist es dagegen auch zu dick, so finden alle die gegenseitigen Unbequemlichkeiten statt. Es geht nämlich an sich nicht so leicht durch, nimmt nicht eine so gute Schneide an, verursacht, wenn es ja auch durch eine starke Feder durchgetrieben wird, empfindlichen Schmerz, und macht durch den Widerstand, den es in der Haut bekommt, und dann selbst wieder der Feder macht, die Operation etwas ungewisser. Wenn sich das Blatt an der äußersten Schneide, auf dem Nagel des Daumens bei einer mäßigen Gewalt, die man aber aus der Erfahrung muß bestimmen lernen, nicht biegt, so ist es zuverläßig zu dick, biegt es sich aber zu viel, so ist es gewiß zu dünn. Mit diesem Blatte hängt die Angel durch einen verlorenen Abfall zusammen; eine kleine Stelle dieses Stücks, die aber vor allen viele Aufmerksamkeit des Künstlers verdient. Läßt dieser das Blatt von der Angel zu schnell ablaufen, so bekommt der Anfang des Blatts, der unmittelbar vor dem Schlage der Feder sitzt, dadurch eine schwache Stelle, die das Abspringen desselben fast unvermeidlich macht; läuft es dagegen zu

langſam ab, ſo kann ſolches nicht geſchehen, ohne dem Blatte eine gewiſſe größere Stärke oder Dicke zu laſſen, welche es durch ſeine ganze Fläche, wenigſtens den obern Theil derſelben, behält, und welche ſich zu einer recht guten, und proportionirten Blattdicke verhält, wie ein kurzer und dicker Keil zu einem langen und ſchmalen. Die Länge der Angel kann nicht beſtimmt werden, ſie muß ſich nach dem Schnäpperkaſten richten, worein das Eiſen kommen ſoll. Bei der Lage des Eiſens im Schnäpper kommt Alles darauf an, daß es im Schlage nicht hin und her wanke, und ſo genau, als möglich, mit der Rinne, in welcher es hinunterfährt, parallel laufe. Die Grundplatte des Schnäppers hat eine Hervorragung, welche der Steg heißt, und entweder mit daran gegoſſen, welches das Beſte iſt, oder daran gelöthet oder hinein geniethet iſt. Solche iſt der Länge nach ausgefeilt, und in dieſe Ritze paßt der noch ſchmäler gefeilte Theil eines Stück Stahls, welches unter ſeinem vordern Ende ein Häkchen hat. Dieſes geht durch die eine Oeffnung in der Grundplatte, und hält die Schlagfeder, wenn ſie aufgeſpannt iſt. Unter dem Hinterende dieſes Stück Stahls, welches der Drücker heißt, iſt eine ſchwache Feder feſtgenietet, welche ſich auf die Grundplatte ſetzt, und durch den Widerhalt, den ſie da macht, den in dem Charniere laufenden Drücker hinten in die Höhe, folglich deſſen vordern Theil hinunter hält. Der Drücker muß ſehr genau und paſſend in dem Gewinde gehen, um die Feder halten zu können, und gehörig ſchwach muß ſeine Feder ſeyn, damit man theils nicht lange zu drücken braucht, und dadurch auſſer Faſſung, und theils mit dem Schnäpper ſelbſt nicht aus der Richtung komme; weshalb denn auch der Haken an dieſem Drücker zwar hinlänglich lang ſeyn muß, um die Feder halten zu können, aber um nichts

zu lang, weil er sie sonst nicht früh genug fahren läßt. Der Drücker lauft in dem Stege auf einem mäßigen Drahte, welcher durch drei Löcher geht, nämlich durch eins in jedem Blatte, daraus der Steg besteht, und durch eins in dem Drücker selbst. Zu den entbehrlichen Stücken gehört: 1) Die Stellschraube. Da man fand, daß der Haken an dem Drücker von dem Instrumentenmacher, der Sicherheit wegen, zu lang gemacht war, und daher die Feder nicht gleich auf die leiseste Berührung des Drückers fahren ließ, welches doch nöthig ist, wenn sich das Instrument nicht durch die anhaltende drückende Bewegung der Finger verschieben soll, so ließ man hinter diesem Haken, vor dem Stege, eine Schraubenmutter in dem Drücker machen, um vermittelst der darein passenden Schraube den ganzen Vordertheil des Drückers nach Belieben von der Grundplatte entfernen, und dadurch den Haken an derselben verkürzen, folglich das Losschnellen der Feder erleichtern zu können. Der zweite entbehrliche Theil ist die Aufliegefeder, sie ist eine etwas gekrümmte flache Feder, hinten mit einem Oertchen und vorn mit zwei herabgebogenen Flügeln, womit sie die Angel des Eisens in seiner Breite beinahe umfaßt, indeß sie mit ihrem Körper, da, wo die Flügel sitzen, auf der Dicke desselben aufliegt. Man gewahrt schon, daß sie bei einer Schraube in dem Oertchen der Angel nicht nur entbehrlich ist, weil man vermittelst derselben das Eisen so fest anschrauben kann, daß es seinen Stand da behalten muß, wohin man es geschoben hat, sondern daß auch die Schraube selbst dabei nicht angebracht werden kann, deren Vorzug aber aus obigem zu sehr erhellt, als daß man wegen dieser Aufliegefeder dieselbe gegen den Stift vertauschen sollte. Der einzige Fall wäre noch, wenn man die Schraube von aussen in die

Schnäpper, in der Wundarzneikunst, Aderlaßschnäpper, s. oben, S. 145.

Schnappfeder, eine jede Feder, welche an Instrumenten angebracht worden, um diese mit einem dem Worte nachahmenden Laute herauszuschnellen.

Schnappgalgen, s. Schnellgalgen.

Schnapphahn, im gemeinen Leben ein Partheigänger im Kriege, der widerrechtlich auf Beute ausgeht. Auch die Bauern, wenn sie sich im Kriege in ein Versteck, Hinterhalt ꝛc. legen, und den Soldaten auflauern, welche sich von der Armee oder von ihren Detachements entfernt haben, oder auch wohl als Ermattete dem Korps nachziehen, um sie zu plündern oder todt zu schlagen, werden Schnapphähne genannt. Ferner auch Straßenräuber, als eine gelindere Benennung. Von den drei hier Angeführten rührt die Benennung her, weil sie fremdes Gut zu erschnappen suchen. — Im Niedersächsischen bekommen diesen Namen auch wohl die Gerichtsdiener und Bettelvögte; wahrscheinlich nur im verächtlichen Verstande.

Nach dem Adelung soll es nach der Meinung Vieler von dem Holländischen Snaphaan und dem Schwedischen Snapphane, eine Flinte, abgeleitet worden seyn, wegen des schnappenden Hahnes. Er selbst meint das Hahn vielleicht aus Hans in der allgemeinen Bedeutung eines jeden verächtlichen Menschen verderbt worden, besonders da ein solcher Schnapphahn im Englischen wirklich Snaphance heißt. Das Französische Chenapan ist aus dem Deutschen geformt.

Schnapphähne, eine Münze in den Niederlanden, wovon die Jülicher 11 schwere Kreuzer, oder 3 Gr. 8 Pf., die Geldrischen aber 13 Kreuzer, oder 4 Gr. 4 Pf. betragen.

Grundplatte schraubte, dann ist si
anders, als ein Stift zu betracht
kung äußert die Aufliegefeder dur
ten Druck, welcher von dem Dru
auf sie selbst bestimmt wird, und der
Angel des Eisens fortpflanzt. G
blindes Eisen, welches man a
der Absicht anschraubt, das er der
verwehren soll; auch die Gabel, di
Absicht unter den Rand brachte,
des Schnäppers wird, wenn er
die Haut gesetzt ist; desgleichen
Sie ist ein Stück von einer Stah
eben dieser Basis inwendig im
untern Ende so fest genietet ist, da
Ende durch seine Federkraft das
die Schlagfeder aufgezogen wo
Drucke befreit ist (in diesem Fa
Aufliegefeder da seyn) gegen di
muß. Das Futteral, welches aus
und seinem Deckel besteht, läßt m
leicht zu bearbeitendem Holze mach
Theile, mittelst zweier Charniere, ode
Pergament zusammen. Den De
weder ganz aushöhlen und mit
oder Baumwolle ausstopfen, od
hineingraben, in welche der Drü
den Art. Lanzette, Th. 64, S.
reres über die Schnäpper.

Schnappsen, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, im gemeinen Leben einen Schluck Branntwein zu sich nehmen, ein Glas Branntwein trinken; s. Schnapps.

Schnappstange, bei dem Jäger, die Stangen zu den Schnapptüchern, sie sind etwas stärker, als die Stellstangen, von 10½ Fuß Höhe, oben an der Stange wird ein Kloben oder eine Rolle, am besten von Messing, angebracht, welche glatt und leicht herumlaufen muß, und wodurch eine, eines Fingers starke Leine gezogen wird, welche drei Klaftern lang, und an dem einen Ende mit einem hölzernen Knebel versehen ist.

Schnapptuch, s. Schnappe.

Schnappwage, s. Schnellwage.

Schnappweife, eine Art Weifen, welche die Zahl der geweiften Fäden durch das Schnappen eines dünnen elastischen Brettchens anzeigt. S. unter Weife.

Schnarchen, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches eine unmittelbare Nachahmung des Lautes ist, und in doppelter Bedeutung gebraucht wird. I. Ein durch die Nase hervorgebrachter Laut, welcher oft einen festen Schlaf bedeutet; daher im Schlafe schnarchen. Das Schnarchen findet in drei Fällen statt: 1) Wenn der Schlafende bei geschlossenem Munde die Luft durch die Nase einzieht, und das Fleischläppchen des Gaumensegels nicht ganz offen ist, sondern der durchziehenden Luft nur eine enge Straße übrig läßt. Das Läppchen nimmt dann die Eigenschaft der Stimmspalte an sich; es wird von der Gewalt der durchströmenden Luft zum Zittern, das ist, zum geschwinde wiederholten Anschlage gegen die Schlundwand fortgerissen, davon ein Laut entsteht, welcher immer rauh und schnarrend ist. — 2) Wenn der Schläfer die Luft durch den offenen Mund einzieht,

während die Naſe durch das Läppchen verſchloſſen gehalten wird. Liegt dann der Hintertheil der Zunge zu hoch, indem ſie faſt den weichen Gaumen berührt, ſo wird wieder die Oeffnung zu klein, der weiche Gaumen wird zum Zittern gebracht, und dieſer thut hier das, was vorher das Läppchen bei der Naſe that. — 3) Wenn der Schläfer durch beide Wege zugleich athmet, und weder das Läppchen ganz an der Schlundwand, noch die Zunge ganz am weichen Gaumen anliegt, ſo entſteht ein Schnarchen; denn beide, der weiche Gaumen und das Läppchen, gerathen dann ins Zittern.

Das Räuſpern, welches Th. 121, S. 262, nur angeführt worden, hat mit dem Schnarchen viel Aehnliches; es geſchieht aber wachend und gewaltſam. Es wird nämlich bei geſchloſſener Naſe der hintere Zungentheil ſo hoch getrieben, daß dieſer Theil den nahen Gaumen etwas berührt. Wenn dann die Luft mit Gewalt anſchlägt, ſo zittert der weiche Gaumen, und macht das bekannte Geräuſch, um ſich von dem Schleime der Schlundwände des Gaumenſegels oder des Luftröhrenkopfes zu entledigen; denn die Gewalt, mit welcher man die Luft ausſtößt, reißt zugleich alle fremde Köper mit ſich fort. Wer daher lange ſchweigend zugehört hat, und nun wieder zu ſprechen anfangen will, der räuſpert ſich vorher, aus Beſorgniß, es möchte ſich zu viel Schleimſtoff während der Zeit angehäuft haben, um die Kehle zu ſeinem Vortrage offner und geſchmeidiger zu machen. Faſt immer folgt daher auf das Räuſpern ein Schleimauswurf durch den Mund, das Auswerfen des Speichels. Ein andres Räuſpern entſteht vermittelſt des Kehldeckels, wenn dieſer mit Schleim beladen iſt, und die Stimmſpalte deckt, die aber offen bleibt.

II. Ungestüm verweisen, mit Pochen und Drohen reden. Im Hause herum schnarchen. Mit dem Schnarchen ist es nicht ausgerichtet. Im Niedersächsischen ist schnarren, murren, brummen. Als ein Diminutivum davon kann das im gemeinen Leben mancher Gegenden übliche nörgeln angesehen werden, dem unter andern auch der intensive Zischlaut mangelt. Im Finnländischen ist Naerkae, der Zorn. Im Schwedischen snorka, im Isländischen snarka.

Schnarcher, eine Person welche schnarcht, besonders in der zweiten Bedeutung des Zeitwortes schnarchen.

Den Schnarcher fürcht ich nicht,
Haged.
Ein Schnarcher aller Schulgeschwätze
Hält sich für einen Kirchenheld. Ebend.

Schnarchhuhn, eine Benennung des Auerbirkhuhns, s. unter Auerhahn, Th. 2.

Schnarränte, s. Schnarrente.

Schnarrdrossel, ein Name der Misteldrossel oder des Mistlers, Turdus viscivorus Klein, s. Mistler, Th. 92, S. 9.

Schnarre, ein schnarrendes Ding. So nennt man ein hölzernes Werkzeug, welches die Nachtwächter an einigen Orten führen, und womit man auch die Sperlinge aus den Gärten und Feldern zu verscheuchen pflegt, die Schnarre, und wenn es größer ist, die Schnurre; im Oberdeutschen heißt es die Ratel, die Ratschen. Im Niedersächsischen führt diesen Namen eine Garnwinde. Verschiedene Arten von Vögeln sind wegen ihrer schnarrenden Stimme gleichfalls unter diesem Namen bekannt. Z. B. die Schnarrdrossel, ferner eine Art Wachteln mit langen Beinen, welche auch Schnarrwachtel heißt. Ingleichen der sogenannte Wach-

telkönig, welcher letztere auch Schnerf, Heckschnarre und Thauschnarre genannt wird.

Schnarre, eine Garnwinde, ſ. den vorhergehenden Artikel.

— (Heck-), ſ. daſelbſt.

—, beim Nachtwächter, ſ. daſ.

— (Thau-), ſ. daſ.

Schnarreiſen, bei den Goldſchmieden, ein dünner langer, vorn winkelig gebogener Amboß, welcher an einem Ende eine weiche Bahn hat, auf welche man mit dem Hammer ſchlägt, damit das andere Ende in eine zitternde Bewegung geräth, Figuren dadurch auszuhöhlen und tiefe Stellen damit auszuarbeiten, von dem ſchnarrenden Laute, welcher mit dieſer Behandlung verbunden iſt.

Schnarren, regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches den zitternden Laut nachahmt, den das Wort bezeichnet, dieſen Laut von ſich geben, hervorbringen. Der Schwarzſpecht ſchnarrt, wenn er mit dem Schnabel ſo hart an die dürren Bäume ſchlägt, daß dadurch ein ſchnarrender zitternder Laut entſteht. Auf eine andere Art, nämlich bloß mit ihrer Stimme, ſchnarren der Miſtler, die Schnarrente ꝛc. Eine Garnwinde ſchnarrt. Im Reden ſchnarren, das r nicht mit der Zunge, ſondern mit der Kehle ausſprechen, wodurch gleichſam ein rauher zitternder Laut entſteht, wie ſolches bei den Märkern der Fall iſt, von denen Einige das r nicht recht rein ausſprechen. Im Oberdeutſchen nennt man ſolches ſchnorren, ſchnorrcheln, im Oeſterreichiſchen ratſchen, im Schwediſchen skorra. Ein Blaſeinſtrument ſchnarrt, wenn es einen rauhen tönenden Ton von ſich giebt.

Nach dem Adelung im Niederſächſiſchen ſnarren, im Schwediſchen skorra. Da der ſchnarrende Laut in vielen Fällen ein Begleiter einer ſchnellern

Bewegung ist, so ist schnar im Niedersächsischen, und snar im Schwedischen, schnell, hurtig. Auf eben diese Art ist schnell von schnallen und schnellen, hurtig, von dem noch nicht ganz veralteten hurren, das Schwedische snapp, schnell, von schnappen ꝛc. gebildet. Einen gröberen Laut dieser Art drückt man durch schnurren, einen feinern aber in Niedersachsen durch snirren aus, so wie man im gemeinen Leben von schnarren auch das Intensivum schnarzen hat.

Schnarrente, Knarrente, Schnatterente, Mittelente, Anas strepera, s. unter Ente, im Supplement.

Schnarrgans, s. unter Gans, im Supplement.

Schnarrheuschrecke, eine Benennung der Grille, s. diese, Th. 20.

Schnarrsprengsel, s. unter Sprengsel.

Schnarrwachtel, s. Schnarre.

Schnarrwerk, in den Orgeln, ein Pfeifenwerk, dessen Pfeifen mit einem messingenen Bleche versehen sind, welches an die Röhre schlägt, worauf es liegt, und einen schnarrenden Ton hervorbringt.

Schnat, Schnatte, ein provinzielles, nur in einigen Gegenden übliches Wort. 1. In Schlesien bedeutet es ein Reis. Aus Schnaten werden Bäume, Günth.

Dein Stammbaum schlage täglich aus,
Bis einst die Nachwelt Schnaten bricht,
Und um der Enkel Kronen flicht.
Ebend.

Die Nymphen sammelten die theuren Ambra-Tropfen.
Sie brachen hier und da die besten Schnaten ab.
Ebend.

ren Bedeutung, vorzüglich auf die zur Bezeichn
der Gränze in die Gränzbäume, Pfähle oder S
geſchnittene Zeichen geſehen wird. Das in ein
Oberdeutſchen Gegenden übliche Schnatte,
Narbe, Schmarre, ſtammt gleichfalls von ſchnei
ab; allein in der erſten ſcheint es den Begriff
Länge und ſchlanken Beſchaffenheit zu haben.
Schwediſchen iſt Snod, ein dünnes Seil,
Schnur.

Schnatterente, Anas strepera, ſ. Schnarrent

Schnatterer, werden von Einigen die zahmen E
genannt.

Schnattern, ein regelmäßiges Zeitwort der Mi
gattung, welches den Laut genau nachahmt, wel
es bezeichnet, daher dieſen Laut von ſich geben
hervorbringen. Die Gänſe und Enten ſchn
tern. Ingleichen ſchnell reden, plaudern, beſon
wenn unerhebliche Dinge ſchnell und eilfertig d
die e vorgetragen werden. Im Oberdeutſ
n auch der Storch ſchnattert, wen
und im Niederſächſiſchen nennt ma
t den Zähnen ſnatern und ſnäk

von allen zweimastigen Schiffen sind sie die größten und zum Handel auch die bequemsten.

Schnauben, ein regelmäßiges Zeitwort, auch der Mittelgattung. Es ist eine Onomatopöie und ahmet das heftige Ausstoßen und Einziehen des Athmens durch die Nase genau nach, dessen noch stärkerer Grad durch schnauffen ausgedrückt wird. 1. Den Athem mit Heftigkeit durch die Nase einziehen und ausstoßen. Ihre Rosse schnauben zu Dan. Jer. 8, 16. Wie schnaubte die grimmige Nase Flammen umher. Zachar. Im Niedersächsischen bedeutet es auch noch theils schnautzen, die Nase schnauben, theils schnupfen oder Schnupftaback nehmen, welche beide Bedeutungen, besonders aber die letzte, im Hochdeutschen nur selten vorkommt. 2. In weiterem Verstande bedeutet es in der Deutschen Bibel nach einer morgenländischen Figur stark Athem holen, und athem überhaupt. Da schnaubete der Knabe siebenmal. 2. Kön. 4, 35. So lange das Schnauben von Gott in unserer Nase ist. Hiob, 27, 3. Das Schnauben in unserer Nase ist ein Rauch. Weish. 2, 2. Im Hochdeutschen ist es hier ungewöhnlich. 3. Figürlich, wo es ein Ausdruck gewisser heftiger Gemüthsbewegungen ist, welche oft mit einem Schnauben verbunden sind. Geht hin, die ihr nach Gold schnaubt, Uz, die ihr eine heftige ungesittete Begierde nach Gold habt. Saul schnaubete mit Dräuen und Morden. Apost. 9, 1.

Nach Adelung sind schnauben, schnauffen und dessen verkleinernde Iterativa schnauffeln und schnüffeln, schurpen, schnurpen, schnupfen und schnäutzen alle Wörter eines Stammes, nur daß sie verschiedene Abänderungen einer und eben derselben Sache bezeichnen.

Schnauber, s. Stinkthier.

2. Die Gränze, ein in Ober- und
land sehr gangbare Bedeutung, wo e
schen auch Schnait, Schneid, und
sischen auch Snaat und Snede
Schnait oder Schnat begehen, die
Heimschnat ist daher in Westpha
einer Dorfflur, die Flurgränze. Nac
Vermuthung soll es möglich seyn, d
ren Bedeutung, vorzüglich auf die zu
der Gränze in die Gränzbäume, Pfäl
geschnittene Zeichen gesehen wird.
Oberdeutschen Gegenden übliche Sc
Narbe, Schmarre, stammt gleichfalls v
ab; allein in der ersten scheint es d
Länge und schlanken Beschaffenheit z
Schwedischen ist Snod, ein dünn
Schnur.

Schnatterente, Anas strepera, s. Sc

Schnatterer, werden von Einigen die
genannt.

Schnattern, ein regelmäßiges Zeitwo
gattung, welches den Laut genau nac
es bezeichnet, daher diesen Laut von
hervorbringen. Die Gänse und E
tern. Ingleichen schnell reden, plau
wenn unerhebliche Dinge schnell und
die Rede vorgetragen werden. Im
sagt man auch der Storch schnatt
klappert, und im Niedersächsischen n

von allen zweimastigen Schiffen sind sie die größten und zum Handel auch die bequemsten.

Schnauben, ein regelmäßiges Zeitwort, auch der Mittelgattung. Es ist eine Onomatopöie und ahmet das heftige Ausstoßen und Einziehen des Athmens durch die Nase genau nach, dessen noch stärkerer Grad durch schnauffen ausgedrückt wird. 1. Den Athem mit Heftigkeit durch die Nase einziehen und ausstoßen. Ihre Rosse schnauben zu Dan. Jer. 8, 16. Wie schnaubte die grimmige Nase Flammen umher. Zachar. Im Niedersächsischen bedeutet es auch noch theils schnautzen, die Nase schnauben, theils schnupfen oder Schnupftaback nehmen, welche beide Bedeutungen, besonders aber die letzte, im Hochdeutschen nur selten vorkommt. 2. In weiterem Verstande bedeutet es in der Deutschen Bibel nach einer morgenländischen Figur stark Athem holen, und athem überhaupt. Da schnaubete der Knabe siebenmal. 2. Kön. 4, 35. So lange das Schnauben von Gott in unserer Nase ist. Hiob, 27, 3. Das Schnauben in unserer Nase ist ein Rauch. Weish. 2, 2. Im Hochdeutschen ist es hier ungewöhnlich. 3. Figürlich, wo es ein Ausdruck gewisser heftiger Gemüthsbewegungen ist, welche oft mit einem Schnauben verbunden sind. Geht hin, die ihr nach Gold schnaubt, Uz, die ihr eine heftige ungesittete Begierde nach Gold habt. Saul schnaubete mit Dräuen und Morden. Apost. 9, 1.

Nach Adelung sind schnauben, schnauffen und dessen verkleinernde Iterativa schnauffeln und schnüffeln, schurpen, schnurpen, schnupfen und schnäutzen alle Wörter eines Stammes, nur daß sie verschiedene Abänderungen einer und eben derselben Sache bezeichnen.

Schnauber, s. Stinkthier.

Schnauffen, ein regelmäßiges Zeitw
gattung, welches einen etwas stär
Schnaubens bezeichnet, wo die Int
stärkeren Blaselaut f bezeichnet wird.
wenn man nach einer sehr starken
Heftigkeit Athem holt, besonders w
die Nase geschieht. Im Oberdeutsc
man auch die Näse, wenn man
schen schnäutzt. Man braucht es
dem zusammengesetzten beschnau
schnauffen, für mit starker Ein
den Geruch in die Nase bringen,
Hochdeutschen das iterative besch
dersächsisch beschnüffeln, in ma
schen Gegenden auch beschnap
schnuppern hat.

Schnaupe, ein Wort, welches in ei
für Schnautze gebraucht wird,
nur im Suffixo verschieden ist. Es
Niedersächsischen Schnau, die
und ist gewissermaßen ein vergröße
Schnabel. Im Hochdeutschen i
gentlichen Bedeutung unbekannt,
zuweilen im figürlichen Verstande v
vorragenden Theilen mancher Körp
spiel, die Schnaupe an einer
ner Lampe, an einem Helme,
Schnautze und Schnabel sagt.
im Oberdeutschen die Schneppe,

ches ein Intensivum von schnauben ist, und nicht nur für schnäutzen, sondern auch für schnaufeln gebraucht wird.

Schnautze, ein langes hervorragendes fleischiges und mit der Nase verbundenes Maul mancher Thiere, z. B. der Hunde, Wölfe, Füchse ꝛc. ingleichen mancher Fische, wie die Karpfen. Man braucht es auch zuweilen von dem Munde, im verächtlichen Verstande. Die Schnautze hoch tragen. Die Schnautze halten. — Bei den Schlössern sind die Schnautzen eiserne Schienen, welche wie Rinnen gestaltet sind, die man unter die Enden der Federn legt, damit sie durch ihr Reiben nicht die Theile abscheuren, worauf sie liegen. — An einer Lampe ist die Schnautze die Röhre, welche herausgeht, worin der Docht mit dem brennenden Theile liegt. Es kommt von Nase, nasus, wofür man in der Slavonischen Sprache Noß sagt, daß ß ist im Niederdeutschen in t verändert, und sch vorgesetzt worden, woraus denn Schnute entstanden ist. Im Niedersächsischen nach dem Adelung Snut. Es ist von schnauen, schnauben gebildet, und deutet das Werkzeug des Schnaubens an, welches Mund und Nase sind, besonders aber die letzteren.

Schnautzen, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches nur in dem in den niedrigen Sprecharten üblichen anschnautzen, Niedersächsisch afsnuten, ungestüm verfahren, gebraucht wird. Das jetzt veraltete einfachere snuden, von welchem schnautzen das Intensivum ist, kommt noch bei dem Notker vor, wo Nase snuden, verhöhnen, auch wohl zunächst die Nase rümpfen, und Snudu Verhöhnung ist.

Schnäutzen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, die Nase mit schneller und heftiger Ausstoßung der Luft reinigen. 1. Eigentlich, wo es allem Ansehen nach,

eine unmittelbare Onomatopöie iſt, ohne erſt von Schnautzen abzuſtammen. Die Naſe ſchnäutzen. Sich ſchnäutzen. Ein Kind ſchnäutzen; ſ. Schnauben. 2. Figürlich, (1) das Licht ſchnäutzen, den ausgebrannten Docht mit der Lichtſcheere abſchneiden und wegnehmen, eine nur in einigen Oberdeutſchen Gegenden übliche Redensart, wofür man im Hochdeutſchen das Zeitwort putzen gebraucht. Man könnte es hier als ein Intenſivum von ſchmücken anſehen, ſagt Adelung, beſonders da das Niederſächſiſche ſnitjen in dieſer Bedeutung von ſchnütten in der vorigen hinlänglich verſchieden iſt. (2) Jemanden ſchnäutzen, im gemeinen Leben und der vertraulichen Sprechart, ihn auf eine liſtige Art bevortheilen, um ſein Geld bringen, welches man auch ſchnellen, prellen ꝛc. nennt. Jemanden um zehn Thaler ſchnäutzen, prellen.

Schnautzenband, Schnautzband, bei dem Böttcher, ein mit einer Schnautze verſehenes Band, das iſt, ein an beiden Enden zugeſpitztes und mit Kerben verſehenes Band, um die Enden in einander zu fügen.

Schnautzenkrabbe, Cancer rostratus, eine unter Krebs, ein Thier, Th. 48, übergangene, wenig bekannte Krebsart.

Schnautzennadel, Murex vertagus, eine Art Stachelſchnecken, ſ. unter Schnecke.

Schnebbe, Schneppe, eine ſpitze Verlängerung irgend eines Körpers, wahrſcheinlich ein mit Schnabel verwandtes Wort. So iſt die Schnebbe an einem Schnürleibe, der untere ſpitzherausſtehende oder hervorſtehende Theil deſſelben, worin das Blanchett herabgeht. So wird an Kaffee- oder Milchkannen, an manchen Töpfen ꝛc. der vorn hervorragende kleine Schnabel,

die Rinne, wodurch man die Flüssigkeit ausgießt, die Schnebbe genannt. S. auch Schneppe.

Schnebbennadel, eine Art Conchylie.

Schnecke, in der Naturgeschichte, ein Name, welcher einer doppelten Art Würmer beigelegt wird. I. Einem nackten Wurme, welcher auf der Erde sich langsam fortbewegt, und welche Art Würmer Erdschnecken, Wegeschnecken, Limaces, Fr. Limaces, genannt werden. II. Ein gewundenes einschäliges Schalthier, oder Thiere, deren Gehäuse (Schalen) Windungen oder wenigstens eine Anlage dazu haben, und welche eigentlich unter dem Namen der Schalengehäuse, Conchylien, bekannt sind.

Da der Name Schnecke sowohl den mit Schalen bedeckten, als auch den nackten Bauchfüßlern zukommt, so sind, besonders von den Conchylien, schon ganze Familien, Gattungen, ja selbst einzelne Arten unter ihrem Namen in der Encyklopädie vorgekommen. Es wird daher hier nöthig seyn, eine Uebersicht des Ganzen zu geben, und dann auf die schon abgehandelten Gattungen ꝛc. zu verweisen.

Die eigentlich sogenannten Schnecken, nackte Bauchfüßler, haben unter dem Bauche eine muskulöse Fläche, welche denselben vermöge ihrer Zusammenziehungen zum Fortkriechen dient, wie solches bei der gemeinen Wegeschnecke deutlich zu sehen. Sie haben nur ein Herz; ihre Kiemen liegen bald im Innern des Körpers, bald um den Körper her, bald am Rücken; sie sind bei einigen nackt, bei andern mit einem Deckel versehen; der Gestalt nach sind sie platten-, bald blätter-, federbusch- oder bald netzförmig. Der gemeinschaftliche Nervenstamm zertheilt sich wieder, um das Blut, welches vom Körper zurückkommt, den Kiemen zuzu-

führen, von welchen es dann zum Herzen und von da in den ganzen Körper gebracht wird. — Die meisten Bauchfüßler sind Zwitter, und bedürfen zur Befruchtung einer gegenseitigen Paarung. In der Nähe der Gebärmutter findet sich fast bei allen ein Sack, welcher einen Saft enthält, dessen Nutzen in dem Haushalte dieser Thiere noch unbekannt ist, welcher aber bei verschiedenen den färbenden Stoff des Purpurs liefert. Die Eingeweide des Unterleibes bestehen in einem mehr oder weniger geräumigen Magen, einem Darmkanale und einer großen Leber. Hirn und Nerven finden sich gleichfalls. Eine große Menge der Bauchfüßler ist mit Schalen bekleidet. Sowohl Cuvier als Illaire sind der Meinung, daß es sehr vortheilhaft seyn würde, wenn man jedes Geschlecht derselben den nackten Geschlechtern anreihen könnte, welche ihnen am ähnlichsten sind; da wir aber hierzu noch nicht alle die nöthigen Kenntnisse besitzen, so ist es nöthig, sie alle noch getrennt abzuhandeln. Die vorzüglichsten Geschlechter der nackten Bauchfüßler sind:

I. Die Erdschnecken, Limaces; Fr. les Limaces. Sie haben einen länglichen Körper, welcher auf die geringste Zusammenziehung vielen klebrigen Saft von sich giebt. Ihr Rücken ist mit einer Art von lederartigem, runzligem Schilde versehen. Der Kopf und die vier Fühlfäden, welche auf demselben sitzen, können in den Körper zurückgezogen werden, und gehen daraus hervor, wie die Finger eines Handschuhes. Die beiden obern Fühlfäden haben jeder einen kleinen schwarzen Punkt an ihrer Spitze, welchen man für ein Auge hält. Das Maul hat einen starken Kiefer; die Kiemen liegen inwendig, und erhalten die Luft durch eine an der rechten Seite des Körpers liegende Oeffnung. Am hinteren Rande dieser Oeffnung liegt der After, die Oeffnung der

Zeugungstheile ist unter dem rechten Fühlfaden. Die Wegeschnecken oder Erdschnecken bewohnen unsere Länder, sind zahlreich an Gattungen und Individuen, nähren sich von Kräutern, und thun unsern Anpflanzungen vielen Schaden, besonders wenn feuchte Witterung einfällt. Man unterscheidet die Gattungen nach Größe und Farben.

1. Die Ackerschnecke, Limax agrestis Linn.; Fr. la petite limace grise. Diese Schnecke ist nur klein, aschgrau von Farbe, und ohne Flecken. Ihr Aufenthalt sind die Felder und Gärten, wo sie von den jungen aufkeimenden weichen Gemüsearten lebt.

2. Die Bergschnecke, rothe Wegschnecke, Limax rufus Linn.; Fr. la Limace de montagne. Sie hält sich auf Bergen und in den Gemüsegärten auf, und wird daher auch Gartenschnecke genannt; sie ist drei Zoll lang und rothgelb von Farbe.

3. Die Wandschnecke, schwarze Wegschnecke, Limax ater Linn.; Fr. la Limace noire, hat einen schwarzen Leib, ist am Bauche bläulich grau, und bis 4 Zoll lang. Sie hält sich in den Wäldern, und zuweilen auf Wiesen auf. Ihr Futter sind graue und dürre Blätter.

4. Die graue oder Buschschnecke, Limax maximus Linn., Limax cinereus; Fr. la grande Limace brune. Sie hält sich in finstern Gebüschen auf und ist die größte Gattung, aschgrau von Farbe. Auf dem Rückenschilde sind große braune Flecken, an den Seiten wellenförmige Striche, am weißen Bauche zwei Reihen schwarzer Flecken. Sie lebt ebenfalls von Kräutern, paret sich im August, und ihre Eyer kommnen im April aus.

5. Die gelbrändige Schnecke, Limax albus Linn.; Fr. la Limace blanche, von weißer

Farbe mit einem gelben Rande. M
ten in Deutschland.

6. Die Moosschnecke, Limax
Fr. la Limace de mousse, welch
und sich auch in den Gärten an
findet. Der Körper ist klein, durch
braunen Striche über den Rücken

7. Die Warzenschnecke, Li
Linn.; Fr. la Limace de verru
Norwegen im Meere aufhält, und ni
Reiskorn ist. Besitzt überall spitzi

8. Die Bernsteinschnecke
Linn.; Fr. la Limace jaune. S
sichtig und gefleckt, von mittelmäßi
Aufenthalt sind die Gemüsegärten.

Die sich in den Gemüsegärten,
Gärten aufhaltende Schnecken si
besonders aber den Ersteren, weil sie
abfressen; aber auch in den Blum
sie die zarten Pflanzen, und sie thu
sondern sie beschmutzen dieselben auch
das Gemüse gar nicht genießen kann.
haber hat die Bemerkung gemacht,
cken sich Morgens und Abends ein
nämlich stark gethauet und gere
hielten sich besonders längs einem K
der Seite des Grabens hin ging
Rande man die Zugemüsebeete ha
sen, weil die fruchtbaren Bäume

sie unter den Schnecken anstellten. Nach seiner Versicherung soll es ihm bei der Sorgfalt, womit er die erstern gehegt, ohne ein anderes Mittel gelungen seyn, seine Zugemüse vor allem beträchtlichen Schaden zu bewahren; auch hat ihm ein hinlängliche Beobachtung bewiesen, daß die Frösche keiner Nahrung so begierig nachgehen, als den Schnecken. Auch die Kröten sollen des Nachts auf die Schnekkenjagd ausgehen, was also die Frösche am Tage thun, daß thun jene bei der Nacht. In Blumengärten ist es besser solche frühmorgens nach einem Regen oder Thaue aufsuchen zu lassen, indem sie sich bei guten Tagen und Sonnenschein unter die Steine, Blätter und Erdklumpen verkriechen, so daß man sie nicht gewahr wird, weil sie mit der Erde fast einerlei Farbe haben. Man muß sehr zeitig hinter dieses Ungeziefer her seyn, und solches wegschaffen, weil sie sich in kurzer Zeit, sonderlich an schattigen Orten, so sehr vermehren, daß man fast in der Hälfte eines Gartens vor denselben nichts rechts aufbringen kann. Wenn solche aufgesucht und in einen alten Scherben gelesen werden, so sind sie eine angenehme Speise der Hühner und Forellen, oder man schüttet solche ins Wasser. Hier will ich nun noch die andern nackten Bauchfüßler, welche eigentlich unter die Benennung Schnecke nicht gehören, wohl aber von einigen Naturforschern den Schnecken angereiht werden, anführen, und dann verweisen, wo sie abgehandelt werden sollen.

I. Seehasen, Tethys; Fr. Téthys. Der Körper derselben ist beinahe, wie bei den Wegschnecken, aber der Mantel ist mit feinen Rändern versehen, und von dem Kopfe zu einem breiten, gerundeten, und an den Rändern gefranzten Segel ausgedehnt. Unter diesem Segel liegt das Maul, welches sich rüsselförmig verlängert. Die Oeffnun-

gen der Zeugungs- und Respirationswerkzeu
an der rechten Seite des Halses. Diese
bewohnen das mittelländische Meer. Es g
eine größere Gattung derselben, bei welcher
des Segels ausgeschnitten ist.

Das Lappenmaul, Tethys simbria,
andere kleinere Gattung, bei welcher derselbe
ist, das Haarmaul, Tethys leporina.
Art. Seehase.

II. Seelungen, Aplysiae, Fr. A
welche ungefähr die Gestalt, wie die Weg
haben. Ihre Augen liegen auf dem Kopfe
der Wurzel der obern Fühlfäden, die unte
fäden sind nichts, als eine Verdoppelung
Die Seiten des Körpers sind von einer Ha
faßt, welche sich auf den Rücken zurückschlä
Kiemen bestehen aus vielen gefäßreichen B
welche mitten auf dem Rücken liegen und u
Deckel geschlossen sind, der zwischen zwei H
dem Knochen des Kalmars fast ähnliches S
hält. Der After liegt hinten auf dem
Die Oeffnung der männlichen Geschlechtst
unter dem rechten Fühlfaden, die der Wei
der rechten Seite des Körpers selbst. Die
blase enthält, einigen Schriftstellern zu Folg
stinkenden und so scharfen Saft, daß die H
nach ausgehen, von andern wird dieses g
Diese Thiere finden sich häufig im Mittell
Meere. S. den Art. Seelungen.

II. Doris, Doris; Fr. Doris. Der
gleicht, der Gestalt nach, dem der Wegschnec
er ist platt und ringsum mit einer bunten S
gefaßt, welche sich selbst über den Kopf
Das Maul liegt nebst den untern Fühlfäde
untern Fläche, die oberen Fühlfäden liegen
der oberen Fläche. Die Kiemen liegen

After, der auf dem Hintertheile des Rückens frei und ohne Deckel ist, sie sind franzen und zweigähnlich; s. unter Doris, im Supplement.

Von dem Geschlechte der Doris können getrennt werden:

IV. Die Tritonen, Tritoniae, les Tritonies. Diese haben, wie die Erdschnecken, einen kriechenden und auf der Rückseite convexen Körper. Die Zahl der Fäden, welche das Maul umgeben, wechselt von zwei bis acht. Die Respirationswerkzeuge bestehen in einer Art von Federbüschen, welche auf einem Stiele sitzen, oder aus Faserbündeln, welche der ganzen Länge des Rückens nach liegen; s. Tritonen, unter T.

V. Die Aeolswürmer, Aeolidiae; Fr. Eolides, haben einen Körper, wie die Tritonen, aber ihre Respirationswerkzeuge bestehen in einer Art von Blättchen oder häutigen Schuppe, welche an beiden Seiten des Rückens wie Dachziegel übereinander herliegen. S. unter Wurm.

VI. Die Blattwürmer, Phyllidiae; Fr. Phyllides, welche, wie die Wegschnecken, einen lederartigen Schild haben, welcher aber allenthalben über die Seitenwände hinausragt. Die Kiemen bestehen aus kleinen häutigen Blättchen, welche alle, wie die Blätter eines Buches, mit den breiten Flächen gegen einander liegen, und unter dem überstehenden Rande des Mantels oder Schildes rings um den Körper eine Schnur bilden. S. Blattwürmer, im Supplement.

VII. Die Seemosschnecken, Scyllaeae; Fr. les Scylées, haben einen zusammengedrückten Körper, von fast gallertartiger Substanz. Der Fuß hat das Ansehen einer Furche und ist nicht, wie bei den vorhergehenden Geschlechtern, scheibenförmig. Die Thiere bedienen sich auch desselben, um die Stängel

der Korallenmooſe zu umfaſſen. Das Maul iſt an einem Ende, auf demſelben ſtehen zwei Fühlfäden, in Geſtalt kleiner Blättchen. Ein oder zwei ſolcher Fühlfäden ſtehen auch am andern Ende. Die Kiemen werden von andern Blättchen gebildet, welche Paarweiſe auf dem Rücken ſtehen, und haben an der einander zugewandten ye ine Gefäßbüſchel.

VIII. Die Seeblaſen, Tnalides; Fr. les Thalides. Sie haben einen zuſammengedrückten gallertartigen Körper. Der Fuß deſſelben iſt ſchiffskielförmig oder ſie haben vielmehr gar keinen eigentlichen Fuß und ſchwimmen beſtändig. Das Reſpirationswerkzeug beſteht in einem häutigen, am Rücken gerade aufrecht ſtehenden Kamme. Eine Gattung derſelben hat lange und zahlreiche Fühlfäden, die übrigen haben keine Fühlfäden.

IX. Die Kiemenwürmer, Lerneae; Fr. les Lernées. Es ſind Schmarotzerweichthiere, welche ſich an die Fiſche hängen, um ſolche auszuſaugen; ſie haben einen runden, gebogenen, vorn in einen dünnen Hals verlängerten Körper, an deſſen Ende ſich das mit wenigen, oft am Ende geräſtelten Fühlfäden oder Hörnern umgebene Maul befindet. Dieſes Maul kann zu einem Rüſſel verlängert werden. Auf der obern Fläche ſieht man kleine Häkchen, welche vielleicht Augen ſeyn können. Hinten am Körper hängen zwei ſehr lange, quergeſtreifte, und vielfach gewundene Eingeweide, welche man für Eyerſtöcke gehalten hat. S. auch den Art. Wurm.

X. Der Kabliaukiemenwurm, Lernaea branchialis, welcher 2 Zoll lang, gelblich, der Hals roth, braun, hart, in drei äſtige Hörner ausgehend. Dieſes Thier befeſtiget ſich an den Branchien der Kabliaue und anderer Schellfiſchgattungen des Nordmeers. An den Kiemen verſchiedener Fiſche finden ſich Schmarotzerthierchen, welche von den Natur-

forschern für Kiemenwürmer gehalten werden, die sich aber mehr den Insekten zu nähern scheinen; s. unter Wurm.

Was nun die schaligen Bauchfüßler anbetrifft, so sind dies Thiere, welche die einschaligen Muscheln bewohnen. Sie zeigen in ihrem innern Bau weniger Verschiedenheit, als die nackten Bauchfüßler. Ihre Kiemen liegen entweder, wie bei den Blattwürmern, unter dem überstehenden Rande des Mantels, oder wie bei den Erdschnecken, in einer besonderen Höhlung, deren Oeffnung selbst entweder in einem bloßen Loche, oder in einer mehr oder weniger langen Röhre besteht. Alle diejenigen, deren Kiemen inwendig liegen, scheinen zum Athemholen der Luft selbst zu bedürfen, und kommen zu dieser Absicht oft an die Oberfläche des Wassers. Die Anzahl der Fühlfäden ist bei den Landgattungen vier, und bei fast allen Wassergattungen zwei. Die Augen liegen bald an der Spitze dieser Fäden, bald an deren Wurzel, und zuweilen am Kopfe selbst. Das Maul ist in die Länge oder in die Quere gespalten, oder bildet eine runde Oeffnung, oder ist rüsselförmig verlängert. Es ist mit harten Zähnen bewaffnet, welche aber auch bei mehreren Gattungen fehlen. Was die Schalen betrifft, so sind sie sowohl in Rücksicht der Gestalt, als der Farbe unendlich verschieden. Die Hauptverschiedenheiten derselben liegen in der Gestalt der Oeffnung, in der Erhebung der Spiralwindungen über der letzten dieser Windungen, in den Höckern, Warzen und Furchen, welche sich an der Oberfläche derselben finden. Mehrere Geschlechter sind mit einem schalenartigen oder hornartigen Deckel versehen, welcher an dem Fuße des Thieres befestiget ist, und die Schale ganz oder zum Theil verschließt, wenn der Fuß sich zurückzieht. Die Geschlechter dieser schaligen Bauchfüßler sind:

A. Schnecken mit Schalen, die aus mehreren Stücken bestehen. Die Käfermuscheln, Chiton, Fr. Oscabrions; s. Th. 32, S. 99.

B. Mit Schalen, welche aus einem einzigen nicht gewundenen Stücke bestehen; die Schüsselschnecken, Klippkleber, Patellae, Fr. Patelles, s. Klippkleber, Th. 40, S. 615.

C. Mit spir[illegible]ewundener, aus einem Stücke besteh[illegible]r Schale, deren Mündung ganz, das heißt, ohne Ausschnitt oder Kanal ist. Die Seeohren, Halyotes; Fr. Ormiers ou Oreilles. Die Schale hat eine sehr große Oeffnung, gleicht einem eyrunden Becken, und ist nur mit sehr wenigen Spiralwindungen versehen, welche man fast alle auch von innen sieht; sie ist mit mehreren Löchern durchbohrt, welche mit der äußern Lefze, das heißt, mit dem Rande der Oeffnung, welcher der Spindel oder Axe gegenüber liegt, um welche sich die Spiralwindungen drehen, in eine gleichlaufende Linie gebracht. Das Thier selbst hat vier Fühlfäden, zwei obere kurze, welche am Ende die Augen tragen, und zwei untere längere, spitzige. Der ganze Rand seines Mantels ist mit zahlreichen Fäden besetzt. Die Arten derselben, s. unter Seeohr. Die Schwimmschnecken, Neritae; Fr. Nérites. Die Spiralwindungen erheben sich nur wenig über die letzte Oeffnung; die Mündung ist halbkreisförmig, mit dünner Säule, und durch einen eben so gestalteten Deckel genau geschlossen, welcher sich, wenn das Thier aus der Schale hervorkommt, auf den platten Theil der Spindel, wie eine Klappe zurückschlägt. Das Thier selbst hat auf dem Kopfe zwei sehr feine Fühlfäden; die Augen liegen nach außen an der Wurzel derselben. Man hat die Schwimmschnecken wieder unterabgetheilt in Na-

ch[illegible] hale gelb, bräunlich gelb oder weiß, mit
meh[illegible] iger breiten und zahlreichen braunen,
der Länge der Windungen nach laufenden Streifen.
Dieſe Schnecke iſt ſehr gemein in den Gärten und
thut den Bäumen Schaden.

Die Lampenſchnecke, Helix ringens; Fr. la Lampe antique, mit wenig converer Schale. Die Mündung iſt nach oben gewe[illegible] das heißt, nach eben der Seite, als die Windunge[illegible] ngewandt. An jedem Rande derſelben ſind zwei Zähne. Sie kommen von St. Domingo.

Die Sturmſchnecke, Regenſchnecke, das alte Weib mit Zähnen, Helix scarabaeus. Sie hat einen eyförmigen Bau, iſt auf beiden Seiten etwas ſcharf und ihre Mündungsſeite iſt gezahnt. Der Bau der erſten Windung iſt gewölbt, jedoch ſo, daß ſie im Mittelpunkte auf der Rück- und Mündungsſeite aufgeblaſen, nach den beiden Seiten zu aber zuſammengedrückt iſt. Sie erſcheint hier alſo einigermaßen ſcharf. Die obern fünf bis ſechs Windungen ragen etwas ſpitzig hervor, jedoch ſo, daß der ganze Bau der Schnecken kurz und gedrungen erſcheint. Die Windungen ſtoßen ſo genau zuſammen, daß man ſie nur mit Mühe von einander unterſcheiden kann. Die Schale iſt braun und weiß marmorirt, und ihre Größe erreicht ſelten 1 1/2 Zoll. Sie gehört unter die Erdſchnecken, die man in Aſien, auf Amboina, und in Bengalen findet.

Die ſcharfgewundene braunbunte Nabelſchnecke, die Lampe, Helix lapicida; Fr. la Lampe. Sie hat um ihre Windungen einen ſcharfen Rand, iſt genabelt, auf beiden Seiten conver, und die Mundöffnung hat einen abſtehenden Saum. Sie gehört unter diejenigen Schnecken, die um den Mittelpunkt gewunden ſind; ſie iſt aber nicht

völlig platt, sondern auf beiden Seiten etwas erhöht, jedoch auf der untern merklicher, als auf der obern.

Das St. Hubertshorn, das Bocksauge, Helix oculus capri Linn., ist an der ersten Windung nur einigermaßen scharf, genabelt und convex, und die Mundöffnung ist gesäumt.

Der Sechswinder, Helix algira Linn. Dieser genabelte Mauritanische Helix hat eine etwas winklicht gebaute convexe Schale, sechs Windungen, und einen offenen Nabel, der durch alle Windungen hindurchgeht.

Der Purpurstrich, Helix lucas Linn. Der Rand dieser Schnecke ist nur einigermaßen scharf oder kielförmig; sie ist genabelt, convex gebauet und platt, unten ist sie gewölbt, hat einen überaus kleinen Nabel und eine abgerundete mondförmige Mundöffnung. Das Vaterland ist Afrika.

Die kleine platte Schnecke, die Scheibenschnecke, Helix planorbis Linn. Die Schale dieser Schnecke hat einen abgeschärften Rand und ist platt, oben concav; ihre Mundöffnung ist eyförmig und allenthalben scharf. Sie hat vier bis fünf Windungen, von welchen die erste ungleich größer ist, als die folgende, die daher an ihrer Größe schnell und sichtbar abnimmt. Die Farbe fällt ins Gelbe, Man findet sie in Frankreich, Dännemark, Holland und Deutschland, bald ganz durchsichtig, bald undurchsichtig. In Thüringen sind sie selten. Sie halten sich in Morästen, Teichen und Flüssen auf.

Das platte Ammonshorn, das Posthorn mit gleich abnehmenden Gewinden und scharfem Rande, Helix complanata Linn., hat eine Schale, die unten einen scharfen Rand hat; es ist genabelt und convex, unten aber platt, und die Mundöffnung ist einigermaßen herzförmig. Man

findet es in Dännemark, Frankreich, Liefla
vielen Gegenden Deutschlands, und beson
Churmark, bei Hamburg, bei Zelle und Jen
vielen andern Gegenden und Orten wird es
sen und Teichen häufig gefunden.

Das gezähnelte Mundstück, He
gens; Fr. le Limacon à clavicule retour
ses Mundstück hat eine Schale, die nur eini
einen scharfen Rand hat, ungenabelt un
gebauet ist. Die Mundöffnung ist zurückg
und die Mündungslefze hat unten vier
Nach Linné ist sie braungelb, nach B
grau mit goldgelben Flecken.

Die Lampe der Alten, die Bastar
Helix caracolla; Fr. la Lampe antique
Lampe hat einen scharfen Rand, keinen Na
ist auf beiden Seiten conver. Die unter
zeigt keine Windung, und ist conver erhöht,
rade, nicht aufgeblasen. Die Mundöffnun
germaßen eyförmig, welche Form aber
äußeren scharfen Rand unterbrochen wird,
sie gewissermaßen dreieckig ist. Sie ist
jedoch ist der Saum eben nicht stark. D
ist verschieden heller oder dunkelbraun, castan
gelbbraun, schwarzbraun, der Mündungs
der Schlund sind aber weiß. Sie soll in
zu Hause gehören.

Die bandirte Bastartlampe, die
die Karkalschnecke, Helix cornu milita
hat einen etwas scharfen Rand, keinen Na
ist conver gebauet; die Mundöffnung ist
und gesäumt. Es ist eine Ostindische S
Müller giebt Deutschland zu ihrem Woh

Das Posthörnchen mit fünf bi
Gewinden und scharfem Rande, He
tex Linn. Dieses Posthörnchen hat einen

Rand, ist oben concav oder vertieft, und hat eine platte ovale Mundöffnung. Unter allen Posthörnern ist das gegenwärtige das niedrigste. Seine Höhe ist noch nicht eine halbe Linie, und bei fünf bis sechs Windungen, die es hat, hat es ungefähr den Durchmesser von vier Linien, und also ungefähr die Größe eines Silberdreyers. Es hat eine merklich vertiefte Ober- und eine ganz platte Grundfläche, der scharfe Rand ist nicht in dem Mittelpunkte der ersten Windung, sondern er macht mit der platten Seite eine Linie aus. Die Schale ist dünn und durchsichtig, wird aber in der Luft undurchsichtig. Sie sieht ferner schmutzig weiß aus. Man findet dasselbe in stehenden Wässern, Teichen, Graben und Flüssen, und es ist in und außer Deutschland in vielen Gegenden gemein, in andern selten.

Das Braunband, der rauhe Helix, Helix scabra Linn. Er hat nur einigermaßen einen scharfen Rand, keinen Nabel; er ist oval gebaut, läuft spitzig zu, und ist gestreift. Die Schale hat unterbrochene braune Bänder, und an der untern Windung eine erhöhete Linie.

Das Rostband, Helix gothica Linn. Diese Schnecke hat einen scharfen Rand, ist auf beiden Seiten conver und hornfarbig, mit bräunlichen Linien umwunden. Sie hält sich in den Schwedischen Waldungen auf.

Der Gualtierische Helix, der Flachwirbel, der Netzschnirkel, Helix Gualtierana Linn., hat einen scharfen Rand, keinen Nabel, ist niedergedrückt, netzförmig gestreift, und die Mundöffnung läuft spitzig zu. Die Schnecke hat eine schmutzig graue Farbe, und die Mundöffnung ist mit einem schwachen, etwas übergeschlagenen Saum eingefaßt, welcher weiß ist, da übrigens die ganze

Schnecke eine ſchmutzig graue Farbe hat. Ueber die ganze Schale, welche dünn und durchſichtig iſt, laufen ſtarke Querſtreifen, welche von ſehr feinen horizontalen Streifen durchſchnitten werden. Dadurch wird die Schale zwar gegittert, allein der Durchſchnitt der feinen Streifen macht die Schnecke rauh, wie eine Raſpel. Es ſoll eine Oſtindiſche Erdſchnecke ſeyn.

Die Coccinellſchnecke, die Purpurſchnecke der Flüſſe, das Waldhorn, Helix cornea Linn. Sie hat einen tiefen Nabel, iſt platt und ſchwärzlich, und hat vier runde Windungen. Dieſes in den ſüßen Waſſern gemeine Poſthorn iſt unter den inländiſchen Poſthörnern das größte; denn es enthält einen Durchſchnitt von 1 1/2 Zoll. Man findet es von vier bis fünf Windungen, welche ganz rund, und um den Mittelpunkt gewunden ſind. Die Höhe deſſelben beträgt faſt 1 1/2 Zoll. Es iſt auf beiden Seiten platt, und zugleich auf beiden Seiten vertieft. So platt indeſſen ſein Bau iſt, ſo ſind doch die Windungen rund, und dadurch unterſcheidet ſich dieſes vom Helix vortex, dem es ſonſt überaus ähnlich iſt. Die Mundöffnung iſt eyrund, der äußere Rand iſt viereckig, weiß, und etwas ſtärker, als die übrige Schale. Man findet dieſes Poſthörnchen in Teichen und ſumpfigen Gegenden in Schweden, in Dännemark, bei Paris, bei Neuruppin, Berlin, und in verſchiedenen andern Gegenden.

Das kleine viermal gewundene Poſthörnchen, Helix contorta L. Es iſt nur einigermaßen genabelt, platt, auf beiden Seiten ſich ganz gleich, und hat eine bogenförmige gekrümmte Mundöffnung. Die vier Windungen ſchließen feſt an einander. Beide Flächen ſind ſich ganz gleich, beide haben im Mittelpunkte eine kleine Vertiefung und da-

her ist auch die Windungsart auf beiden Seiten dieselbe. Die Windung gleicht einem Lateinischen C. Die Farbe ist goldgelb, und es hat die Größe des Kohlsamens. Es ist eine Flußconchylie, die sich aber gern auf Wasserpflanzen aufhält. Linné hat es in den Gräben an den Wurzeln der Hottonia, auch oft auf den Wiesen bei Upsal gefunden.

Das Widderhorn, das bandirte linksgewundene Posthorn, Helix cornu arietis L. Es ist genabelt, ziemlich platt, und hat eine ovale Mundöffnung. Nach Linné soll es weiß seyn, und zwei rostfarbige Bänder haben. Dieses Posthorn besteht aus fünf bis sechs Windungen, und erlangt eine ansehnliche Größe, bis zu 2 Zoll im Durchschnitt, so wie dessen Höhe beinahe 3/4 Zoll erreicht. Die Windungen sind nicht ganz rund, sondern oval, jedoch gewölbt, und ein wenig gedrückt, daher auch die Mundöffnung oval ist. Man soll diese Flußconchylien in Europa, in China, und in Brasilien gefunden haben. Sie gehören nicht unter die größten Seltenheiten.

Die rauhe Schnecke, Sammetschnecke, Helix hispida Linn.; Fr. la Veloutée. Diese Schnecke ist genabelt, conver gebaut, rauh oder haarig, durchsichtig, hat fünf Windungen, und eine abgerundete mondförmige Mundöffnung. Die Farbe ist achatfarbig oder bräunlich, die Schale ist dünn und durchsichtig, und einige haben an ihrer ersten Windung eine schwache weiße und durchsichtige Linie. Die Größe ist ungefähr wie ein Silberdreyer. Man findet sie in Deutschland, Frankreich und Schweden.

Die Schlammschnecke, Kothschneckt, Helix ampulacea Linn. Sie ist einigermaßen genabelt, kugelrund und glatt, oben sind die Windungen am mehrsten gewölbt, der Nabel ist einigermaßen über-

deckt, und die Mundöffnung iſt länglich eyförmig. Der Bau iſt dem Bau der großen gemeinen Gartenſchnecke ſehr ähnlich. Die erſte größte Windung iſt ſtark aufgeblaſen, manchmal mehr geſtreckt, als bei andern, und in dieſem Falle ragen auch die Windungen mehr hervor, oder der Winkel iſt ſpitziger. Gemeiniglich iſt der Winkel kurz und gedrungen, die vier Windungen ſetzen ſtark ab, ſie ſind ebenfalls wie die erſte ſtark aufgeblaſen, jedoch etwas flach. Die Mundöffnung iſt oval, aber länglich, etwas gedrückt, und oben enger, als unten. Die Mundöffnung hat keinen Saum, aber an der Spindelſeite eine übergeſchlagene Lefze, die ſich an den Bauch anlegt, aber den Nabel nicht ganz überdeckt. Die Schale iſt dünn, gegen das Licht aber ſchwach durchſcheinend und glatt; wenn ſie noch ihr Epiderm hat, ſo iſt dieſelbe ſchwärzlich, dunkler oder hellgrüner. Zieht man dieſe Oberhaut ab, ſo wird ſie weiß, und hat mehrentheils Bänder, die aber immer inwendig lebhafter ſind, als von außen. Der Wirbel iſt röthlich braun. Die Bänder ſind dem Bau und der Zahl nach ſehr verſchieden. Der Deckel iſt ſchalenartig, ſtark und von außen röthlich. Man findet ſie nach Rumph in den Reißfeldern von Macaſſar bei Maros, nach Müller in den ſumpfigen Gegenden in Aſien. Sie wird von Einigen unter die Erd- von Andern unter die Flußconchylien geſetzt.

Die Weinbergsſchnecke, die Gartenſchnecke, die Deckelſchnecke, die eßbare Schnecke, Helix pomatia; Fr. le Vigneron. Sie iſt genabelt, hat einigermaßen einen eyförmigen, ſtumpf zulaufenden Bau; ſie iſt unanſehnlich, und hat eine abgerundete mondförmige Mundöffnung. Dieſe Erdſchnecke iſt in England, Frankreich, Deutſchland ꝛc. gemein, ſo daß ſie auch alle Kinder kennen. Sie hat eine graugelbe, mehrentheils

schmutzig braune, mit einigen dunkeln Binden besetzte Schale. Die obern Windungen fallen in das Graue oder Bläuliche, und die zwei letzteren sind gemeiniglich glatt.

Die Nabelschnecke, Citronenschnecke, Helix citrina L. Sie ist genabelt, conver gebauet, hat einen stumpfen Wirbel, eine gelbliche Farbe, und ein braunes Band. Sie gleicht in ihrem Bau unsern Waldschnecken, nur daß sie ungleich größer, weniger bauchig, und mehr platt gedrückt ist. Sie hat einen Durchmesser von 2 Zoll. Die Mundöffnung ist ovalförmig, die erste Windung rund, nach unten zu etwas gedrückt, und die folgenden vier Windungen sind unmerklich erhöhet. Unten zeigt sich ein Loch, daß aber eigentlich kein Nabelloch ist; denn wenn die Schnecke ausgewachsen ist, so bekommt sie, wie alle Erdschnecken, einen Saum, und das so genannte Nabelloch wird ganz unterdrückt. Sie wird unter die Erdschnecken gezählt, dahin sie auch gehört. Linné und Argenville geben Jamaika, Davila aber China zu ihrem Vaterlande an. Sie ist nicht selten.

Die gefleckte Gartenschnecke, Helix arbustorum Linn.; sie ist genabelt, conver gebauet, und läuft spitzig zu; die Mundöffnung ist abgerundet, doppelt gesäumt, und vorn verlängert.

Der gesäumte Mund, Meusch, die Gürtelschnecke, Helix zonaria Linn. Diese Conchylie ist genabelt, der Bau derselben ist conver, jedoch zugleich gedrückt, oder etwas platt, die Mundöffnung ist verlängert und gesäumt. Man findet diese Erdschnecke in den südlichen Ländern von Europa.

Das Schlängelchen, das Schlangenhorn, das Jagdhorn, Helix ungulina Linn. Es ist genabelt und conver gebauet, die Mundöff-

nung iſt geſäumt, rundlich und oben verlängert. Dieſe Schnecke wohnt in Indien.

Die Italieniſche Landſchnecke, Helix itala Linn. Dieſe Erdſchnecke iſt genabelt, conver, aber ſtumpf gebauet. Sie hat fünf runde Windungen, einen weiten offenen Nabel, und eine faſt runde Mundöffnung. Sie wohnt im ſüdlichen Europa, iſt weiß, hat eine braune Binde, und die Größe einer Haſelnuß.

Die Portugieſiſche Landſchnecke, Helix lusitanica Linn. Dieſe Erdſchnecke hat einen durchbohrten Nabel, das iſt, der durch alle Windungen hindurchgeht; ſie iſt conver, jedoch ſtumpf gebaut, hat fünf runde Windungen, eine weißgelbe Farbe, und einen weiten Nabel. Sie wohnt im ſüdlichen Europa auf dem trocknen Lande, hat die Größe eines kleines Apfels, iſt weiß, ohne eine Binde zu haben, jedoch fällt der Rücken etwas in das Gelbe. Die Windungen ſind rund, durch einen unkenntlichen Winkel von einander getrennt, nämlich oben, wo die Windungen an einander ſchließen.

Die Warze, Helix mammillaris Linn. Sie iſt genabelt und eyförmig gebaut, die drei Windungen ſind geſtreift, die Mundöffnung iſt eyförmig und reicht bis zur letzten Windung. Sie hält ſich in den Afrikaniſchen Flüſſen auf, und gleicht ſehr der Neritae mammillae; allein ſie hat feine, überaus enge, bei einander liegende Querſtreifen, und weiter auseinander ſtehende horizontale Streifen, die Mündung iſt groß, eyförmig, und iſt mit der Spindellefze an die obern Windungen gewachſen.

Die Spaniſche Landſchnecke, Helix hispana Linn. Sie iſt genabelt und conver gebauet, hat fünf runde Windungen, einen kleinen durchbohrten Nabel, und eine etwas runde Mundöffnung. Sie iſt im ſüdlichen Europa zu Hauſe.

Die Morastschnecke, die längliche Koth-Schnecke, Helix lutaria Linn. Sie ist genabelt, eyförmig, jedoch länglich gebaut, und hat inwendig lebhaftere Farben, als von aussen, und ihre Mundöffnung ist einigermaßen eyförmig.

Die Topfschnecke, die Linksschnecke, Helix perversa Linn. Sie ist genabelt, eyförmig, länglich gebauet, links gedreht, und schwefelgelb gefärbt. Der Bau ist kegelförmig. Die Schale ist aufgeblasen rund, die erste Windung ist mehr als zweimal so groß, als die folgende, jedoch nehmen alle Windungen regelmäßig ab, und die sechs bis acht Windungen verlängern sich in eine stumpfe Spitze. Die Windungen sind durch eine bloße Linie von einander getrennt, und das Endknöpfchen ist in die vorhergehende Windung eingedrückt. Die Mundöffnung ist weit und oval, und der Mündungssaum ist gewöhnlich weiß. Sie ist gemeiniglich schwefelgelb, mit und ohne Binden, die bald die Länge herab, bald die Quere hindurch laufen, oder gelb und gefleckt, weiß mit und ohne Flecken und Bändern, weiß und geflammt, oder mit einzelnen horizontalen, etwas geschlängelten Strichen, bläulich, röthlich, grünlich, braun, geflammt, bandirt oder geflammt.

Die Waldschnecke, die Liebereyschnecke, Helix nemoralis Linn. Sie hat keinen offenen Nabel, eine abgerundete, durchsichtige, glatte, mit Bändern umlegte Schale, und eine abgerundete mondförmige Oeffnung. Die fünf Windungen dieser gemeinen Erdschnecke sind nur ganz unmerklich in die Höhe gewunden, daher ist die Schnecke so hoch, als breit, die Windungen sind zwar gewölbt, allein so unmerklich, daß die Windungen durch einen schwachen Einschnitt von einander unterschieden sind. Daher ist auch der Wirbel stumpf. Die Mündung ist halbmondförmig, und der Mündungssaum

iſt bald mehrentheils braun, bald weiß. Wenn die Schnecke ausgewachſen iſt, welches man an ihrem Saume erkennt, ſo hat ſie nie einen Saum, wenn ſie aber noch jung und ohne Saum iſt, ſo ſteht der Nabel halb offen. Die Farbe iſt bald einfärbig, weiß, citronengelb, fleiſchfarben, bald mit Bändern, wo auf weißem oder citronengelbem Grunde eins bis fünf braune Querbänder liegen. Eine Abänderung davon iſt kleiner, glänzender und weiß geſäumt. Man findet beide Abänderungen in Deutſchland, Frankreich, England, Holland und Dännemark in großer Anzahl. Sie halten ſich auf Bäume auf.

Die graue Erdſchnecke, Helix grisea Linn. Sie hat eine ungenabelte, etwas eyförmig oder ſtumpfgebauete, grau gefärbte Schale, zwei blaßgelbe Bänder, und eine etwas verlängerte Mundöffnung. Nach Linné wohnt ſie im ſüdlichen Europa, und iſt in Schweden wohl dreimal kleiner, als in den übrigen ſüdlichen Europäiſchen Ländern.

Der blutige Mund, Helix haemastoma Linn. Er hat keinen Nabel, einen abgerundeten Bau, eine braune, durch eine weiße Querbinde unterbrochene Farbe, und eine rothe Mundöffnung. Dieſe ſchöne Schnecke hat fünf etwas abgerundete, und nur durch eine ſchwache Linie unterſchiedene Windungen, die zwar in die Höhe ſteigen, ſich aber in eine ſtumpfe Spitze endigen, wodurch der Bau einigermaßen kegelförmig wird. Die erſte Windung iſt mehr als einmal ſo groß, als die folgende. Die Mundöffnung iſt länglich und verlängert. Der Saum iſt nach auſſen übergeſchlagen, und hat eine ſcharfe Kante, von innen iſt er glatt und roth gefärbt. Auch die Spindelleſze iſt roth, und in der Gegend des Nabels gewahrt man einen tiefen, ebenfalls roth gefärbten Eindruck. Der Schlund und das ganze weiche Schwanke iſt weiß; die äuſſere Farbe iſt

braun, und unten nach der Spindel zu liegt ein breites weißes Querband. Die letzten Windungen sind röthlich. Man findet diese Schnecke auf der Insel Ceylon.

Der abgestumpfte Helix, die abgestumpfte Nadel, Helix decollata Linn. Er hat einen thurmförmigen Bau, seine letzten Windungen sind abgesprengt, und seine Mundöffnung ist etwas eyförmig. Die Farbe ist schmutzig weiß. Man findet sie nach Linné in Süd-Europa und im Orient.

Der cylindrische Helix mit abgestumpftem Wirbel, Helix subcylindrica Linn. Er hat keinen Nabel, einen thurmförmige, aber einigermaßen cylindrisch gebauete oder stumpfe Schale, vier Windungen, und eine ovale Mundöffnung. Er wohnt im nördlichen Europa in den süßen Wassern, hat die Größe eines Roggenkorns, ist hornfarbig, etwas blaßgelb, hat vier Windungen und einen überaus sichtbar abgestumpften Wirbel, der zugleich abgerundet ist. Es ist kein Nabel vorhanden. Die Mundöffnung ist oval, und der innere Saum ist zurückgeschlagen.

Das kleine Spitzhorn der süßen Wasser, Helix stagnalis (minor.) ist genabelt, thurmförmig gebaut, hat fünf Windungen, und eine eyförmige Mundöffnung. Es ist in Seeland zu Hause.

Die Flußnadel, der Senkel, die Nadel, Helix octona Linn., ist genabelt, thurmförmig gebaut, hat acht Windungen, und eine abgerundete Mundöffnung. Nach Linné soll sie auch in Schweden in Sümpfen gefunden werden, ferner zu Paris und an einigen andern Orten.

Das bandirte Brünettchen, Helix pella Linn., hat eine undurchbohrte Schale, welche eyförmig gebaut ist, und spitzig zugeht. Sie ist quergestreift, braun, mit gelben Bändern. Nach Linné wohnt sie

in Island. Die Schale iſt länglich eyförmig, und hat die Größe der ſogenannten Meerhirſe, oder des Steinſamens. Die braune Farbe geht in das Roſtfarbige über, und die Windungen haben Querſtreifen. Auf der erſten Windung liegen zwei Bänder, auf den andern aber nur ein Einziges bis zur Endſpitze. Die Mundöffnung iſt halb eyförmig.

Das Püppchen, Helix pupa Linn. Es hat eine eyförmig längliche, nur einigermaßen durchbohrte unanſehnliche Schale, ſechs Windungen, und eine mondförmige längliche Mundöffnung. Es ſoll in Mauritanien gefunden werden.

Der Algieriſche Helix, Helix barbara Linn. Er hat eine ungenabelte, länglich gebauete unanſehnliche Schale, acht Windungen, und eine abgerundete mondförmige Mundöffnung. Er gehört in Algier zu Hauſe.

Die Papſtkrone der ſüßen Waſſer, die Flußpabſtkrone, Helix amarula Linn. Sie hat eine ungenabelte, längliche Schale, und Windungen, die mit Dornen oder Zähnen beſetzt ſind. Sie beſteht höchſtens aus ſechs Windungen und ihre höchſte Größe iſt ungefähr zwei Zoll.

Das große Spitzhorn der ſüßen Waſſer, die ſpitzige Flußſchnecke, Helix stagnalis Linn. Das große Spitzhorn hat eine ungenabelte, ey- und pfriemenförmig gebauete, etwas winklichte Schale, und eine eyförmige Mundöffnung. Sie iſt die größte unter den inländiſchen Flußſchnekken; denn ſie erreicht zuweilen eine Größe von 2 1/2 Zoll. Die erſte von den ſechs oder ſieben Windungen iſt groß und aufgeblaſen, wenigſtens ſo groß, als die folgenden. Einige ſind ganz rund und gewölbt, andere auf dem Rücken ein wenig eingedrückt. Einige ſind glatt, andere haben feine horizontale Streifen, und noch andere mehrentheils unordent-

lich laufende Querstreifen. Die Farbe ist schmutzig weiß oder gelblich, oder grau oder hornfarbig, oder sehr weiß oder schwarz. Man findet sie in Dännemark, Schweden und Frankreich, und in allen Gegenden Deutschlands.

Die Kahnschnecke, die Amphibienschnecke, Helix putris Linn. Sie hat eine ungenabelte, stumpf gebauete, gelbe Schale, und eine eyförmige Mundöffnung. Ihre größte Länge ist 3/4 Zoll. Sie hat nur vier Windungen, davon die erste mehr als dreimal so lang ist, als alle die folgenden. Man findet sie in England, Frankreich, Dännemark, Deutschland und in der Schweiz.

Der Thürhüter, die kleine bedeckte Wasserschnecke, Helix tentaculata Linn. Diese Conchylie hat eine ungenabelte, eyförmig gebaute, doch stumpf zulaufende, unreine oder schmutzige Schale, und eine etwas eyförmig gebauete Mundöffnung. Ihre Farbe ist hornfarbig, gelblich, auch schmutzig weiß, zuweilen durchsichtig, wie ein Glas, größtentheils aber nur halbdurchsichtig. Man findet sie in England, Frankreich, Dännemark, Schweden und Deutschland in stehenden Wassern, Seen, Sümpfen, Flüssen und Gräben.

Die Ohrschnecke, Helix auricularia Linn. Sie ist ungenabelt, eyförmig und stumpf gebauet, die obern Windungen sind sehr kurz, endigen sich aber in eine scharfe Spitze, und die Mundöffnung ist weit. Die größten sind 15 Linien. Sie hat drei bis fünf Windungen. Die erste Windung ist sehr groß, mehrentheils wohl dreimal so groß, als alle die folgenden. Sie ist bauchigt, aufgeblasen, und die äußere Lippe ragt dergestalt hervor, daß sie gleichsam einen Flügel bildet; sie ist dabei ungesäumt, scharf und schneidend. Die Schale ist dünn, zerbrechlich und durchsichtig, dabei glatt. Die Farbe

iſt weiß, oft glänzend, oder hornfarbig, oder wachsfarbig, oder grau oder bräunlich, oder ſchmutzig weiß. Man findet ſie in England, Schweden, Frankreich, Dännemark und in Deutſchland in großer Menge.

Der glatte Helix, der Erbſenſchnirkel, Helix laevigata Linn., hat eine ungenabelte, etwas eyförmige, aber ſehr gedrängte ſtumpfe Schale, welche durchſichtig und ſpiegelglatt iſt. Sie hat die Größe einer Erbſe, iſt durchſichtig, überaus glatt, glänzend, etwas eyförmig, und iſt überaus ſtumpf gebauet, kaum daß man an ihr einen Nabel merkt. Die Mundöffnung iſt weit, etwas mondförmig, und unten verlängert. Sie iſt hornfarbig und hat unkenntliche dunkle, die Länge herablaufende Streifen. Die Spindellefze iſt weiß.

Der Helix des Baltiſchen Meeres, Helix balthica Linn. Er iſt ungenabelt, eyförmig gebauet, und hat eine ſpitzig zulaufende Schale, welche mit erhöheten Runzeln verſehen iſt. Die Mundöffnung iſt weit. Es iſt eine Seeſchnecke. Man findet ſie an den Ufern des Baltiſchen Meeres.

Der neritenähnliche Helix, Helix neritoidea Linn., hat eine ungenabelte, convex gebaute, und die Länge herab geſtreifte Schale; in der Gegend des Nabels ſieht man einen Spalt, und die Mundöffnung iſt abgerundet, der Schlund gelbbraun, die Mündungslefze hervorragend oder abſtehend, die Spindellefze iſt aber in der Gegend der Baſis zurückgeſchlagen. Anſtatt des Nabels gewahrt man hinter der Lefze einen Spalt, oder eine längliche Oeffnung. Man erkennt ſie an dem Bau, den ſie mit der erſten Klaſſe der Neriten gemein hat.

Der Glasſchnirkel, Helix perspicua Linn. Er hat eine ungenabelte, convexe, eyförmige Schale, keinen Mündungsſaum, und eine Mundöffnung,

durch welche man bis zur Endspitze sehen kann. Diese Schnecke ist nach Linné milchweiß, durchsichtig, und wie ein Meerohr bis zur Endspitze offen. Der Rand ist nicht durchbohrt. Diese Schnecke gehört zu den seltensten dieses ganzen Geschlechts.

Der Milchnapf, die Milchschale, Helix haliotoidea Linn. Die Schale dieser Conchylie ist ungenabelt, niedergedrückt und platt, hat wellenförmige Streifen, und eine eyförmige Mundöffnung, die sich bis zum Wirbel ausbreitet. Ueberhaupt gleicht der Bau des Milchnapfs dem Seeohr ungemein, nur daß er gewölbter, dabei kürzer gedrängt, und in seinen Windungen mehrentheils erhabener ist. Seine Figur ist flach und elliptisch. Die Schale ist dünn und durchsichtig; ihre Farbe ist entweder weiß, oder blaßröthlich mit einem braunen Bande, oder hellorangenfarbig mit zwei noch helleren Bändern. Man hat sie auf Tranquebar gefunden.

Der zweifelhafte Helix, Helix ambigua Linn. Er hat eine nur einigermaßen genabelte Schale, welche conver ist. Sie hat auseinanderstehende platte Ribben, und eine halbrunde Mundöffnung. Man findet sie im Mittelländischen Meere.

Man findet nun, ausser diesen von Linné angeführten Gattungen Helix, noch mehrere andere Gattungen und Abänderungen, die bei diesem Schriftsteller fehlen, die aber hier nicht angeführt werden können. Man findet sie in Schröter's Einleitung in die Conchylien-Kenntniß nach Linné, 2r Bd. Halle, 1784, S. 178 u. f.

Die Blasenschnecken, Bullae; Fr. Bulles. Linné nimmt den Geschlechtsnamen Bulla sehr weitläuftig, und begreift darunter, ausser den sogenannten Blasenschnecken oder Kugelschnecken, mehrere Gattungen. Es läßt sich daher hier kein allgemeiner Geschlechtsname angegeben. Die Windungen der Schale

sind sehr hoch gewölbt, und die letzte
übrigen, so daß sie auch noch oben
dieselben hervorragt; sie hat ferner kei
Knoten oder sonstige Unebenheiten.
Kennzeichen folgen die Bullen eigentli
zellanen, und vergleicht man die le
Cypraea globulus, mit der ersten B
folgt, so wird man den natürlichst
Natur von dem einen Geschlechte
einsehen. Der Unterschied der Porz
darin, daß sie eine auf beiden Seiten g
öffnung haben, die den Bullen fehlt.
lichsten Arten der Blasenschnecken sin

Das Ey, Bulla ovum; Fr.
Es ist groß, eyförmig, glatt, weiß, v
die Mündung ist enge, und der Rand
sich an jedem Ende zu einem kleinen
Man findet sie auf Amboina.

Die Muskatennuß, Staa
Bulla physis; Fr. la bulle musc
glatt, eyförmig, weiß und braun gewö
dung ist an der Seite der Windungen
der entgegengesetzten.

Das gestreifte Ey, Bulla lig
Fr. la bulle oublie. Es ist längl
und, nach der Richtung der Windung
und weißen Linien bezeichnet. Die
weit, und unten sehr breit.

Die Gürtelblase, der Wulst. B

den Seiten genabelt. Sie wird etwas über einen Zoll lang. Man findet sie bei Batavia, auf der Insel Java, und auf dem Eilande Oma.

Das große bunte Kibitzey, Bulla ampulla Linn.; Fr. la Muscade, la Noix. Es hat eine mehr ovale, als runde Form. Die Schale ist dünn und durchscheinend, und der Wirbel genabelt. Der Grund ist weiß; allein die Farbenzeichnung sehr verschieden, z. B. grau gefleckt, mit dunklen Flecken und Wolken, dergleichen mit schwarzen Flecken und Wolken, roth gefleckt und gewölkt. Man findet diese Conchylie in Ostindien.

Die Feige, die Flasche, Bulla ficus Linn.; Fr. la Figue. Sie hat einen eyförmigen Bau, der sich nach unten zu der Feige ähnlich verlängert, eine netzförmige gestreifte Schale, einen hervorragenden verlängerten Schwanz, und einen gedrückten kurzen und etwas unkenntlichen Zopf. Auf schmutzig weißem Grunde gewahrt man Flecken, oder Striche, oder Punkte, die wie Faden, oder Bänder, oder Schnüre über die Schale hinweglaufen, und inwendig durch die zarte, weiße oder bläuliche Schale hindurch schimmern. Man findet sie bis zu 3 Zoll lang, sowohl in Ost- als auch in Westindien. Man hat von dieser Gattung auch eine größere Abänderung, die man auf den Antillen findet.

Die Rübe, das Radieschen, Bulla rapa Linn.; Fr. le Radis. Sie hat eine abgerundete, gewundene, zartgestreifte Schale, einen gekrümmten Schwanz, und feine oder verengert hervortretende Windungen. Der ganze Rücken ist eben, und die Farbe ist entweder weiß, oder fällt etwas in das Grüne, und so ist auch die innere Farbe der weiten Mündung. Man findet sie im Asiatischen Meere und bei Amboina. Sie hat nur eine mittlere Größe, etwa von 2 bis höchstens 3 Zoll.

D[illegible]asserblaſe, die Perlenblaſe, Bulla fontinalis Linn.; Fr. la Bulle aquatique. Sie hat einen eyförmigen Bau, eine durchſichtige linksgewundene Schale, einen unkenntlichen Zopf, und eine längliche eyförmige Mundöffnung. Die Farbe der Schale iſt weiß in das Gelbe fallend, und ihre Größe und ihr linker Bau macht ſie kenntlich genug. Sie hält ſich in ſüß[illegible] Waſſern, in Sümpfen, und an den Ufern der [illegible] auf. In den meiſten Orten Deutſchlands iſt ſie überaus ſelten, jedoch findet man ſie in Schweden, beſ[illegible]ers in Weſtgothland, in Dännemark, in Frankrei[illegible]bei Paris, Straßburg, in England, und an den [illegible] der Donau in Menge.

Die Moosblaſe, Bulla hypnorum Linn. Sie hat einen eyförmigen Bau, eine dünne durchſichtige Schale, und iſt links gewunden, der Wirbel ragt hervor, und die Mündung iſt eyrund, aber lanzettförmig. Nach Müller hat ſie die Größe eines Haferkorns.

Die Porzellanblaſe, Bulla cypraea Linn. Dieſe Bulle hat einen eyförmigen Bau, unkenntliche, doch hervorragende Windungen, eine unten viel weitere Mundöffnung, als oben, und eine gedrehte Spindel. Dieſe Conchylie hat größtentheils braune Flammen und hellere Querbänder.

Die Prinzenfahne, die Staatenflagge, Bulla virginea Linn.; Fr. le Pavillon du Prince, le Ruban. Sie hat einen geſtreckten Bau, und eine abgeſtumpfte rothe Spindel. Die Mündung iſt halbmondförmig, aber weit, in der Gegend der rothgefärbten Spindel etwas ausgeſchnitten. Auch ohne Beſchreibung machen ſie die vielfarbigen, rothen, grünen, gelben, ſchwarzen und braunen Bänder, die auf weißem Grunde den ganzen Rücken überziehen, kenntlich. Die Endſpitze iſt roſenroth

und weiß bandirt. Man findet sie in den Flüssen Asiens.

Der Rosenmund, die Französische Schellenschnecke, Bulla achatina Linn.; Fr. le Buccin à bouche couleur de rose. Er hat einen eyförmigen Bau, eine etwas eyförmige Mündung, welche, wie die Endspitze, roth gefärbt ist, und eine abgestumpfte Spindel. Man findet ihn bis zu 8 Zoll Länge in den Amerikanischen Meeren, in Westindien, und auf Jamaika.

Der bunte Bohrer, der Strohhalm, Bulla terebellum L.; Fr. la Tarrière Er hat einen cylindrischen Bau, einen spitzen Wirbel, und eine platte, wie abgeschnittene, Basis. Die Schale, die etwas über 2 Zoll lang werden kann, ist völlig cylinderisch, lang und schmal, und geht unvermerkt in eine ziemlich scharfe Spitze aus. Die Grundfarbe ist weiß und glänzend, einige sind ganz weiß, und haben nur einige braungelbe Flecken, andere sind reicher oder sparsamer punktirt, noch andere sind reich punktirt nnd gewölkt. Man findet sie in Asien.

Die Rollenblase, Bulla canaliculata Linn. Sie hat einen cylindrischen Bau und einen Zopf, dessen Windungen durch Einschnitte von einander getrennt sind. Ihre Farbe ist blaßgelb und gewölkt.

Die Kegelblase, Bulla conoidea Linn. Sie ist länglich in die Höhe gewunden und glatt, ihre Nase hat feine Streifen, und ihre Windungen sind eingekerbt oder gekörnt. Sie hat die Größe einer Eichel und eine weißgelbliche Farbe. Ihr Bau ist kegelförmig.

Die bauchige Oblate, Bulla hydatis Linn. Der Bau dieser Oblate ist abgerundet; sie ist durchsichtig, die Länge herab fein gestreift, und oben genabelt. Man findet sie im Mittelländischen Meere.

Sie ist fast so groß, aber auch so selten, als die Folgende.

Der Theelöffel, die eingerollte Oblate, Bulla aperta Linn.; Fr. l'Oublie. Er hat eine abgerundete Gestalt, ist durchsichtig, fein in die Quere gestreift, und ganz offen. Er ist dem Taubeney ganz ähnlich, auch oben genabelt; allein er ist ganz und dergestalt offen, daß von innen die ganze Schale frei daliegt, indem [illegible]r die innere Lefze ein wenig gegen die äußere zu [illegible]ngebogen ist. Nach Linné soll der Theelöffel ein [illegible]bloße Abänderung des Taubeneyes seyn. Allein nach andern Conchyologen sollen beide bloß die weiße Farbe und die Durchsichtigkeit gemein haben. Man findet diese seltenen Conchylien auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

Das eingerollte Papier, das Zimmtröhrchen, Bulla lignaria Linn.; Fr. le Papier roulé. Es hat eine längliche eyförmig gebaute, quergestreifte, und einigermaßen genabelte Schale. Inwendig ist diese Conchylie weiß; sie hat einen gebogenen Spindel, so, daß man bis zum Wirbel hindurch sehen kann. Man findet sie bei Syrakusa und in dem Adriatischen Meere. Sie erreicht eine Länge von beinahe 3 Zoll, wird aber in einer solchen Größe nur selten, überhaupt nicht häufig gefunden.

Die Prinzen- oder Orangenflagge, die Staatenfahne, Bulla physis Linn.; Fr. le Pavillon du Prince. Die Schale ist abgerundet gebaut, sehr glatt, durchsichtig, und mit Faden umwunden, und ihre Windung ist stumpf oder platt. Auf dem Rücken haben sie bald bloße gefärbte, dicht aneinanderstehende Linien, von braunrother und schwärzlicher Farbe, bald einzelne mehr oder weniger Bänder, und dabei eingestreuete Punkte oder nicht, und dieses sind Abänderungen. Diejenigen, welche

breite Bänder haben, sind die seltensten. Sie kommen aus Ostindien.

Die Bastart-Prinzen oder Staatenflagge, Bulla amplustre Linn. Sie ist fast rund, hat erhöhete, doch stumpfe Windungen, und auf weißem Grunde rothe Bänder. Sie kömmt aus China zu uns.

Die Wendelschnecken, Mondschnecken, Turbines; Fr. les Sabots, s. Th. 93, S. 393 u. f.

Die Kräuselschnecken, Kräusel, Pyramiden, Bagynedrollen, Trochi; Fr. les Toupies. Das Gewinde dieser Schnecken bildet einen ziemlich stumpfen Kegel; die Oeffnung der Schale, ist fast viereckig, und durchschneidet schief die Richtung der letzten Windung. Der Bau der Schale und besonders die Beschaffenheit der Mundöffnung machen die Gattungen dieses Geschlechts kenntlich genug, so sehr sie auch unter sich sonst abzuweichen pflegen. Der Pastor Chemnitz theilt die Kräusel bloß in genabelte und ungenabelte, Linné hat sie dagegen in drei Abtheilungen gebracht, indessen ist die Eintheilung von Chemnitz die richtigere. Das Geschlecht der Kräusel ist sehr weitläuftig; denn es giebt davon beinahe zweihundert Gattungen und Abänderungen. Besonders zu bemerken sind:

a) Die Gattungen mit platter Grundfläche, deren Nabel einen weiten Trichter bildet.

Der größte gefleckte Kräusel, die glatte Pyramide, die Bagynedrolle, Trochus niloticus Linn.; Fr. le grand Sabot pyramidal. Sie hat einen konischen Bau, ist fast glatt und einigermaßen genabelt. Die große und schwere Schale ist mit etwas schräg oder perpendiculär laufenden rothen Flecken bemalt, welches auch unten der Fall ist. Die Mundöffnung ist silberfarben,

oder [illegible] schönes Perlmutter, und der innere oder [illegible]ndelsaum hat gewissermaßen zwei Vertiefungen. Entblößt man diese Schnecke von dem Oberkleide, so erscheint sie in einem schönen Perlmutterkleide. Bei der einen Abänderung sind die Flammen purpurroth, eine andere hat grüne, rothe und weißbunte Wolken. Ihre Schale ist dünner und leichter, und sie ist [illegible]eit, als sie hoch ist. Ihre Windungen sind weniger gewölbt, auch ist ihr Rand weit schärfer. Eine dritte Abänderung hat merklicher abstehende Windungen, als die zweite, und ihre Oberfläche ist rauher und unebener, und eine Reihe Körner umwinden sie. Der weißliche Grund hat einige gelblich grüne und röthliche Wolken und Flecken; auch ist die flache Basis marmorirt und hat eine Menge concentrischer Streifen, die durch feine Querstreifen durchschnitten werden. Man findet sie in Ostindien.

Die übrigen dieser Gattung, s. unter Kräuselschnecke, Th. 48, S. 566 u. f.

b) Gattungen mit converer Grundfläche und einem Nabel. Hierzu zählt Cüvier die Pharaonskräuselschnecke, Trochus pharaonis; die sowohl Linné, Schröter und andere ältere Conchyliologen zu den Gattungen unter a zählen; s. den oben erwähnten Theil der Encyklopädie, S. 568.

c) Gattungen mit converer Grundfläche ohne Nabel, s. Th. 48, S. 575 u. f.

d) Gattungen mit converer Grundfläche; s. daselbst, S. 577 u. f.

D. Mit Schalen, welche aus einem einzigen spiralgewundenen Stücke bestehen, und wo die Mündung sich in einen Kanal [illegible]diget. Von den Seeohren und Schwimm[illegible]en an, findet man den festen Theil, welcher

dem Thiere zum Schutze dient, immer mehr und mehr spiralförmig gewunden; bei allen vorhergehenden Geschlechtern aber blieb die Mündung ganz, oder ohne Ausschnitt, obgleich sie bei den Vielfraßschnecken, s. unten, und noch mehr bei den Blasenschnecken ein wenig verlängert ist. Bei den folgenden Geschlechtern findet man sie noch mehr in einen mehr oder weniger langen Kanal verlängert, welcher zur Aufnahme einer fleischigen Röhre dient, die das Thier nach Willkühr verlängern kann, und welche die Kiemen mit der äußeren Luft in Verbindung setzt.

Die Stachelschnecken, Murices; Fr. Murex, s. Murex, Th. 98, S. 82 u. f. Cúvier hat bei dieser Schneckenfamilie folgende Eintheilung angenommen: a) Mit gethürmter Schale und kurzem Kanal, die Brúgières den Namen der Hornschnecken, Cérithes, gegeben. Unter diesen Hornschnecken finden sich solche: α) Mit geradem Kanal, als: die knotige Hornschnecke, Murex nodulosus Linn.; Fr. le Cérithe noduleux. β) Mit rückwärts gekrümmtem Kanale, als: die halbgestreifte Hornschnecke, Murex vertagus; Fr. le Cérithe demi-strié. γ) Mit nach außen gewundenem Kanale, als: die Teleskopenschnecke, Trochus telescopium Linn.

b) Mit gethürmter Schale und einem langen Kanale, welche Brúgières den Namen Spindelschnecke gegeben. Dahin gehören: die gemeine Spindelschnecke, Murex fusus; Fr. le Fuseau ordinaire; die Trichterspindelschnecke, Murex colus; Fr. l'Entonnoir.

c) Die dritte Familie der Stachelschnecken hat ein eyförmiges oder plattgedrücktes Gewinde, und einen mehr oder weniger langen Kanal. Sie hat

nach der Verschiedenheit der Schale, auch verschiedene Unterabtheilungen. Die Schale ist nun entweder: α) Mit Wulsten versehen, welche die Länge der Windungen kreuzen. Hierher gehört: Die Spinnenstachelschnecke, Murex tribulus; Fr. la Tête de becasse epineux; der Schnepfenschnabel, Murex haustellum; Fr. la Cuiller; der dornig[illegible] Schnepfenkopf, Murex brandaris, Fr. la [illegible]lassue. β) Ohne Wulste. Die Feigen[illegible]necke, Murex ficus; Fr. la Figue; die Mohrenschnecke, Murex moris; Fr. le N[illegible].

Die Flügelschneck[illegible], Flügelhörner, Strombi; Fr. les Strombes. Diese Schneckenfamilie hat eine längliche, in einen mehr oder weniger langen Kanal geendigte Mündung, welche entweder gerade oder gekrümmt, und zwar rechts oder links gekrümmt ist. Außerdem hat ihre Lefze nach unten hin einen tiefen Ausschnitt. Diese Lefze, welche bei den jungen Thieren einfach ist, wird mit zunehmendem Alter breiter, und zertheilt sich bei einigen Gattungen in sehr verschieden gebildete, fingerähnliche Verlängerungen. Es giebt Flügelschnecken:

a) Mit gethürmter Schale, oder nach Linné und mehreren älteren Conchyliologen mit Fingern versehen, deren Lefze in lange, nicht allzubreite Finger oder Zacken ausgeht.

Die Sternspindel, die Sternnadel, die Spindelflügelschnecke, die Zahnspindel, Strombus fusus; Fr. le Strombe fuseau. Sie hat ein sehr spitziges Gewinde, einen langen Kanal, und ist an der Spitze oberhalb ihres Ausschnittes gezahnt. Sie sind oft 7 bis 8 Zoll lang. Nach Linné ist Amerika das Vaterland; andere Schriftsteller geben auch Asien an, wo man sie am Ufer der

Insel Ghoràb im rothen Meere, unweit der Stadt Loheia des glücklichen Arabiens häufig antreffen soll. Eine Abänderung davon ist die sogenannte feine Zahnspindel. Sie hat eine dünnere Schale, einen mehr gestreckten Bau, die oberen Windungen sind fein gegittert, der Schwanz ist länger; denn er erreicht oft eine Länge von 2 Zoll.

Der Pelikanfuß, der Gänsefuß, Strombus pes pelicani Linn.; Fr. Patte de Pelican, ou d'Oye. Er hat eine flache breite Mündungslefze, die sich in drei Finger abtheilt, an diesen Fingern winklicht ist, inwendig aber einen glatten Schild hat, oder inwendig glatt ist. Seine Farbe ist schmutzig weiß, aschgrau oder röthlich. Wenn diese Conchylien blau oder schwarz erscheinen, so ist ihnen die Farbe nicht natürlich. Ihre Länge erreicht kaum 2 Zoll. Man findet sie in mehreren Meeren.

Die Teufelsklaue, der Bootshaken, Strombus chiragra Linn.; Fr. la Griffe du Diable. Die Mündungslippe des Bootshakens hat sechs krumme Finger und einen gekrümmten Schwanz. Die Finger sind unten zusammengewachsen, so daß sie bloß durch eine Linie von einander abgesondert sind, der obere Theil der Mündungslippe ist durch eine tiefe, aber schmale Rinne von dem Körper abgesondert, daher sie bis zum Schwanze herab offen ist. Der Schlund oder das Innere ist röthlich und inwendig fein gestreift. Von den langen Fingern stehen unten zwei Gabelförmig, aber weit von einander, und an diesem einzigen Kennzeichen erkennt man die Teufelsklaue. Die Farbe ist mehrentheils braun und weiß gesprengt, auch marmorirt. Sie erlangt eine ansehnliche Größe. Nach Linné findet man sie an den Bandaischen

Inſeln, ſonſt aber auch auf Bonaa und Manippa.

Der Scorpion, die Scorpionſchnecke, die Podagraſchnecke, Strombus scorpius Linn.; Fr. le Scorpion. Er hat ſieben knotige Finger, unter denen der unterſte der längſte iſt. Dieſe Schnecke iſt nicht gewöhnlich, und durch ihre knotigen Finger und [illegible]e, auf beiden Seiten mit weißen Z[illegible] be[illegible]ete Zähne kenntlich genug. Ohne die [illegible]ängt dieſe Conchylie höchſtens eine Länge vo[illegible], und ſoll, nach Linné, in dem Aſiatiſchen [illegible] nach andern Conchyliologen in Indien gefun[illegible].

Die buckl[illegible]abbe, Strombus lambis Linn.; Fr. l'Ar[illegible]male. Sie hat ſieben Finger oder Zacken, we[illegible]wenig gekrümmt ſind, und einen glatten Schlund. Die Schale iſt braun und weiß gefleckt, und der Schlund iſt etwas röthlich. Man findet dieſe Conchylie in den Aſiatiſchen Meeren, ferner bei Amboina, an den Ufern des rothen Meeres, bei Batavia, bei Banda und den Friedrichs-Inſeln. Die erſte Abänderung erlangt oft eine anſehnliche Größe.

Das Tauſendbein, die Sonnenſtrahlkrabbe, Strombus millepeda Linn.; Fr. le Millepied. Der Tauſendfuß hat zehn in ſich gebogene Finger, einen flach gezahnten Schlund, und einen bucklichten gedrückten Rücken. Man findet dieſe Conchylie in dem Aſiatiſchen Meere und in Oſtindien, aber eben nicht häufig.

Die Keule, das Steuerruder, Strombus clavus Linn., ſoll nach der meiſten Conchyliologen Meinung eine ausgewachſene dünnſchälige Sternſpindel ſeyn, ſ. oben, S. 200.

b) Mit kurzem Gewinde und ungefingerter Lefze; nach älteren Conchyliologen gewölbte,

oder nach dem Herrn von Born, labro lobato, das ist, die einen gewölbten Mündungssaum haben.

Die Sommersprosse, der Kickvorsch, Strombus lentiginosus Linn.; Fr. la Grenouille. Die Mündungslippe des Kickvorsches hat oben drei Falten, der Rücken ist warzigt, und oben mit einer Reihe großer Knoten umgeben, und gleichsam gekrönt, und der Schwanz ist abgestumpft. Nach Linné soll sie die Farbe des Frosches haben. Der Flügel hat einen starken, wie Perlmutter glänzenden Saum, der mit einigen bräunlich durchschimmernden breiten Flecken, oben aber mit drei starken Einkerbungen, die Linné lobas nennt, versehen ist. Die Mündung ist glatt, und hat, so wie die breite oder dünne Spindellefze, den schönsten Perlmutterglanz. Die Farbe ist marmorirt, mehrentheils braun oder röthlich, und die Schnecke übersteigt nicht leicht eine Länge von 3 1/2 Zoll, hat aber eine überaus schwere Schale. Man findet sie in Asien, in Ostindien, auf Senegal, in Afrika ꝛc., sie sind gewöhnlich, ausser wenn ihre Mündung schwärzlich violett ist. Verschiedene Conchyliologen halten dafür, daß die Westindische knotige Flügelschnecke mit rosenfarbigen Querbändern davon die vollständige Schnecke sei; Andere das Stümpfchen, welches in Afrika zu Hause gehört.

Der Hahn, der Kampfhahn, der Engelsflügel, Strombus gallus Linn.; Fr. l'Aile d'Ange. Er hat eine breite oder ausgedehnte Mündungslefze, welche oben in eine lange Spitze ausgeht, der Rücken ist gekrümmt, und der Schwanz gerade. Der Körper hat einen etwas breiten Bau, und einen ausgebreiteten, jedoch aber zugleich eingebogenen, nicht allzu dicken Flügel, der sich oben in einen langen Finger verliert, der nach und nach in seine Spitze ausgeht, und daher unten viel breiter, als

oben ist. Dieser Finger ist gleichw
bald länger. Er hat verschiedene Fa
gefleckt, geflammt oder marmorirt i
einfarbig, braun, gelb oder violett.
kommt aus Asien und Amerika, au
Ufer des rothen Meeres. Das grö
mit den Fingern 6 Zoll haben; d
allein 2 Zoll lang seyn.

Das Dianenohr, der Dian
dickschälige Fechter oder Wei
auris dianae Linn.; Fr. l'Oreille
Conchylie hat einen Flügel, der si
spitzige Hervorragung endigt. Der
aus scharfen Knoten, und der Sc
Höhe gebogen und spitzig. Nach
Schlund hochroth. Diese Conchyli
mit mancherlei Farben marmorirt,
der Schlund ist schön roth, das übri
dung und Spindel ist weiß. Man
in dem Asiatischen Meere, und auf

Der Fechter, das rothe ge
kenhorn, das Fleischhorn, S
lis Linn.; Fr. l'Oreille dechiré
pesant. Er hat eine Mündungsli
Flügel, der oben hervorragt, abger
ist, die oberen Windungen sind zacki
so daß auf jeder Windung eine Reih
stehen, und der Schwanz hat drei
stumpf. Die Schale ist bräunlich

henden Schnecke, nur daß er in einer geraden ununterbrochen bis zur Nase fortgeht. Der ücken ist glatt, nur die Nase ist quergestreift, fast am Ende der ersten Windung, liegt Saum, der noch an der vierten Win- bar ist. Hinter diesem Saume und auf n folgenden Windungen, sieht man die fein- uerstreifen, und die letztern vier Windungen n feine Einkerbungen. Die Mündungslippe t inwendig schwache Zähne, ist sehr weiß, so wie ie schmale Spindellefze, welche unten an der Nase vier kurze, kaum sichtbare Zähne hat, die aber nicht in die Schnecke hineingehen. Die Grundfarbe ist braungelb, mit einigen schmalen weißen, und einigen braunen Fäden unterbrochenen Bändern. Der Saum des Rückens ist weiß, die obern Windungen sind bräunlich und sehr hell, und die drei letzteren sind rosenroth.

Die Löhönische Flügelschnecke, der schwarze Schlund, Strombus luhuanus Linn.; Fr. la Gueule noire. Sie hat eine hervorragende Mündungslefze, oder einen Flügel, einen glatten Rücken, und regelmäßige runde Windungen. Man hat, der Farbe nach, ganz weiße, geflammte und mit Querbändern versehene. An der Spindellefze gewahrt man einen schwärzlichen oder kohlschwarzen horizontalen Strich, der Schlund ist roth, und die Mündungslefze röthlich. Ihre Länge ist ungefähr 2 1/2 Zoll. Man findet sie in dem Asiatischen Meere.

Die bucklichte Kanarienschnecke, der Buckel, Strombus gibberulus Linn.; Fr. l'Ailée bossue. Sie hat eine hervorragende Mündungslefze, oder einen Flügel, einen glatten Rücken und bucklichte, unregelmäßige Windungen. Der Flügel ragt nicht zu weit hervor, und hat an

ganz ausgewachsenen Schalen oben und unten einen Einschnitt. Inwendig hat der scharfe Flügel nach dem Schlunde zu feine Streifen. Nach der Farbe sind einige weiß, andere mit Bändern, oder Flecken oder Wolken versehen. Inwendig ist ein Theil des Flügels und der Spindellefze bald blau oder bläulich, bald röthlich oder roth. Man findet sie in Asien auf Amboina, und auf der Mauritius-Insel.

Der Kellerwurm, die Asselschnecke, die Maulbeere, Strombus c iscus Linn.; Fr. la Volute échannerée. Er hat nen eyförmigen Bau, knotige Querrippen, und eine aalförmigen glatten Wirbel. Der Bau der Schale hat die Größe einer Haselnuß, ist fast eyförmig, der Rücken hat drei etwas knotige Gürtel, und diese Knoten stehen so über einander, daß sie eine gerade horizontale Linie bilden. Die Conchylie hat auf weißem Grunde schwarze Flecken. Der Wirbel ist ganz glatt, und hat bloß einen knotigen Ringel um sich herum laufen; die fast unmerkliche Endspitze ist ganz weiß. Ihre höchste Größe ist etwas über einen Zoll. Das Vaterland ist Westindien.

c) Mit kurzem Gewinde und gefingerter Lefze. Hierher rechnet Cüvier die Asselflügelschnecke, Strombus millepeda, und die Scorpionsflügelschnecke, Strombus scorpius ꝛc., s. oben, S. 202.

d) Mit einem breiten Flügel, Ampliati.

Das Franschehorn, das Kamelhorn, Strombus lucifer Linn.; Fr. le Chaumeau. Der Mündungssaum des Franchehorns ist oben abgerundet, und unterbrochen ganz, der Leib hat doppelte Streifen; die Windungen des Wirbels sind ausgekehlt, und die obern Knoten sind klein, aber spitzig. Wenn die Conchylie noch jung ist, so hat sie größtentheils die schönsten Marmorzeichnungen und Far-

ben, die nach und nach verschwinden, je mehr es veraltert, und dann nimmt die Röthe der Mündung zu. Man findet sie häufig in Amerika, Jamaika, und in Westindien.

Der Riese, das große rothmündige Lapphorn, die Lappenschnecke, Strombus gigas Linn.; Fr. la grande Ailée. Er hat einen überaus großen abgerundeten Flügel, und Windungen, die mit einer Reihe regelmäßig stehender Knoten umgeben sind, welche Knoten, so wie die Knoten des Rückens, offen sind. Die Mündung hat das schönste Rosenroth auf weißem glänzendem Grunde. Das größte Beispiel, welches Schröter besaß, ist 11 Zoll lang und 9 Zoll breit. Man findet diese Schnecke in Amerika, auf Jamaika, Barbados, bei Carthagena ꝛc.

Das große breitgeflügelte Lapphorn, die Breitlippe, Strombus latissimus Linn.; Fr. l'Aile large. Diese Conchylie hat einen überaus großen abgerundeten Flügel, auf dem Rücken keine Knoten, auf den Windungen aber ganz schwache Knoten. Die Schale ist stark, der Flügel inwendig weiß, die Mündung selbst, wie an der vorhergehenden, roth. Mehrentheils ist der Rücken braun- und weißmarmorirt oder geflammt. Lister hatte ein Beispiel von 14 Zoll Länge. Nach Linné findet man sie im Asiatischen Meere und auf Amboina.

Das ausgespannte Besanssegel, das Täubchen, Strombus epidromis Linn.; Fr. la Tourterelle. Es hat einen kurzen abgerundeten Flügel, einen glatten Rücken, und etwas knotige Windungen. Man hat weiße und buntgefärbte Schnecken dieser Art, die man in dem Asiatischen und Ostindischen Meere nicht sehr häufig findet. Diese Conchylie erreicht eine Größe von 3 bis 3 1/2 Zoll.

Die kleine Täubchen oder Beſansſegel, Strombus minimus Linn. Es hat einen bucklichten zurückgeſchlagenen Flügel, auf dem Rücken und den Windungen knotige Falten, und eine glatte doppelt geſäumte Mündung. Es hat auf weißem Grunde gefleckte und geflammte Querbänder.

Das volle aufgeſpannte Segel, das bucklichte Beſansſegel, Strombus canarium Linn.; Fr. la Bossue. Der Bau dieſer Schnecke iſt etwas herzförmig, der Flügel oder die Mündungslefze iſt kurz und eingebogen, und die obere Windungen ſind glatt. Der Flügelſaum iſt vorzüglich ſtark und glänzend; der ganze Flügel und der Spindelſaum ſind inwendig weiß und glänzend. Dieſer Flügel iſt zuweilen von auſſen weiß eingefaßt, breiter oder ſchmäler, das Uebrige der Schnecke iſt entweder einfarbig gelb oder braun, oder mit horizontalen braunen Zickzacklinien bezeichnet. Sie erhalten eine Länge von ungefähr 2 1/2 Zoll, und werden in dem Aſiatiſchen Meere, bei Batavia, Amboina ꝛc. häufig gefunden.

Das ſchmale Segel, das aufgerollte lange Beſansſegel, Strombus vittatus Linn.; Fr. la Voile ou Misaine roulée. Es hat einen abgerundeten kurzen Flügel, einen platten Rücken, und die Windungen des lang geſtreckten Zopfes ſind durch eine erhöhete Schnur gleichſam von einander abgeſondert. Dieſe Conchylien erſcheinen ſelten einfarbig, ſie haben vielmehr auf weißlichem Grunde braune, und auf braunem Grunde weißgefleckte Bänder. Sie werden an 4 Zoll lang, gehören in Aſien auf Amboina zu Hauſe, und ſind nicht ſehr gemein.

Die breite Kanarienſchnecke, Strombus cinctus Linn.; Fr. le Canaris large. Sie haben einen abgerundeten, ein- oder zurückgeſchlagenen

Flügel und einen platten Körper, der mit vier gelblichen gefleckten Bändern umgeben ist. Der Rücken ist gewissermaßen ausgekehlt, und mit zwei doppelten weiß gefleckten Linien oder Bändern umgeben. Das Vaterland ist Indien.

Die gedornte Flügelschnecke, Strombus spinosus Linn., hat einen schwachen ununterbrochenen Flügel, ist etwas gefalten, und mit scharfen Dornen umgeben; auch die folgenden Windungen sind dornig. Ueber die Schale dieser Conchylie laufen auf weißem Grunde viele röthliche Linien regelmäßig hin; sie ist oben winklicht, und auch da mit überaus scharfen Dornen umgeben. Das Vaterland ist nicht angegeben.

Die Spalte, die gebackene Devise, Strombus fissurella Linn. Bei dieser Conchylie geht der Mündungs- und der Spindelsaum so erhöhet auf die folgenden Windungen fort, daß sie einen langen Kiel bilden. Sie hat die Größe und den Bau der unechten Wendeltreppe, und ist weiß; alle Windungen sind senkrecht gerippt und quer gestreift, die erste ausgenommen, welche unten glatt ist. Das Vaterland ist Ostindien.

Die knotige Kanarienschnecke, Strombus urceus Linn. Sie hat einen schwachen, eingebogenen, kurzen, gestreiften Flügel, etwas faltige und knotige Windungen, und einen ungezahnten Mündungs- und Spindelsaum. Die Farben erscheinen in unzählbaren Abwechselungen, und der Rücken ist bald bandirt, bald punktirt, bald marmorirt ꝛc. Man findet sie in verschiedener Größe bis zu 2½ Zoll, gewöhnlich aber viel kleiner, etwa zur Größe eines Zolls. Nach Linné ist Asien das Vaterland. Am häufigsten werden sie auf Amboina und den Moritzinseln gefunden.

Die gefaltene Flügelſchnecke, die gezahnte Flügelſchnecke, Strombus dentatus Linn. Dieſe Flügelſchnecke hat einen ſchwachen, eingebogenen, kurzen gezahnten Flügel, und iſt auf der erſten und alle den folgenden Windungen gefalten. Die Meiſten dieſer Conchyliengattung haben eine ſehr dünne Schale, die gegen das Licht durchſichtig iſt; andere [illegible] dagegen eine ſtarke Schale. Sie haben alle [illegible]ine mittlere Größe von 1 1/2 Zoll. [illegible] be[illegible] verſchieden, weiß, braun und braungel[illegible].

e) Thurn[illegible]ige, mit einem überaus langen [illegible]r.

Die k[illegible] Nadel, Strombus tuberculatus Linn. E[illegible] einen thurm-länglich eyförmigen und knotigen [illegible]u, und eine ſtarke Mündungslippe. Sie ſoll im [illegible]telländiſchen Meere zu Hauſe gehören.

Die Ceramiſche Sumpfnadel, die Weſtindiſche Baſtartpabſtkrone, Strombus paluſtris Linn.; Fr. la Vis de marais. Dieſe Conchylie hat einen thurmförmigen Bau, eine etwas glatte Schale, und der Mündungsſaum iſt unten wie abgelöſet oder von dem übrigen Theile der Schale abgeſchnitten. Unter den zwölf bis ſechzehn Windungen iſt die erſte ungefähr noch einmal ſo groß, als die zweite, und die geflügelte Mündung endiget ſich in einen kurzen, faſt zirkelrund ausgekehlten Schnabel. Man findet ſie auf der Küſte Koromandel, und auf den Däniſchen Nicobariſchen Inſeln in der See.

Die ſchwarze Nadel, die glatte Sumpfnadel, Strombus ater Linn. Sie hat einen thurmförmigen Bau, iſt glatt, ihre Mündungslippe iſt oben und unten von der übrigen Schale getrennt oder abgeſchnitten. Die Farbe iſt bald ſchwarzbraun

mit einzelnen dunkleren Flammen, bald kastanienbraun. Nach dem Linné ist Asien das Vaterland.

Die blaue Flügelnadel, Strombus lividus Linn. Sie hat einen thurmförmigen, etwas eckigten oder winklichten Bau, ist mit spitzigen Knoten versehen, und die Mündungslippe ist oben durch einen Einschnitt von den Windungen getrennt.

Die Gattungen und Abänderungen dieser Schneckenfamilie, die im Linné fehlen, findet man in Schröter's Einleitung in die Conchylienkenntniß, 1r Bd. Halle, 1783, S. 450 u. f.

Die Helmschnecken, Cassideae; Fr. les Casques, nach Cüvier und neueren Conchyliologen. Linné führt diese Schneckenfamilie unter dem gemeinschaftlichen Namen Buccinum mit auf, und Schröter giebt ihr auch im Deutschen den Namen Buccinum. Auch die alten Conchyliologen gebrauchen dieses Wort so willkührlich, daß die ihnen folgenden gewissermaßen durch sie kein bestimmtes Geschlecht festsetzen konnten. Beim Lister werden alle Schnecken, sie mögen einen Namen und eine Bauart haben wie sie wollen, Buccina genannt. Die Alten verstanden dadurch ein gekrümmtes Horn, dessen sich die Hirten bedienten, und nannten es Buccina, daraus Plinius Buccinum machte, und es in die Conchyliologie übertrug, uns aber in Ungewißheit läßt, welche Schnecken er damit gemeint. Und so haben seine Nachfolger den Namen Buccinum immer willkührlich gebraucht; s. auch den Art. Kink-Horn, Th. 37, S. 901 u. f. — Von dieser Schneckenfamilie haben die neuern Conchyliologen die Helmschnecke, als eine besondere Gattung getrennt. Sie hat ein sehr wenig vorspringendes Gewinde, und die letzte Windung ist sehr hoch. Die Mündung ist verlängert und gezahnt, endiget sich in einen kurzen Kanal, welcher gegen den Rücken hin

gekrümmt iſt; ihre Ränder ſchlagen ſich zu breiten Lefzen um.

Cüvier theilt ſie ein in a) Helmſchnecken mit ein wenig ſpitzigem Gewinde.

Die Striemenhelmſchnecke, das glatte Säumchen, Buccinum vibex, ſ. Th. 37, S. 903.

Der Reißbrei, das warzenförmige Kinkhorn, B[illegible]num [illegible]sum Linn., ſ. daſelbſt.

Die [illegible]ſtreifte Kinkhorn, Buccinum [illegible]ſt, S. 904.

Das [illegible]treifte Säumchen, der Jge[illegible]eus Linn., ſ. daſelbſt, S. 903.

Das [illegible] Bezoarhorn, die graue Bezoar[illegible] Buccinum glaucum Linn., ſ. daſelbſt, S[illegible].

b) Mit zugerundetem Gewinde.

Die geſtreifte Helmſchnecke, die Polniſche Mütze, das unächte Attaliſche Kleid, Buccinum testiculus Linn.; Fr. le Casque rayé. Die Furchen ſind breit, krumm, vertieft und laufen nach der Richtung der Windungen; quer über dieſe gehen feine, dichtliegende Streifen. Die Mündung iſt an beiden Lefzen gefurcht. Sie hat auf weißem Grunde Flecken, Flammen oder Federn; man hat aber auch Beiſpiele ohne alle Zeichnung, die alſo ganz weiß auf dem Rücken ſind. Sie erreichen eine Länge von 4 Zoll und werden in Oſtindien auf Jamaika und den Franzöſiſchen Inſeln gefunden.

Die flach geſtrickte Sturmhaube, die gestrickte Bettdecke, der geſchuppte Helm, Buccinum decussatum Linn.; Fr. le Casque [illegible]vé. Sie iſt kreuzweis geſtreift, hat keine Knoten, aber viereckige Schuppen, eine gezahnte Mündung und einen zurückgebogenen Schwanz. Man [illegible]et dieſe Conchylie an dem Gitter, welches die

kreuzweis laufende Streifen bilden, und unterscheidet sie dadurch von der Bettdecke. Die Mündungslippe ist vorzüglich stark, breit und gerunzelt. Die Farbe ist entweder ganz weiß, oder man gewahrt auf weißem Grunde braune Würfel oder geschlängelte Flammen. Man findet sie in dem Afrikanischen und Mittelländischen Meere.

Das glatte oder gestreifte Gartenbettchen, Buccinum areola Linn.; Fr. le Casque traité. Sie hat eine einigermaßen gestreifte Schale, vier Reihen Würfel, eine gezahnte Mündung, und einen zurückgebogenen Schwanz. Der Bau ist bei allen gewölbt, und der Zopf ragt mehr oder weniger, oft überaus spitzig hervor. Die Spindellefze hat unten, in der Gegend der Nase, starke Falten und zuweilen auch Knötchen. Sie erlangt eine mittlere Größe, nicht leicht über 3 Zoll, und wird in Indien, auf Amboina, im Mittelländischen Meere, und in Java häufig gefunden.

c) Mit plattem Gewinde:

Die rothe Helmschnecke, die rothe knotige Sturmhaube, der glühende Ofen, Buccinum rufum Linn.; Fr. le Casque roux, le Turban rouge. Die Schale dieser Conchylie ist knotig, die Lippen sind breit, aufgetrieben, glatt, gegen die Mündung sind sie gefurcht, und von schöner, sehr lebhaft rother Farbe. Man findet sie auf Amboina, China, Tranquebar, und den Friedrichsinseln.

Die Knotenhelmschnecke, das vollständige Türkische Papier, Buccinum tuberosum Linn.; Fr. le Casque triangulaire. Die innere Lefze dieser Conchylie bildet in einem gewissen Zeitraume ein großes plattes Dreieck, dessen Spur noch übrig bleibt, wenn auch die Schale darüber hinauswächst. Diese auf einander folgenden Spuren ge-

b[illegible]ewinde eine dreieckige Gestalt. An der L[illegible].n großer brauner Fleck. Die Windungen sind nach oben zu knotig. Sie erlangt eine Größe von 10 Zoll und wird in Westindien und auf Jamaika häufig gefunden.

Die gehörnte Helmschnecke, die gestrickte Sturmhaube, die punktirte Sturmhaube, Buccinum cornutu[illegible] Linn.; Fr. le Casque tricoté, hat eine bauchige Schale, aus deren Mittelpunkte die obern Windungen hervorsteigen. Die Schale ist mit einer Menge von vertieften Punkten bezeichnet, welche wie Maschen aussehen. Sie hat zwei glatte längslaufende Bänder, und oben auf jeder Windung eine Reihe von Höckern. Die Mündung ist weiß. Bei zunehmendem Alter wird die innere Lefze zu einer großen Scheibe vergrößert, und die Höcker verwandeln sich in starke Stacheln.

Die knotige Helmschnecke, die knotige Schellenschnecke, Buccinum echinophorum Linn.; Fr. le Casque à tubercules allignés. Sie hat eine mit vier knotigen Rippen umgebene Schale und einen hervorragenden Schwanz. Ueberhaupt ist der Bau eyförmig, die Windungen pyramidenförmig, der Schwanz verlängert, aber zurückgebogen und in die Höhe gekrümmt. Die Schale hat Querstreifen, und ausser diesen vier, auch zuweilen fünf Rippen, die ebenfalls gestreift, dabei aber zugleich knotig sind. Die Farbe ist bräunlich, und die Knoten sind weiß, wenigstens heller, als die Grundfarbe. Man findet sie häufig im Adriatischen und Mittelländischen Meere.

Die gefaltete Sturmhaube, Buccinum plicatum Linn. Sie ist oben schwach gefalten, kreuzweis unregelmäßig und unkenntlich gestreift, hat eine gezahnte Mündung, und einen zurückgebogenen

Schwanz. Die Farbe ist grau oder röthlich, und man findet sie auf Jamaika, jedoch nicht häufig.

Die geflammte Sturmhaube, das ächte Attalische Kleid, Buccinum flammeum Linn., Vestis attalica; Fr. le Drap d'argent. Sie ist einigermaßen gefalten und gekrönt, hat seine gezahnte Mündung und einen in die Höhe gerichteten oder gebogenen Kanal. Der Mündungssaum hat von außen sieben schwarze Flecken, inwendig aber starke stumpfe Zähne. Die Spindellefze hat aber lange weiße Querrippen. Die Nase ist so stark in die Höhe nach der Rechten zu gebogen, daß sie fast die Schale berührt. Die ganze Schale ist auf weißem Grunde hell- und dunkelbraun geflammt. Sie kommt aus Westindien. Schröter's größtes Exemplar war beinahe 5 Zoll lang. Sie sollen viel seltener kleiner, als von der angegebenen Größe gefunden werden.

E. Die Schale aus einem einzigen spiralgewundenen Stücke bestehend, mit unten ausgeschnittener Mündung. — Der Ausschnitt dient bei den Geschlechtern dieser Abtheilung, wie der Kanal bei dem der vorigen, die Röhre nach außen zu bringen, wodurch das Thier athmet.

Die Kinkhörner, Buccina; Fr. les Buccins. Bei diesen ist das Gewinde mehr oder weniger vorspringend, die Schale eyrund oder länglich, die Mündung weit, unten mit einem großen Ausschnitte geendiget. Es giebt Gattungen:

a) Mit bauchiger Schale, deren letzte Windung sehr convex und der Länge nach gestreift ist. Man nennt sie gewöhnlich Tonnen, Tonnenschnecken, Bauchschnecken.

Das Rebhuhnkinkhorn, das Rebhuhn, die Ballschnecke, Buccinum perdix Linn.; Fr. la Perdrix. Die Schale dieses Kinkhorns ist

eyförmig aufgeblaſen, und nur einigermaßen gewölbt, hat weiße Wellenlinien und eine zahnloſe Mundöffnung. Die Rippen, die über den Körper laufen, ſind ſehr flach, und ſo auch die dazwiſchen liegende Furchen, die faſt ſo breit, als die Rippen ſind. Die Farbe iſt braungelb, mit weißen Federn, welche, wenn man die ganze Schale betrachtet, wellenförmig erſcheinen. Man hat aber auch Beiſpiele mit großen weiten Flammen. Sie erlangen eine Größe von 6 Zoll, und werden in Weſtindien auf Guinea, und in Oſtindien auf Amboina und Jamaika gefunden.

Das Einhornkinkhorn, Buccinum monodon Linn.; Fr. la Licorne. Die ſchuppigen Rippen laufen der Länge entlang, an der Mündung, nahe bei dem Ausſchnitte, ſteht an deren äußerem Rande ein lang hervorſpringender Stachel.

Das gewäſſerte oder marmorirte Kinkhorn, die Tonne, das Oelfaß, Buccinum olearium Linn., Cochlea pennata; Fr. la Pelure d'oignon. Die Schale dieſer Conchylie iſt abgerundet, und mit platten Querrippen, die eine erhöhete Linie trennt, umgeben. Die Mundöffnung hat keine Zähne. Die Schale iſt dünn, die Mündungslefze ſcharf, ſchneidend und ohne Saum. Sie haben auf bräunlichem oder braunem Grunde mehr oder weniger hellere oder dunklere Flecken und Wolken, einige erſcheinen bloß einfarbig. Sie kommen aus Oſtindien, und werden nicht leicht vier Zoll lang.

Das Schellenkinkhorn, Schellenhorn, der Helm, Buccinum galea Linn.; Fr. la Tonne cannelée. Die Schale des Schellenkinkhorns iſt etwas eyförmig, der Bau aufgeblaſen, und mit Rippen verſehen, die ſich am Fuße der erſten Windung in zwei zerſchneiden. Die Mundöffnung

hat keine Zähne. Ueberhaupt ist diese Schnecke bauchig und fast kugelrund. Man findet sie mehrentheils von weißgelblicher Farbe in dem Mittelländischen und in dem Adriatischen Meere.

Das dicklippige Belkinkhorn, das Belhorn, der Apfel, Buccinum pomum Linn.; Fr. la grosse Levre, la Perdrix à grosse levre. Die Schale dieser Conchylie ist eyförmig und mit platten Rippen umgeben; sie hat eine gezahnte Mundöffnung. Die Windungen sind weiß und die erste hat zwölf bis vierzehn erhabene Rippen, welche gelblich sind. Die letzte Windung ist vorzüglich glänzend. Die Grundfarbe ist weiß und glänzend, und mit matten oder lebhaften gelben oder röthlichen Flecken häufiger oder sparsamer besetzt. Sie werden ungefähr 3 1/2 Zoll lang, und in Java, Neuspanien und auf Amboina gefunden.

Das gefleckte Weinfaßkinkhorn, das Faß, Buccinum dolinum Linn.; Fr. la Tonne dentelée. Der Bau ist eyförmig, und mit platten oder wenig erhabenen Rippen umgeben, die nicht zu nahe bei einander stehen, und hat einen hervorragenden Kanal oder Schwanz. Man gewahrt übrigens an vielen Beispielen, daß der Bau nicht gleich ist; denn die eyförmige Figur ist manchmal abgerundeter, die Rippen sind abgerundet, oder flach, die dazwischen liegenden Furchen sind zuweilen ganz glatt, zuweilen mit schmälern Rippen, die mit erhöheten Faden eingefaßt sind, versehen. Der Kanal ist an manchen Beispielen länger, an manchen kürzer; die Windungen ragen nicht zu weit hervor, und sind tiefer oder flächer ausgekehlt. Der Farbe nach sind einige ganz weiß, andere auf den Rippen vorzüglich braun gefleckt. Es giebt einige von ansehnlicher Größe. Man findet sie in dem Sicilianischen

und [illegible]jen Meere, auch an der Küste von Tranquevar.

b) Mit bauchiger Schale und vorspringenden Rippen quer über die Windungen (Harfen).

Das gemeine Harfenkinkhorn, die Harfe, Davidsharfe, Buccinum harpa Linn.; Fr. la Harpa ordinaire. Die Rippen dieser Conchylie sind roth und weiß, die Zwischenräume weiß mit braunen wellenförmigen Flecken, und in die Quere gestreift. Martini giebt folgende Abänderungen der Harfe an. 1) Die große Davidsharfe, welche vorzüglich breite Rippen hat, die gefleckt und gestreift sind, und die Zwischenräume haben röthlich braune eingefaßte federförmige Zeichnungen auf weißem Grunde. Der Bauch ist kastanienbraun. 2) Die große Spitzharfe. Sie hat schmälere Rippen und nur einzelne schwarze Querstriche auf denselben, die Furchen aber haben matte federförmige Zeichnungen. Der Bauch ist braun. — 3) Die edle Harfe. Sie hat auf den Rippen keine Würfel, sondern bloß Querstriche, höchstens drei nebeneinander; die Zwischenräume sind häufig federförmig gezeichnet, und mit feuerrothen Würfeln unterbrochen. Der Bauch ist ebenfalls braun. — 4) Die edle rosenfarbige Harfe. Die Rippen sind schmal, und man gewahrt, außer den federförmigen Zeichnungen, eine Menge rosenrother Würfel. Der Bauch ist zum Theil schwarzbraun. — 5) Die kleine edle Harfe. Sie ist kleiner, als die vorhergehende, ihre Rippen haben häufige Querstriche und unmerkliche Zacken. — 6) Das Amuretchen, der kleine Chrysant. Sie sind klein, schmal, haben schmale [illegible] auf denselben die feinsten Querstreifen, zwi[illegible] Rippen schöne federförmige Zeichnungen

und Flecken. Die Harfen erlangen eine Länge von 4 bis 5 Zoll, werden in Indien, Bengalen, auf der Insel Mauritius, auf Amboina, auf der Küste Koromandel ꝛc. gefunden, und sind gemein.

Die vielgerippte Harfe, das gerippte Buccinum, Buccinum costatum Linn.; Fr. la Harpe cannelée. Der Bau dieser Conchylie ist dem Bau der Harfe ganz gleich, daher sie auch Linné für eine bloße Abänderung der vorhergehenden Gattung hält; sie unterscheidet sich bloß durch die enge beisammenstehenden Rippen. Außerdem fehlen ihr die Striche, Flecken und Flammen, die sonst den Davidsharfen eigen sind. Man hat aber doch zwei Abänderungen, davon die eine gelbröthliche breite Striche hat, welche wie Bänder über die Schale laufen, die andere aber bunt und wie marmorirt ist.

c) Mit bauchiger Schale und einem kleinen hohlen Kanale über dem Ausschnitte in der Mündung. Es sind Brügières Purpurschnecken.

Das Pontische Kinkhorn, der Rudolphus, die Rudolphusschnecke, die Persische Schnecke, Buccinum persicum Linn., Cochlea patula; Fr. le Buccin persique, la Conque persique. Es hat eine rauhe dicke Schale, eine gezähnelte Mündungslefze, und eine flache Spindel. Die Farbe ist braun mit der Länge der Windungen nach laufenden schwarzen und weißen Streifen und Schnürchen. Sie werden beinahe 4 Zoll lang, sind nicht sehr gemein, und werden in dem Asiatischen Meere, in Indien, in dem Persischen Meerbusen, und auf Amboina gefunden.

Das Maulbeerkinkhorn, Buccinum morus Linn.; Fr. la Mure. Die Schale ist rund,

aber viel flächer, die Mündung weiter, und die
des Bauches oder die Spindelſeite wie eine
oder wie ein halber Mond ausgeſchweift.
ist ſtark und hat, außer den angefü
reihen, auf dem Rücken ſchwarze platte
und zwiſchen ihnen weiße Linien.
Knot den aber abgerieben
Man auch weißliche Querbä
gewöhnlich Rand der Mündun
eingekerbt und das Uebrige ſpielt ins W
Die Spindelſeite iſt ſ f, und läßt eine tiefe R
hinter ſich. Dieſer il der Schale iſt brau
gefärbt. Sie werden bis zu 4 Zoll groß,
auf Barbados in Afrika, Senegal und in Am
auf Jamaika zu Hauſe, und eben nicht gemein.

Der Gelbmund, der Carneolm
Buccinum haemastoma Linn. Er hat eine e
knotige Schale, einen inwendig geſtreiften Li
ſaum, eine etwas breite Spindelleſze und eine
ben Schlund. Die äußere Farbe iſt unanſeh
braun oder grau, zuweilen mit dunkelbraunen
nen horizontalen Strichen belegt. Die Spind
etwas weit. Man findet dieſe Conchylie bis
Zoll lang im Mittelländiſchen

die Mündung ungezahnt, andere haben eine starke Schale und eine gezahnte Mündung. Die Farbe ist an einigen weiß, an andern grau oder aschfarbig, oder gelblich, und einige haben Querbänder. Das Thier führt einen weißen, gelben und schwarzbraunen klebrichten Saft bei sich, der, wenn man Leinen- und Wollenzeug damit bestreicht und in der Sonne trocknen läßt, eine purpurrothe überaus dauerhafte Farbe annimmt. Man findet diese Conchylie in den Europäischen Meeren, in Schweden, Dännemark, Frankreich, England, auf den Canarischen Inseln ꝛc.

Der kleine Smaragd, Buccinum smaragdulus Linn.; Fr. l'Emeraude. Die Schale ist eyförmig zugespitzt, überaus glatt, und hat eine etwas platte und dunkel gefaltete Spindel. Sie hat nach Argenville eine Perlenmutter, die ins Grüne fällt. Ihr Gewinde und Auge hat eine sehr schön grünschillernde Farbe, und die Mündung ist gezahnt.

d) Mit bauchiger Schale und spitzigem Gewinde.

Das Treppenkinkhorn, Buccinum spiratum Linn.; Fr. la double Spire. Es ist glatt, mit spiralgewundenem Nabel und einem Kanale auf der Vereinigungslinie der Windungen. Die Farbe ist weiß, mit bräunlich gelben Flecken. Linné zählt hierher zwei verschiedene Abänderungen, nämlich: Den Christianshafner Thurm, die weiße genabelte, braunroth gezeichnete und gefleckte Fischreusse, und die länglich genabelte Fischreusse mit braunrothen Flecken. Die erste Konchylie wird etwa 2 Zoll lang, kommt aus Coromandel in Ostindien, und ist nicht selten; die letztere kommt aus China, und ist seltner.

Das Achatkinkhorn, der gelbe Bött-

chersbohrer, Buccinum glabrum Linn.; ſ. unter Kinkhorn, Th. 37, S. 904.

Die ſchwarze Bohne, Buccinum praerosum Linn.; ſ. daſelbſt, S. 904.

c) Eckigte:

Die wellenförmige Fiſchreuſſe, das Eckhorn, Buccinum undosum Linn.; ſ. Th. 37, S. 905.

Der Manchettenmurex, die Neptunusmanſchette, das Bezoar-Buccinum; Buccinum Bezoar Linn. Er hat einen etwas runden Bau; eine runzlichte Schale, blätterichte Windungen und eine durchbohrte Spindel. Ueber die Schale laufen ſtarke Querſtreifen, die Länge herab aber feine gerunzelte Streifen, und auf dem Rücken liegen drei hohle Zackenreihen. Inwendig ſpielt die Farbe ins Gelbe, die Mündungsſpitze aber hat braune Striche, von außen iſt die Schale auf ſchmutzig gelbweißem Grunde braun melirt, aber unanſehnlich gefärbt. Man findet ſie in China.

Das Spitzbergiſche Kinkhorn, Buccinum glaciale Linn.; ſ. Th. 37, S. 905.

Das Nordiſche Kinkhorn, das Wellenhorn, das Bartmännchen, Buccinum undatum Linn., ſ. daſelbſt, S. 905.

Das gegitterte Kinkhorn, Buccinum reticulatum Linn.; ſ. daſelbſt, S. 906.

Das Glanzhorn, Buccinum nitidulum Linn.; ſ. daſelbſt.

Das glatte Horn, Buccinum laevigatum Linn.; ſ. daſelbſt.

f) Mit gethürmter Schale. Brügières Schrauben.

Das Doppelſchraubenkinkhorn, Buccinum dimidiatum Linn.; Fr. la double Vis lisse. Die Schale dieſer Conchylie iſt glatt, hat ein langes

spitzes Gewinde, und eine einzige, der Länge der Windungen nach laufende Furche. Schröter's Beispiel war gelb mit blaßweißen geraden Strichen.

Das gestreifte Doppelschraubenkinkhorn, die Stahlnadel mit verdoppeltem Gewinde, Buccinum duplicatum Linn.; Fr. la double Vis rayée. Der Bau ist thurmförmig, und die verdoppelten Windungen sind gestreift. An guten Beispielen ist die Farbe braun, die Farbe der Gürtel aber viel heller, und auf der ersten Windung sieht man ein schmales weißes Band; an andern ist die Farbe stahlgrau, und wenn sie etwas gelitten haben röthlich. Sie werden über 4 Zoll lang und kommen aus Ostindien.

Das große dicke Tiegerbein, die Pfrieme, Buccinum maculatum Linn.; Fr. le Cloud, la Vis grande, l'Alene. Es hat einen thurmförmigen Bau, der sich dem spindelförmigen nähert; die Windungen sind glatt, ungetheilt, und durch gar keine Furche von einander getrennt. Diese Conchylie hat zwar einen langen gestreckten pfriemenförmigen Bau, welcher aber zugleich dick und aufgeblasen ist. Der weit ausgeschnittene Kanal hat hinter sich eine Furche, und vor dieser einen Wulst, der bis an die Spindel reicht. Man gewahrt auf gelblichem Grunde nicht nur einige weiße Bänder, sondern auch auf jeder Windung einige Reihen braunrother Flecken, von welchen die obern größer sind, als die untern. Sie erhalten wohl vierzehn, auch wohl mehr Windungen, eine Länge von 8 Zoll und werden in Asien, Afrika, im Persischen Meere und auf Amboina gefunden, und sind nicht selten.

Das dünne Tiegerbein, Buccinum subulatum Linn.; Fr. la Vis tigrée. Es hat einen thurm- und pfriemförmigen Bau, eine glatte Schale, und Windungen, die ununterbrochen bis zur

Endſpitze fortgehen. Die Farbe iſt blaßgelb, worauf ſich braune Flecken befinden, die in einer ſolchen Richtung ſtehen, daß der eine Fleck der folgenden Windung am Winkel des Flecks der vorigen Windung ruht. Vom Buccinum maculatum unterſcheidet es ſich durch ſeine weniger bauchige Form. Das Tiegerbein erreicht eine Größe von 5 Zoll, und wird in Indien, auf Amboina und auf den Molukken gefunden. Es iſt nicht ſelten.

Die gekrönte oder gekörnte Pfrieme oder Nadel, Buccinum crenulatum Linn. Der Bau dieſer Conchylie iſt thurmförmig, und von den Windungen iſt jede durch eine Linie gleichſam in zwei abgetheilt, und am Rande eingekerbt. Die Grundfarbe iſt fleiſchfarbig, auch zugleich bräunlich; man findet aber die mehrſten ausgebleicht, und folglich weiß. Sie erreichen die Größe von 5 Zoll, und werden in den Afrikaniſchen Meeren, auch zu Madras und an den Ufern der Nicobariſchen Eylande gefunden.

Die gedruckte Nadel, Buccinum hecticum Linn. Die Schale iſt thurmförmig, die Windungen ſind durch eine Linie in zwei Theile getheilt, der obere Rand iſt gedrückt, und dadurch niedriger, als der untere. Dieſe Conchylie, welche durch das braungefleckte Band, welches ſich am Fuße jeder Windung befindet, kenntlich iſt, indem übrigens die ganze Schale weiß iſt, iſt ſelten, wird 4 Zoll, auch wohl etwas darüber, lang, und findet ſich im Afrikaniſchen Meere.

Die gekerbte Nadel, die weitmündige Schraubenſchnecke mit gekerbtem Gürtel, Buccinum vittatum Linn.; Fr. le Rafel. Dieſe Nadel hat einen thurmförmigen, jedoch mehr eyförmigen Bau, die Schale iſt einigermaßen geſtreift, und in jedem Winkel der Windungen gewahrt man

zwei gekerbte Einschnitte. Sie ist weiß und hat weit auseinander stehende Querstreifen. Die Farbe ist bei einigen bläulich, und fällt in das Aschgraue, und dann der Gürtel weiß, bei andern ist die Grundfarbe weiß, die obern Windungen aber sind röthlich, grau oder bläulich. Eine Abänderung hat statt des gekerbten Gürtels eine tief einschneidende Furche. Man findet sie an den Küsten Afrikas und auf Tranquebar eben nicht selten. Sie werden etwas über 2 Zoll lang.

Die geflochtene Nadel, die granulirte Nadel, Buccinum strigulatum; Fr. l'Aiguille tressée. Der Bau dieser Conchylie ist pfriemen- oder nadelförmig, folglich dünn und lang gestreckt. Ueber die Windungen laufen feine Querstreifen, und dann liegt am Fuße einer jeden Windung erst ein schmaler und dann ein breiter, mit schrägen Streifen versehener Gürtel. Der schmalere Gürtel ist an manchen Beispielen sehr unkenntlich. Die Farbe ist manchmal strohgelb, manchmal braun. Nach Linné sollen sie nur sechzehn Windungen haben; allein Schröter hatte Beispiele mit einigen zwanzig Windungen, bei einer Länge von 2 3/4 Zoll, welche Länge man aber selten überschritten findet. Man findet sie im Asiatischen Meere, auf Amboina, und auf Tranquebar.

Die Lanzette, der Pikenier, Buccinum lanceatum; Fr. l'Alene. Der Bau dieser Conchylie ist gestreckt, die Windungen laufen spitzig, thurmförmig zu, und sind bloß durch einen Einschnitt von einander getrennt. Die dunkelgelben Striche ruhen auf einem weißgraulichen Grunde. Die Schale ist zart und durchsichtig. Nach Linné ist Indien das Vaterland dieser Conchylie.

Die Dornnadel, Buccinum murinum Linn. Sie hat einen thurmförmigen Bau, etwas winkliche

Windungen, und auf jeder Windung drei knotige oder gedornte Querstreifen. Sie ist von Farbe schwarz, unten aufgeblasen und höckerig, und im Winkel jeder Windung liegt oft ein weißes Band. Afrika ist das Vaterland.

h) Schwielichte, die an ihrer Spindel einen breiten starken Saum haben.

Das große Kufferhorn, die Dosenschnecke, Buccinum arcularia Linn., Arcularia major; Fr. le Casque ventru, le Casquillon, l'Arculaire, s. auch Th. 54, S. 540. Diese Conchylie hat nach Linné eine mit Knoten gekrönte Schale, und einen breiten erhabenen oder starken Spindelsaum; nach andern Conchyliologen ist die Schale bauchig und mit feinen Querstreifen versehen. Manche sind weiß oder grau, andere bräunlich oder braun, mit und ohne einer weißen Binde. Schröter hatte eine röthliche Abänderung mit breitem weißem Bande. Man findet sie häufig auf Java und Amboina.

Das braune Kufferhörnchen, das Brünettchen, Menschen, Buccinum pullus Linn. Diese Conchylie ist kaum halb so groß, als die vorhergehende, hat eine aufgeblasene, schräg gestreifte Schale, und einen breiten ungleichen, aber ausgebreiteten starken Spindelsaum. Sie ist rostfarbig und hat eine weiße Querbinde; es giebt auch Beispiele von röthlicher Farbe, mit zwei Bändern, auch nur mit einem Bande. Man findet sie im Mittelländischen Meere.

Das bucklichte Kufferhörnchen, der Buckel, Buccinum gibbosulum Linn. Die Schale ist ganz glatt und nicht nur stark aufgeblasen, sondern hat auch nach der rechten Seite zu einen Höcker. Die obern Windungen ragen regelmäßig hervor. Der Lippensaum ist breit, und geht

bis zur Endspitze der Schnecke hinauf, und eben so läuft auch der breite bucklichte Spindelsaum zur Endspitze. Die Windungen liegen daher bis zur Hälfte in den Saum eingedrückt. Beide Säume sind glatt. An Farbe sind sie schneeweiß, aber auch gefärbt und marmorirt. Man findet sie in dem Mittelländischen Meere, in Ostindien, und in Indien.

Das veränderte Kufferhörnchen, die Aftersturmhaube, Buccinum mutabile Linn. Die Schale dieser Conchylie ist glatt, wird aber bei zunehmendem Alter runzlicht, die Windungen erscheinen sehr verengert, und der Spindelsaum ist nur gewissermaßen ausgebreitet. Die jungen Schalen sind glatt und blaßgelb, und die Windungen sind an dem obern Rande jeder Windung weiß und roth, jedoch sehr bleich. Der Zopf ist schmal oder vorragend, jedoch so, daß die Windungen auf das Deutlichste von einander unterschieden sind, und zwar durch die Länge der Schale; wird sie dagegen alt, so ist sie die Länge herab gerunzelt, grau und undurchsichtig. Der Spindelsaum ist unten ausgebreitet und ziemlich stark.

Das neritenartige Casquet, Buccinum neriteum Linn. Diese Conchylie hat die Größe einer Erbse, die Gestalt einer Nerite, ist fast rund, conver, glatt, abgestumpft und blaßgelb. Im Winkel jeder der Windungen liegt im Einschnitte derselben eine rothe Linie; unten ist sie etwas platt, weiß und bucklicht. Die Mündung ist unten ausgeschnitten, wodurch sie sich von den Neriten unterscheidet. Man findet sie im Mittelländischen Meere. S. auch Th. 54, S. 546.

Ausser diesen hier angeführten Gattungen und Abänderungen der Buccinen, giebt es nun noch mehrere, welche Linné nicht angeführt hat, die aber hier wegen Beschränkung des Raumes übergangen

werden müssen. Man findet sie in Schröter's Einleitung in die Conchylienkenntniß, 1r Bd., 1783, S. 356 u. f.

Die Walzenschnecke, Volutae; Fr. les Volutes. Ihre mehr oder weniger verlängerte Mündung endiget sich unten in einen breiten Ausschnitt. Die Spindel ist wie gefaltet, das heißt, von einigen starken Vertiefungen spiralumwunden. Das Thier selbst ist ein Bauchfüßler mit zwei Hörnern oder Fühlfäden. Sowohl das Maul, als die Respirationsröhre verlängern sich wie ein Rüssel. Es giebt Walzenschnecken a) mit kurzem und zugerundetem Gewinde, eingentlich bauchigt, die sogenannten Kahnschnecken, die Krünitz, Th. 32, hierher verwiesen hat.

Die Mohrenkrone, Voluta aethiopica; Fr. la Couronne ethiopique. Die Schale dieser Conchilie ist eingebogen oder ausgeschnitten, und bauchigt, der Wirbel ist gekrönt, und mit hohlen Stacheln besetzt, die Endspitze ist warzenförmig, und die Spindellefze hat vier Falten. Es giebt von dieser Gattung mehrere Abänderungen. Ueberhaupt kommen alle Gattungen dieser Schneckenfamilie darin überein, daß sie sehr bauchig sind, eine weite ausgeschweifte Mündung, keine eigentliche Windung, sondern statt derselben eine Warze, und an der Spindel Falten haben, woher sie auch den Namen der Kahnschnecken führen. Die Mohrenkrone ist an ihren Stacheln kenntlich genug. Die Abänderungen sind dem Bau nach viel kürzer und bauchigter, andere länger und schmäler. Bei einigen sind die Dornen vorzüglich lang, bei andern kürzer, auch wohl ganz kurz, manchmal schmäler, manchmal breiter. Der Farbe nach ist solche auf mancherlei Art auf gelblichem Grunde gefleckt und marmorirt, manche haben auch Bänder, die aber unterbrochen sind, und aus

einzelnen Würfeln bestehen. Sie werden zum Theil 7 auch wohl 8 Zoll lang, und sind nicht sehr gemein. Man findet sie im Persischen Meere, auf der Insel Key in Asien, auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung ꝛc.

Die Neptunskreuzwalze, der Kahn, die Kahnschnecke, der Neptunslöffel, Voluta cymbium Linn; Fr. le Cuiller de Neptune, la Tasse de Neptune. Diese Conchylie ist sehr groß, glatt, bräunlich gelb, die Vereinigung der Windungen bildet einen tiefen Kanal oder eine Art von Graben, welcher sich um das ganze Gewinde dreht. Die Spindel hat zwei große Falten; die Mündung ist sehr weit. Man findet sie in Afrika, auf Senegal, in Guinea, in Curacao, und in dem Spanischen Meere. Sie sind, besonders die marmorirten, nicht selten.

Die Philippinische Kahnschnecke, Voluta olla Linn.; Fr. la Tonne à mammelon. Sie hat eine eingebogene oder ausgeschnittene bauchigte Schale, geglättete Windungen, die sich in eine Warze endigen, und eine mit vier Falten versehene Spindellefze. Schröter sagt, daß man sich bei dieser Conchylie mehr an die Natur, als an Linné halten müsse. Diese Gattung hat mit der vorhergehenden viel gemein, der Unterschied besteht nur: 1) in dem Bau der Schale, welcher ungleich breiter, als an der vorhergehenden ist. 2) In den Windungen, welche da, wo sie anfangen, zwar auch eine Hohlkehle haben, die aber sehr schmal und ungleich tiefer ist; ihr Rand ist auch nicht scharf, sondern mehr abgerundet. 3) In den Falten, indem sie gemeiniglich nur zwei, selten drei Falten haben. Uebrigens sind sie einfarbig, gelblich oder röthlich, oder braun marmorirt. Die Letzteren sind eine große Seltenheit, die Ersteren sind schon gemeiner. Sie

erlangen nur eine mittlere Größe, höchstens von 4 Zoll, und werden auf den Philippinischen Inseln, auf Curacao, auf Senegal, in dem Spanischen Meere, und sonst in Westindien gefunden.

b) Mit etwas spitzig erhabenem Gewinde, das nämlich in eine mehr oder weniger verlängerte Röhre oder Nase ausgeht, also spindelförmig ist.

Das Schnepfchen, Voluta tringa Linn. Die Schale der Schnepfe ist sehr wenig ausgeschnitten, länglich und glatt, die Spindel hat drei Falten, und die Mündungslefze hat inwendig schwache Zähne. Die Schale ist glänzend weiß und braun gewölbt. Man findet sie in dem Mittelländischen Meere.

Das Hörnchen, die Krähe, Voluta corniculata Linn. Die Schale des Hörnchens ist unmerklich eingebogen oder ausgeschnitten, länglich und hornartig, der Zopf ist verlängert, die Spindellefze hat vier Falten, und die Mündungslefze hat weder Saum noch Zähne. Ihre Farbe gleicht durchgängig der Farbe des Horns, jedoch ist auch eine schwarze Abänderung vorhanden, die ganz schwarz ist; die Mündungslefze ist weder aufgeworfen oder verdickt, noch gezahnt. Die Mehrsten dieser Conchyliengattung sind glatt, wenige haben feine Querstreifen; denn hier ist das eine gelbbraun, fast röthlich, das andere gelblich in das Braune spielend geflammt, und das dritte hornfarbig, mit zwei weißen bleichen Querbändern. Man soll sie im Mittelländischen Meere finden; auch in Guinea.

Die Jungfrau, die Mennonitenvolute, Voluta virgo Linn. Die Schale dieser Volute ist nicht eingebogen, oder ausgeschnitten thurmförmig gefalten und quergestreift, die Spindel ist offen und hat drei Falten. Nach Linné ist sie einen Zoll

lang, hat schwache Falten, ungefähr zwölf Vertiefungen, ist quergestreift, und unten gegittert. Die zehn Windungen haben zwei Bänder, davon das untere weiß, das obere aber roth ist. Eine rothe Linie trennt die Windungen und auch die Bänder. Der Kunstverwalter Spengler in Kopenhagen hat dieses Thierchen entdeckt.

Die rauhe Nadelwalze, die rauhe Bandpenne, Voluta scabricula Linn. Sie ist eingebogen oder unten ausgeschnitten, spindelförmig, gestreift und quergerunzelt. Die Spindelsäule hat vier Falten und ist durchbohrt. Die Mündungslefze aber ist gekerbt. Die Querreifen sind braun gefärbt, oft mit der weißen Grundfarbe unterbrochen. Auch hat man Beispiele, wo die Rippen auf aschfarbigem Grunde weiß sind. Man findet sie in Ostindien und auf der Küste von Tranquebar. Sie wird ungefähr 2 Zoll lang.

Die gerippte Nadelwalze, Voluta ruffina Linn. Dieses Thierchen ist sehr unmerklich eingebogen und beinahe gar nicht ausgeschnitten, spindelförmig, mit Querrunzeln versehen, die Spindelsäule hat vier Falten, und die Mündungslefze Einkerbungen. Sie ist hin und wieder roth gefleckt. Sie kommt aus Ostindien.

Der Blutsauger, die Korallenschnur, das Paternoster, Voluta sanguisuga Linn.; Fr. le Rosaire; s. Th. 108, S. 127. Diese Conchylie hat eine ausgeschnittene spindelförmige Schale, die Länge herablaufende zarte Rippen, welche durch Querstreifen durchschnitten werden, eine mit vier Falten bewaffnete Spindel, und eine glatte Mündungslefze. Ueber die Mündung hinweg laufen gemeiniglich rothpunktirte Bänder. Die Furchen sind zuweilen roth gemalt, und andere haben feine braune und weiß abwechselnde Querbänder; gemei-

niglich haben ſie blutrothe Punkte Bandweiſe über die Windungen laufen, wo gewöhnlich immer zwei Reihen bei einander ſtehen, jedoch fehlen auch dieſe Punkte an manchen Beiſpielen gänzlich. Das Mittelländiſche Meer, vorzüglich aber Oſtindien iſt ihr Vaterland.

Die braune Bandnadel, der Neger von der Kafferküſte, Voluta caffra Linn.; Fr. la fausse ou petite Mitre. Dieſe Nadel hat eine eingebogene oder ausgeſchnittene ſpindelförmige, runde, platte Schale, die Windungen ſind gefaltet und geſtreift, und die Spindel hat vier Zähne, unter welchen der eine unkenntlich iſt. Die Abänderungen dieſer Conchylie betreffen theils die Farbe, welche ſchwarz, violett oder gelb mit weißlichen Bändern gefärbt iſt, theils den Bau, der entweder einigermaßen gefalten iſt, oder ganz unkenntliche Falten hat. Die Anzahl und Breite der weißen Bänder iſt ſich nicht gleich, auch ſetzen die Windungen bald weniger, bald merklicher ab. Die Grundfarbe iſt dunkel. Die erſte Windung iſt zuweilen ganz glatt, zuweilen hat ſie einige unmerkliche Falten. Daſſelbe muß man auch von den obern Windungen ſagen. Sie werden 2 1/2 Zoll lang und gehen in eine ſcharfe Spitze aus. Je dunkler ihre Grundfarbe iſt, um ſo ſchöner nehmen ſie ſich aus. Man findet ſie im Aſiatiſchen Meere. Sie ſind nicht gemein.

Die ſchwarze Bandnadel, der gezahnte Moor, Voluta moria Linn. Die Schale dieſer Conchylie iſt nur ein wenig gebogen oder ausgeſchnitten, ſpindelförmig, rund und glatt, und ihre Spindel hat drei Falten. Uebrigens iſt ſie der vorhergehenden ganz ähnlich.

Der Fuchs, Voluta vulpecula Linn. Die Schale dieſer Conchylie iſt eingebogen oder ausgeſchnitten, etwas winklicht, aber ohne Knoten und

quergestreift, die Spindel hat vier Falten, und die Mündung ist inwendig gestreift. Ueberhaupt ist der Bau dieses Thürmchens lang und schmal, der Rükken und alle Windungen sind gerippt, welche Rippen aber ganz rund sind. Die Querstreifen sind an der Nase am sichtbarsten. Die Farbe ist fuchsroth oder gelb, heller oder dunkler, einige haben aber dunkle Bänder. Sie wird an 2 Zoll lang und kommt aus Ostindien.

Die Faltenwalze, das gerippte Thürmchen, Voluta plicaria Linn.; Fr. le Minaret à cotes de vive arrete. Sie hat eine eingebogene, spindelförmige gerippte Schale, die Rippen laufen durch alle Windungen hindurch, sind nach der Nase zu etwas schräg gebogen, oben aber auf allen Windungen etwas knotig. Die Spindel hat vier Falten, die Mündungslefze ist aber glatt. Der Grund dieser Conchylie ist weiß, und die Bänder und Faden, die bald roth, bald violett, bald aschgrau, bald grün sind, laufen über die Schale und machen diese nicht seltene Schnecke zu einer der schönsten. Sie werden über 2 Zoll lang, kommen aus Ostindien, und werden auf den Molukken und auf den Nicobrischen Eylanden gefunden.

Der braungefleckte Mönch, die brandige Pabstkrone, die Bastartmütze, Voluta pertusa Linn.; Fr. la Thiare batarde. Diese Volute hat eine ausgeschnittene, spindelförmige, gestreifte, und mit stumpfen Punkten oder Körnchen besetzte Schale, eine gezahnte Mündungslefze und eine mit fünf Falten besetzte Spindel. Auf braunem Gewinde laufen dunkle gelbbraune Streifen die Länge herab. Sie wird 3 Zoll lang, kommt aus Ostindien und wird unter die seltenen Conchylien gezählt. Einige Schriftsteller belegen eine ganz andere Conchylie mit dem Namen Voluta pertusa

welches aber der sogenannte Cardinalshut, Fr. la Cardinale ist. Die Schale ist bei dieser Conchylie ungleich breiter, bauchigter und abgestumpfter, als die vorhergehende. Sie ist durchgängig mit feinen Querstreifen versehen, auf welchem man kleine punktirte Löcherchen gewahrt; also nicht Voluta pertusa, und diese drei Stücken unterscheiden sie von der Bischofsmütze. Auf weißem Grunde gewahrt man braunrothe Flecken, die mehrentheils viereckig sind, in ordentlichen Reihen liegen, sie haben aber keine Flammen.

Die Bischofsmütze, Voluta mitra episcopalis Linn.; Fr. la Thiare episcopale. Sie ist lang und schmal, hat eine eingebogene, spindelförmige, glatte Schale, eine fein gezähnte Mündungslefze und vier Zähne auf der Spindelsäule. Die zwei ersten Mündungen sind glatt, die folgende zart in die Quere gestreift. Unter einer schmutzig gelben Oberhaut liegen auf weißem Grunde in regelmäßigen Reihen rothe, seltener gelbe, mehrentheils viereckigte Flecken von verschiedener Größe, die nicht selten zusammengeflossen sind. Sie wird an 5 Zoll lang, ist gemein, und wird in Ostindien gefunden.

Die Pabstkrone, Voluta mitra papalis Linn.; Fr. la Couronne Papale. Nach Linné soll diese Conchylie nur eine Abänderung der vorigen seyn; allein andere Conchyliologen halten sie für eine besondere Gattung. Sie hat mit der Bischofsmütze einerlei länglichen Bau, einerlei Umriß der Mündung, auch vier Falten, und eine gefleckte Schale; allein die Schale ist 1) gestreift, und von der zweiten Windung an gar mit kleinen Löchern getippelt; 2) hat sie stark absetzende Windungen und diese Windungen sind 3) gekrönt, oder am Fuße derselben mit Stacheln versehen, und 4) haben die rothen oder rothgelben Flecken nicht einerlei Form, liegen auch nicht in der strengsten Ordnung, und

viel häufiger, als bei der Bischoffsmütze bei einander. Sie wird 5 Zoll lang, und wird auf der Molukkischen Insel Cerum an den Ufern gefangen. — Eine Abänderung der Pabstkrone ist weit kleiner und hat einen längeren und schmäleren Bau, nur vier Falten, wovon die erste so unmerklich ist, daß man sagen könnte, sie hätte deren nur drei, häufigere Zacken auf den Windungen und größere, mehr zusammengeflossene Flecken. Sie wird in Batavia in Ostindien gefunden. Cüvier bringt die Bischofsmütze und die Pabstkrone unter eine besondere Abtheilung: mit ganz gethürmtem Gewinde.

Die Musikschnecke, die Notenwalzenschnecke, die Notenschnecke, Voluta musica Linn.; Fr. la Musique; s. Th. 98, S. 642. Sie hat eine gesäumte spindelförmige Schale, mit stumpfen Zacken versehenen Windungen, eine mit acht Falten versehene Spindel, und eine glatte, etwas dicke Mündungslefze. Ihre Flecken sind mit längslaufenden gelben Linien und von eckigen schwarzen Flecken bezeichnet, welche der Schnecke einige Aehnlichkeit mit einem Notenblatte geben. Die Spindel hat acht Falten. Man hat von dieser Conchylie mehrere Abänderungen. So hat man eine kleinere Art, welche einen kurzen gedrungenen Bau, und starke Zacken oder Knoten fast am Ende jeder Windung hat, und bauchigt, aber gar nicht spindelförmig ist; auch ist der Saum sehr klein, und sie hat nicht durchgängig acht Falten oder Zähne, sondern einige haben neun, andere zehn, noch andere eilf und sogar zwölf Falten. Man hat ferner eine Abänderung die länger und winklich spindelförmig ist, und kürzere und stumpfe Zacken hat. Beide unterscheiden sich auch durch die Anzahl der Linien und durch die größeren und kleineren Punkte. Die grüne Musikschnecke, welche selten ist, hat den Bau der

längern Notenschnecke, aber eine andere Zeichnung; denn man gewahret auf olivenfarbigem Grunde fünf bis acht weiße Querbänder, und auf dem ganzen Rücken und allen Windungen braunrothe Punkte. Man findet die Notenwalzen- oder Musikschnecken häufig in Jamaika, auf Barbados und den Antillen.

Der Fledermausflügel, die Fledermaus, Voluta vespertilio Linn.; Fr. la Chauve-Souris. Diese Conchylien erscheinen bald kürzer und bauchigter, bald gestreckter. Die Ersteren haben viel längere und schärfere Zacken, als die Letzteren; bei allen gewahret man aber eine Reihe von Zacken, die sich von der dritten Windung an in Knötchens verwandeln, die bis zur Endspitze fortgehen. Die Spindel hat vier Falten und die Mündungslefze ist glatt. Auf einem weißen, schmutzig gelben oder gelblich röthlichen Grunde sieht man dunkelbraune oder braunrothe Winkelflüge mit untermischten häufigeren oder seltneren Flecken, die den Flügeln der Fledermäuse gleichen sollen. Man hat sie bis zu 6 Zoll, am häufigsten aber kleiner, etwa zu 3 Zoll. Man findet sie in beiden Indien, besonders auf Amboina in Ostindien.

Die wilde Musik- oder Notenschnecke, die Hebräische Notenschnecke, Voluta hebraea Linn.; Fr. la Musique sauvage ou hebraique, l'Hebraique. Diese Conchylie hat mit den vorigen Fledermäusen eine große Aehnlichkeit, nur ist ihr Hals länger, als an den scharfgezackten Fledermäusen, und spitziger und größer, als an den kurzgezackten. Jene stehen diese Zacken ebenfalls nur auf den großen beiden Windungen, und verwandeln sich auf den folgenden in bloße Knoten. Die Windungen ragen spitziger hervor. Die Zeichnungen bestehen in braunrothen helleren oder dunkleren Querlinien, eine gerade Richtung haben, aber oft unterbro-

chen sind, und bisweilen wie Bänder erscheinen. Sie werden durch einzelne senkrechte Linien und Flammen unterbrochen. Sie erreichen eine Größe von 6 Zoll, und werden in Ostindien und in Amerika auf Jamaika gefunden.

Der zweite Morgenstern, die gezackten Schweitzerhosen, Voluta turbinellus Linn.; Fr. la grosse Culotte de Suisse. Der Bau dieser Conchylie ist kurz, die erste Windung ist vorzüglich breit, und unten läuft sie schnell schmal zu. Ueber diese Windungen hinweg laufen einige vier oder fünf Reihen Dornen, und zwischen ihnen im Mittelpunkte drei Reihen Knoten, die aber sehr schwach und kaum kenntlich sind. Die oberste Reihe hat die längsten Dornen, die über 1/4 Zoll lang, dagegen etwas gebogen, oben aber stumpf sind. Die obern fünf Windungen bilden eine stumpfe Pyramide, die aus unmerklichen Zacken besteht. Auf weißem Grunde gewahrt man hell oder dunkelbraune, breite und schmale Bänder. Die Zacken sind oben braun. Sie erreichen eine Größe von 3 Zoll und werden auf Amboina, oder im Asiatischen Meere bei Nussanna gefunden, und sind nicht sehr gemein.

Die weiße Schweitzerhose, die Vase, Voluta capitellum Linn.; Fr. l'Aigrette, l'Urne epineuse, ou la Culotte de Suisse blanche. Die Vase ist oval, sie hat Runzeln und Knoten, und ihre Spindel hat vier Falten. Ueber den Leib und über die fünf Windungen des Wirbels laufen dicke und starke Rippen horizontal herunter, die durch viele schwächere Querrippen, die aber noch immer stark genug sind, durchschnitten werden, woraus ganz natürliche Runzeln und Knoten entstehen. An jungen Beispielen kann man auch Zacken wahrnehmen, die bei älteren Beispielen nach und nach verwachsen, und sich in Knoten verwandeln. Die Schale dieser Con-

judasohr, das dreizähnigte Midasohr, Voluta auris Judae Linn.; Fr. l'Oreille de Judas. Dieſe Conchylie hat einen länglichen gedrengten oder verengten Bau, keine gerunzelte Windungen, und eine mit drei Zähnen bewaffnete Spindellefze. Nach Linné iſt es mit dem vorhergehenden ſehr nahe verwandt; der Bau iſt auch dem vorigen ganz gleich, nur iſt er ſchmäler, länglicher und wird nicht ſo groß. Die Farbe iſt braun, weiß oder braun geflammt. Der Fundort iſt derſelbe, wie bei der vorigen.

Die Drechſelwalze, Voluta tornatilis Linn. Dieſe Conchylie hat einen verengerten ovalen Bau, he , etwas ſpitzig zulau- r einen Zahn an der e iſt röthlich mit weißen Bänder angeführte Conchylie des Linné iſt den andern Conchyliologen gänzlich unbekannt.

Die Dickſchale, Voluta solidiuscula Linn. Dieſe Conchylie iſt verengert, länglichrund, undurchſichtig und geſtreift; die Windungen ragen etwas ſpitzig hervor, und die Spindellefze iſt ſtumpf oder dunkel gezahnt. Auch dieſe Conchylie wird unbeſtimmt beſchrieben. Nach Müller ſoll ſie zwei ſtumpfe Zähne haben.

Die Bleywalze, Voluta lividia Linn. Dieſe Conchylie hat einen verengerten oder gedrängten eyförmig cylindriſchen Bau, etwas hervorragende ſtumpfe Windungen, und eine mit fünf Falten verſehene Spindellefze. Die Farbe iſt ſchwärzlich oder bleyfarbig, und beſitzt blaſſe unkenntliche Querbinden, welche über die Schale hinweglaufen. Der Bau nähert ſich ſehr den eigentlichen Cylindern, nur daß der Körper bauchigter und der Wirbel ſtumpfer iſt. Dieſer Bau, die Wirbel, die fünf Zähne und

die dunklen Querbinden unterscheiden sie hinlänglich von Voluta persicula. Das Vaterland ist Afrika. Ihre Größe ist nicht viel über 1 Zoll.

Die Caffeebohne, Voluta Coffea Linn. Sie hat einen gedrängten Bau, ist glatt, die Windungen ragen stumpf hervor, und die Mundöffnung ist auf beiden Seiten gezahnt. Die Farbe fällt aus dem Schwarzen ins Bläuliche oder Bleyfarbige. Dem Bau nach kommt sie den Kegeln nahe, nur die oben verengerte Mundöffnung unterscheidet sie hinlänglich von den Kegeln.

d) Mit einem cylindrischen oder cylinderähnlichen Bau, und unten ausgeschnitten. Cüvier hat diese Gattung unter dem Namen Olivenschnecken, Olivae; Fr. les Olives, davon getrennt.

Die Porphyrwalze, das Türkische Lager, Voluta porphyria Linn.; Fr. la Porphyre marbrée, l'Olive de Porto. Diese Conchylie hat eine ausgeschnittene cylindrische glatte Schale, die Zeichnungen der Windungen sind unten nicht sichtbar, sondern wie ausgelöscht, die Mündungslefze ist im Mittelpunkte eingebogen, und die Spindellefze ist mit schrägen Querstreifen versehen. Die Schale ist wohl viermal so groß, als die der unten folgenden Olivenwalze, und hat auf röthlichem oder blaßbräunlichgelbem Grunde Zickzackfiguren, welche den Zelten eines Lagers gleichen. Sie erreicht eine Länge von fünf Zoll, auch darüber. — Eine Abänderung davon ist die bandirte Porphyrwalze, Fr. la Moirée fasciée, l'Olive satinée à bandes. Sie hat fast ganz den Bau der vorhergehenden. Der Zopf ist kürzer, die Windung des Zopfes ist stark übergeschlagen und hat einen scharfen Rand; die Windungen sind auf weißlichem Grunde geflammt. Die Zickzackfiguren sind auf weißem und bläulichem

Grunde dunkelbraun, unregelmäßiger, dunkler, häufiger oder ſparſamer vorhanden, und bilden nur hin und wieder Triangel. Die Schwüle der Naſe iſt auf weißem Grunde braun geflammt, die Zähne ſind nur auf weißem Grunde weiß, und die Mündungslefze iſt viel ſtärker eingebogen. Ueber den Rücken laufen zwei auch drei dunkle Querbänder. Dieſe Abänderung erlangt zwar auch eine ziemliche Größe, jedoch kommt ſie der vorigen an Größe nicht gleich. Das Vaterland iſt nicht angegeben.

Die Olive, die Olivenwalze, die Dattel, Voluta Oliva Linn.; Fr. l'Olive, la Datte. Dieſe Conchylie hat eine ausgeſchnittene cylindriſche glatte Schale, der Anfang des Wirbels iſt zurückgeſchlagen oder er ragt merklich in die Höhe, und die Spindellippe hat ſchräge Querſtreifen. Dieſe Gattung, die man an ihrem übergeſchlagenen Rande oben am Wirbel ſehr leicht kennt, hat in Rückſicht auf die Farbenmiſchung unzählige Abänderungen; die Buchſtabendattel zieht man aber allen übrigen vor. Martini hat dieſe Abänderungen am beſten aus einander geſetzt, obgleich es unmöglich iſt alle Abänderungen dieſer Gattung anzugeben. Unter die Oliven gehört:

1) Die Mohrin, die ſchwarze Dattel, Fr. l'Olive noire. Sie hat das Kennzeichen der Olive, aber eine ſchwarzbraune dunklere oder hellere Farbe, welche der ganzen Schale eigen iſt; nur ein kleiner Theil der Naſenſchwüle, die Spindellefze und die Mündung ſind weiß, der übergeſchlagene Saum des Wirbels iſt aber von Auſſen und von Innen grau.

2) Die braune Dattel mit Banden. Fr. l'Olive brune fasciée. Ihre Farbe iſt viel heller als an den vorhergehenden, und iſt Bandweiſe mit [illegible] viereckigen Flecken und ſenkrecht laufenden [illegible] oder Strichen geſetzt. Sie fällt auf Honigbraun und Gelbe. Man muß von dieſer Gattung

diejenigen unterscheiden, welche dunklere Querlinien über den Rücken haben. Nach Schröter sollen diese unter die seltenen Eichenholzdatteln gehören.

3) Die braune Dattel, Fr. l'Olive brune. Sie haben ganz den Bau wie Nr. a und b, und sind gemeinere Abänderungen von der vorhergehenden. Ihre Farbe ist hellbraun oder vielmehr braungelb, und sie haben größtentheils senkrechte Streifen, auch wohl auf braunem Grunde grüne und gelbe Schattirungen.

4) Die dicke milchfarbige Dattel mit olivenfarbigen Punkten und braunen Buchstaben. Sie wird höchstens 2 Zoll lang, ist vorzüglich kurz und gedrungen gebaut, auf weißem oder gelblichem Grunde gewahrt man dunkle Flecken und braune Winkelzüge, die oft Buchstaben gleichen. Hin und wieder sind auch schwarzbläuliche Flecken zu sehen, die gerade nicht in der besten Ordnung daliegen. Inwendig ist die Schale weiß.

5) Die bandirte Netznadel. Sie wird nicht leicht 2 Zoll lang, der Wirbel hat stark ausgekehlte Windungen, auf weißem Grunde sieht man nicht nur dunkle Wolken, sondern auch braune Winkelzüge, die einem Netze gleichen. Dunklere Bänder laufen über die Schale hinweg, die sehr oft, besonders ihre Bänder, stark in das Grüne spielt. Sie ist gemein.

6) Das Prinzenbegräbniß, Fr. les Funérailles de Prince, l'Olive à funérailles. Das Eigene dieser Abänderung besteht in einigen mehr oder weniger Querbändern, zwischen welchen einige dunklere irregulaire Flecken und Züge gesehen werden, welche eine Trauerprozession vorstellen sollen. Sie haben ausserdem vorzüglich flache Windungen, sonst aber verschiedene Farben. Gemeiniglich haben

sie einen gelblichen olivenfarbigen Grund; seltener sind sie mit rothbraunen Winkelzügen, und noch seltener die olivenfarbigen braunen mit breiten schwarzen Wellen besetzt. Die Prinzenbegräbnisse gehören nicht unter die gemeinsten Cylinder und werden seltener groß, als klein gefunden.

7) Die kleine Buchstabendattel, das Glimmerchen mit rothbraunen Buchstaben. Sie hat auf weißem Grunde oben ein gesleckt es Band, woraus die Einbildung Buchstaben mache. Dieses wären nun die vorzüglichsten oder vielmehr die schon von älteren Schriftstellern als vorzüglich herausgehobenen Abänderungen. Die übrige große Zahl kann hier nicht angeführt werden.

Das Glimmerchen, die glühende Kohle, Voluta ispidula Linn., Mica; Fr. le Mica. Die Glimmerchen haben eine ausgeschnittene cylindrische glatte Schale, hervorragende Windungen, einen einfachen Rand, und eine schräg gestreifte Spindellefze. Die mehrsten dieser Gattung sind inwendig braun, heller oder dunkler. Manche haben auf einem weißen Grunde bloße Tüpfelchen, andere ein oder zwei Bänder von verschiedenen Farben, andere sind gewölkt oder marmorirt, reicher oder sparsamer, manche bloß gesleckt. Sie gehören unter die schönsten, aber auch unter die gemeinsten Cylinder, deren gewöhnliche Länge einen guten Zoll beträgt. — Eine Abänderung davon sind die sogenannten blauen Tropfen, welche vorzüglich stark ausgekehlte Windungen haben, und auf weißlichem Grunde entweder ochergelb besprengt und mit einzelnen schwärzlichen Flecken von mancherlei Figuren betüpfelt sind, oder sie haben auf solchem Grunde unregelmäßige weiße pyramidenförmige Flecken, welche bläulich hindurch schimmern. Die Mündung ist röthlich oder roth,

zuweilen überaus feurig. Sie werden nicht leicht über 2 Zoll, und fallen in Ostindien.

e) Eyförmig oder länglich oval, mit einem Einschnitte an beiden Enden der Mündung, und ausgeschnitten.

Das Schweinchen, Voluta dactylus Linn. Diese Volute ist länglichrund, hat auf glattem Grunde kreuzweis Querstreifen liegen, eine stumpfe Endspitze, und eine mit sechs Falten bewaffnete Spindellefze. Die Schale ist weiß und roth gemischt, die Mündung hat flache, fast unmerkliche Kerben, und die Falten der Spindel sind überaus platt. Auf dem Rücken sieht man starke, mehrentheils rothpunktirte Querstreifen, welche von unmerklichen einzelnen, die Länge herablaufenden Streifen durchschnitten werden. Diese Volute wird nach Linné in Indien, nach Lister aber in Bengalen in Ostindien gefunden.

Das Hirsenkorn, Voluta miliaria Linn. Es ist schwach, oder unmerklich gebogen, oder ausgeschnitten, länglich rund, die Windungen sind kaum merklich und gelb eingefaßt, und die Spindellefze ist mit schrägen Querstreifen versehen. Man findet sie sehr häufig im Mittelländischen Meere. Eine Abänderung, die Schröter besitzt, ist honiggelb gefärbt und ihre Schale ist sehr dünn und durchsichtig.

Der kleine Kornelkirschkern, das Waadat der Araber, Voluta monilis Linn. Die Indianer bedienen sich dieser kleinen Conchylie um mancherlei Zierrathen davon zu bereiten. Die Mündungslippe ist etwas hervorstehend, die Mündung für eine Schale, die nicht 1/2 Zoll lang ist, ziemlich weit; kaum daß man an der Mündung eine Lippe, und an der Nase eine Schwiele, unten und oben aber einen Ausschnitt bemerkt. Die Spindel hat vier bis fünf schräge Falten, die zwar scharf, aber so

fein sind, daß man sie Streifen nennen kann. Sie gehört in China zu Hause. Siehe auch Th. 46, S. 210.

Die Kornelkirsche, Voluta persicula Linn. S. Th. 46, S. 208. Sie hat eine eingebogene oder ausgeschnittene eyförmige oder glatte Schale, eingedrückte nabelförmige Windungen, sieben Falten auf der Spindellefze, und einen gekerbten Mündungssaum. Nach Schröter wird die Schale nicht leicht über 1 Zoll lang, ist aber völlig eyförmig, ganz glatt und verschieden gezeichnet. Der Rand der Mündung ist von aussen schmal, nicht zu sehr aufgeworfen, aber durch einen Einschnitt von den Rücken getrennt; inwendig ist er breiter, etwas übergeschlagen, und gezähnelt oder gekerbt. Es giebt davon eigentlich vier Abänderungen.

1) Die rothpunktirte Kornelkirsche, s. Th. 46, S. 210, Nr. 4.

2) Die einfarbige weiße oder bläuliche Kornelkirsche, s. daselbst, S. 209, Nr. 1.

3) Die Kornelkirsche mit rothen Querbändern, s. daselbst.

4) Die röthliche Kornelkirsche, mit weißen Tropfen und gelb geflecktem Saume, s. daselbst.

Die bleiche Gurke, Voluta pallida Linn. Diese Conchylie übersteigt nicht leicht die Größe eines halben Zolles; sie ist oval, aber länglich und schmal, schmutzig weiß oder bleich. Die Windungen ragen hervor, hängen aber so dichte zusammen, daß man sie kaum unterscheiden kann. Die vier Zähne sind scharf. Eine Abänderung hat eine feine durchsichtige, bald weiße, bald wachsfarbige Schale, und die schiefe Mündungslefze ist ein wenig ausgeschnitten.

Die gefaltene Gurke, die Bohne, Voluta faba Linn.; Fr. le Concombre plié. Der Bau

der Schale ist lang und schmal, länger und schmäler, als an der folgenden, und oben am Rande der ersten und an der zweiten Windung gewahrt man schwache Falten, welche auf der ersten Windung fast selbst nicht zu bemerken sind. Der Wirbel ragt spitzig hervor, und auf dem weißgrauen, aber glänzenden Rücken, sieht man schwarze Punkte in regelmäßigen Reihen häufiger oder sparsamer bis zum Wirbel hinauf laufen. Sie erlangen höchstens die Länge eines Zolls, und werden in dem Afrikanischen Meere eben nicht häufig gefunden.

Die Gurke, die glatte Gurke, Voluta glabella Linn.; Fr. la Prune, le Concombre. Die Schale dieser Gurke ist durch nichts, weder durch Falten, oder durch Streifen, oder durch Linnen, oder durch sonst etwas unterbrochen; sie ist glatt, und auch ihre Windungen sind geglättet. Die Spindel hat vier Falten, die Mündungslippe ist aufgeblasen, gesäumt und gezähnelt. Unten ist sie kaum merklich ausgeschnitten, sondern mit einem dicken Saume versehen. Es giebt aber auch Beispiele, deren Mündungslefze keine Zähne hat. Die eyförmige Schale ist gegen das Ende der ersten Windung bald mehr, bald weniger gewölbt, und hat bis zur zweiten Windung eine merkliche Vertiefung. Einige sind mehr, andere weniger oval, die fünf bis sechs Windungen ragen mehr oder weniger hervor, und gehen zuweilen in eine scharfe, zuweilen in eine stumpfe Spitze aus; alle Windungen stoßen aber so dicht an einander, daß man sie kaum von einander unterscheiden kann, obgleich sie im Mittelpunkte ein wenig gewölbt sind. Diese Gurken erscheinen in vielen Abänderungen. Einige haben an der Mündungslefze keine Zähne, andere nur schwache, andere weit stärkere Einkerbungen. Einige erreichen kaum die Größe eines Zolles, andere werden wohl 2 Zoll lang,

auch durch die Farbe.
einfärbig, weiß, grau, bräunlich, röthlich,
gestreift, gesammt, mit Zickzacklinien ver-
gewässert, mit weißen Augen versehen ꝛc.
finden sie in den Afrikanischen Meeren, in Bra-
auf Barbados und Gorea häufig.

Der Batavische Bauerjunge, der Roſt,
Voluta reticulata Linn.; Fr. le Paysan Batave,
Ch. 127, S. 382.

Das brütende Täubchen, Voluta mercato-
ria Linn.; Fr. le Pigeonneau couvan. Nach
Linné iſt dieſe Conchylie dem punktirten Olivenkern
ſehr ähnlich, von dem ſie ſich nur dadurch unterſchei-
det, daß ſie eine ſtärkere Schale, einen kürzeren Bau,
und eine feinere weiß und braun gewölkte Farbe,
öfters auch ein braunes unterbrochenes Band hat,
vorzüglich unterſcheiden es die Querſtreifen, welche
erhaben und gewiſſermaßen knotig ſind. Die ovale
Schale iſt etwas breit, und die Mündungslefze, wel-
che in ihrem Mittelpunkte erhaben iſt, ragt etwas
hervor. Die Windungen ſetzen deutlich ab und
bilden eine etwas ſtumpfe Spitze. Hinter den
feinen Zähnen der Spindel, wird man noch zwei
Zähne gewahr, die aber inwendig an der Spindel
nur eine einzige Falte bilden. Sie ſind einfarbig,
weiß oder gelb, oder auf mancherlei Art gefleckt, ge-
wölkt, geſtreift, braunröthlich, gelb auf weißem
Grunde. Sie werden ungefähr 3/4 Zoll lang, und
im Mittelländiſchen Meere, auf Gorea, Jamaika und
Guinea häufig gefunden.

Der geſprengte, marmorirte oder punk-
tirte Olivenkern, Voluta rustica Linn.; Fr.
le Noyau d'Olive. Dieſe Conchylie unterſcheidet
ſich von der vorhergehenden nur dadurch, daß ſie
nicht geſtreift iſt, ſie kommt aber darin mit jener
überein, daß ihre Spindel etwas platt, daß ſie auf

beiden Seiten gezahnt, und daß die Mündungslefze im Mittelpunkte erhöht ist. Sie zeigt sich in vielen Farben-Veränderungen, die aber nicht so lebhaft sind. Sie sind einfarbig roth oder gelb, oder mehrfarbig, mehrentheils aber auf weißem Grunde braun, braunroth, braungelb, gefleckt, gestreift, gewölkt, marmorirt ꝛc. Ihr Bau ist schwächer, ihre Spitze hervorragender, sonst sind sie in der Größe, so wie in allem Uebrigen der vorigen ähnlich. Man findet sie in dem Mittelländischen und Afrikanischen Meeren, auf Gorea, Barbados und Guinea.

Das Bettelweib, der Thurm des Armenhauses, Voluta paupercula Linn. Der Bau dieser Conchylie ist den beiden vorhergehenden gleich, nur ist die Farbe schwarzbraun, mit weißen, die Länge herab etwas gebogenen Strahlen oder Linien. Diese Conchylien sind selten, und werden im Mittelländischen Meere, auch auf den Nikobarischen Eylanden gefunden.

Der Bettler, das trauernde Täubchen, Voluta mendicaria Linn. Die Schale dieser Conchylie hat die Größe einer Bohne, ist schwarz und etwas rauh oder uneben; der Bauch hat drei gelbe Binden, über die etwas knotige Windungen aber läuft nur eine einzige gelbe Linie fort; weder die Spindel, noch die Mündungslefze sind gezahnt. Man findet sie in Asien und in dem Indischen und Mittelländischen Meere. Sie sind nicht gemein.

Die gegitterte Volute, die netzförmige Faltenschnecke, Voluta cancellata Linn. Die Schale hat keine Einkerbungen oder Ausschnitte, ist eyförmig, gefalten und gegittert. Sie hat die Größe einer Haselnuß, hat Runzeln, welche die Länge herablaufen, und Querstreifen, welche erhöhet und scharf sind. Auf weißem Grunde laufen über

den Rücken zwei braune Bänder. Man findet sie in dem Afrikanischen Meere und auf Ceylon.

Porzellanschnecken, Cypraeae; Fr. les Porcelaines; s. Porzellane, Th. VIII, S. 568 u. f.

Tutenschnecken, Kegel, Volkten, Coni Linn.; Cochleae conicleae; Fr. les Cornets, les Volutes. Das Gewinde dieser Conchylien ist flach, die Mündung ganz Linienartig, enge und ohne Zähne. Die Windungen ziehen sich nach unten zusammen, so daß die ganze Schale einem Kegel gleicht, dessen Grundfläche das Gewinde bildet. Das Thier hat zwei Fühlfäden, an welchen nahe am Ende die Augen sitzen. Seine Luftröhre ist röhrenartig und der Mantel sehr schmal. An dem hintern Theile des Fußes ist unten ein kleiner runder Deckel. Die Tutenschnecken werden wegen ihres Glanzes und ihrer bunten Farben geschätzt, und sind sehr zahlreich. Man theilt sie in:

a) Tutenschnecken mit kegelförmigem gekrümmtem Gewinde, das heißt, an welchem die Windungen gegen die Spitze hin mit Höckern besetzt sind.

Die Harztutenschnecke, das Harzhorn, das Ringhorn, das Marmorhorn, Conus marmoratus oder marmoreus Linn.; Fr. le Damier, le Tigre, le Leopard. Sie ist groß, glatt, mit braunem Grunde, und großen, dicht stehenden, dreieckigen weißen Flecken. Das Vaterland die Molukken. Die Abänderungen dieser gar nicht seltenen Tute betreffen die Farben. Als eine besondere Abänderung sieht man den sogenannten Schout bei Nacht an, der auch der Contreadmiral, der Contre Admiral genannt wird. Er unterscheidet sich nur dadurch, daß er wenig weiße Flecken hat, die zum Theil wie Bänder über die Schale hin-

weglaufen. Die Grundfarbe, die gemeiniglich braun ist, macht den größten Theil dieser seltenen Conchylie aus.

Die Reichskrone, das Kronenhorn, Conus imperialis Linn.; Fr. la Couronne imperiale. Diese Conchylie erlangt eine ansehnliche Größe. Die Bänder und die einzelnen ordentlich laufenden, aber allenthalben unterbrochenen stärkeren und schwächeren Linien, welche auf weißem Grunde braun sind, erhöhen die Schönheit dieser Schnecke. Der Wirbel ist fast ganz flach, stärker oder schwächer ausgezackt, und mit braunen Flammen auf weißem Grunde geschmückt. Wenn der Wirbel schwächer gezackt, die Bänder mehr unterbrochen, und die unterbrochenen Linien unregelmäßig sind, so heißt die Schnecke die Reichskrone vom zweiten Range.

Die Buchstabentute, der weiße oder hellrothe Tiger, das ABC Buch, Conus litteratus Linn., Tigris alba, Pardus; Fr. la Tigrée, le Tigre, le Damier. Sie hat einen conischen Bau und auf weißem Grunde braune Punkte. Schröter sagt, daß man diese Tute nicht sehr vom Conus betulinus und vom Conus glaucus unterscheiden kann, und hält daher alle drei für bloße Spielarten. Die Abänderungen betreffen 1) den Wirbel, welcher geflammt, an manchen Beispielen ganz flach und ausgekehlt, an andern mehr erhaben ist, und gewölbte Windungen hat. Die letzteren haben gemeiniglich sparsamere Flecken, als die erstern. 2) Die Beschaffenheit der Flecken. 3) Haben auch einige mehr oder weniger, breitere oder schmälere gelbe Bänder, die zuweilen blaß gelb, zuweilen mit braunen oder braungelben Flecken, die ebenfalls regelmäßig laufen, geschmückt sind.

Der General, das ächte Spitzen- oder Klöppelkiſſen, die geflammte Bandtute, Conus generalis Linn., Voluta flammis insignita; Fr. la Flamboyante. Dieſer Kegel iſt coniſch aber ſchmal, der Wirbel iſt glatt und uneben, und die Windungen ſind durch einen Einſchnitt von einander getrennt. Der Grund iſt auf mancherlei Art gefärbt, und darüber gehen mehr oder weniger breitere oder ſchmälere weiße Bänder, die durch anders gefärbte Flammen häufiger oder ſparſamer unterbrochen werden. Die Abänderungen betreffen: 1) den Bau, der an manchen Beiſpielen vorzüglich ſchmal iſt. 2) Die Anzahl der Bänder, die von zwei bis auf vier gehen. 3) Die Farbe, die entweder Kaffeebraun, oder orangenfarbig, oder braungelb oder gelb iſt. 4) Wenn man die Veränderungen der Flammen, Striche, Wolken, Punkte ꝛc. in Anſchlag bringen wollte, ſo würden die Abänderungen dieſer nicht gemeinen Conchylie ins Unendliche fallen.

Die Mennonitentute, die Jungfrau, und wenn ihre Naſe blau, die Grundfarbe aber weiß iſt, das Wachslicht, das Kerzchen, Conus virgo Linn., Cereola, Conus cereus, Onix; Fr. le Bout de Chandelle, le Cierge, l'Onix, le Mennonide. Die Mennonitentute hat einen coniſchen Bau, und einen [illegible] Ausgang an ihrer Mundöffnung. Die Schale iſt ganz glatt, der Wirbel platt und zuweilen etwas erhöht. Die glatten Windungen [illegible] durch feine Einſchnitte von einander abgeſondert. [illegible] ihre Oberhaut abgerieben iſt, ſo erſcheinen einige gelblich, die mehrſten aber weiß, mit einer [illegible] Baſis, welche Wachslichter genannt [illegible] Andere haben Farben und auf mancherlei [illegible] Bänder, mit einem flammigten oder [illegible] Wirbel. Eine der merkwürdigſten Abän-

derungen ist das sogenannte Italienische Estrich, die Mosaische Flur; Fr. le Pave Italien; le Mosaique, la Natte d'Italie. Die Nase oder Basis ist amethystfarbig und quergestreift, auf der ganzen schneeweißen und glänzenden Schale liegen lange ziegel- oder carminrothe Vierecke von verschiedener Größe, die zuweilen ununterbrochene Linien bilden, allemal aber in der regelmäßigsten Ordnung liegen. Der rothgefleckte Wirbel ist ein wenig erhaben.

Der Kapitain, der grüne Käse, der Hermelin, Conus capitaneus Linn.; Fr. la Hermine. Die glatte Schale hat einen conischen Bau, einen etwas erhabenen Wirbel, und eine braune Nase, welche allemal dunkler ist, als die Schale sonst zu seyn pflegt, und ist quer gestreift. Das Uebrige ist glatt und olivenfarbig, gelb oder braun gefärbt. Man gewahrt hier eins oder zwei breite weiße Bänder, die zuweilen mit Flammen, zuweilen mit viereckigten Punkten geschmückt sind; außerdem laufen über die Schale eine Menge schmaler punktirter oder gefleckter Schnüre regelmäßig hinweg. Der Wirbel ist mehr oder weniger erhaben, selten ganz flach und heller oder dunkler geflammt.

Der Soldat, das Arakansgarn, die Arakanische Zwirntute, Conus miles Linn., Voluta filosa Rumph; Fr. le Navet, le faux Admiral ou Navet. Diese Conchylie ist unansehnlich, die Basis braun, und der Wirbel conver erhaben. Die Nase ist braun und mit Querstreifen versehen. Der übrige Theil der Schale ist zwar glatt, aber sehr unansehnlich, und gegen den Wirbel zu gewahrt man noch ein braunes Band, welches bald schmäler, bald breiter, nie aber so breit, als das untere Band der Basis ist. Das Uebrige der Schale ist schmutzig weiß oder gelblich, und mit dünnen ge-

schlängelten, die Länge herablaufenden Faden verſehen. Wenn man die Schale abſchleift wird der Grund ſchön weiß, die Faden verſchwinden, und bloß die braunen Bänder bleiben übrig.

b) Tutenſchnecken mit kegelförmiger, umgekrümmter Schale, oder Birnförmige, mit abgerundeter Baſis, die mehr, als noch einmal ſo lang, als breit ſind.

Der Fürſt, Conus princeps Linn. Er hat eine gelbe Grundfarbe mit braunrothen die Länge herablaufenden aſtförmigen Linien, welche eben nicht enge bei einanderſtehen, und etwas Aſtförmiges haben.

Der Admiral, Conus Admiralis Linn.; Fr. l'Admiral. Nach Linné waltet hier einige Dunkelheit, welche nach Schröter daher entſtehen ſoll, weil man nach dieſer Zeit mehrere Admirâle entdeckte. Schröter beſchreibt ſie auf folgende Weiſe. Die Admirâle haben: 1) unordentliche Bänder, die nämlich durch Wolken, Schnüre und Flecken unterbrochen werden. Das iſt der Weſtindiſche Admiral, Conus Admiralis Linn.§ Fr. l'Admiral Americain. Die Grundfarbe iſt braun, und mit mehr oder weniger weißen Wolken und Flecken gemalt, mit und ohne Bänder, deren man eins, zwei auch drei zählen kann, die aber alle durch Flecken und Wolken unterbrochen werden. Ueber den Rücken laufen körnigte Streifen, die bald braun, bald braun und weißgefleckt, bald weiß ſind; der Wirbel ragt ſpitzig hervor, und iſt knotig. Dieſer Admiral iſt nicht ſelten.

2) Ordentliche Bänder, die ſo regelmäßig laufen, als wenn ſie mit dem Lineal abgemeſſen wären. Dieſe Bänder, deren Anzahl und Breite verſchieden iſt, haben eine Orangefarbe, ein etwas dunkles ſehr [redacted] was das bloße Auge kaum erkennen

kann. Die Grundfarbe ist braungelb, mit weißen und hellgelben Herz- und andern Figuren auf das prächtigste bemalt. Die Schale ist glatt, und nur an der Nase mit feinen schrägen Querstreifen versehen. Der Wirbel ist auch glatt, schwach ausgekehlt, spitzig, und mit hell- oder dunkelbraun gelben Flammen geschmückt. Manchmal ist ein Band mit einer dunklern gefleckten Schnur unterbrochen, und wird dann für zwei Bänder gezählt. Man nennt sie durchgängig, Oberadmirale, Fr. Grands Admirals. Sie haben: a) drei Bänder, Conus Admiralis ordinarius Linn.; b) vier Bänder, Conus Admiralis summus et Admiralis occidentalis Linn.; c) fünf und mehrere Bänder, die durch gefleckte Schnüre unterbrochen werden.

3) Keine Bänder, sondern bloße Perlenschnüre. Admiralis cedo nulli; Fr. le Nonpareille. Der Bau dieses seltenen Admirals ist bauchigt, kurz und gedrungen, die hintern Windungen des Wirbels gehen spitzig hervor, und sind wie Körper gezeichnet, doch ohne Perlenschnüre. Der Grund des Körpers ist gelb, spielt aber zugleich in das Röthliche oder Bläuliche. Auf dem Grunde ruhen amaranthförmige Zeichnungen mancherlei Art, und es ist oben mit sieben, in der Mitte mit einer, und unten mit drei glänzend weißen Perlenschnüren umwunden. Hiernach erklärt Schröter den Linné wie folgt:

α) Bei dem Admiral, Conus Admiralis, ist die Basis rauh und gekörnt; das Uebrige der Schale glatt und ohne Körner.

β) Der Oberadmiral, Conus Admiralis summus, hat eine braungelbe, mit weißen Flecken bemalte Grundfarbe, vier gelbe mit dem feinsten Netze bemalte Bänder. Das dritte Band ist durch einen weißgefleckten Gürtel unterbrochen.

Der [illegible] Admiral, Conus Admiralis primarius Linn. Er hat eine sehr feine [illegible] weiße unregelmäßige Flecken, und drei weiße Bänder mit einer unterbrochenen Zeichnung. Das dritte [illegible] durch einen gekörnten Gürtel unterbrochen.

Der Viertelländische Admiral, Conus Admiralis quadrimaculus. Er hat eine feine weißgefleckte Schale mit sechs unregelmäßigen mit einem gekörnten Gürtel umschriebenen Bändern.

Der Erz-Admiral, die Oberadmirals-Flagge, Conus Admiralis cedo nulli. Er hat eine weißgefleckte Schale, drei Perlenschnüren gemischte Farben, deren oberste gleichfarbig in zwei abgetheilt ist. Linné giebt diesen Admiral zu der Varietät 2.

Der Vicеadmiral, Conus vicarius Linn., Conus Admiralis secundus; Fr. le Vice-Admiral. Er hat eine feine weißgefleckte Schale, vier gelbe und weiße Bänder, unter welchen das zweite durch einen unterbrochenen Gürtel unterbrochen ist. Man darf diesen Vicеadmiral, welcher sehr selten ist, nicht mit dem Vicеadmiral der Holländer verwechseln. Der [illegible] hat sechs Bänder, welche ganz [illegible] sind, auf braunrothem Grunde gewahrt man weiße Flecken von mancherlei Bildung. Der Wirbel ist [illegible] und ebenfalls braungelb und weiß gefleckt.

Der Rathsherr, Conus senator Linn. Diese Conchylie hat eine glatte ebene Schale, und [illegible] mit [illegible] Zeichnungen bemahlte Windungen. Die Schale ist ferner gelb und weißgefleckt, und hat sehr viele weiß und braun gegliederte Querstreifen.

Der Edelmann, die gelbe Herzente, Conus nobilis Linn.; Fr. le Leopard jaune.

Der Edelmann hat nach Linné eine etwas cylindrische glatte und ebene Schale, welche sehr fein ist. Die Grundfarbe ist gelb, mit fein punktirten, aber unkenntlichen Querstreifen, und einzelnen weißen Flecken. Das Vaterland ist nicht angegeben.

Die Guineische Tute, der Guineische Admiral, Conus genuanus Linn.; Fr. la Volute de Guinée, l'Admiral de Guinée. Die Guineische Tute ist, nach Linné, an ihren dünnen braun und weiß gefärbten und gegliederten Gürteln kenntlich. Der Grunde der Farbe ist hellroth mit durchschimmerndem Weiß. Auf diesem Grunde gewahrt man gewürfelte regelmäßige Bänder, die mit braun und roth abwechseln, und unter sich von verschiedener Breite sind; auch ihre Zahl ist sich nicht gleich. Der Wirbel ist sanft erhaben, ziemlich spitzig, und bald mit Würfeln, bald mit Flecken und Flammen bemalt. Für eine Abänderung hält Linné den Papillonsflügel, Fr. l'Aile de papilion. Auf einem rosenrothen Grunde wechseln breite und schmal gefleckte Bänder regelmäßig ab. Die braunrothen Flecken sind schuppig gekrümmt, und mitten auf jedem weißen Fleck ruht ein braunrother Punkt.

Das Butterweckchen, das Damenbrett, Conus glaucus Linn. Die Basis oder die Nase dieses Butterweckchens ist ausgeschnitten und mit schrägen Querstreifen versehen; die Windungen des Wirbels sind so an einander geschlossen, daß man sie schwer unterscheiden kann. Braune oder rothbraune, rothgelbe Flecken liegen häufiger oder sparsamer auf der Schale, jedoch allemal in regelmäßigen Reihen. Bei den eigentlichen Butterwecken ist der Wirbel fast platt, und mit einzelnen Querstreifen versehen, daher kann man die Windungen schwer unterscheiden. Bei andern ist der Wirbel mehr erhöht, aber fast allemal mit würfelartigen, seltener mit flammichten

Flecken geſchmückt. Das Vaterland iſt Oſtindien und Afrika.

Der Mönch, der graue Mönch, Conus monachus Linn.; Fr. le Capucin, le Cornet chagriné. Nach Linné hat der Mönch eine gewölbte Schale, eine aus dem Braunen in das Bläuliche ſpielende, und mit Wolken beſtreute Grundfarbe; er geht ſpitzig zu und hat eine geſtreifte Baſis. Die Farbe iſt ſich aber nicht allemal gleich, und wenn die andern Kennzeichen paſſen, ſo iſt dies nur zufällig. Man findet auch nicht allemal Wolken, ſondern oft auch regelmäßige Reihen von Punkten, mit mehr oder weniger eingeſtreuten Wolken. Das Vaterland iſt Oſtindien.

Der braune Kegel, Conus minimus Linn.; Fr. la Minime. Der Kegel hat eine graue Schale, und iſt mit länglich punktirten Punkten umgeben.

Der Bauer, der Aſchenſtöper, Conus rusticus Linn., Voluta cinerea. Dieſe Conchylie hat nach Linné einen eyförmigen Bau, eine geruntzelte, mit Dornen oder erhöheten Punkten verſehene Baſis, und einen coniſch convexen Wirbel. Die Farbe iſt ſchwärzlich mit einer ſchmutzigweißen Binde umgeben.

Der Kaufmann, die netzförmig bandirte Tute, der Fiſcher, Conus mercator Linn., Conus reticulatus; Fr. le Cornet à réseau, le Drap à réseau. Dieſe Conchylie hat eine eyförmige weitzgefärbte und mit gelbgefärbten und netzförmig gezeichneten Binden umgebene Schale. Die Grundfarbe iſt weiß, ſpielt aber zuweilen in das Gelbliche. Die Bänder, welche ſich an der Zahl und Breite gar nicht gleich ſind, gleichen einem Netze, und ſind bald gelb, bald gelb- bald rothbraun gefärbt. Die Schale hat nur eine mittlere Größe,

und ist nicht gemein, obgleich sie Adanson auf Senegal häufig fand.

Der gelbe Tiger, die gelbe Butterwecke, Conus betulinus Linn., Meta butyri flava; Fr. la Pelote ou Tinne de Beurre. Die Grundfarbe dieser Conchylie ist gelb, sie ist aber, besonders wenn sie einen Schaden erlitten hat, so blaß, daß sie fast weiß zu seyn scheint. Auf diesem Grunde liegen würflicht gefleckte Bänder, und zwischen diesen schmale Schnüre von brauner oder gelblicher Farbe. Der Wirbel ist hingegen geflammt. Das Vaterland dieser Conchylie ist Ostindien. Sie erlangt eine ansehnliche Größe.

Die Eichenholztute, die Eichenholztutenschnecke, Conus figulinus Linn.; Fr. la Minime, la Fileuse. Diese Conchylie hat eine eingebogene, oder mit einem Einschnitte versehene gerunzelte Basis, und einen zugespitzten Wirbel mit etwas flachen Windungen. Sie ist kenntlich genug; denn auf einem hellen oder dunkelbraunen, gelben oder hellen olivenfarbigen Grunde laufen viele dunkler gefärbte Linien in regelmäßiger Ordnung über den Rücken hin. Der Wirbel hat die dunklere Farbe der Querlinien, zwischen welchen nur einzelne hellere Farben durchschimmern. Die Mundöffnung und das Innere sind weiß, an den olivenfarbigen ebenfalls olivenfarbig. Einige haben hellere weiße oder gelbe Bänder. Sie sind in Indien und besonders auf Amboina zu Hause, und erlangen eine Größe von höchstens drei Zoll, und sind eben nicht gemein.

Die Hebräische Buchstabentute, die Bauernmusiktute, Conus ebraeus Linn., Musica rusticorum; Fr. l'Hebraique, la Musique. Diese Conchylie hat einen eyförmigen Bau, und auf weißem Grunde schwarze Bänder, die aus

länglichten viereckigten Flecken bestehen. Die Grundfarbe ist manchmal auch röthlich. Ueber den ganzen Leib laufen feine Streifen. Die Flecken, obgleich ihre Figur ganz verschieden ist, stehen allemal in einer regelmäßigen Ordnung. Eine seltene Abänderung, die Valentin abbildet, hat oben Flecken und unten Flammen. Der Wirbel ragt hervor, und ist nur selten zugespitzt; die oberen Windungen sind mit einer schwarzen Linie umwunden, die übrigen, manchmal nur die erste, sind gefleckt. Die Farbe der Flecken ist schwarz oder braunroth. Sie sind in verschiedenen Gegenden Indiens zu Hause, und eben nicht selten, erlangen aber nie eine ansehnliche Größe.

Eine Buchstaben-Tutenschnecke, Conus litteratus Linn., welche Cüvier hier anführt, ist schon oben unten der Abtheilung a) angeführt worden, wohin oder worunter sie Linné und Schröter verwiesen.

Das Sandhorn, der Fliegendreck, Conus stercus muscarum Linn., Voluta arenata; Fr. la Piqûre de Mouche, la Moirée. Die Basis dieser Conchylie ist eingebogen und gestreift, und die Windungen des Wirbels sind durch eine Rinne von einander getrennt. Der Bau der Schale ist lang und schmal; auf einem glänzenden weißen Grunde liegen schwarze oder rothe Körner unordentlich, oft in Klumpen beisammen, die Windungen ragen stumpf hervor, und sind ebenfalls mit Punkten bestreut. Manchmal bilden die zusammengeflossenen Punkte dunklere Bänder. Eine besondere Abänderung dieser Conchylie ist der gekrönte Fliegendreck, das gekrönte Sandhorn, Stercus culicum; Fr. la Moirée chagrinée. Die kürzere gedrungene, bauchige Figur, die vielen feineren Körner, und besonders die gekrönten oder stumpf aus-

gezackten Windungen machen dieses Sandhorn kenntlich genug, welches vielleicht mehr als eine bloße Abänderung ist. Man findet es selten über 2 Zoll lang, gemeiniglich kleiner; daher es auch Rumph Voluta arenata minor nennt.

Die gekörnte oder glattgewundene Landkartentute, der Bastard Cedo-Nulli, Conus varius Linn.; Fr. la Peau de chagrin, le Cornet geographique, le Faux Cedo nulli. Die Schale ist verlängert und rauh, der Wirbel ist spitzig und ausgezackt, oder gekörnt. Die Schale hat auf weißem Grunde nicht nur gelbbraune, braunrothe oder gelbe Wolken, die reicher oder sparsamer, größer oder kleiner aufgetragen sind, sondern auch körnigte Streifen, die häufig, aber in regelmäßiger Ordnung über den Körper hinweglaufen, und nur an abgeriebenen Beispielen fehlen. Der Wirbel läuft spitzig zu, ist gekrümmt, das heißt, ist ausgezackt oder ausgeschnitten, und hat ebenfalls Körner, Wolken oder Flecken. Man hat eine Abänderung, die dieses Alles an sich hat; nur ist der Wirbel verschieden, Er ist nicht gekrönt, sondern mit feinen Querstreifen versehen, und mit braunen Flecken bezeichnet. Die Endspitze ist rosenroth. Indien und Mauritanien sind das Vaterland der gekrönten, Amboina aber das der ungekrönten Landchartentute.

c) Walzenförmige Tuten, mit fast gleicher und bauchiger Schale, oder verlängerte, deren Basis abgerundet, der Körper aber zweimal länger, als der Wirbel ist.

Das goldene Netz, Conus clavus Linn.; Fr. le Drap d'Orange. Die Schale dieses Netzes hat gebogene, glatte Streifen, und ist unten bläulicht. Der Grund der Schale ist gelb mit netzartigen

Flecken bezeichnet; zwei breitere Bänder, die über die Schale laufen, sind dunkler, und haben größere weiße Flecken, und die Streifen sind kaum zu bemerken. Der Bau der Schale ist lang und schmal, die netzartigen Zeichnungen sind verschieden. Einige der größern Flecke sind rothbraun eingefaßt, der Wirbel steigt allmählig in eine stumpfe Spitze, und ist gefleckt; die dunklen Bänder haben bald mehrere, bald wenigere, bald größere, bald kleinere weiße Flecken. Diese Schnecke ist selten.

Der rauhe Böttchersbohrer, der punktirte Bohrer, Conus nussalauta Linn., Terebellum granulatum; Fr. la Tarrière chagrinée. Die Schale ist fast cylindrisch, auf einer glatten rothgefärbten Fläche befinden sich knotige Streifen, wodurch sie ganz rauh wird. Die Grundfarbe ist blaß, der Bau länger, als bei den übrigen, und die Punkte oder Körner der Streifen sind braun. Nach Schröter hat dieser Kegel rothe Wolken und Flecken, womit diese Schale auf weißem Grunde bemalt ist. Die Farben sollen aber sehr abwechseln, bald blaß oder höher roth, bald gelbbraun ꝛc. bewölkt seyn. Man findet sie auf der Insel Nussa-Laut in Asien.

Die granulirte Tute, das granulirte Kätzchen, Conus granulatus Linn., Anus Rumph.; Fr. la Volute fasciée à cordonnets de Corail. Die Schale dieser Conchylie ist rauh, aber ohne Knoten oder sonstige Unebenheiten, und hat glatte gefurchte Streifen. Die Schale hat nach Linné ein lebendigeres Roth, und ist mehr gebogen, als die übrigen. Sie hat weiße Bänder und einige Knötchen oder Körnchen von einer purpurrothen Farbe auf den Streifen. Das Vaterland ist nicht bemerkt.

Der Orangeadmiral, der Admiral von Oranien, Conus aurisiacus Linn., Architalassus aurisiacus; Fr. l'Admiral d'Orange. Diese

Conchylie hat eine glatte inkarnatroth gezeichnete, und mit weißlichen Querbändern bezeichnete Schale. Die Windungen sind oben eingekerbt. Die Grundfarbe des Admirals ist eigentlich weiß, und mit zwei oder drei orangenfarbenen Bändern, die höher und bläſſer von Farbe, breiter und schmäler, deutlicher und undeutlicher seyn können, geschmückt. Ausserdem gewahrt man eine Menge weißer, mit schwarzbraunen Würfelflecken bezeichnete Schnüre, die nicht sehr breit, unter sich aber von verschiedener Breite sind, regelmäßig über die Schale hinweglaufen, und deren Anzahl sehr zufällig ist. Sie ist in Ostindien zu Hause.

Die gefleckte Katze, der Zauberer, Conus magus Linn., Voluta maculosa Rumph.; Fr. le Cornet chagriné et pointillé. Die Schale ist ganz cylindrisch, und mit Bändern, welche die Länge herablaufen, und mit Punkten auf weißem Grunde versehen. Das Entscheidende dieses Kegels sind die braunrothen, gelben oder gelbbraunen, auch wohl dunkelbraunen langen Flecken, von verschiedener Bildung, welche Linné wahrscheinlich mit den Charakteren der Zauberer verglich. Zwischen diesen gewahrt man eine Menge eben so gezeichneter Punkte, welches Alles auf einem weißen Grunde ruht; zuweilen findet man auch ein Querband von der Farbe der Zeichnung. Der Wirbel ist spitzig und gefleckt. Diese Conchylie ist in Amboina zu Hause.

Der gestreifte Tiger, das Wolkhorn, Conus striatus Linn., Voluta tigrina Rumph.; Fr. l'Ecorchée. Die Schale ist länglich eyrund gewölbt, und ohne besonderen Glanz; auch ist sie ausserdem mit sehr feinen parallellaufenden braunen Streifen bezeichnet. Diese Conchylie wächst oft bis über 4 Zoll, und hat eine weiße Grundfarbe, die an gut polirten Exemplaren Glanz hat. Ueber den Rücken

hinweg laufen feine Querſtreifen, die zum Theil braun, hell oder dunkel, ſchwarzbraun, röthlich, gelblich ꝛc. gezeichnet ſind. Das Vaterland iſt Afrika.

Das goldene Zeug, das goldene Netz, das Haſelhuhn, Conus textile Linn., Voluta pennata; Fr. le Drap d'or. Die Schale hat gelbe netzförmige Adern, und gelbe und braune Flecken. Schröter ſagt: „Man ſieht hier ein wahres goldenes Netz vor ſich, welchem die Schriftſteller nach der Verſchiedenheit ſeiner Zeichnung, verſchiedene Namen, z. B. den Namen der Spitzberge ertheilt haben, wenn es wenig Goldfarbe, und deſto mehr weiße Flecken und Schuppen hat.“ Da dieſe Conchylie gemein und bekannt iſt, ſo muß hier noch angemerkt werden, daß einige hellere oder dunklere Querbänder haben, die bald regelmäßiger, bald unregelmäßiger ſind, und daß bei andern das Netz vorzüglich ſauber geſtrickt iſt. Eine beſondere Abänderung iſt der ſogenannte Admiral vom goldenen Zeuge. Der Grund dieſer Conchylie iſt mehrentheils Orangen-, ſeltener Pfirſichblütfarben, und dunkler, als die Grundfarbe. Die eingefaßten Flecken liegen ſparſamer oder regelmäßiger da, die an einigen Beiſpielen wie Querbänder zu ſehen ſind. Ueber den ganzen Leib weg laufen die regelmäßigſten weiß gefleckten Schnüre, die dicht an einander liegen, aber ein aufmerkſames Auge fordern, wenn ſie nicht überſehen werden ſollen.

Die Brünette, die Hühnerfeder, Conus Aulicus Linn.; Fr. la Brunette, le Drap d'Orange. Das Gewinde iſt kegelförmig und conver, und auf braunem Grunde gewahrt man dreieckige, weiße, unregelmäßig vertheilte Flecken. Martini giebt folgende drei Abänderungen an:

1) Die Oſtindiſche und Mauritaniſche Gloria maris mit weißen Flecken. Sie iſt flach

gewunden, und kürzer und gedrungener gebaut, als die folgende. Auf einem hellen oder dunkelbraunen Grunde sind große weiße Flecken ohne Ordnung hingestreut.

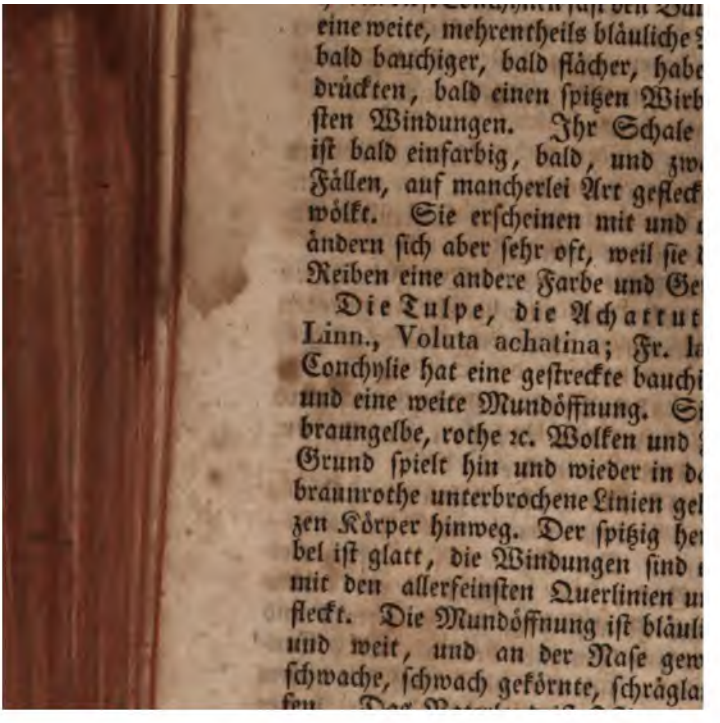
2) Die eigentliche Brünette, welche viel länger gewunden ist. Sie hat einen langen hervorstehenden Wirbel, und auf Zimmetfarbenem oder Caffeebraunem Grunde viele weiße, fast herzförmige größere oder kleinere Flecken, zwischen ihnen aber unzählige kleine weiße Punkte.

3) Das gelbe Netzhorn, welches der vorigen ganz gleich ist, und nur durch die gelbe oder orangenfarbige Grundfarbe, und durch die Seltenheit unterschieden. Hierzu setze man noch:

4) Das Türkische Lager. Die Herzfiguren laufen senkrecht, aber auf mancherlei Art gebogen auf der Schale herunter. Die Grundfarbe ist hellbraun.

d) Mit weit abstehender Mündung und bauchigt, die, auf den Rücken geworfen, einen Klang von sich geben.

Das Gespenst, die Gespenstertute, Conus spectrum Linn., Voluta spectrorum; Fr. la Volute des spectres. Die Schale dieser Tute hat einen bläulichen Grund, der zugleich in ein trübes Gelb spielt, und ist ausserdem mit braunroth und weißen Punkten und Flammen bemalt. Viele Conchyliologen schränken sich aber nicht bloß mit diesem Namen auf die genannte Tute ein, sondern haben dieses Wort in einen weiteren Sinn genommen, und nennen auch Gespenstertuten, was auf weißem oder gelblichem Grunde allerlei unregelmäßige Flammen hat, welche die Länge herablaufen. Einige haben auch Querbänder. Die eigentlichen Gespenstertuten gehen in einen ziemlich spitzen Winkel aus. Sie sind



eine weite, mehrentheils bläuliche
bald bauchiger, bald flächer, habe
drückten, bald einen spitzen Wirb
sten Windungen. Ihr Schale
ist bald einfarbig, bald, und zw
Fällen, auf mancherlei Art gefleck
wölkt. Sie erscheinen mit und
ändern sich aber sehr oft, weil sie
Reiben eine andere Farbe und Ge

Die Tulpe, die Achattut
Linn., Voluta achatina; Fr. l
Conchylie hat eine gestreckte bauch
und eine weite Mundöffnung. S
braungelbe, rothe ꝛc. Wolken und
Grund spielt hin und wieder in d
braunrothe unterbrochene Linien ge
zen Körper hinweg. Der spitzig he
bel ist glatt, die Windungen sind
mit den allerfeinsten Querlinien u
fleckt. Die Mundöffnung ist bläul
und weit, und an der Nase gew
schwache, schwach gekörnte, schrägla

ler, als oben. Die Nase ist ziemlich stark gerunzelt, etwas gebogen und ausgeschnitten, aber weit. Der Wirbel ist fast platt, und nur im Mittelpunkte erhöht, die Windungen sind etwas ausgekehlt, und mit einem scharfen knotigen Rande eingefaßt, und also gekrönt. Auf weißem mit schwachem Roth vermischten Grunde, gewahrt man braune Flecken, Wolken, Schattirungen, Faden, von heller oder dunklerer Farbe, aber keine punktirte Linien. Schröter hatte zwei Beispiele, deren Wirbel rosenroth einfarbig geschmückt war. Man findet sie auf Amboina, in Afrika auf Isle de France ꝛc.

Von dieser Schneckenfamilie giebt es auch eine große Anzahl Gattungen und Abänderungen, die aber hier nicht angeführt werden können, man findet sie in Schröter's Einleitung in die Conchylienkenntniß. 1r Bd., Halle, 1783, S. 59 u. f.

Linné zählt nun noch zu den Schnecken: Die Dentalen, Röhren, Meerröhren, die eigentlich röhrenförmige Schnecken, Dentalis; Fr. les Dentales, nennt, s. unter Röhre, Th. 126.

Die Seewurmgehäuse, Wurmgehäuse, Serpulae; Fr. les Serpules, s. Seewurmgehäuse.

Die Sabellen, die sandigen Röhren, sandigen Wurmröhren, oder Wurmgehäuse, Sabellae Linn., s. Sabelle, Th. 129.

Ueber den Bau, Wachsthum ꝛc. der Conchylien ist schon Manches unter Muschel, Th. 98, S. 217 u. f., vorgekommen, hier nun noch Einiges darüber. Wie bei den verschiedenen oben angeführten Schneckenfamilien, Gattungen und Abänderungen angeführt worden, haben die meisten Gattungen von aussen entschiedene Schönheiten und Vorzüge in Ansehung ihres Baues und ihrer Farben; allein nicht minder schön ist auch ihr innerer Bau. Sehr we-

nige Schalen ſind zwar ſo fein und dünn, daß man ihren inneren Bau von auſſen ſehen kann; man hat aber dem zuvor zu kommen gewußt, indem man die Schnecken entweder aufſägt und zerſchneidet, oder ſo viel davon hinwegſchleift, daß man alle verſchloſſene Windungen von auſſen ſehen kann. Das Erſte, was man erblickt, iſt die Spindel, die ſich bei der zweiten Windung anfängt und bis zur Endſpitze fortgeht. In einer Sammlung befanden ſich über zweihundert aufgeſchnittene Conchylien, und man fand die Spindel bei den meiſten ſehr verſchieden. Da nun dieſe Spindel eigentlich die Stütze des ganzen Gebäudes [illegible] leicht begreifen, daß ſie ſich genau nach der Beſchaffenheit der Windungen, als den einzelnen Stockwerke in dieſem Gebäude, richten müſſe. Sie iſt allemal unten, wo ſich die neue Windung anfängt, und oben, wo ſie aufhört, am ſtärkſten; in dem Mittelpunkte iſt ſie bald gerade, bald leicht gebogen, bald gedreht. Bei vielen Schnecken, z. B. bei den Schrauben, iſt ſie durch die Schale hindurch geſtreckt, bei andern iſt ſie gebogen. Oft, z. B. bei der Seetonne, bei der Biſchoffsmütze, liegen um ſie herum Rippen, die aber von den Zähnen an der innern Lefze der Schnecke herrühren, daher ſie auch an allen ungezahnten Conchylien fehlen. Sind die Windungen kurz und gedrückt, ſo iſt die Spindel eben ſo beſchaffen. Auſſer daß dieſe Spindel der Schneckenſchale zur Stütze dient, ſo hat ſie auch für das Schneckenthier den Nutzen, daß ſich der Sipho deſſelben durch alle Windungen, ſo weit ſie offen ſind, herumdreht, und an der letzteren offenen Windung mehrentheils an der Endſpitze befeſtiget iſt, wodurch das Thier ſein Gehäuſe völlig regieren und zu ſeinen Bedürfniſſen anwenden kann. Am merkwürdigſten iſt dieſe Spindel bei den plattgedrückten und wenig erhöhten Schnecken, dergleichen z. B. die

Posthörner und die Neriten sind. Kaum daß man an den geöffneten Posthörnern die Spindel gewahr wird, welche kleine Flaschen mit Hälsen gleicht, wo immer die eine in dem Mittelpunkt der andern sitzt, und so viel das Posthorn Windungen hat, so viel solcher flaschenförmiger Körper sitzen aufeinander. Bei den Neriten gleicht die Spindel kleinen Stufen oder Körnern, wo immer eine tiefer, als die andere liegt, und diese Stufen haben sich dergestalt in die Schale gelegt, daß die Windungen, die bei den gewöhnlichen Neriten schräg liegen, hinlängliche Festigkeit haben.

Von der äußeren Farbe der Conchylien darf man gar nicht auf die innere schließen. Gemeiniglich sind alle Schnecken inwendig weiß, und haben oft den schönsten Perlmutterglanz. Schnecken, die von außen schöne Farben haben, haben sie darum nicht inwendig, jedoch giebt es hier verschiedene Ausnahmen. Wenn die Schale zart und dünn ist, so schimmern die äußeren Farben durch. Man hat aber hier manche Beispiele, die merkwürdig sind, und die von innen ihre eigenen Schönheiten haben. Manche Neriten und manche Kothschnecken haben ihre anders farbigen Bänder inwendig. Der Goldmund ist bis auf wenige seiner letzten Windungen sanft vergoldet. Unter dem gegitterten Isländischen Kinkhorn, das von aussen so unansehnlich ist, und daher den Namen Murex despectus, den ihm Linné gegeben, verdient, findet man Beispiele, die inwendig auf das schönste vergoldet sind. So spielt die Sternspindel auf weißem Grunde in das angenehmste Blau, und man findet überall Schönheiten, die auch von innen betrachtet, diese Gehäuse zu wahren Meisterstücken der Schöpfung machen. Wenn man nun noch hinzufügt, daß einige Schnecken so klein sind, daß sie das bloße Auge kaum faßt,

und dagegen andere in einer wahren Riesengröße erscheinen, daß einige eine so dünne Schale haben, wie das feinste Papier, und andere dagegen eine Stärke von 1/2 Zoll bekommen, so belohnt gewiß Alles die Mühe reichlich, die man auf die Betrachtung der Schnecken verwendet, und die Unkosten, die uns unsere Sammlungen abforderten, werden dadurch vergütet.

Die Conchylien haben von jeher viele Liebhaber gefunden, und in der gegenwärtigen Zeit erstreckt sich diese Liebhaberei bis auf die Knaben, die jetzt eben so nach schönen Schnecken haschen, als nach einem farbigen Schmetterling. Aber auch große Naturforscher betreiben dieses Fach mit besonderer Liebe, wodurch es immer mehr an Ausdehnung gewinnt. Große und reiche Sammlungen findet man in Holland, England, Frankreich, Dännemark und Deutschland. S. auch den Artikel Schnecken-Sammlung.

Mit den Gartenschnecken wird in dem Ulmschen Gebiete ein ordentlicher Handel getrieben. Sie werden im Juni aufgesucht, in besondere Schneckengärten zusammen gebracht, und da mit Kohl oder auch Schneckenblättern fett gefüttert. Um Martini haben sie sich gedeckelt, und dann werden sie in Tonnen von etwa 10,000 Stück um 25 bis 40 Gulden verkauft. Jährlich werden an vier Millionen solcher Schnecken außerhalb Landes geführt, wofür 10 bis 15,000 Gulden ins Land kommen.

Wie man die Schnecken von den Gartenbeeten ꝛc. entfernt, oder sie am besten vertilgt, ist schon oben, S. 168, angeführt worden. Auch bei mäßigem Feuer gebrannter Gyps, welcher gestoßen auf die Stellen, wo man Schnecken bemerkt, Handvoll gestreut wird, soll sie leicht vertilgen. Auch frisch gebrannter, ungelöschter, zerstoßener Kalk thut gleiche

Wirkung. Um die Pflanzen gegen die Gartenschnecken zu sichern, soll man auch rings um das Beet ein Haarseil auf die Erde legen, und solches mit kleinen hölzernen Gabeln befestigen, die Schnecken können nicht darüber hinwegkriechen, und werden auf diese Weise von dem Beete abgehalten. Von dem Schaden, welchen die kleinen nackten Schnecken am verpflanzten Salat anrichten, s. Th. 65, S. 579 u. f. — Von der fortschreitenden Bewegung der Schnecken, s. Th. 71, S. 532 u. f. — Vom Gebrauch der Seeschnecken bei den Griechen zu schallenden oder musikalischen Feld- oder Kriegszeichen, s. Th. 53, S. 270 u. f. — Die übrigen Bedeutungen des Wortes Schnecke, s. in nachstehendem Register.

Schnecke, (Acker-), s. oben, unter Schnecke, S. 167.

— (Admirals-Tuten-), s. daselbst, S. 256.

— (Amphibien-), Kahnschnecke, s. das., S. 189.

—, in der Anatomie, eine Benennung der äußeren Höhle des Ohres, Concha; auch die innere, hinter der Trommelhöhle, Cochlea, erhält diesen Namen; s. auch unter Ohr, Th. 104, S. 766, 769.

— (Architektur-), Perspectivschnecke, s. unter Kreisel-Schnecke, Th. 48, S. 567.

— (Assel-), s. oben, unter Schnecke, S. 206.

— (Asselflügel-), s. das.

— (Bad-), s. unter Mondschnecke, Th. 93, S. 422.

— (Ball-), s. oben, unter Schnecke, S. 215.

— (Bauch-), Tonnenschnecke, s. das.

—, in der Baukunst, Fr. Volute, die nach einer Schneckenlinie gebildete Verzierung, welche bei allerhand Grotesken gebraucht wird. Ihre vornehmste Stelle erhält sie bei der Jonischen, Römischen und Korinthischen Bauordnung. Diese Verzierung wird aus

Schnecke. (Berg-). Schnecke (Erd-).

...Viertelkreiſen zuſammengeſetzt, und auch ein Schneckel genannt; ſ. dieſen Artikel, und unter Säule, Th. 136. Auch eine Wendeltreppe, Schneckentreppe, wird oft nur die Schnecke ſchlechthin genannt, in welchem Verſtande dieſes Wort ſchon im Theuerdank vorkommt.

— (Berg-), ſ. oben, unter Schnecke, S. 167.
— (Bernſtein-), ſ. daſ., S. 168.
— (Bezoar-), ſ. unten, unter Schnecken.
— (Blaſen-), Kugelſchnecke, ſ. oben, S. 191.
— (Bock-), ſ. Th. 93, S. 401.
— beim Brunnenmacher, eine Art Bohrer, ſ. Schneckenbohrer.
— (Buchſtabentuten-), ſ. Buchſtabentute, oben, S. 251, 259, 260.
— (Buſch-), ſ. daſ., S. 167.
— (Canarien-), ſ. Schnecke (Kanarien-).
— (Cap-), Kapſchnecke, ſ. unter Porzellane, Th. 115, S. 570.
— (Chagrin-), die Corduanſchnecke, Fr. la Pourpre chagrinée, eine im Linné fehlende Gattung der Stachelſchnecken, Murex.
— (Cronen-), ſ. Schnecke (Nabel-).
— (Cochenillen-), ſ. Schnecke (Purpur-).
— (Corduan-), ſ. Schnecke (Chagrin-).
— (Deckel-), ſ. oben, unter Schnecke, S. 182.
— (Diſtel-), ſ. unter Murex, Th. 98, S. 112.
— (Doſen-), ſ. oben, unter Schnecke, S. 226.
— (Draht-), ſ. unter Kinkhorn, Th. 37, S. 904.
— (Eichenholztuten-), ſ. oben, unter Schnecke, S. 259.
— (Elſter-), ſ. unter Mondſchnecke, Th. 93, S. 414.
— (Erd-) Wegeſchnecke, ſ. oben, unter Schnecke, S. 165, 168; graue Erdſchnecke, ſ. daſ., S. 186.

Schnecke (Erdteller-), Sammtschnecke, mit dreieckigem Munde, Cochlea hispida, apertura triangulari; Fr. la Veloute à bouche triangulaire. Eine Gattung Helix von brauner Farbe, welche im Linné fehlt.

— (eßbare), s. Schnecke (Weinbergs-).

— (Eyer-), eine Gattung Voluta, welche im Linné fehlt. Sie ist apfelblütfarbig.

— (Falten-), die netzförmige Faltenschnecke, s. oben, unter Schnecke, S. 249.

— (Feigen-), s. oben, unter Schnecke, S. 200.

— (Felsen-), die lange, schmale, spindelförmige Felsenschnecke, eine Gattung Voluta, welche im Linné fehlt. Sie hat über die ganze Schale auf blaßgelbem Grunde gelbbräunliche geschlängelte Strahlen.

— (Flügel-), die gedornte, s. oben, unter Schnecke, S. 209; die gefaltene, die gezahnte, s. daſ., S. 210; die gesäumte, eine Benennung der Lappenschnecke, s. daſ., S. 204; die Löhönische, s. daſ., S. 205; die Westindische knotige, s. daſ., S. 203.

— (Fluß-), die gelbe bauchige, eine Gattung Helix, welche im Linné fehlt. Die Mündung ist halbmondförmig, und die Schale dünn und durchsichtig. Die gelbe Französische, auch eine Gattung Helix, welche im Linné fehlt. Sie hat eine gelbe Farbe, ist sehr groß und ohne Nabel. Die halbmondförmige Mundöffnung ist gesäumt. Die kleine genabelte, mit vier Gewinden, gleichfalls ein im Linné fehlender Helix, mit halbmondförmiger Mundöffnung und weitem und offenem Nabel. Die lebendig gebährende ohne Bänder. Diese im Linné fehlende Gattung Helix, hat fast ganz den Bau von Helix vivipara, nur ist sie runder, weniger bauchig, und etwas mehr

geſtr… Die Windungen ſind weiß, braun und bräu… — Die röthliche, mit einem Bande, welche auf röthlichem Grunde ein braunrothes Band hat, und im Linné fehlt. — Die ſpitzige, ſ. oben, unter Schnecke, S. 188.

Schnecke (Franzöſiſche Schellen-), ſ. oben unter Schnecke, S. 195.

— (Froſch-), die r… Froſchſchnecke, eine Gattung Flügel… , Strombus Linn., welche beim Linné… ie hat eine Pomeranzenfarbe, eine dü… , nd ſtark hervorragende Zacken an der … ng. Inwendig iſt die Mündung … u…

— (Garten… Schnecke, S. 175; gefleckte … ecke, ſ. daſ., S 183.

— (gefleck… ...ten-), ſ. den vorhergehenden Artikel.

— (gelbrändige), ſ. oben, unter Schnecke, S. 167.

— (Gnemon-), eine Gattung Walzenſchnecken, Voluta Linn., welche im Linné fehlt. Sie hat eine Citronenfarbe, auf welcher fuchsrothe Binden ſchimmern, und wird 2½ Zoll lang.

— (graue), Buſchſchnecke, ſiehe oben, unter Schnecke, S. 167.

— (graue Erd-), ſ. Schnecke (Erd-).

— (Gürtel-), ſ. oben, S. 183.

— (Harztuten-), ſ. daſ., S. 250.

— (Haut-), ſ. unter Murex, Th. 98, S. 102.

— (Helm-), ſ. oben, unter Schnecke, S. 211; die rothe Helmſchnecke, ſ. daſ., S. 213; die Knotenhelmſchnecke, ſ. daſelbſt, S. 213; die Striemenhelmſchnecke, ſ. daſ., S. 212; die gehörnte Helmſchnecke, ſ. daſ., S. 214.

— (Hermanniſche Mond-), eine Abänderung von der Spenglerſchen Mondſchnecke, wel-

che im Linné fehlt. Sie hat funfzehn glatte Rippen, und ist schmutzig weiß und braungelb marmorirt.

Schnecke (Horn-), s. oben, unter Schnecke, S. 199.

— (Imperialmond-), eine Schneckengattung, welche im Linné fehlt, und die zu den Mondschnecken, Turbo Linn. gehört. Sie hat eine seltene Größe, sechs hochgewölbte Windungen, und ist hellgrün und glänzend.

— (Italienische Land-), s. oben, unter Schnecke, S. 184.

— (Käfer-), Helix scarabaeus, eine Benennung der Sturmschnecke, s. oben, S. 176.

— (Kahn-), s. Schnecke (Amphibien-).

— (Kanarien-), die breite, siehe oben, unter Schnecke, S. 208.; die bucklichte, s. daſ., S. 205; die geblümte, eine Abänderung der knotigen Kanarien-Schnecke, Strombus urceus Linn.; die gefleckte, eine Abänderung von der Löhönischen Flügelschnecke, Strombus luhuanus, welche das Mittel zwischen dieser und den Kanarienschnecken halten soll. Sie hat eine schön gefleckte Zeichnung; die gestickte dünnschälige Kanarienschnecke, der Samoor, Fr. le Sama, eine Gattung Flügelschnecken, Strombus Linn., welche im Linné fehlt. Sie hat auf weißem Grunde orangefarbige Flecken und Wolken, wie gestickt. Die knotige Kanarienschnecke, s. oben, S. 209.

— (Karkal-), s. oben, unter Schnecke, S. 178.

— (Käse-); sie wird von Schröter unter den Gattungen und Abänderungen von Helix angeführt. Er sagt: „diese merkwürdige Linksschnecke gehört unter die genabelten, flachgewundenen Mondschnecken. Sie hat eine plattrunde Form; ihr Nabel ist ganz offen und rund, geht bis an das Innerste der Spitze,

hält genau das Mittel der Schale, und hat ſechs Windungen. Die Farbe iſt in den Windungen milchweiß, mit einem bräunlichen durchſchimmernden Schatten. Bei der dritten und vierten Windung wird ſie dunkelbraun und an der Spitze röthlich. Man findet ſie auf der Küſte von Guinea. Martini nennt ſie die Dämmerung.

Schnecke (Kegel=), von Oma, eine Gattung Tutenſchnecken, Conus Linn., welche einen ſchmalen und kurzen Bau hat, und oben gegen den ſpitzen Winkel etwas bauchigt iſt; auf weißem Grunde liegen mehrere Bänder, die aus orangenfarbigen Strichen beſtehn. Sie heißt auch der lange Weſtindiſche Admiral, die St. Omastute.

— (Kerben=), ſ. unter Mondſchnecke, Th. 93, S. 422.

— (Klappen=), die dornigte Klappenſchnekke, ſ. unter Nerite, Th. 102, S. 298.

— (kleine Mond=), ſ. unter Mondſchnecke, Th. 93, S. 401.

— (kleine platte), ſ. Scheibenſchnecke, oben, unter Schnecke, S. 177.

— (Klipp=), ſ. Th. 115, S. 578.

— (Knotenhelm=), ſ. Schnecke (Helm=)

— (knotige Schellen=), ſ. Schnecke (Schellen=).

— (Koth=), Schlammſchnecke, ſ. oben, unter Schnecke, S. 181; die große Kothſchnecke, ſ. daſelbſt; die längliche Kothſchnecke, ſ. Schnecke (Moraſt=).

— (Krabben=), ſ. ob., S. 202; bucklichte Krabbe.

— (Kraus=), ſ. unter Murex, Th. 98, S. 92.

— (Kräuſel=), Kreiſel=, Küſelſchnecke, ſ. oben, unter Schnecke, S. 197; die Kräuſelſchnecke mit einem umgelegten Reif; eine Gattung Helix, welche im Linné fehlt. Der Bau dieſer kleinen Conchylie iſt pyramidaliſch. Die Endſpitze iſt

ſtumpf, die Mundöffnung halbmondförmig, oben ſchmal, unten ausgeſchweift, und der Nabel iſt rund und ganz offen.

Schnecke (Kreiden=), Helix cretacea, eine Gattung Helix, welche im Linné fehlt. Die durchbohrte, einigermaßen kugelförmige Schale iſt von weißlicher Farbe mit braunen Querbändern.

— (Kreiſel=), ſ. Schnecke (Kräuſel=).

— (Kröten=), Murex rana, und Murex gyrinus, ſ. Th. 54, S. 110.

— (Kuffer=), ſ. oben, unter Schnecke, S. 226.

— (Kugel=), ſ. Schnecken (Kugel=).

— (Küſel=), ſ. Schnecke (Kräuſel=).

— (Labyrinth=), ſ. unter Kreiſelſchnecke, Th. 48, S. 568.

— (Lampen), ſ. oben, unter Schnecke, S. 176.

— (Land=), ſ. daſelbſt, S. 175.

— (Lappen=), ſ. daſelbſt, S. 204, 207.

— (Larven=), ſ. unter Mondſchnecke, Th. 93, S. 401.

— (Lieberey=), ſ. Schnecke (Wald=).

— (Links=), Topfſchnecke, ſiehe oben, unter Schnecke, S. 185.

— (Livree=), ſ. unter Murex, Th. 98, S. 104.

— (Löhöniſche Flügel=), ſ. Schnecke (Flügel=).

— (Mohren=) ſ. oben, unter Schnecke, S. 200.

— (Mond=), ſ. Th. 93.

— (Moos=), ſ. oben, unter Schnecke, S. 168.

— (Moraſt=), die längliche Kothſchnecke, ſ. oben, unter Schnecke, S. 185.

— (Muſik=), Notenwalzenſchnecke, Notenſchnecke, ſ. daſelbſt, S. 235; grüne Muſikſchnecke, ſ. daſelbſt, S. 235; wilde Muſikſchnecke, wilde Notenſchnecke, Hebräiſche Notenſchnecke, ſ. daſ., S. 236.

hält ge… Citronenschnecke, s. oben, Wi… S. 183; die dünnschalige, mi… oder röthliche Nabelschnecke, S… Helix, welche im Linné fehlt. Sie … etwas rundern Bau, als die Wald-…ecke, Helix nemoralis, und ihre fünf bis sechs …dungen ragen nicht stark hervor, und die Mund-…ung ist halbmondförmig, aber kurz, der Nabel …ehr mehr oder weniger offen. Man hat sie fahl, …röthlich, achatfarbig und weiß, und der Saum ist …chmal weiß oder braun. Man findet sie in Eng-land, in der Schweiz, in Thüringen, in der Mark Brandenburg ꝛc. Sie hält sich in Waldungen auf, und soll, nach Lister, den Turteltauben eine Lecker-speise seyn. — Die perlenfarbige Nabel-schnecke, die hornfarbige, erdfarbige oder weiße tellerförmige Nabelschnecke; auch eine Gattung Helix, welche im Linné fehlt. Sie hat die Größe eines Silbersechsers und eine zarte, sehr glänzende Schale. — Die scharf gewun-dene braunbunte Nabelschnecke, s. oben, unter Schnecke, S. 176.

— (Nadel-), die geflügelte Nadelschnecke. Die Grundfarbe ist dunkelbraun, und um die Ge-winde gehen einige Reihen Knötchen, deren mittelste die größten Körner hat, die aber alle nach der Mün-dung zu kleiner und flacher werden, ungeachtet die Lippe auch noch einigermaßen gerippt ist. Diese Gattung fehlt im Linné, sie gehört zu der Familie Strombus.

— (Napf-), s. unter Klippkleber, Th. 40, S. 616. Hier die Benennung der Gattungen, die Schröter in seiner Einleitung in die Conchy-lienkenntniß, 2. Bd., Halle, 1784, unter dieser Benennung anführt. Die auf den Seiten gestrahlte, rothpunktirte; die blaue, die

braungeflammte eyförmige, mit weißem Auge; die braungestrahlte dickschalige; die fein gestreifte und gestrahlte, mit eingekerbtem Rande; die flach gerippte, mit rothbraunem Wirbel; die flache ganz braun gestreifte; die gelbe flachgestreifte, mit glänzend weißem Wirbel; die gelblich gestreifte, mit schwarzbraunen Strahlen; die gerippte schwarzgestrahlte; die geschliffene Carthaginensische; die gestreifte kreiselförmige, mit Kammern und einem gelben Auge; die gewundene, körnigt gefaltete; die gewundene stachlichte, mit Kammern; die gewundene stark gefaltene; die große stark gerippte rosenfarbige, mit weißem Bande; die große weiß und grünliche Magellanische, mit offenem Wirbel und geflammten violetten Strahlen; die in- und auswendig gelbe gefurchte; die kammmuschelförmige; die kegelförmige gestreifte, mit rothbraunen und weißen gekörnten Strahlen; die kleine hornartige, mit verkehrtem krummen Wirbel; die kleine kugelförmige, mit scharfem eingebogenem Rande: die kleine schwarz und weiß gestreifte, mit weißem Wirbel; die kleine schuppicht gefleckte, mit krummen spizzem Wirbel; die kleine weiße gestreifte, mit purpurfarbigen Ringen; die kleine weiße gestreifte, mit zehn bis zwölf rosenrothen Strahlen; die länglichte, mit einfachen Streifen; die längliche rothbraune oder rothfahl und weiß gestrahlte, mit körnigten oder schuppichten Streifen; die Magellanische fahlrothe pyramidenförmige; die muschelförmige; die platte faltig gestreifte, mit braunen Körnchen; die rothpunktirte Carthaginensische; die schuppichte kammmuschelförmige; die

ſchwarze dickſchalige, mit ſchwarzem gefurchtem Rücken; die ſchwarze geſtrahlte; die ſtachlicht gerippte; die einfach röthlich geſtrahlte; die weiße Cypriſche; die weiße grau geſtrahlte und ſchwarz punktirte; die weiße knotig gerippte, mit gefaltenem Rande; die weiße, mit vielfarbigen Punkten; die weiße zartgeſtreifte, mit hellrothen Flecken.

Schnecke (neritenartige Mond=), ſ. unter Mondſchnecke, Th. 93, S. 396.

— (neritenartige Strand[illegible]ond=), ſ. daſelbſt.

— (Netz=), ſ. unter Murex, Th. 98, S. 105.

— (Noten=), ſ. Schnecke (Muſik=)

— (Notenwalzen=), ſ. d[illegible]ſt.

— (Ohr=), ſ. oben, unter Schnecke, S. 189.

— (Papiermond=), die papierne Mondſchnecke, eine Gattung Turbo Linn., welche im Linné fehlt. Sie iſt ſelten, ſo dünn, wie Papier, durchſichtig und zerbrechlich. Ihre erſte Windung iſt im Verhältniß mit den folgenden ſehr groß, ihre letztern aber, die ſehr ſpitz zulaufen, ſind um ſo kleiner und enger. Sie wird von vielen feinen, auf's artigſte geſtrichelten Linien umwunden. Nahe an der zweiten Windung liegt ein weiß und roth gefleckt es Band. An den innern geriffelten Windungen glänzt das feinſte, mit blauen Farben ſpielende Perlenmutter. Die äußere Farbe wird von Chemnitz die Achatfarbe genannt. — Eine der eben erwähnten nahe verwandte Papiermondſchnecke hat eine etwas röthliche Farbe. Die Windungen haben erhabene Streifen, auf welchen weiße und ſchwarze Punkte abwechſeln. Sie iſt kleiner, als die vorhergehende, und kommt aus Oſtindien.

— (Perſpectiv=), ſ. Schnecke (Architektur=).

— (Perlenmutter=), ſ. Th. 108, S. 575.

— (Perſiſche), ſ. oben, unter Schnecke, S. 219.

Schnecke (Pethola-), s. unter Mondschnecke, Th. 93, S. 401.
— (Pharao-), s. unter Kreiselschnecke, Th. 48, S. 568.
— (Pharaokreisel-), s. oben, unter Schnecke, S. 198.
— (Philippinische Kahn-), s. das., S. 229.
— (Podagra-), s. Schnecke (Scorpion-).
— (Portugiesische Land-), siehe oben, unter Schnecke, S. 184.
— (Porzellan-), s. daselbst, S. 250.
— (Posaunen-), s. Kinkhorn, Th. 37, S. 901.
— (Purpur-), Coccionel- oder Cochenille-Schnecke, s. oben, unter Schnecke, S. 180.
— (rauhe), s. Schnecke, (Sammt-).
— (Regen-), s. Schnecke, (Sturm-).
— (Reißbrei-Mond-), s. unter Mondschnecke, Th. 93, S. 399.
— (rothe Wege-), s. Schnecke (Wege-).
— (Rüben-). Sie soll, nach Schröter, wahrscheinlich eine Abänderung vom Franchehorn, Strombus lucifer Linn., seyn. Sie ist selten, an den Gewinden spitzig und mit tiefen Furchen umgeben.
— (Rudolphus-), siehe oben, unter Schnecke, S. 219.
— (Sammt-), rauhe Schnecke, s. das., S. 181.
— (Schlamm-), s. Schnecke, (Koth-).
— (Scheiben-), s. Schnecke (kleine platte), und, oben, unter Schnecke, S. 175.
— (Schellen-), die Französische, s. diesen Artikel im Register; die kleine, eine Gattung Buccinum, welche im Linné fehlt. Sie kommt vom St. Malo, hat aber nicht den Bau einer Schellenschnecke; denn sie ist gefleckt, die Nase ist verengert, und ragt etwas hervor. Die erste Windung ist sehr bauchig, die folgenden drei sind gewölbt und

bilden keinen langen Wirbel. Der Leib besteht aus horizontalen Flammen und Wolken, die zwischen sich einen deutlichen Zwischenraum haben. — Die knotige, s. oben, unter Schnecke, S. 214.

Schnecke (Schlamm-), s. Schnecke (Koth-).

— (Schlauch-), die gesäumte, eine Conchylie, welche eine kurze, gedrungene, fast kugelförmige Gestalt hat, die aber mehr platt, als rund zu nennen ist. Die ganze Schale ist glatt, und nur um die Nase herum gewahrt man einige schräge Streifen. Die Farbe fällt in das Braune. Man findet sie im Piemontesischen. — Die labyrinthische Schlauchschnecke, ist gleichfalls eine im Linné fehlende Gattung Buccinum. Die Schale ist schwer, glatt, gelbbräunlich, stark gewölbt, mit einer weiten eyförmigen Mündung, und einer schräg und stark gefaltenen Mittellefze versehen.

— (Schmaragd-), von Neuseeland, eine im Linné fehlende Gattung Turbo. Sie ist über 2 Zoll breit und hoch, und hat nur vier Windungen, davon die erste sehr rund gewölbt, weit und groß ist. Die Schale ist stark und schwer, und wird von einer grünen, ziemlich glatten und durch einige schieflaufende Querrunzeln etwas schilfricht gemachten dicken Farbenrinde umgeben. Wo diese fehlt, da gewahrt man das schönste Perlenmutter.

— (Schnirkel-), die bunte, Helix versicolor Linn., eine Gattung Helix, welche im Linné fehlt. Die undurchbrochene rundliche glatte Schale hat eine rosenrothe Spindel, dünne Querlinien, mit dazwischen liegenden Bändern von verschiedenen Farben. Die sechs Gewinde sind erhaben rund, das unterste bauchig, die den Schnirkel bilden stumpf, die Mündung eyförmig. Die Spindel ist schnirkelförmig undurchbohrt. Die Farbe ist schneeweiß, mit braunen gleich weit stehenden Querlinien, mit safrangelben und ro-

senrothen Zwischenbinden. Sie hat fast die Größe der Weinbergsschnecke; — die gemahlte Schnirkelschnecke, der gemahlte Helix, auch eine Gattung Helix, welche im Linné fehlt. Die undurchbrochene rundliche glatte Schale ist an der Spindel und an dem Rande der Gewinde gefärbt. Die Schale ist einigermaßen kugelförmig und glatt. Man hat davon α) lichtgraue mit brauner Spindel und einer braunen Querlinie nächst der Naht, und um die Mitte des Rückens; β) rosenrothe, mit brauner Spindel und einer braunen Querlinie nächst der Naht, und um die Mitte des Rükkens; γ) schwefelgelbe, mit brauner Spindel und rothen Linien an den Rändern der Gewinde. Das Vaterland ist Italien. — Die offene Schnirkelschnecke, der offene Helix, Helix aperta. Die undurchbohrte rundliche Schale hat einen stumpfen kleinen Schnirkel und eine schnirkelförmige oder gedrehete offene Spindel. Die Schale besteht aus drei Gewinden, davon das unterste bauchig ist. Die Farbe ist braun.

Schnecke (Schnirkelmond=), eine Gattung Mondschnecken, Turbo Linn., welche im Linné fehlt. Die glatte Schale ist rundlicht und dicht; die sechs Gewinde sind erhaben, glatt und berühren einander. Die Spindel ist verdickt, übergeschlagen, mit einem verdeckten unvollkommenen Nabelloche. Die Oberhaut ist purpurfarbig und grünlich; der Schlund hat einen silbernen Perlenmutterglanz.

— (Schrauben=), die glatte, unten abgebrochene, eine Gattung Turbo, welche im Linné fehlt. Sie hat eine abgerundete Mundöffnung, runde, genau an einander passende Windungen, von welchen die obern aber abgebrochen sind. Sie soll, nach Argenville, in der Seine gefunden werden. — Die seltene linke Schraubenschnecke aus

Guinea, eine im Linné fehlende Gattung Helix. Sie ist nicht sehr zugespitzt, sondern ziemlich walzenförmig. Die Schale ist größtentheils durchsichtig weiß, ganz braun an den letzten Windungen, übrigens hin und wieder mit rothbraunen Flecken oder Strichen der Länge nach bestreut. — Die marmorirte Schraubenschnecke. Turbo imbricatus Linn., s. unter Mondschn[illegible]e, Th. 93, S. 429. — Die weitmundige S[illegible]raubenschnecke, s. oben, unter Schnecke, S. [illegible]24. — Die weitmündige grünliche S[illegible]raubenschnecke, Buccinum subviride, ei[illegible] Linné fehlende Gattung Helix, welche thu[illegible]mig gebaut ist. Die erste Mündung ist zweimal [illegible]oß, als die zweite, die Endspitze ist abgebrochen, [illegible]e Mündung ist gesäumt und oval. Auf grünlichem Grunde liegen abgebrochene Striche wie Bänder. Jamaika soll das Vaterland seyn. — Die schwärzliche Schraubenschnecke, mit weißen Reifen. Diese Schnecke ist unter allen Flußconchylien am schwersten zu finden. Man trifft dergleichen jedoch in der Seine und in der Marne, auch in dem kleinen Flusse Lievre an. Die Schale ist wie eine Treppe, die eine Pyramide vorstellt, gebaut. Auf den Windungen ist sie einfarbig, und nur mit einer weißen Linie gestreift. Ihr platter Mund unterscheidet sie von der Trompetenschnecke. Diese Conchyliengattung gehört zu Helix, und fehlt im Linné. — — Die weiße gewolkte Schraubenschnecke. Diese Schneckengattung gehört gleichfalls zu Helix und ist milchfarbig, und über alle sieben Gewinde die Länge herab zart gestreift. Die Mündung ist eyförmig und inwendig weiß; die Gewinde stoßen dicht an einander, und endigen sich in eine stumpfe Spitze. Nach Schröter sollen wir zwei Abänderungen davon haben, weiße und fahlbraun gestreifte.

Sie sind selten über 1/2 Zoll lang, und werden häufig auf den Bergen bei Arnstadt, Weimar, Rudolstadt, Sachsenburg, Sondershausen und Bleicherode unter den Dornhecken gefunden.

Schnecke, (Schüssel=), s. oben, unter Schnecke, S. 174.

— (schwarze Wege=), Wandschnecke, siehe Schnecke (Wege=).

— (Schwimm=), s. oben, unter Schnecke, S. 174.

— (Scorpion=), Podagraschnecke, s. daselbst, S. 202.

— (Seemoos=), s. daselbst, S. 171.

— (Spanische Land=), s. das., S. 184.

— (Spindelflügel=), s. das., S. 200.

— (Spinnenstachel=), s. das.

— (Spitz=), die glänzende Spitzschnecke, Turbo nitidus, Fr. la Brillante. Die sechs Windungen dieser Schnecke haben kaum die Länge eines Viertelzolls und ihr Bau ist schraubenförmig. Die Farbe ist hellbraun. Diese Gattung fehlt im Linné und gehört zu Helix.

— (Sporn=), der Sporn, eine Gattung Mondschnecken, s. Th. 93, S. 407.

— (Stachel=), s. oben, unter Schnecke, S. 199.

— (Stern=), eine Art Schwimmkoralle, Madrepora Limax, s. Th. 44, S. 282.

— (Strandmond=), s. unter Mondschnecke, Th. 93, S. 397.

— Strauben=), die mit weißen und rothgelben Banden umwundene Straubenschnecke, eine Gattung Voluta Linn., welche beim Linné fehlt. Sie hat einen breiteren Bau, als die übrigen Thürmchens, und ihre Spindel hat fünf Falten. Ihre hintern Mündungen sind mit erhabenen Reifen umgeben, welche wechselsweise mit weißen und rothen Bändern umlegt sind. Sie kommt aus Ostindien.

Schnecke (Striemenhelm=), ſ. Schnecke (Helm=).
— (Sturm=), Regenſchnecke, ſ. oben, unter Schnecke, S. 176.
— Sumpf=), Moraſtſchnecke, Helix limosa Linn. Sie gehört zu den oben, S. 175 u. f., angeführten Helix-Gattungen und hat eine etwas verlängerte, ungenabelte, durchſichtige und ſpitzig zulaufende Schale, und eine eyförmige Mundöffnung. Sie gehört in Europa zu Hauſe, und hält ſich in den Sümpfen auf.
— (Teleskop=), ſ. oben, unter Schnecke, S. 199.
— (Teller=), die ſechsfa gewundene, eine Benennung des Poſthorn s, ſ. oben, unter Schnecke, S. 178. D. egelförmige, ſ. unter Mondſchnecke, Th. S. 440.
— (Tonnen=), ſ. Schnecke (Bauch=).
— (Topf=), ſ. Schnecke (Links=)
— (Trichterſpindel=), ſ. oben, unter Schnecke, S. 199.
— (Trompeten=), die linke marmorirte, eine Gattung Helix, welche im Linné fehlt. Sie iſt höchſtens 3/4 Zoll lang, hat fünf runde, wenig aufgeblaſene, geſtreckte und ſchraubenförmig gebaute Windungen. Die erſte Windung hat einzelne horizontale Streifen, und die ganze Schale iſt weiß, grau und blau marmorirt.
— (Tuten=), ſ. oben, unter Schnecke, S. 250.
—, beim Uhrmacher, eine in kegelartiger Geſtalt mit Reifen verſehene Walze, worauf ſich bei dem Gange einer Taſchenuhr die Kette befindet, und von derſelauf das Federhaus gewickelt wird. Sie wird auch nihrer kegelartigen Geſtalt koniſche Schnecke nt. Mit dieſer Schnecke wird das Schneckenrch ein Geſperr vereiniget. An der Grundder Schnecke iſt nämlich ein Sperrrad, und dem Schneckenrade unten ein Sperrkegel mit

einer Feder, wie bei den Stubenuhren. Die Schnecke sitzt auf einer senkrechten Kette, die den Unterboden der Uhr durchbohrt, und bildet gewöhnlich über demselben einen Zapfen. Auf diesen steckt man beim Aufziehen den Uhrschlüssel. Wenn nun die Uhr abgelaufen ist, oder besser, die Kette sich von der Schnecke ab, und um das Federhaus gewickelt, und die Feder sich wieder so weit ausgedehnt hat, als es die Weite des Federhauses erlaubt, und man dreht mit dem Uhrschlüssel auf dem Zapfen die Schnecke, und zugleich das Federhaus vermittelst der Kette links um, so wird sich die Kette um die schraubenartigen Umgänge der Schnecke wickeln, und die Feder in dem Federhause spannen. Ein Federstift ist nämlich mit dem vereinigten Ende der Feder unbeweglich, aber das Federhaus mit dem andern Ende der Feder, dreht sich ungehindert auf dem Federstifte um. So oft daher das Federhaus von der Kette einmal umgedreht wird, eben so oft nähert sich ein Umgang der Feder dem Federstifte, und hierdurch wird die Feder bei jeder neuen Umwälzung des Federhauses um einen Umgang gespannt. Gewöhnlich muß die Schnecke beim Aufziehen siebenmal umgedrehet werden, weil sie sieben Schraubenzüge hat. Sie ist aber oben dünn und unten stark, das Federhaus hingegen durchgängig gleich dick. Daher kommt es, daß sich das Federhaus nur viermal umwälzt, während man die Schnecke siebenmal umwälzen oder umdrehen muß, wenn man sie aufzieht. Dieses ist jedoch nicht für allgemein anzunehmen; denn wenn die Schnecke schwach, das Federhaus aber groß ist, so dreht sich das Federhaus auch wohl weniger, als viermal um. Hieraus fließt, daß sich die Feder bei jeder Umwälzung des Federhauses um einen Umgang dem Federstifte merklich nähert. Drei bis vier Umgänge der Feder bewegen die Uhr acht und zwanzig bis dreißig Stunden, der

fünfte bleibt aber jederzeit gespannt. Hat aber die Schnecke nur sechs Umgänge, so wird die Feder gleichfalls weniger gespannt, als bei sieben Umgängen. Wenn man die Schnecke beim Aufziehen umdreht, so schleift sich der Sperrkegel auf dem Schneckenrade über die Sperrzähne unter der Schnecke weg. Daher wird dieses Rad beim Aufziehen nicht bewegt, weil hierdurch der gewöhnliche Lauf des Räderwerks gestört werden würde. Nach dem Aufziehen greift aber der Sperrkegel wieder in das Sperrad, und die Schnecke wird mit dem Schneckenrade vereiniget. Die Feder sucht sich von der Rechten zur Linken wieder auszudehnen, und zieht durch die Kette die Schnecke, und zugleich das Schneckenrad nach eben der Richtung. Das Federrad ist aber nach der kegelartigen Schnecke darum vereiniget, weil hierdurch der Uhrmacher den ungleichen Zug der Feder hebt. Man verwandle in Gedanken die hohen Umgänge der Schnecke in eben so viele Scheiben oder Räder, und achte darauf, daß ein größetes Rad auch eine größere Kraft äußere, als ein kleines. Dies letzte läßt sich leicht auf den gegenwärtigen Fall anwenden; denn man weiß aus der Erfahrung, daß die Feder gleich nach dem Aufziehen die Schnecke in ihrem obersten und kleinsten Umgang zieht; nach vier Stunden aber in dem zweiten ꝛc. Die Feder äußert also ihre ganze Kraft, wenn die Schnecke in dem kleinsten Umgange von der Kette gezogen wird. Wird die Schnecke aber von der Kette in dem zweiten Umgange bewegt, so läßt die Kraft der Feder schon etwas nach, und so auch bei den übrigen Umgängen. Um so viel aber die Feder bei dem zweiten Umgange schwächer zieht, als bei dem ersten, um so viel stärker ist der zweite Umgang der Schnecke; folglich wird durch die zunehmende Stärke der Schnecke die abnehmende Kraft der Feder beständig ersetzt. (Jacobsons

technologisches Wörterbuch, 4r Bd., S. 16 u. folgend.)

Schnecke (Venus=), eine Benennung der Porzellanschnecken, s. Porzellane, Th. 115, S. 568.

— (Wald=), Liebereyschnecke, s. oben, unter Schnecke, S. 185.

— (Walzen=), s. oben, unter Schnecke, S. 228.

— (Wand=), s. Schnecke (Wege=).

— (Wanzen=), s. unter Mondschnecke, Th. 93, S. 400.

— (Warzen=), s. oben, unter Schnecke, S. 168.

— (Wasser=), kleine trockene Wasserschnekke, s. das., S. 189.

— im Wasserbau, die Archimedische Wasserschraube, deren Röhre in einem Schraubengange um eine Achse geführt ist.

— (Wege=), s. Schnecke (Erd=); rothe Wegeschnecke, s. oben, unter Schnecke, S. 167; schwarze Wegeschnecke, Wandschnecke, s. daselbst.

— (Weinbergs), Gartenschnecke, eßbare Schnecke, Deckelschnecke, s. oben, unter Schnecke, S. 182.

— (weitmündige Schrauben=), s. Schnecke (Schrauben=).

— (Wellen=), eine Benennung der Tutenschnecke.

— (Wendel=), Mondschnecke, s. Th. 93, S. 393 u. f.

— (wilde Musik=), s. Schnecke (Musik=).

— (wilde Noten=), s. Schnecke (Musik=).

— (Wolken=), Admiral derselben. Sie hat einen verlängerten Bau und ist nur ein wenig bauchig. Der Wirbel ragt spitz hervor, und ist gelb gefleckt. Auf dem Körper sieht man große braune Flecken, und zwischen diesen einzelne bläuliche und

weiße Flecken und Wolken, und über dieſelben laufen braune unterbrochene Querlinien.

Schnecke (Zauber-), Trochus Magus L., eine Art Kreiſel-Schnecken, ſ. Kreiſelſchnecke, Th. 48, Nr. 7.

Schnecken (Bauch-), Tonnenſchnecken, Buccinum Linn., ſ. oben, unter Schnecke, S. 215.

— (Bezoar-), ſ. unter Kinkhorn, Th. 37, S. 90.

— (Blaſen-), Kugelſchnecken, Bulla Linn., ſ. oben, unter Schnecke, S. 191.

— (eßbare), ſ. oben, unter Schnecke.

— (Flügel-), Strombus Linn., ſ. daſ., S. 200.

— (Fluß-), Schnecken, welche in den Flüſſen gefunden werden, worunter beſonders die Scheibenſchnecken, Planorbis Linn., und mehrere Gattungen Helix gehören; ſ. oben, unter Schnecke, S. 173.

— (halbe Mond-), ſ. Schnecken (Schwimm-).

— (Helm-), Cassidea Linn., ſ. oben, unter Schnecke, S. 211.

— (Horn-), ſ. Schnecken (Stachel-).

— (Kahn-), ſ. oben, unter Schnecke, S. 228.

— (Klapper-), ſ. Schnecken (Schwimm-).

— (Kräuſel-), Kreiſelſchnecken, Küſelſchnekken, Trochus Linn., ſ. daſ., S. 197 u. f.

— (Kreiſel-), ſ. den vorhergehenden Artikel.

— (Küſel-), ſ. daſelbſt.

— (Land-), Helix Linn., ſ. daſ., S. 175. Man nennt eigentlich Land- oder Erdſchnecken, alle Arten Schnecken, welche vier Hörner haben, und ſich auf dem trockenen Lande aufhalten.

— (Meer-), Seeſchnecken, Schnecken, welche ſich nur in den Meeren aufhalten, und wozu die meiſten Schneckenfamilien oder Schneckengeſchlechter gehören.

Schnecken (Mond-), Wendelschnecken, Schraubenschnecken, Turbo Linn., s. oben, unter Schnecke, S. 197.

— (nackte), s. daselbst, S. 165. u. f.

— (Napf-), Schüsselschnecken, Patella Linn., s. das., S. 174.

— (Oliven-), Oliva Cuv., s. das., S. 241.

— (Porzellan-), Cypraea Linn., s. das., S. 250.

— (Purpur-), s. Schnecken (Stachel-), und oben, unter Schnecke, S. 219.

— (Röhren-), Dentalium Linn., s. das., S. 267.

— (Schalen-), s. das., S. 173 und f.

— (Schellen-), s. unter Kinkhorn, Th. 37, S. 902.

— (Scheiben), Planorbis Linn., s. oben, unter Schnecke, S. 175. Linné rechnet diese Schnecken zu der Familie Helix; neuere Conchyliologen haben sie aber davon getrennt, und unter dem Namen Scheibenschnecken, Planorbis, ein eigenes Geschlecht daraus gebildet. Man rechnet hieher die Gattungen: Helix planorbis, Helix vortex, Helix cornu arietis etc., s. oben, unter Schnecke, S. 177, 178, 180, 181 ꝛc.

— (Schnirkel-), eine Benennung des Geschlechtes Helix.

— (Schrauben-), s. Schnecken (Mond-).

— (Schüssel-), Patella Linn., s. Schnecken (Napf-).

— (Schwimm-), Klapperschnecken, halbe Mondschnecken, Nerita Linn., s. oben, unter Schnecke, S. 174, und Nerite, Th. 102, S. 292 u. f.

— (See-), s. Schnecken (Meer-).

— (Seemoos-) Scyllaea, s. oben, unter Schnecke, S. 171.

— (Stachel-), Hornschnecken, Straubschnecken, Trompetenschnecken, Purpur-

schnecken, Murex, s. oben, unter Schnecke, S. 199.

Schnecken (Straub-), s. Schnecken (Stachel-).

— (Topf-), s. unter Kreiselschnecke, Th. 48, S. 564.

— (Tuten-), Conus Linn., s. oben, unter Schnecke, S. 250.

— (Venus-), eine Benennung der Porzellanschnecken.

— (versteinerte), versteinerte Conchylien, die Conchylienschalen; denn da die Versteinerung nicht ihre Bewohner betrifft, weil diese im Steinreiche gewiß nicht mehr vorhanden sind, so sind es also bloß die Schalen, auf welche man Alles anwenden kann, was von den Gehäusen oder Schalen schon unter Muschel, Th. 98, S. 218 u. f., und oben, unter Schnecke vorgekommen. Was ihnen sonst als Versteinerung noch eigen ist, wird unter Versteinerung, in V., vorkommen. Hier ist nur noch zu bemerken, daß die Conchylien für die Versteinerungen Originale genannt werden, daß wir viele Originale zu Versteinerungen haben, daß wir aber noch sehr viele versteinerte Conchylien finden, zu denen wir entweder gar kein, oder kein passendes Original kennen, und daß wir daher die versteinerten Conchylien mit den natürlichen verbinden müssen, wenn wir diesen großen Zweig des Thierreiches gehörig übersehen wollen. S. auch Schneckensammlung.

— (Vielfraß-), Bulimus, eine Schneckenfamilie, welche neuere Conchyliologen aus den Geschlechtern Helix, Voluta und Bulla Linn. gebildet haben. Von Linné werden sie zu den Landschnecken gezählt, sie sind aber darin von denselben unterschieden, daß ihre Mündung mehr hoch, als breit ist; die vorletzte Mündung macht, wie bei den Landschnecken, in der letzten

einen Ausschnitt. Das Gewinde erhebt sich auf verschiedene Weise. Es werden zu dieser neuen Familie gezählt: Helix stagnalis Linn., Helix amarula Linn. etc.; s. oben, unter Schnecke, S. 188; ferner Voluta Auris Midae Linn., s. das., S. 239, und Bulla Zebra, eine Gattung Bulla Linn., welche im Linnè fehlt. Sie ist bauchigt, groß, glatt, hat eine abgestumpfte weiße Spindel, der Gürtel in den Mündungen fehlt, und auf weißem Grunde laufen schmälere Linien dicht neben einander wellenförmig herab. Diese Gattung lebt auf dem Lande in Senegal von Blättern und jungen Baumschößlingen. Das Thier selbst hat vier Fühlfäden, deren zwei obere an ihren Enden die Augen haben.

Schnecken (Walzen-), Voluta Linn., s. oben, unter Schnecke, S. 228.

— (Wendel-), s. Schnecke (Mond-).

Schneckenabdrücke, Abdrücke von Conchylien. Dahin gehören die Buccinotypolithi, Strombotypolithi etc., s. unter Abdrücke, im Supplem.

Schneckenarten, die verschiedenen Arten und Abarten der Schnecken; s. oben, unter Schnecke.

Schneckenauge, Fr. Oeil de Volute, der Mittelpunkt einer jeden Schneckenlinie oder eines Schnörkels, von welchem eine solche Linie ausgeht. Sie hat den achten Theil der Höhe der Schnecke oder der Schneckenhöhe zum Durchmesser.

Schneckenbeinchen, s. Schneckensteinchen.

Schneckenberg, Schneckengehäge, in der Oekonomie, ein kleiner Berg oder Hügel in einem Garten, auf welchen man eßbare Schnecken bringt, um sie zu mästen. Man wählt gewöhnlich dazu einen mürben Boden und schüttet so viel Erde auf denselben, daß das Ganze einen Hügel bildet. Auf diesen Hügel bringt man nun im Sommer so viele Schnecken, als man will, und füttert sie mit Salatblättern

oder mit itzenkleyen, die man ihnen nach einem Regen vorschüttet, wovon sie sehr feist zu werden pflegen. Im Herbste, wenn sie sich geschlossen haben, sucht man sie wieder auf, und liefert sie in die Küche. — Man kann auch in einem Küchengarten Schneckengruben anlegen. Eine solche Grube muß nicht zu tief und mit einem Haufen großer Felssteine ausgelegt werden. Man u[illegible] mit einem Wassergraben, oder mit ein[illegible]itter etwas von weitem, damit die Sch[illegible] außer ihrem Bezirke davon laufen. — [illegible] auch einen in den Gärten ehemals [illegible]g, um dessen Fläche sich ein [illegible] herumwand, einen

Schnecke.

Schneckenbohn[illegible]ole, Phaseolus caracalla Linn., eine Art steigender Bohnen mit einem gewundenen Stamme, und einer schneckenförmig zusammengerollten Fahne und Schiffchen. Das Vaterland ist Ostindien. S. auch unter Bohne, Th. 6, S. 111.

Schneckenbohrer, beim Zeugschmid, ein Bohrer, mit gewundenen Schärfen und mit einer schraubenartigen Spitze versehen. Sie werden nicht nur von den Stellmachern, sondern auch von allen übrigen Holzarbeitern gebraucht, und sind auch im gemeinen Leben am gewöhnlichsten. Sie werden wie die geraden Bohrer geschmiedet, und nur auf einer Seite verstählt. In dem Biegeisen erhalten sie die ausgehöhlte Gestalt eines halben Kegels; hernach werden sie auf dem Richteisen gewunden. Man legt sie erhitzt auf den Kopf des Richteisens, schlägt mit dem Hammer auf den Bohrer, und dreht ihn auf dem genannten Werkzeuge langsam um. Das Augenmaaß muß aber auch wissen die Proportion zu erhalten. Die Windung auf der vordersten oder ersten Spitze, wozu beim Schmieden ein zuge-

spitzter Zapfen stehen bleibt, wird beinahe wie die Schraubengänge einer Holzschraube ausgefeilt. Er erhält auf dem Stiele einen Ring, worin ein hölzerner Griff befestiget wird. Man schmiedet ihn auf dem Sperrhorn rund, und schweißt ihn auf dem Stiele des Bohrers an.

Schneckenbrut, die junge Brut der Schnecken, die entweder aus dem Ey entspringen, oder gleich lebendig aus der Schale erzeugt werden; s. auch unter Muschel, Th. 98, S. 226.

Schneckenbund, in der Feuerwerkskunst, s. Schwärmer.

Schneckendeckel, s. Operculiten, Th. 105, S. 104; auch Affensterz, im Supplement.

Schneckenerde, s. Schneckensand.

Schneckeneyer, die Eyer, welche einige Conchylien legen; s. unter Muschel, Th. 98, S. 218.

Schneckenfamilie, Schneckengeschlecht, die ganzen Familien oder Geschlechter der Schnecken, welche sich durch den Bau ihrer Schale ꝛc. von einander unterscheiden; s. oben, den Art. Schnecke.

Schneckenfäßchen, Schneckenhäuslein, beim Zinngießer, kleine von Zinn in Form eines stehenden Eyes hohl gegossene, und mit einem kleinen Deckel versehene Gefäße, worin die gekochten und in der gehörigen Brühe zubereiteten Schnecken aufgetragen, und daraus gegessen werden.

Schneckenförmig, gleich einer Schnecke oder in Gestalt einer Schnecke gewunden.

Schneckengang, in der Gartenkunst, ein Gang in einem Garten, welcher in einer Schneckenlinie zu einem Mittelpunkte oder offenen Platze führt.

Schneckengebacknes. Man nehme 1/4 Pfund Butter und 1 Loth frisches Schmalz, rühre es eine gute Viertelstunde ab, und schütte hierauf einen Löffel voll Sahne und 1/2 Loth Salz hinzu. Während dieser

Zeit werden drei ganze Eyer, von Vieren das Gelbe in einem Topfe gut zerklopft, 1/8 Quart Berme oder Hefen unter die Eyer gethan, und dann dieſes Gemiſch unter das abgerührte Schmalz gerührt. Man rühre nun ein Maas feines Mehl darein, klopfe den Teig wohl ab, lege ihn auf ein Brett, ſchneide Stükken 2 oder 1 1/2 Loth ſchwer daraus, rolle ſie zu länglichen Würfeln, beſtreiche ſie auf der einen Seite mit Eyweiß, rolle ſie dann wie eine Schnecke zuſammen, ſchneide beim Kopfe mit einem Meſſer zwei Schnitte darein, und richte ſie in die Höhe, welches die Ohren bedeuten. Wenn ſie nun ſo bereitet ſind, werden ſie vor den Ofen geſetzt, daß ſie ein wenig gehen; hierauf in ziemlich heißes und wieder abgekühltes Schmalz gelegt, und langſam ausgebacken.

Die Zuckerbäcker oder Conditor machen Schnecken von einem Viertel geröſteten Mandelzeugs und laſſen es trockuen. Man mache dann eine Farbe von zwei Löffeln voll Waſſer, vierzehn Tropfen Gummi Traganth, einem Tropfen ſchwarzer Farbe (ſchwarzer Tuſche, oder Frankfurter Schwarz, welches mit Waſſer abgerieben worden) und etwas Armeniſchen Bolus, rühre ſie gut durcheinander, und beſtreiche oder bemale damit die Schnecken, überſtreiche ſie hierauf mit aufgelößtem Tragarth und Zucker, und zuletzt, nach den Wiener Zuckerbäckern, mit Muskatenblüthe.

Schneckengehäge, ſ. Schneckenberg.

Schneckengehäuſe, Schneckenſchale, ſ. Schnekkenhaus.

Schneckengeſchlecht, ſ. Schneckenfamilie.

Schneckengewölbe, Fr. Voute en limaçon, in der Baukunſt, das um eine Spindel herumlaufende und ſchräge aufſteigende Gewölbe bei einer gemauerten Wendeltreppe, Schneckentreppe; ſ. Wendeltreppe.

Schneckengrube, s. Schneckenberg.

Schneckenhandel, der Handel mit eßbaren Schnekken, und mit den Schneckengehäusen oder den Schalen der Meerschnecken. In Ostindien, besonders auf den Inseln Borneo, Celebes und Tidore, auf der Küste von Neu-Guinea ꝛc., fangen die Indianer eine große Menge Seeschnecken, und führen diese nach China, wo sie zur Speise sehr beliebt sind. Sie holen diese Schnecken tief aus dem Wasser mit eisernen Gabeln, oder tauchen bis auf den Grund, und fischen sie heraus. Die schwarzen werden für die besten gehalten, doch werden die weißlichen, welche man tief in der See findet, und die oft so groß sind, daß sie ein halbes Pfund wiegen, in China noch höher geschätzt. Der Pekul von dieser Waare wird für 40 Taels verkauft. Die ganz weißen, welche häufig in niedrigem Wasser und auf dem Sande zwischen Korallenfelsen bei der Ebbe gefunden werden, sind die schlechtesten; denn diese gelten nur den achten oder zehnten Theil so viel, als jene. Die Chinesen trocknen sie an der Sonne, packen sie hernach in von Bambusrohr geflochtene Körbe, die mit Mandang oder mit Thekblättern ausgefüttert sind, und versenden sie weit und breit. Eine andere Art Seeschnecken ohne Haus (Doris), s. oben, unter Schnecke, S. 170, kochen sie ab, und salzen sie nachher ein. Diese Speise ist sehr beliebt bei den Chinesen. Die Mohamedaner und Papuer oder Papuaner essen diese Schnecken auch noch in kleine Stücken geschnitten, mit Salz und Citronensaft angemacht. Die Stachelschnecken, Murex Linn., von denen es auch zwei verschiedene Arten giebt, nämlich weiße und schwarze, findet man häufig in Amerika. Die Ersteren werden am stärksten gesucht; sie sind an 4 bis 5 Zoll dick. Man findet in den Schalen zungenförmige Stücke Fleisch, die

gegeſſen werden. — Bei uns werden die Land- und Gartenſchnecken gleichfalls zum Verſpeiſen gebraucht und Schock- auch Hundertweiſe verkauft. Sie werden weit verfahren, und beſonders ſind die Ulmer ſehr beliebt; ſ. oben, unter Schnecke, S. 270.

Die Gehäuſe der Meerſchnecken, die von ſo mannigfaltiger Größe, Bildung und Farbe ſind, daß man den Reichthum der Natur in dieſen Werken nicht genugſam bewundern kann, werden größtentheils in Oſt- und Weſtindien; aber auch mehrere Gattungen in Europa gefunden. In dem Indiſchen Meere findet man ſie ſo groß, daß ſie faſt ein Maaß Waſſer halten, und wenn die auswendige rauhe Kruſte davon abgeſchliffen, ſo bekommen ſie einen ſchönen perlfarbenen Glanz, ſo daß ſie zu Trinkgeſchirren und andern Prunkgefäßen dienen. Mit dieſen Gehäuſen wird nun ein ſehr wichtiger Handel von den Holländern, Dänen ꝛc. getrieben, weil ſolche zu Conchylien- oder Schneckenſammlungen ſehr geſucht werden. Man bezahlt manche Stücke mit 20, 30, 50 bis 100 Gulden und darüber, wenn es ſeltene und unverletzte Exemplare ſind. S. auch den Artikel Schneckenſammlung.

Schneckenhanf, eine Königsberger Hanfgattung, davon der beſte Hanf dem Rigaiſchen Reinband gleich kommt. Dieſe Sorte iſt ſchön lang und ſtark, und wird häufig nach Frankreich verſandt.

Schneckenhaus, Schneckengehäuſe, Schneckenſchale, die gewundene Schale einer Schnecke, die derſelben zur Wohnung dient, und daher dieſen Namen erhalten hat. Die Schneckenſchalen können auch abgeſchliffen und polirt werden, um die Farben bei einigen ſchöner hervortreten zu laſſen; ſ. auch oben, unter Schnecke, wo die verſchiedenen Schneckenhäuſer oder Schalen von jeder Gattung beſchrie-

ben worden. Der Handel damit, s. oben, unter Schneckenhandel; auch sehe man den Artikel Schneckensammlung nach.

Schneckenhaut, die Haut, womit das Schneckenthier überzogen ist.

Schneckenhorn, eine große nach einer Schraubenlinie zugespitzte Schnecke in Gestalt eines Fruchthorns, dergleichen man den Tritonen an den Mund zu geben pflegt. Auch das Füllhorn hat oft die Gestalt eines solchen Schneckenhorns.

Schneckenindig, Schneckenindigo, s. unter Indig, Th. 29.

Schneckenkegel, in den Taschenuhren, ein Kegel ohne Spitze, mit schiefen parallelen Einschnitten, worauf die Uhrkette gewunden wird; s. oben, Schnecke, beim Uhrmacher.

Schneckenklee, Medicago Linn., eine Art des Klees, dessen zusammengedrückte Schale eine schneckenförmige Gestalt hat, und wohin sowohl die Lucerne, als auch der Sichelklee und andere Arten gehören; s. unter Klee, Th. 39, S. 578 u. f.

Schneckenknoten, der schneckenförmige Knoten des Faschinenbundes, oder dessen Schloß, welches durch zweimaliges Umlegen und Unterstecken des starken Endes der Winde entstanden ist.

Schneckenkönig, eine Benennung der links gewundenen Weinbergsschnecke, oder Gartenschnecke, Helix pomatia Linn. Man schickt nämlich in der Fastenzeit ganze Schiffsladungen aus dem Würtembergischen oder aus Schwaben nach Wien, und da finden sich den unter ihnen nicht selten linksgewundene, die daselbst Schneckenkönig genannt werden.

Schneckenkoralline, Sertularia rugosa, eine Art Blasenkoralline, Sertularia, s. diesen Artikel, im Supplement.

Schneckenkrabben, Schneckenkrebſe, Einſiedler, Parasitici, ſ. unter Krebs, ein Thier, Th. 48, S. 169 und 217 u. f.

Schneckenkraut, ſ. Kraut, im Supplement.

Schneckenkrebſe, ſ. Schneckenkrabben.

Schneckenlauf, eine Uebung im Laufen nach einer Schneckenlinie; ſ. unter Turnen und Turnkunſt.

Schneckenlinie, ſ. unter Linie, Th. 79, S. 305. Die Schneckenlinie iſt eine krumme Linie, die aus einem Punkte, als aus ihrem Auge, ſich mit dem andern Ende von demſelben immer weiter und weiter entfernt, und wie eine Schnecke ein- oder etlichemal um ſich ſelbſt läuft, bis ſie in einem Punkte endet. Sie wird auf folgende Weiſe gezeichnet oder aufgeriſſen. Auf der Linie H I, Fig. 8483, ſetze man in die Mitte zwei Punkte A und B. Aus A beſchreibe man den Kreis C D, aus B, D E, und wechſele mit der Erweiterung des Zirkels von einem Punkte zu dem andern. Soll die Schneckenlinie ſtark zunehmen, ſo nimmt man allezeit noch halb ſo viel von dem erſten Punkte, wie die blinden Linien anzeigen. Eine oblonge Schneckenlinie, Eyerlinie, aufzureiſſen, ziehe man eine Linie A N, Fig. 8484, und auf dieſelbe zwei einander durchſchneidende Winkel, M F L und I D K; bei E macht man ein Strichlein gegen O, der Linie A N gleichlaufend. Aus O reißt man den Bogen B B, dann mit erweitertem Zirkel aus D den Bogen B C, und ſo nach und nach weiter, wie man in der Figur gewahrt.

Schneckenmarmor, ein mit verſteinerten Schnecken durchſetzter Marmor, wie der Muſchelmarmor, ſ. dieſen, Th. 98, S. 403 u. f. Man hat auch eine Art alten orientaliſchen Marmors mit Schneckenzügen, der auch dieſen Namen führt.

Schneckenmus. Die eßbaren Schnecken werden ge-

sotten oder gekocht, dann geputzt und klein gehackt. Hierauf nehme man geriebenes Eyerbrod, röste solches in Schmalz, mische es mit Muskatenblüthe und Kardamom unter die gehackten Schnecken; dann gute Fleischbrühe darauf gethan, daß es die Consistenz eines Mus erhält, und laße es zusammen kochen. Beim Anrichten rühre man das Gelbe von Eyern und ein Stückchen Butter darein.

Schneckenordnung, die Ordnung, in welcher sich die Schneckenfamilien in dem Systeme der Conchylien folgen. Die Schneckenordnung bei den Jägern, s. Schneckenrundung.

Schneckenpastete. Die eßbaren Schnecken werden in halb Wein und halb Fleischbrühe gekocht, dann Butter, Muskatennuß und Majoran dazu gethan, sie erkalten lassen, eine Pastete von Butterteig verfertiget, die Schnecken mit geriebener und in Butter geröfteter Semmel backen lassen, und wenn die Pastete aufgetragen werden soll, mache man die Brühe, worin sie gesotten worden, warm, und schütte sie darüber.

Schneckenphaseole, s. Schneckenbohne.

Schneckenpost, ein Scherzausdruck, eine im höchsten Grade langsame Gelegenheit fortzukommen, welche man im gemeinen Leben auch die Ochsenpost nennt; daher auf der Schneckenpost fahren.

Schneckenrad, beim Uhrmacher, das horizontalliegende Rad einer Taschenuhr, auf welchem die Schnecke liegt, und vermittelst eines Sperrkegels mit dem unter der Schnecke befindlichen Sperrade vereiniget ist. Es hat eine senkrechte Welle, auf welcher die Schnecke steht. Dieses Rad hat 48 Zähne, und setzt das ganze Räderwerk in Bewegung; denn indem die Kette von der Schnecke durch das Federhaus gezogen wird, und sich die Schnecke herumdreht, so dreht sich auch ganz natürlich das mit der Schnecke verbundene Schneckenrad herum, und

die Zähne greifen in die Stöcke des Getriebes des Minutenrades und treiben daſſelbe herum.

Schneckenrotzfisch, eine Art von Seewürmern, welche man im Baffinsmeere in der Gegend von Spitzbergen oder Oſtgrönland findet. Dieſes Thierchen iſt platt gewunden, braun von Farbe, und ſo durchſichtig, daß man die Eingeweide in demſelben liegen ſehen kann. Es hält ſich bloß in fließendem Waſſer auf, im Eiſe erblickt man daſſelbe nicht.

Schneckenrundung, bei dem Jäger, ein gehauener Weg, welcher nach Art einer Schneckenlinie immer enger zuſammenläuft.

Schneckenſalat. Man nehme von den eßbaren Schnecken ſo viel man will, waſche ſie ſchnell rein, damit der Sand abgehe, ſetze ſie dann mit heißem Waſſer zum Feuer, laße ſie aber nicht lange kochen, weil man ſie ſonſt nicht aus den Häuſern ziehen kann. Wenn ſie zu kochen anfangen, nehme man ſie vom Feuer, die Schnecken heraus, lege ſie in friſches Waſſer, ſäubere und putze ſie ordentlich; dann lege man ſie wieder in friſches Waſſer. Nach dieſer Vorrichtung wird ein wenig Waſſer und Salz in einem Topfe zum Feuer geſetzt, eine Weile gekocht, und dann wieder in friſches Waſſer gethan. Wenn ſie nun zugerichtet werden ſollen, nimmt man ſie aus dem Waſſer heraus, trocknet ſie ab und richtet ſie mit ein wenig Salz und Pfeffer an, ſchüttet Eſſig und Baumöl darüber, und giebt ſie ſo auf den Tiſch. Die Italiener pflegen ſie ungeputzt aus den Häuſern zu ziehen, in Baumöl zu tauchen, und mit Salz und Pfeffer zu ſpicken.

Schneckenſammlung, ſ. Sammlung (Conchylien-), Th. 135.

Schneckenſand, Muſchelſand, Schneckenerde, Calx cochleata Linn., ein Kalkſand, der weiß, zuweilen aber gelblich oder violett iſt. Er hat gar

keinen Zusammenhang, und besteht größtentheils aus lauter kleinen Schalthieren, deren Gestalt noch unzerstört ist, und wenigstens durch das Vergrößerungsglas deutlich unterschieden werden kann, die aber so mürbe geworden sind, daß sie sich zwischen den Fingern zerreiben lassen. So besteht der Schwedische Schneckensand größtentheils aus den Schalen der gemeinen Niesmuschel, der Würtembergische aus den Schalen einschaliger Schalenthiere, zum Theil solcher, die man auf dem trocknen Lande und in süßen Wassern findet, und der Italienische von Rimini enthält die Urbilder der Ammonshörner und Orthoceratiten. Er brauset stark in Säuren auf, und verwandelt sich im Feuer in wahren Kalk. S. auch Muschelsand, Th. 98, S. 415.

Schneckenschale, s. Schneckenhaus.

Schneckenschild, Cassida reticularis, eine Art Schildkäfer.

Schneckenschlange, eine Art Schlangen.

Schneckenschmetterling, Sphinx tipuliformis, eine Art Dämmerungsfalter, Schwärmer, Sphinx, s. Schwärmer.

Schneckenschneidezeug, beim Uhrmacher, ein Werkzeug, womit die Umgänge der Schnecke ausgedreht werden. Es besteht aus einem kleinen Gehäuse von Messing, in dessen einer Wand sich ein Zapfen umdrehen läßt, der gerade über einer Schraube in der entgegengesetzten Wand steckt. Außerhalb dem Gehäuse trägt oft der gedrehte Zapfen einen kleinen Wechsel oder eine gezahnte Scheibe, die in einen andern unter dem ersten befindlich greift; der letzte Wechsel sitzt auf einer stählernen Schraube, welche einen messingenen Arm im Gehäuse durchbohrt. Die Schraube geht durch beide Wände des Gehäuses. Da der gedachte Arm durch eine Schraubenmutter auf der Schraube befestiget ist, so läßt

er sich durch das Umdrehen der Schraube hin und her bewegen. Auf der äußersten Spitze des gedachten Armes steht ein Geißfuß oder ein Stück von einem Grabstichel. Der Uhrmacher befestiget zwischen den beiden obersten Zapfen des Gehäuses die neue Schnecke in ihrer Achse. Auf der Seite, wo ihre größte Grundfläche angebracht ist, da wird auch der gedachte messingene Arm angeschraubt. Wenn man mit einem Schlüssel den obersten Zapfen umdreht, so bewegt sich die Schnecke mit diesem in einem Kreise, und nach eben dem Verhältnisse wird auch der messingene Arm im Gehäuse von der untern Schraube, von der linken nach der rechten Seite, verschoben, welches die Wechsel verrichten, da einer in den andern greift. Hält nun der Uhrmacher bei der Bewegung den gedachten Geißfuß gegen die neue Schnecke, so wird dieser, nach Beschaffenheit der untern stählernen Schraube, Schraubengänge in die Schnecke schneiden. Bei einer langen Schnecke müssen aber die Schraubengänge weit auseinander, bei einer kurzen dagegen umgekehrt dicht neben einander stehen. Sind die Umgänge dicht neben einander, so haben beide Wechsel einerlei Anzahl Zähne; sollen aber die Schraubengänge noch einmal so weit von einander abstehen, so hat der oberste Wechsel zehn, der unterste aber zwanzig Zähne. Die Umwälzung des letzten Wechsels verhält sich also, wie 1 : 2. Eben so verhält sich auch der Abstand der Windungen zweier Schnecken. Sind diese Umgänge weit auseinander, so bringt der Uhrmacher die Schnecke auch wohl auf den Drehstuhl, und läßt dann die Schraubengänge von einer kleinen Feile weiter auslaufen. Um aber auch zu versuchen, ob die geschnittenen Umgänge der Schnecke gerade zur eingesetzten Uhrfeder passen, so muß dieses durch ein neues Werkzeug erforscht werden, und dies geschieht durch

das Abgleichen mit der Abgleichstange. S. auch den Art. Uhr, in U.

Schneckenstein, ein kleiner, weißer, dünner, länglich runder Stein, welcher in dem Kopfe der Wegeschnecke gefunden wird, und am Halse getragen, das Fieber vertreiben soll; ja man legte diesem Steine ehemals noch viele andere Kräfte bei, so z. B. unter der Zunge gehalten soll er den Mund anfeuchten, und den Durst in der Fieberhitze lindern; gepülvert, in Wein eingenommen, soll er den Harn treiben; den Kindern an den Hals gehängt, den Durchbruch der Zähne befördern. — Man nennt auch einen Marmor, in welchem sich versteinerte Seeschnekken befinden, und der aus verschiedenen Schnecken besteht, Schneckenstein. Finden sich dergleichen versteinerte Schalen oder Abdrücke von Schnecken im Sandstein, Kalkstein ꝛc., so erhalten sie auch diesen Namen.

Schneckensteintopas, Schneckentopas, ein Topas, welcher auf dem im Vogtlande gelegenen, mit Topasen angefüllten Fels, der Schneckenstein genannt, gebrochen wird.

Schneckenstich, s. Schlimmstich, Th. 146, S. 50.

Schneckensuppe. Man lasse die Schnecken nebst ihren Schalen so lange im Wasser kochen wie harte Eyer, thue sie hernach heraus, ziehe die schwarze Haut davon ab, schneide das hintere Theil davon, und wasche sie mit heißem Wasser gut ab. Wenn man will, kann man sie auch vorher mit Salz abreiben; allein sie bleiben kräftiger, wenn man nur mit warmen Wasser das Schlüpfrige davon abwäscht. Hierauf lasse man sie in Fleischbrühe kochen, damit sie weich werden; dann klein gehackt, bis auf einige, die man ganz läßt. Die gehackten thue man in einen Topf, gieße Fleischbrühe daran, würze sie mit

Muskatenblüthe, Pfeffer und Kardamom, lasse sie aufwallen, thue dann Butter daran; wenn sie ein wenig aufgesotten richte man sie über gebähetes Weißbrod an, nehme nacher die ganzen Schnecken, welche noch übrig geblieben sind, und nicht mit gehackt worden, und lege sie auf eine gebähete Semmelscheibe in die Mitte der Suppe.

Schneckentopas, s. Schneckensteintopas.

Schneckentreppe, s. oben, Schnecke, in der Baukunst, S. 271. Man hat runde und ovale Schneckentreppen. Ein Mehreres über diese Treppen, s. unter Treppe, in T.

Schneckenwindung, Windungen, welche gleich einer Schnecke gekrümmt sind, oder sich gleich einem Schneckenhause hinaufschlängeln.

Schneckenzubereitung, Schneckenzurichtung. Die Zurichtung oder Zubereitung der Schnecken geschieht auf verschiedene Art. Erstlich werden sie in Wasser gekocht, bis sie sich aus der Schale ziehen lassen, welches bald geschieht; dann nimmt man sie aus dem Gehäuse, putzt sie sauber und reibt sie mit Salz tüchtig ab; nimmt dann Fleischbrühe, thut gehackte Petersilie, Pfeffer und Muskatenblüthe darein, läßt die Schnecken ein wenig darin sieden; dann werden die Gehäuse geputzt, mit Salz ausgerieben, in jedes Haus ein Stückchen Butter, das mit Pfeffer und gestoßener Muskatennuß gut bestreut worden, gethan, darauf die Schnecken, und oben wieder ein Stückchen Butter mit geriebener Semmel. Das Ganze in einen Topf gelegt, Brühe darauf gegossen und ein wenig sieden lassen. — Man bratet sie ferner auf dem Roste, wie die Austern, mit Butter und Citronen. Man nimmt hierzu fette gute Schnecken, putzt die Häuser sauber ab, thut dann die Häuser mit den Schnecken in einen Topf oder Kessel, gießt heißes Wasser darauf, setzt sie zum

Feuer, und läßt sie zu kochen anfangen; dann nimmt man sie vom Feuer, zieht sie aus den Häusern, putzt die Schnecken sauber, schlägt sie mit Salz ab, wäscht sie aus, und läßt sie im Wasser und Salz eine Stunde lang kochen. Hierauf nimmt man die Häuser, putzt sie sauber aus, setzt sie auf den Rost, läßt frische Butter warm werden, gießt etwas davon in ein jedes Häuschen, steckt ein oder zwei Schnecken darein, thut etwas gestoßenen Pfeffer darauf, auch Macisblumen, setzt sie mit dem Rost auf Kohlen und läßt sie braten. Wenn sie alle gebraten sind, werden sie geschwind in eine warme Schüssel gesetzt, Butter braun gemacht, in ein jedes Häuschen ein wenig gegossen, Citronensaft darauf gedrückt, und warm auf den Tisch gegeben. Man kann die Schnekken auch auf diese Weise mit frischem Oele, als Oliven- oder Mohnöl, statt der Butter, braten. — Man ißt sie schließlich auch kalt mit Essig, Oel, Pfeffer und zerschnittenen Zwiebeln.

Schneckenzurichtung, s. den vorhergehenden Artikel.

Schneckenzug, mit Rosen und mit Blättern, in der Baukunst, s. Glieder, im Supplement.

Schneckerln, heißen in Oesterreich gedrehete Nudeln.

Schneckerlnreinel, heißen in dem ebengenannten Reiche eine Art von blechernen Gefäßen zum kochen der Maccaroni.

Schnede, Schnäde, wird beim Eisgange der Saum des Eises genannt, welcher sich bis zu einer gewissen Breite längs den Ufern, hinter den Wasserwerken, und überhaupt da, wo das Wasser zu einiger Ruhe gekommen, zu oft nicht geringem Schutze und Vortheile der Ufer, Deiche und Wasserwerke, gemeiniglich sehr bald und fest ansetzt. Sonst heißt noch Schnede so viel als ein Abzugs- oder Scheidegraben; und nach Richey's Idioticon wird in der

Gegend von Hamburg auch ein Stück Landes, das durch Graben abgeschnitten ist, oder dadurch seine Gränze hat, eine Schnede genannt.

Schneder, in der Porzellanfabrik, s. unter Porzellan, Th. 115.

Schnee, Nix, Griech. νιφας; Fr. la Neige; Ital. Nive, Neve, in der Luft gefrorene Wassertheile, welche in Gestalt weißer [illegible] herunter fallen; sich also noch nicht in Körner [illegible] Kugeln gesammelt haben, wie der Hagel. [illegible] die Atmosphäre so kalt ist, daß die Dünste im ers[illegible] Augenblicke, in welchen sie sich niederschlagen, oder in welchem sie die Kalt der Bläschen [illegible] sogleich gefrieren, so [illegible]allisirt [illegible] enn die Verdichtung [illegible] Eisnadeln, die sich Flocken bilden. In einer [illegible] fallen sie aus dem Luftkreise langsam herab und bedecken den Erdboden, als eine sehr lokkere weiße Masse. Die Gestalt des Schnees ist verschieden und richtet sich nach dem Grade der Kälte; denn bei strenger Kälte sind die Flocken feiner, welches vielleicht daher rührt, weil die Theile zu schnell erhärten, um sich in großer Anzahl an einander hängen zu können. In den Nordländern fällt unter diesen Umständen bisweilen der feine und trockne Staubschnee, wie ihn Maupertius in Lappland und Middleton in Nordamerika beobachteten. Dieser Staubschnee dringt nach Maupertius durch die Ritzen der Fenster, macht die nächsten Gegenstände unsichtbar, greift die Augen sehr an, und scheint gleich über der Erdfläche zu entstehen, weil die Sonne dabei oft hell scheint; er bedeckt bisweilen den Boden 4 bis 5 Fuß hoch, und ist so fein und trocken, daß man nicht darauf gehen kann. Gewöhnlich bestehen die Schneeflocken aus länglichten, dünnen Nadeln, die sich bisweilen ohne Ordnung und

unter verschiedenen Lagen und Richtungen über einander häufen, sehr oft aber auch zu drei und dreien an einander hängen und dadurch sechsspitzige Sterne bilden. Bisweilen sind die Nadeln dieser Sterne glatt, bisweilen aber auch mit kleinern Nadeln oder Aesten besetzt. Die Figuren, welche hieraus entstehen, sind unendlich mannigfaltig. Muschenbröck giebt die merkwürdigsten derselben an. Alle haben die sechsspitzige Sterngestalt unter sich gemein, in der sich die Neigung der Theile unter Winkeln von 60 und 120 Grad zusammen zu gehen nicht verkennen läßt. Auch sitzen die kleinern Nadeln oder Zweige an den größern unter Winkeln von dieser Größe; nur selten hat man Sterne von zwölf Spitzen oder Verbindungen unter Winkeln von 30 Graden bemerkt. So verschieden nun übrigens die Figuren der Schneeflocken sind, so bestehen doch gewöhnlich bei jedem Fallen des Schnees alle Flocken aus Sternen von einerlei Gestalt. Kepler war der Erste, der diesen regelmäßigen Bau der Schneeflocken wahrnahm. Da man nun eben dieses Bestreben nach Vereinigung unter Winkeln von 60 und 120 Graden auch bei der Entstehung des Eises wahrnimmt, so ist kein Zweifel, daß es dem Gefrieren des Wassers eigen ist. Dieses Gefrieren ist nämlich eine wahre Krystallisation, wobei die Theile, wenn der Uebergang in den festen Zustand nicht zu schnell geschieht, allemal eine regelmäßige Gestalt annehmen. Die Masse des herabgefallenen Schnees ist sehr locker, besonders wenn große Flocken gefallen sind. Sedileau fand, daß eine fünf bis sechs Zoll hohe Schneelege, von der Sonne geschmolzen, nur einen Zoll hoch Wasser gab; de la Hire erhielt aus zwölf Zoll hoch Schnee nur einen Zoll hoch Wasser. Musschebröck führt einen zu Utrecht gefallenen, sternförmigen Schnee an, der vier und zwanzigmal weniger Dichte, als das

Waſſer hatte. Wenn viel Schnee gefallen iſt, und die Kälte anhält, ſo verdichtet ſich ſeine Maſſe, indem er zuſammenſinkt, ſtark ausdünſtet, und ſich dadurch allmählig immer mehr verzehrt, wozu auch die Wirkungen der Sonnenſtrahlen beiträgt. In den höheren Gegenden des Luftkreiſes iſt die Temperatur ſo kalt, daß die große Maſſe des daſelbſt erzeugten und auf die Gipfel der Berge gefallenen Schnees nie völlig zerſchmilzt; es giebt daher eine beſtändige Schneegränze, über welche hinaus auch im Sommer allezeit Schnee liegen bleibt, obgleich ein großer Theil deſſelben in den [illegible] abſchmilzt und Waſſer [illegible] giebt. Man bemerkt [illegible] durch warme Luft bei [illegible] länger geſchmolzen wird, [illegible] unmittelbare Wirkung der Sonnenſtrahlen, vielleicht darum, weil der Schnee die Sonnenſtrahlen ſo ſtark zurückwirft, welches auch die Urſache ſeiner blendenden Weiße iſt. Heftige Kälte dringt zwar in den liegenden Schnee ein wenig ein, aber niemals tief, daher erklärt ſich auch die Wirkung des Schnees als Decke zum Nutzen der Vegetation, indem der Froſt die Saat in der mit Schnee bedeckten Erde nicht treffen kann. Darum wünſcht auch der Landmann, daß ſeine Felder, ehe ſtrenger trockner Froſt eintritt, erſt mit Schnee bedeckt ſeyen. Nach Guettard's Beobachtungen hält ſich der Schnee vier Fuß tief unter der Oberfläche immer auf der Temperatur des Eispunktes. Hieraus wird begreiflich, warum in den Nordländern Perſonen, welche die Nacht im Freien bleiben, ſich unter den Schnee legen, um ſich vor der Kälte zu ſchützen. Sehr oft nimmt die Kälte ab, wenn es ſchneiet, und dieſes nach Gren's Erklärung darum, weil beim Gefrieren der Dünſte die Wärme, die vorher in ihnen gebunden war, frei wird, und ſich als fühlbare Wärme durch

den Luftkreis vertheilt. Also ist die Wärme eine Folge, nicht Ursache des Schneiens, und der gemeine Mann, welcher sagt, es kann vor Kälte nicht schneien, verwechselt Ursache und Wirkung. — Von den Gipfeln hoher Berge fängt zuweilen ein kleiner Schneeball an herabzurollen, der während des Falls zu einer ungeheuren Größe heranwächst, und in den Thälern, in die er herabstürzt, die schrecklichsten Verwüstungen anrichtet. Solche Fälle, welche die Alpenbewohner Lauwinen, Schneelauwinen nennen, verursachen ein dem Donner ähnliches Krachen, verschütten Häuser und Felder, verstopfen den Lauf der Flüsse, und verheeren ganze Gegenden durch die darauf folgende Ueberschwemmungen. — Die Alten glaubten, es schneie nicht auf dem Meere, dies ist aber ungegründet; denn in der Nordsee schneit es oft, obgleich nicht so häufig, als auf dem festen Lande, und überhaupt in niedrigen Gegenden nicht so oft, als in hohen; daher regnet es oft in den Plänen, während auf den Bergen Schnee fällt.

Nach den Bemerkungen unserer Vorfahren ist der Schnee die Säugamme der Saat im Winter, wird aber zur Stiefmutter, wenn er über sechs Wochen darauf liegt. Weniger schädlich ist der sogenannte trockene Schnee, das ist, ein solcher, der mit einem Ost- und Nordwinde in feinen, kleinen Flocken gefallen ist, weil dieser, nach der Erfahrung, beim Aufthauen weniger Wasser, als der mit dem Westwinde gefallene großflockigte giebt. — Nach den Beobachtungen des Sedileau und de la Hire giebt 6 Zoll hoher Schnee 1 Zoll hoch Wasser; hierbei ist aber nicht bestimmt worden, ob solches von dem feinflokkigten oder großflockigten erhalten wird. Dem Getreide ist der Schnee besonders nützlich, indem er es vor dem Eindrucke des Frostes beschützt, und wenn er ja zuweilen schadet, so ist es bloß beim falschen

falſchen Aufthauen, und dann ſchadet er nicht als Schnee, ſondern als gefrornes Waſſer. Ueberhaupt ſchadet das falſche Aufthauen des Schnees dem Getreide weit mehr, als abwechſelndes Thauwetter mit einigem Regen; denn der Regen ſchmilzt nie, ohne zugleich die Luft an der Oberfläche der Erde merklich zu erkälten, wovon man ſich durch den Wärmemeſſer überzeugen kann. Kommt der Froſt ſchnell, ſo müſſen die Pflanzen, die nicht tief in die Erde treiben, weit mehr leiden, als durch einen Froſt nach dem Regen, welcher letztere nichts weiter iſt, als Eis, welches durch eine gewiſſe Mena Wärmeſtoff, den es der Erde zuführt, flü en wird. Auch hat Erfahrun s wiederholte Gefrie- ſchädlicher iſt. Von der ...auret, iſt der Schnee dem Getreide, das er bedeckt, vortheilhaft, indem er den in der Erde enthaltenen Wärmeſtoff zuſammenhält, und noch mehr Nutzen bringt derſelbe, wenn er mit Regenwaſſer ſchmilzt, welches viel Wärmeſtoff in die Erde bringt, und die erſtarrten Pflanzen wieder belebt. Der Schnee muß aber auf keinen naſſen, ſondern völlig trocknen Boden, beſonders nach vorhergegangenem Froſte, fallen, wenn er den Saaten auf alle Weiſe zuträglich ſeyn ſoll; iſt dagegen der Boden von vorhergegangenem Regen naß geworden, und es fällt hinterher ein lange liegen bleibender Schnee auf die Saaten, ſo nehmen ſie bald Schaden, und faulen aus, welches man gemeiniglich ein Auswintern zu nennen pflegt. Verſchiedene Landwirthe haben verſucht, den friſch gefallenen Schnee auf ihren Aeckern mit einer Walze feſtzudrücken, und haben gefunden, daß dieſe Aecker eine weit reichere Erndte geliefert haben, als andere, worüber die Walze nicht gezogen worden; dieſe Methode verdient daher ſchon nachgeahmt zu werden, oder wenigſtens könn-

ten doch noch mehrere Versuche dieser Art gemacht werden, um zu sehen, ob sich die angegebene Wirkung derselben auch überall bestätige.

Einige Naturforscher wollen die Beobachtung gemacht haben, daß der Schnee eine feine Erde von fetter öligter Eigenschaft nach seiner Auflösung zurücklasse, die nach Homes Behauptung sogar fähig seyn soll Feuer zu fangen; allein hier waltet wohl ein Irrthum ob; denn diese öligte, sogar entzündbare Erde ist nur ein feiner Staub, der durch den Wind von Felsen, Feldern ꝛc. fortgeführt wird, wohl eine gewisse Fettigkeit bei sich haben, ja sich sogar entzünden kann, allein dessen ungeachtet dem Schnee ganz fremd ist. Eben so haben sich manche Naturforscher geirrt, wenn sie behaupteten, daß sie auf der Oberfläche gewisser Wasser Schwefel entstehen gesehen, da doch bei genauer Untersuchung diese vertrocknete Materie nichts weiter ist, als der befruchtende Staub mancher Baumgeschlechter, die in der Nähe oder entfernt standen. Dieser Staub soll sehr entzündbar seyn. Aus dem eben Gesagten gewahrt man also, daß der Schnee nur als Decke der Saat von Nutzen ist, innerlich aber keine wohlthätigere Wirkung auf die Pflanzen äußert, als das Wasser; er wirkt daher aufgelöset nur als bloßes Wasser. Daß der Schnee nicht so sehr den Pflanzen zu einer Bedeckung, wie man gemeiniglich glaubt, gegen den Frost, als vielmehr gegen die Sonne, welche die verdickten Säfte ihrer von Frost erstarrten Blätter und Zweige zu schnell verdünnen oder aufthauen, und dadurch ihr Verderben verursachen würde, dienen, ist unter Frost, dessen Wirkung auf Gewächse, Th. 15, S. 206 u. f., gehörig gezeigt worden. — Wenn ein großer oder sogenannter fetter Schnee fällt, so muß derselbe sogleich von den zu Alleen bestimmten jungen und schlanken Bäumen abgeschüttelt wer-

Schnee.

falsch
Sc
sch
treibe
einig
zugle
in er
über

derselben nicht umbreche.
Winter- und Schneemo-

Rößig in Leipzig die Be-
der Schnee nach getrenn-
sie Erhöhungen und Ver-
selbst bei anhaltender Kälte, in sofern
Sonne scheint, weit leichter schmilzt, als
rennt ist, indem theils die
Vertiefungen durch den Rückprall ih-
Strahlen und die dadurch vermehrte Wärme,
mehr eindringende erwärmte Luft zum
des Schnees nachdrücklich wirkt, so hat
um dieses zu Polizeyanstalten im Großen zu
im Jahre 1785 ein sehr einfaches Instru-
vorgeschlagen, welches er einen Schneepflug
nt. Dieser Pflug besteht bloß aus zwei Bret-
die wie zwei mit einander verbundene Schrau-
zusammengefügt und an einer Stange befestigt
werden. Hierdurch kann eine einzige Person, welche
dieses Werkzeug vor sich hinschiebt, in kurzer Zeit
große Schneeflächen in die Länge und in die Quere
durchfurchen, und dadurch jene vortheilhafte Vertie-
fungen bewirken. Daß indessen nur dieses Mittel
an Orten, wo sich keine Gewächse befinden, und wo
man überhaupt vom schnellen Aufgange eines sehr
häufig gefallenen Schnees Wasserfluthen zu befürch-
ten hat, anzuwenden sey, darf wohl nicht erinnert
werden. Wo Gewächse stehen, z. B. Saaten
auf dem Felde, da muß zum Schutz derselben der
Schnee wenigstens eine Viertelelle hoch ungestört ge-
lassen werden.

Auch der Herr Commissionsrath Riem erwähnt
in seiner monatlich-praktischen ökonomi-
n Encyklopädie, 3. Bd., Leipzig, 1789,
eines Schneepfluges, der dazu dient, den

Schnee theils aus den Hohlwegen zu bringen, theils auch auf ebenen Stellen, wo sehr große Windweben sind, denselben zur Seite zu schaffen; denn wenn der herabfallende Schnee die Wege unbrauchbar macht, so wird alles Fuhrwesen lieber über die Saatfelder gehen. Dieser Pflug soll in Schweden erfunden worden seyn, und ein Herr Prusch a hat in seinen Prager interessanten Nachrichten, 1789, S. 6, einen von ihm verbesserten für Böhmen angezeigt. Diese Maschine besteht aus Spundbrettern, die nach der Breite des nöthigen Gleises zusammengesetzt und an der Schärfe mit Eisen beschlagen werden. Wenn man nun zwei bis vier Pferde oder Ochsen vorspannt und einmal damit über den Weg fährt, der gebahnt werden soll, so wird hernach alles folgende Fuhrwesen viel lieber nachfahren, und dadurch aller Schaden von den Aeckern abgewendet werden, welcher besonders darin besteht, daß an solchen gebahnten Wegen der aufgefahrene feste Schnee weit später schmilzt. Riem räth schon dieserhalb durch einfache Schlitten die verschneieten Wege zu bahnen, damit unsere Saat und Wiesen verschont bleiben. S. auch Pflug (Schnee-), Th. 112, S. 326.

Ein zweites Instrument, welches zum Fortschaffen des Schnees dient, ist die Schnee-Egge; sie wird angewendet, um den zu lange liegenden Schnee aufzueggen, besonders, wenn sich auf ihn eine dicke Eiskruste gebildet hat. Auch die kleinen Landleute bedienen sich der Rechen auf ihren nur geringen Saatfeldern, um die oberen Schneekrusten aufzurechen, und Riem sagt am angeführten Ort, S. 49: „So mühsam und anscheinlich unthunlich es im Großen ist, so sehr bezahlt sich die angewandte Mühe durch reichere Erndten.“ Es giebt Bauern, die sogar die hohen Schneestellen durch Vertheilung mit

Schaufeln auf die niedrigen Plätze bringen, und daselbst ausbreiten, und dadurch gegen ihre Nachbaren, welche es versäumen oder die Arbeit scheuen, weit reichere Erndten und einen seltenen Mißwachs haben. Man befolge daher diese angerathenen Vorsichtsmaaßregeln im December und Januar, auch bei anhaltendem Winter später hinaus. Da in manchen Wintern der schnell aufthauende Schnee die Fruchtfelder unter Wasser setzt und den Saaten Schaden zufügt, so müssen die Polizeybehörden, Landräthe ꝛc. ihre Ackergemeinen erinnern und anhalten, daß sie in Zeiten den Schnee aus den Laufgräben herausbringen, und dem Thauwasser die Vorfluth verschaffen.

Da schon von den ältesten und überhaupt von allen Völkern, welche Erdgegenden bewohnen, wo Schnee fällt, dieses Meteor einstimmig als ein Mittel betrachtet worden ist, deren sich die Natur bedient, um den Pflanzen mehr Stärke, und ihrer Entwikkelung mehr Elasticität zu geben, so haben sich die Französischen Physiker ganz besonders bemüht, die Wirkungen des Schnees auf die Vegetation in ein helleres Licht zu stellen oder zu erklären. Besonders hat sich Hassenfratz*) bemühet, den Einfluß des Schnees auf die Vegetation zu beobachten, und es wird daher hier zweckmäßig seyn, seine Resultate mitzutheilen.

Mehrere Völker glauben, daß wenn im Winter kein Schnee fällt, es eine schwache Vegetation und eine schlechte Erndte andeute. Die Wirkungen desselben schreiben sie gewissen Salzen zu, welche, ihrer Meinung nach, in diesem gefrornen Wasser enthalten sind. Man

*) Journal polytechnique, 4. Band, daraus von Bourguet übersetzt und eingerückt in die neuesten Beschäftigungen der Neufränkischen Naturforscher, 1. Heft. Berlin, 1797.

hat Schnee in großer Menge gesammelt, ihn schmelzen, und in irdenen Gefäßen abrauchen lassen, und da man keinen Rückstand fand, so erklärte man die obige Behauptung für eine Chimäre. Man ging nachher noch weiter, und behauptete, der Schnee habe gar keinen Einfluß auf das Wachsthum der Pflanzen.

Bei Phänomenen, welche von einer Generation auf die andere übertragen werden, muß man stets die von Betrachtungen herrührende Resultate sorgfältig von den Erklärungen unterscheiden, welche man ihnen zu geben suchte. Es giebt Phänomene, die im Ganzen, wie im Einzelnen genommen, sich unsern Sinnen in ihrem ganzen Glanze darstellen, und auch dem weniger aufmerksamen Beobachter keinen Zweifel übrig lassen. Andere lassen dagegen kaum einige Spuren zurück, welche man nur durch besondere Instrumente, durch eine Nebeneinanderstellung der Thatsachen, welche gerade dahin leiten, oder nach einer Reihe oft wiederholter Beobachtungen wahrnehmen kann. Wenn diese Spuren mehrere Generationen hindurch von einer Menge Personen beobachtet werden, und wenn sie auch noch so unvollständig, noch so dunkel übertragen worden, so muß sich der Physiker hüten, zu voreilig zu urtheilen; denn je größer die Anzahl der Beobachter ist, und je einstimmiger sie in der Meinung von den Phänomenen sind, desto sorgfältiger muß der Gelehrte es untersuchen, bevor er es für falsch erklärt.

Der Einfluß des Schnees auf die Pflanzen ist der Untersuchung einer zu großen Menge Beobachter unterworfen, als daß eine solche Gleichheit der Meinungen möglich wäre, wenn nicht Wirkungen vorhanden wären, die mit denen, welche man vorgiebt, übereinstimmten. Ich will hier versuchen, ihre Wirkungen und deren Ursachen zu erklären, und die Aehnlichkeit zu entdecken, welche zwischen der von dem Landwirthe längst gegebenen Erklärung und einer genauen Untersuchung des Schnees Statt findet. Es ist eine bekannte und durch lange Erfahrungen bestätigte Wahrheit, daß nach einem strengen und sehr kalten Winter das Wachsthum der Pflanzen desto stärker und kräftiger ist, je höher die Pflanzen mit Schnee belegt waren. Die Ursache davon ist sehr einfach und natürlich.

Alle Pflanzen sind fähig, einen größeren oder geri
ren Wärmegrad zu ertragen; manche können die T
peratur des Eisschmelzgrades nicht aushalten; an
dagegen widerstehen der allerheftigsten Kälte, ohne
geringste Veränderung zu erleiden. Jede Pflanze
also ein gewisses Maaß von Widerstand gegen die Kä
eine gewisse Temperatur, über welche hinaus sie erfr
und abstirbt. Mehrere Pflanzen, welche man ei
Kälte aussetzt, die nahe an die Temperatur grä
worin sie erfrieren würden, kommen nicht auf; al
sie bekommen von der grimmigen Kälte, die sie aus
halten haben, eine Art von Siechkrankheit, welche ih
die ganze übrige Zeit ihrer Dauer anhängt. S
man einer großen Kälte eine Reihe Pflanzen a
welche verschiedene Grade von Kälte vertragen könn
so wird von dieser Reihe eine um so größere Me
zu Grunde gehen, je heftiger die Kälte war; wo
man aber mittelst einer Decke die Kälte abhalten kan
und die Pflanzen keiner so großen Verminderung
Wärme aussetzt, als diejenige ist, welche äußerl
herrscht, so werden mehrere von denen, welche kra
waren, sich wieder erholen und gesund werden, u
zwar desto mehrere, je besser die Decke die Kälte ab
halten hat. Der Erdball hat in seinem Innern ei
angehäufte Wärme, die man in allen unterirdisch
Gemächern und Höhlen bemerkt, wenn sie tief gen
liegen, daß weder die obere Kälte, noch Wärme hine
dringen kann. Diese Wärme beträgt 13 Grad na
der Decimalskale des Quecksilberthermometers. D
Schnee ist ein sehr schwacher Leiter der Wärme, eb
so schwer durchdringt ihn die Kälte, und seine Temp
ratur, wenn er zergeht, ist der Nullgrad nach de
Quecksilberthermometer. Wenn die Oberfläche der Er
mit einer beträchtlichen Schneeschicht bedeckt ist, so stre
die kalte Luft, die den Schnee berührt, seine Masse z
durchdringen und zu erkalten, die innere Wärme d
Erde strebt dagegen ihn zu erwärmen. Es entste
dadurch in der Schneemasse ein Streit der Wärm
dessen gewöhnliche Folge ist, daß ein Theil des Schne
geschmolzen, und daß die Temperatur der mittler
Schicht, in welcher die Pflanzen sind, auf Null ge
bracht wird. Der Schnee hat also die Eigenschaf

hat Schnee in großer Menge gesammelt, ihn schmelzen, und in irdenen Gefäßen abrauchen lassen, und da man keinen Rückstand fand, so erklärte man die obige Behauptung für eine Chimäre. Man ging nachher noch weiter, und behauptete, der Schnee habe gar keinen Einfluß auf das Wachsthum der Pflanzen.

Bei Phänomenen, welche von einer Generation auf die andere übertragen werden, muß man stets die von Betrachtungen herrührende Resultate sorgfältig von den Erklärungen unterscheiden, welche man ihnen zu geben suchte. Es giebt Phänomene, die im Ganzen, wie im Einzelnen genommen, sich unsern Sinnen in ihrem ganzen Glanze darstellen, und auch dem weniger aufmerksamen Beobachter keinen Zweifel übrig lassen. Andere lassen dagegen kaum einige Spuren zurück, welche man nur durch besondere Instrumente, durch eine Nebeneinanderstellung der Thatsachen, welche gerade dahin leiten, oder nach einer Reihe oft wiederholter Beobachtungen wahrnehmen kann. Wenn diese Spuren mehrere Generationen hindurch von einer Menge Personen beobachtet werden, und wenn sie auch noch so unvollständig, noch so dunkel übertragen worden, so muß sich der Physiker hüten, zu voreilig zu urtheilen; denn je größer die Anzahl der Beobachter ist, und je einstimmiger sie in der Meinung von den Phänomenen sind, desto sorgfältiger muß der Gelehrte es untersuchen, bevor er es für falsch erklärt.

Der Einfluß des Schnees auf die Pflanzen ist der Untersuchung einer zu großen Menge Beobachter unterworfen, als daß eine solche Gleichheit der Meinungen möglich wäre, wenn nicht Wirkungen vorhanden wären, die mit denen, welche man vorgiebt, übereinstimmten. Ich will hier versuchen, ihre Wirkungen und deren Ursachen zu erklären, und die Aehnlichkeit zu entdecken, welche zwischen der von dem Landwirthe längst gegebenen Erklärung und einer genauen Untersuchung des Schnees Statt findet. Es ist eine bekannte und durch lange Erfahrungen bestätigte Wahrheit, daß nach einem strengen und sehr kalten Winter das Wachsthum der Pflanzen desto stärker und kräftiger ist, je höher die Pflanzen mit Schnee belegt waren. Die Ursache davon ist sehr einfach und natürlich.

durch [illegible]erung mehrerer indirekter Erſcheinungen dasjenige zu finden, was uns jetzt die genaueſte Unterſuchung bewieſen hat. Hätte der Schnee bloß die Eigenſchaft, die Vegetation zu erhalten, und ſie als Madratze vor dem Erfrieren zu ſchützen, ſo wären die alten Philoſophen ſchwerlich auf den Gedanken gekommen, daß er ſalpetrige Salze in die Erde bringe, da ſie ſich durch eine ſehr leichte Erfahrung überzeugen konnten, daß derſelb[illegible]alz enthält; denn ſie haben dieſe Eigenſchaf[illegible]mal dem Regenwaſſer zugeſchrieben. Sie b[illegible]t, daß der Schnee, ſo wie die Säuren das [illegible]ehrere andere Körper, welche man hineinta[illegible]nt, da ſie nun ſchon Salpeter in der Luft [illegible]o war es ſehr natürlich, daß ſie dieſem [illegible]ie brennenden Eigenſchaften des Schnees, u[illegible]ch deſſen Einfluß auf die Vegetation zuſchrieben. [illegible]nich nun der Bürger Guyton erſuchte, die Urſachen der verſchiedenen Wirkungen des Schnees und des Regenwaſſers auf mehrere Subſtanzen zu unterſuchen, ſo fand ich, daß ſie von der Fähigkeit des Schnees, ſich mit dem Sauerſtoffe zu verbinden (Oxigenation des Schnees) herrühren, und daß dieſe Wirkungen von einer beſondern Verbindung des Sauerſtoffs mit dieſem gefrornen Waſſer abhängen. Ich that 1000 Grammen (eine Gramme hat 18 Gran $\frac{841}{1000}$) Schnee in eine, und eben ſo viel deſtillirtes Waſſer in eine andere Flaſche, und goß in jede eine gleiche Menge von einerlei Lackmusauflöſung, ſetzte die Flaſche an einen warmen Ort, und nachdem der Schnee zergangen, ſah ich, daß die Tinktur in dem Schneewaſſer röther war, als in dem deſtillirten. Ich habe dieſen Verſuch wiederholt und daſſelbe Reſultat erhalten. Ich that 1000 Grammen deſtillirten Waſſers in eine, und eben ſo viel Schneewaſſer in eine andere Flaſche, und goß in jede dieſer Flaſchen 6,5 Grammen ſehr reine und feine Eiſenauflöſung, worauf ſich in **der erſten Flaſche 0,150 Grammen Eiſenkalk, und in der zweiten 0,010 niederſchlugen. Da nun der Eiſenkalk durch den Sauerſtoff aus der Eiſenauflöſung niedergeſchlagen wird, ſo folgt daraus, daß das Schneewaſſer mehr Sauerſtoff enthält, als das deſtillirte; und aus dem erſten Verſuche erhellt, daß dieſe Menge Sauer-**

stoff beträchtlich genug war, um die Lackmus-Tinktur zu röthen. Aus beiden Versuchen erhellt, daß der Schnee ein mit Sauerstoff gesättigtes Wasser ist, und also auf das Wachsthum der Pflanzen eine ganz andere Wirkung haben muß, als das gewöhnliche Eiswasser. Die Versuche, die Ingenhous über das Keimen der Samenkörner angestellt hat, lehren, daß durchaus die Gegenwart und die Berührung des Sauerstoffs erfordert wird, wenn sich der Same entwickeln soll. Dieselben Versuche beweisen ferner, daß, je häufiger der Sauerstoff vorhanden ist, desto schneller entwickeln sich die Keime. Die meisten Pflanzen, welche man ganz reif werden läßt, lassen einen Theil ihres Samens auf die Erde fallen; diese herumliegenden und der Kälte ausgesetzten Samenkörner werden von dem Schnee bedeckt und gegen den Frost geschützt, und finden zugleich in seinem Schmelzwasser einen Theil des Sauerstoffs, welcher auf das Grundwesen (Elasticität der Organenfasern) der Keimung mächtig wirkt, und die Samenkörner, die ausserdem zu Grunde gegangen wären, zum Keimen, Wachsen und Entwickeln reizt, wodurch nachher die Menge der Pflanzen, welche den Erdboden bedeckt, vermehrt wird.

Eine beträchtliche Menge Pflanzen, welche wir zu unserer Nahrung und Bedürfnissen bestimmen, werden in den Monaten October, November und sogar im December gesäet; mehrere dieser Samenkörner keimen, ehe die Kälte ihre Wirkung auf sie äußern, und ihr Lebensprinzip stören kann. Der Schnee, der die übrigen bedeckt, wirkt durch seinen Sauerstoff auf den Keim, nöthiget ihn, sich zu entwickeln, und die Menge nützlicher Pflanzen zu vermehren, welche der Ackersmann der Erde anvertraut, wodurch dann eine Vermehrung des Ertrages entsteht. Wir haben also hier drei sehr bestimmte Wirkungen des Schnees auf die Vegetation, davon jede ins Besondere das Ihrige beiträgt, jedes Jahr die Anzahl der Pflanzen zu vermehren, ihnen mehrere Kraft mitzutheilen, und folglich den Ertrag mehrerer Erndten zu vervielfältigen. Diese Wirkungen sind: Erstlich zu verhindern, daß die Pflanzen von dem Froste nicht unmittelbar angegriffen, dadurch beschädiget, und durch dessen zusammenziehen-

durch das Eis ganz unelastisch gemacht und zerstört werden, zweitens den Pflanzen die nöthige Feuchtigkeit zu geben, welche ihnen die zu ihrer Erhaltung nöthigen Bestandtheile mittheilt, und sie in einem unverdorbenen Zustande der Kraft und des Wohlbefindens erhält. Drittens eine weit größere Menge Saamen einsaugen zu machen, und folglich die Anzahl der Pflanzen, die auf der Erde wachsen, zu vermehren.

Der Schnee schmilzt bei 32 Grad Fahrenheit oder 0 Reaumür. Wenn man Schnee mit concentrirter Salzsäure übergießt, so löset sich derselbe schnell auf, und es wird dadurch ein hoher Grad von Kälte hervorgebracht. Wenn man ein Gefäß mit Wasser in eine Vermischung von Schnee, Salmiak und Salpeter stellt, welche man durch ein Kohlenfeuer zum schnellen Schmelzen bringt, so wird die Kälte so groß, daß das Wasser im Gefäße in der über dem Kohlenfeuer stehenden Vermischung des Schnees mit den Salzen zu Eis wird. Das Schneewasser ist übrigens, wie das Regenwasser, sehr rein, und zu den meisten chemischen Operationen eben so wohl, als das destillirte Wasser zu gebrauchen, wenn es nämlich mit der gehörigen Vorsicht aufgefangen worden. Zu diesem Zwecke muß es bei einem stillen Schneien, ohne Sturm, und wenn es bereits eine Zeit lang geschneiet hat, unter freiem Himmel, entfernt von den Wohnungen der Menschen, in irdnen, oder, noch besser, in weiten gläsernen Gefäßen aufgefangen werden, und dennoch soll es, nach Margraf und Bergmann, noch immer etwas Salzsäure haltige Kohlensäure, und einen geringen Antheil Salpetersäure enthalten. Den Glashauspflanzen soll es schädlich seyn, sie mit diesem Wasser zu begießen; dagegen schadet es den Pflanzen im Freien nichts.

Schon die Alten waren aufmerksam auf den Schnee und bedienten sich desselben in der Haushaltung. Athenäos führt im dritten Buche viele Stellen von Schriftstellern an, welche davon reden. Ein alter Dichter Alexis *) sagt: „Auch sorgen wir für Schnee zu unserm Trank"; und ein anderer Dichter, Euthykles **): „Ob feil der Schnee, erforschet er zuerst." Athenäos führt eine Stelle aus Chares an, der eine Geschichte Alexanders des Großen geschrieben hat, aus welcher wir sehen, daß Alexander den Schnee ungefähr so verwahren ließ, wie er noch jetzt in Italien und Sicilien verwahrt wird. Er ließ bei Belagerung einer Indischen Stadt dreißig Graben dicht an einander machen, sie mit Schnee füllen, und diesen mit Eichenzweigen bedecken, weil auf dieser Weise, sagt Chares, der Schnee sich lange hält. Stratis ***) sagt: „Keiner würde gern warmen Wein trinken, sondern vielmehr solchen, der im Brunnen abgekühlt, und mit Schnee vermischt ward." Auch ein Epigramm des Simonides †)

---

*) Και χιονα μεν πινειν παρασκευαζομεν.

**) Πρωτον μεν ειδεν ει χιων εϛ' ωνια

***) Οινον γαρ πινειν εν αν εις
Δεξιοτεθειμεν, αλλα πολυ τυπαιτιον,
Τυχομενον εν τω φρεατι, χιονι μεμιγμενον.

†) Τυ' ϗα ποτ' Ουλυμπιοι περι πλευρας εκαλυψεν
Ωκος απο Θρηκης ερυμενος Βορεης,
Λυθρων δαΐχλαινων ενυκτα φρειτας, αυταρ επαμφθη
Σαν πιτυρην γην επεισαμενη,
Εϛ τις εμοι γ' αντης χειτω μερος, ουγαρ οικοι
Θερμον Βακχειον ανδρι φιλω, τροποον.

Die oben angeführten Uebersetzungen sind von F. L. Grafen zu Stollberg. S. dessen Reise in Deutschland, der Schweiz, Italien ꝛc. 4. Bd. Königsberg, 1799, S. 169.

K.

führt Athenäos an, in welchem der Dichter vom Schnee ſagt: „Eilend daherranſchend von Thrazien, ſtreuete der Boreas dieſen Schnee auf die Seiten des Olympos. Mantelloſe Männer durchdrang er mit kältendem Schmerz, aber milde ward er, als man ihn lebendig mit Pieriſcher Erde beſtattete. Es reiche mir Jemand davon, denn es geziemet ſich nicht, einem Freunde warmes Waſſer zum erſten Trunk beim Gaſtmahle zu bieten.“ Simonides war ein Zeitgenoſſe des Xerxes.

Da der Gebrauch des Gefrornen in Italien und Sicilien als unentbehrlich zur Erfriſchung angeſehen, und als ein kräftiges Mittel in vielen Krankheiten gebraucht wird, ſo bedient man ſich dazu nicht wie bei uns des Eiſes, ſondern des Schnees. Der Schnee iſt nicht nur leichter aufzubewahren, als das Eis, ſondern ſie halten auch den Gebrauch des Schnees für geſünder. Daß der Schnee leichter aufzubewahren iſt, als das Eis, wird dadurch augenſcheinlich, daß wir in warmen Sommern oft Mangel an dieſem in unſern Eiskellern haben, wo es den Südländern in ihren heißen Sommern nie an Schnee gebricht. Sie verwahren ihn theils in Bergklüften, theils in Löchern, welche ſie auf hohen Gegenden in die Berge gegen Norden eingraben. In dieſen wird der Schnee feſt zuſammengeſtampft, um die ihm dauernde Feſtigkeit zu geben, mit Stroh, Sand, oder in Vulkaniſchen Gegenden mit Aſche vermiſcht. Die Magiſtrate der Städte ſorgen für den hinlänglichen Vorrath des Schnees, und würden Gefahr laufen, den Zorn des Volkes zu empfinden, wenn es einmal an dieſem Bedürfniß Mangel haben ſollte. Für die Stadt Neapel hat die Regierung zu Ende des verwichenen Jahrhunderts ſelber dieſe Sorge auf ſich genommen, und einem Mann das Privilegium, ihre 400,000 Einwohner mit Schnee zu verſehen, ver-

pachtet. Er wird hier verwahrt in Klüften und Gruben des Berges San Angelo, zwischen Castell-a Mare und Sorenta. Alle Nächte bringen Esel den Schnee ans Ufer, und man beladet Böte damit, welche Vorrath für den folgenden Tag nach der Hauptstadt bringen. Sollte der Schnee einen Tag ausbleiben, so würden die Neapolitaner lauter murren, als unsere Soldaten, wenn es im Lager an Branntwein fehlt, oder an Rauchtabak. Im Pachtkontracte hatte sich daher der Pachter einer Geldbuße von zweihundert Dukaten unterwerfen müssen für jeden Tag, an welchem nicht Schnee genug nach der Hauptstadt gebracht werden sollte. Das Gefrorne von Milch, von Früchten, von Chocolade findet man fast in allen Städten Italiens und Siciliens; rechnet man nun noch dazu, was die Aerzte in diesen Ländern an Schnee verbrauchen, so kann man auf das ungeheure Quantum desselben schließen, was erfordert wird. Die Aerzte in diesen Ländern geben nicht viel Arznei, verordnen aber dafür eine strenge Diät, wodurch sie mancher Krankheit im Entstehen gleich ihre Kraft benehmen; sie geben dem Kranken verschiedene Tage nur Wasser, welches im Schnee gekühlt worden, mit süßen Pomeranzen und mit Gefrornem von Früchten. Auch auf Sicilien wird wegen des vielen Verbrauchs an Schnee ein förmlicher Handel damit am Etna getrieben.

Bei uns wird auch hier und da der Schnee in Eisgruben ꝛc. aufbewahrt, und zur Abkühlung der Getränke benutzt, das heißt, man schüttet den Schnee in zinnerne oder von Eisenbleich verfertigte Abkühlungsgefäße, und setzt darein den auf Bouteillen gefüllten Wein, auch andere Getränke, die recht kühl genossen werden sollen; jedoch bedient man sich hierzu auch des Eises, indem man die genannten Gefäße zur Hälfte, auch darüber, mit Brunnenwasser an-

füllt und ein Stück Eis hineinlegt, und dann die Bouteillen hineinsetzt. Durch das Eis wird dem Wasser der hinlängliche Kältegrad mitgetheilt, um das Getränk zu erfrischen.

In den Gewerben wird der Schnee und das Schneewasser zum Leinwandbleichen angewendet. In Frankreich hat Pajot mehrere Beobachtungen und Versuche darüber angestellt. Er sagt:

„Die Landleute in den hohen und gebirgigen Gegenden der ehemaligen Pikardie, und selbst diejenigen, welche in Ebenen wohnen, wo das Wasser selten ist, rösten ihren Flachs auf den Wiesen oder Brachfeldern im Winter, während der Monate December, Januar und Februar im Regen, Nebel und Schnee. Ungeachtet diese Jahreszeit und Witterung sehr ungünstig dazu scheint, so erhält dennoch der auf diese Art geröstete Flachs dieselbe Farbe, als wenn er im Wasser geröstet worden, und wird sogar dem Letztern auf dem Markte nach Ostern vorgezogen. Weit entfernt, dem Flachse zu schaden, beschleuniget und begünstiget der Schnee dessen Weiße, welche Erfahrung von allen Landwirthen, die diese Methode befolgen, bestätiget werden kann. Sie haben noch besonders bemerkt, daß je stärker der Boden mit Schnee bedeckt ist, um so schneller wird der Flachs geröstet. Im Jahre 1788 hab' ich diese Erfahrung in einer Abhandlung vorgetragen, welche von der Gesellschaft der Arzneiwissenschaft zu Paris den Preis erhielt. Im Jahre 1791 übergab ich der Gesellschaft des Ackerbaues zu Paris eine andere Abhandlung, worin ich von den wiederholten Versuchen Rechenschaft gab, die ich mit dem zum Bleichen schon gebrauchten, mit dephlogistisirter Salzsäure geschwängerten Wasser auf verschiedene Pflanzen angestellt hatte. Ich zeigte darin, daß Blumenkohl, gemeiner Kohl, Körbelkraut, Erbsen, Lauch ꝛc., mit diesem Wasser begossen, nicht nur schneller emporschossen, als andere, welche mit gemeinem Flußwasser begossen worden, sondern daß sie auch beinahe noch einmal so stark geworden, als gewöhnlich. Die zu diesen Versuchen bestimmte Pflanzen wurden aus einerlei Gattung Erde

genommen. Ein in der Nähe des Laboratoriums wohnender Gärtner, wo ich gewöhnlich die zum Bleichen bestimmte Salzsäure bereitete, und dem ich die Anwendung dieses gebrauchten Wassers empfahl, wurde durch eigene Erfahrung so sehr von der Güte desselben überzeugt, daß er sich die Aufbewahrung dieses Wassers, als die größte Gefälligkeit von mir erbat."

Der Schnee blendet sehr die Augen, und um diesem Uebel zu begegnen, haben diejenigen Völker, welche in den Polarländern, überhaupt in der kalten Zone wohnen, wo der Erdboden den größten Theil des Jahres mit Schnee bedeckt ist, verschiedene Schutzmittel dagegen erfunden. So tragen die Eskimos an der Hudsonsbay Schneeaugen, welches Stücke Holz oder Elfenbein sind, die das Gesicht bedecken. In diesen sind zwei Löcher, die so lang, als die Augen, aber schmal sind. Diese Instrumente verhindern die Schneeblindheit, und die zu stark einfallenden Lichtstrahlen; s. Th. 58, S. 95. Nach Georgi*) brauchen die Tunguſen wegen des blendenden Schnees hölzerne Brillen, mit einem Paar schmale Ritzen, die nur wenig Licht durchlassen. Besonders tragen sie diejenigen, welche schon an Augenentzündungen leiden. — Von den durch den Schnee herrührenden Schmerzen und Entzündungen der Augen in Kamtschatka, befreien sich die Russen durch Eyweiß, Kampher und Zucker; s. Th. 34, S. 75 u. f. — Das Schneewasser ist auch die Ursache der Kröpfe, s. Th. 54, S. 34 u. f.; dagegen braucht man dasselbe, besonders von dem Schnee, welcher im März gefallen, wider den Brand; s. unter Brand, Brandschaden, Th. 6. — Von dem Schnee unter dem Getreide auf Böden, s. Th. 44, S. 919.

*) Russische Reisebeschreibung im Jahr 1772; 1. Bd., S. 264.

In Rückſicht der Sprache ſchon bei dem Ulphilas, nach Adelung, Snaiws, bei dem Ottfried Sneu, im Tetian Snio, in dem Fragmente auf Karl dem Große Sne; im Angelſächſiſchen Snaw; im Engliſchen Snow; im Schwediſchen Snö; im Iſländiſchen Snio; bei den Krainerischen Wenden Sneh; im Böhmiſchen Snih; im Polniſchen Snieg. Bei den Jägern durch ganz Deutſchland heißt der Schnee noch das Neue, welche alte, bloß des zufälligen Ziſchlautes beraubte Form uns die Verwandtſchaft mit dem Lateiniſchen nix, nivis, und dem Griechiſchen νιφας, zeiget, wohin auch das Italieniſche neve, nive; die alte Franzöſiſche noif, nois, das heutige Franzöſiſche neige, das Lotharingiſche nadge, noge ꝛc. gehören, bei welchen zugleich die Abwechſelung der Suffixorum zu bemerken iſt. Schnee iſt dem zu Folge mit neu näher verwandt, als man dem erſten Anſchein nach denken ſollte; es mag nun das Unerwartete, welches die Erfinder der Sprachen bei dem erſten Schnee nothwendig empfinden mußten, oder auch deſſen blendende Weiße, indem neu und deſſen Verwandter neet, oft auch für glänzend gebraucht werden, zu deſſen Benennung Anlaß gegeben haben. Die in der anſtändigen Sprechart ungewöhnliche Mehrheit, kommt zuweilen im gemeinen Leben vor: Es ſind dieſen Winter 78 Schnee gefallen; der Schweitzer Bluntſchli.

Schnee (rother Alpen-), ein mit einer lebhaften Röthe gefärbter Schnee, welchen Herr von Sauſſüre,*) als er zum erſten Male den Berg Breven im Jahre 1760 bereiſete, auf den abhängigen Flächen deſſelben, an verſchiedenen Orten antraf. Dieſe Farbe hatte

*) Voyage dans les Alpes. T. III, 1786.

ihre größte Lebhaftigkeit, besonders in der Mitte derjenigen Plätze, deren Centrum tiefer gesenkt war, als die Ränder, oder da, wo die verschiedenen geneigten oder mit Schnee bedeckten Ebenen zusammenliefen. Da er diesen Schnee in der Nähe untersuchte, so bemerkte er, daß seine Röthe von einem sehr feinen Pulver herrührte, welches sich mit ihm vermischt hatte, und welches bis auf 2 oder 3 Zoll, aber nicht tiefer, in ihn eingedrungen war. Dieses Pulver schien nicht von den höhern Gegenden des Berges herabgekommen zu seyn, weil man es auch an den von Felsen abgesonderten und selbst weit davon entlegenen Oertern fand, eben so schien es auch nicht von den Winden herbeigewehet zu seyn, weil es sich nicht Strich- oder Strahlweise zeigte; und die wahrscheinlichste Vermuthung war, es als ein Produkt des Schnees selbst, oder als ein Rückbleibsel seiner Schmelzung anzusehen, das an seiner Oberfläche, wie an einem Siebe bei der Durchseigerung des Wassers hängen geblieben wäre. Was diese Vermuthung noch begünstigte, war der Umstand, daß sich diese Farbe an den Rändern der kesselförmigen Plätze, wo wenig geschmolzenes Wasser eingedrungen war, äußerst schwach, hingegen immer in dem Maaße stärker zeigte, in welchem das geschmolzene Schneewasser in den Ueberrest des Schnees gedrungen war. Herr v. Sauſſüre nahm ein Trinkglas von diesem Schnee mit sich, und behielt es so lange in der Hand, bis der Schnee geschmolzen war, da sich denn der rothe Staub bald auf den Boden desselben setzte, und hier schien seine Farbe nicht mehr so blendend, wie vorher, und er verlor sie fast gänzlich, als er trocken wurde; eben so verminderte sich auch seine Menge bis fast auf Nichts. Im folgenden Jahre bestieg Herr v. Sauſſüre abermals den Breven, und fand wieder dieselbe Menge von rothem

Schnee auf demselben; er packte ein großes Schnupftuch voll davon fest zusammen; allein ehe er nach Hause kam, hatte die Sonne Alles zu Wasser gemacht. Der Breven war es aber nicht allein, wo er diesen Schnee gewahrte; er fand ihn auf allen hohen Bergen, wenigstens um dieselbe Jahreszeit und in ähnlichen Lagen, so daß er sich wunderte, daß die Schriftsteller, welche über die Alpen geschrieben, wie z. B. Scheuchzer, seiner nicht erwähnt hatten. Man findet ihn jedoch nur an niedrigen Orten oder Plätzen, wo der Schnee tief liegt; und zu einer Jahreszeit, wo die Schmelzung schon bis auf einen gewissen Grad gegangen ist; denn wenn Schnee noch gar nicht, oder nur sehr wenig davon geschmolzen ist, so ist die zu geringe Menge des Pulvers nicht im Stande die Augen zu rühren, und ist dagegen die Schmelzung schon zu weit gediehen, so ist alles Pulver mit dem Wasser durchgegangen, und ebenfalls nichts mehr davon zu sehen. Ueberdies vermischen sich auch gegen das Ende des Schmelzung viele fremde Erdtheile und von den Winden herbeigeführte Unreinigkeiten so mit demselben, daß man seine Farbe nicht mehr bemerken kann.

Als Herr v. Sauſſüre im Jahre 1788 auf dem St. Bernhard war, so gab es auf demselben viel dergleichen Schnee, von dem er auch so viel sammelte, als er nur konnte, und der Herr Kanonikus Murrith, ein geschickter Naturforscher, sammelte noch so viel dazu, daß man einige Versuche damit anstellen konnte. Wegen der beträchtlichen eigenthümlichen Schwere behandelte Herr v. Sauſſüre das rothe Pulver wie eine Erde, zuerst mit destillirtem Weineſſig, wovon er aber so wenig genommen hatte, daß es kein Resultat gab. Mit Salzgeist gekocht, hatte das Dekoct, nachdem es sorgfältig destillirt und filtrirt worden war, eine so braune

Farbe, daß er über die Natur dieser Substanz stuzzig wurde; er brachte sie deshalb vor das Löthrohr, und sah, daß sie sich mit einem Geruch, wie von verbrannten Kräutern, entflammte. Dieser Versuch veranlaßte Herrn v. Saussüre 40 Gran von dem Pulver in Weingeist digeriren zu lassen; die Auflösung wurde filtrirt, und man fand das Rückbleibsel um 7 Gran vermindert. Der Weingeist war schön goldgelb geworden; er wurde im Marienbade destillirt und er ging ganz rein über; auf dem Boden des Kolben blieb eine öligte, durchsichtige und gelbbraune Materie zurück, die sich durch die Wärme des Marienbades nicht trocknen ließ. Diese öligte Materie hatte einen Wachsgeruch, den sie auch beim Verbrennen noch von sich gab. Der Bodensatz, welchen der Weingeist nicht hatte auflösen können, war in Absicht seines extraktiven Theils ebenfalls verbrennlich, und die Asche, welche nach dem Verbrennen übrig blieb, schien nicht merklich alkalisch, und floß vor dem Löthrohre zu einem porösen grünlichen Glase.

Diese Versuche schienen zu beweisen, daß dieses Pulver eine vegetabilische Substanz, und wahrscheinlich ein Blumenstaub sey. Dem Herrn v. Saussüre ist zwar keine Pflanze in der Schweiz bekannt, die einen rothen Blumenstaub giebt, und die dabei so häufig vorhanden wäre, daß sie so vielen Alpenschnee roth färben könnte, zumal wenn man bedenkt, daß erst sehr viel davon verloren gehen müßte, ehe er bis dahin gelangte; vielleicht giebt ihm aber erst Sonne diese Farbe; und was seine große eigenthümliche Schwere anbetrifft, so ist diese nicht wunderbar, da er sich bei seinem langen Verweilen auf dem Schnee von der Feuchtigkeit stark ansaugt, und dadurch dicht und schwer wird.

Als Herr v. Saussüre seine Untersuchungen dem Herrn Bonnet mittheilte, so rieth ihm dieser, das

Pulver auch mit dem Vergrößerungsglaſe zu unterſuchen, um zu ſehen, ob ſich da eine, dem Blumenſtaube ähnliche Geſtalt zeige; er machte dieſe Beobachtung mit der größten Sorgfalt und mit den beſten Linſen; allein er konnte nicht die geringſte Regelmäßigkeit in der Bildung entdecken. Man war und iſt darüber noch nicht ganz einig, ob es ein vom Blumenſtaube gefärbter Schnee iſt, oder ob es eine vom Schnee ſelbſt abgeſonderte, und durch einen unmittelbaren Zutritt des Lichts mit entzündbaren Materien geſchwängerte Erde iſt, welche in der reinen Luft dieſer erhabenen Gegenden mit einer ſo beträchtlichen Lebhaftigkeit ſchimmert.

Schnee (Eyer-), in der Kochkunſt, ein aus Eyern bereiteter Schnee. Man quirle zu dieſem Ende zehn Eydotter, etwas Roſenwaſſer und fein geſtoßenen Zucker in 1 Nößel Milch ab, ſetze es aufs Feuer, und laſſe es unter ſtetem Rühren nur ſcharf heiß und dicklich werden; dann ſetze man es in einer paſſenden großen Schüſſel warm. Hierauf quirle man das Eyweiß mit Zucker und Roſenwaſſer ab, laſſe ein Nößel Milch aufkochen, thue die Eyweißmaſſe darein, und ſchlage ſie mit einer Ruthe zu Schaum, bis ſie aufkocht; dann nimmt man den Schnee mit einem Löffel heraus, und legt ihn um jene Eydottermaſſe rund herum, überſtreut das Gericht mit gereinigten Corinthen (kleine Roſinen), laßt es im Keller erkalten, und beim Auftragen überſtreut man es noch mit Zucker und Zimmt. Soll die Schüſſel kleiner ſeyn, ſo nehme man ſechs Eyer, und nur 1/2 Quart Milch dazu.

— (geſchmolzener), ſ. Schneewaſſer.

— (März-). Der Märzſchnee ſoll viele gute, aber auch böſe Eigenſchaften an ſich haben. So ſoll man das Waſſer des Märzſchnees wider den Brand und die Brandſchäden, wie auch ſchon oben an-

ter Schnee, S. 327, angeführt worden, gebrauchen können. Ferner soll dieses Wasser einen sehr weißen Teint machen, wenn man sich damit des Morgens wäscht; daher wurde der im März gefallene Schnee noch zu Ende des verwichenen Jahrhunderts von den Schönen aufgesammelt, geschmolzen und das Wasser in Krügen an kühlen Orten zu dem genannten Gebrauche aufbewahrt; auch nimmt dieses Wasser keinen üblen Geruch beim Aufbewahren an. Von bösen Eigenschaften desselben führt man das Sprichwort an: „Märzschnee thut der Saat weh;" allein dieses Sprichwort trifft nur dann ein, wenn vorher durch gelindes Wetter die Saat zum Wachsen gekommen ist, sonst hat er keinen bösen Einfluß darauf.

Schneeammer, geschekter Emmerling, Schneeortolan, Schneelerche, Schneevogel, Wintersperling, Winterling, Neuvogel, Emberiza varia Klein; Passer hybernus, Avis peregrina, Gesn. Schwenkf.; Miliaria avis Frisch; Engl. The lesser pied mountain Finch; Fr. l'Ortolan de neige; eine Art Ammern oder Emmerlinge, welche in Lappland, auf Spitzbergen, der Hudsonsbay, und in andern nördlichen Ländern angetroffen wird; während der schönen Jahreszeit unter diesen Himmelsstrichen wohnt er in den Lappländischen Schneegebirgen ꝛc., im Winter aber zieht er in die südlichen Gegenden Schwedens und zuweilen nach Deutschland. Wie bekannt, hat die Kälte auf die Farbe des Haars der vierfüßigen Thiere Einfluß, und eben so auch auf das Gefieder der Vögel, und man darf sich nicht wundern, daß dieser Vogel, von welchem hier die Rede ist, im Winter, nach Linné, weiß ist, noch weniger über die zahlreichen Abänderungen, welche man zu dieser Art rechnet, und wovon aller Unterschied in

dem mehr oder wenigerem Weiß, Schwarz oder Rothgelblichen besteht, und man gewahrt, daß die Verbindung dieser drei Hauptfarben beständig abwechseln muß. Zuweilen hängt sie auch von dem Grade der Kälte ab, den diese Vögel ausstehen; denn man kann ihnen das ganze Jahr hindurch ihre Sommertracht erhalten, wenn man sie des Winters in der Stube oder jedem andern gut geheizten Zimmer hält.

Das Männchen ist im Winter am Kopfe, den Flügeldecken, und dem ganzen Unterleibe weiß wie Schnee, nur am Kopfe ist eine schwache, gleichsam durchscheinende rothgelbliche Farbe; der Rücken ist schwarz; die Schwungfedern und Ruderfedern sind halb getheilt von schwarz und weißer Farbe. Im Sommer verbreiten sich über den Kopf, den Hals und den Unterleib, auch auf den Rücken gelbröthliche Querwellen, die mehr oder weniger ins Dunkle fallen, aber nie in einem solchen Grade, als bei dem Weibchen, bei welchem diese Farbe vorherrscht, und auf demselben Streifen in die Länge bildet. Einige Vögel dieser Art sind am Halse aschfarbig, und auf dem Rücken aschfarbig und braunbunt; um die Augen geht ferner eine Purpurfarbe, und auf dem Kopfe ist eine röthliche. Die Farbe des Schnabels ist auch veränderlich, bisweilen gelb, bisweilen an der Wurzel aschgrau, und ziemlich beständig schwarz an der Spitze. Die Nasenlöcher sind rund, ein wenig erhoben, und mit kleinen Federn bedeckt. Die Zunge ist ein wenig gespalten, die Augen sind klein und schwarz, und die Füße schwarz oder schwärzlich. Nach Otto's Beschreibung ist der Schnabel gelblich, an der Spitze schwärzlich, kurz, beinahe so hoch, als lang; die untere Kinnlade faßt mit ihren eingebogenen Rändern in die obere. Die Füße sind schwarz und die Dünnbeine kurz, als der mittlere Zehe. Der hintere Zehe ist ziemlich lang, und dessen Nagel dreimal so lang,

als die vorderen, jedoch etwas mehr gekrümmt, als an der Lerche. Die Brust, der Bauch, die Seiten und der Steiß sind ganz weiß; auch sind die mittelsten Schwungfedern und die äußeren Ruderfedern mehrentheils weiß. Die Kehle und die Seiten des Kopfes sind weißlich und mit hellbraunen Schattirungen. Die Stirn ist schwarzbraun, der Scheitel, Hinterkopf und Nacken, wie auch eine Querbinde über die Brust sind weiß und hellbraunbunt, indem die weißen Federn braungelbe Enden haben; oben sind der untere Theil des Halses, die Schultern, der Rücken und die obern Flügeldecken gemischt schwarzbraungelb und weißgelb, indem die schwarzen Federn hellbraune Ränder und Enden haben.

Die Schneeammer verlassen ihre Gebirge, wenn der Frost und Schnee ihre Nahrungsmittel vernichtet, welche auch für die weißen Birkhühner dieselben sind, im Frühjahr kehren sie aber wieder in ihre beeiseten Gebirge zurück. Sie nehmen zwar nicht immer denselben Weg, doch sieht man sie gewöhnlich in Schweden, Sachsen, Niederschlesien, Polen, Rothreussen, Podolien und England, hier besonders in der Provinz York, in welcher Provinz man sie im Winter in Menge fangen soll. Im Südlichen gewahrt man sie sehr selten, und sie sind fast ganz unbekannt in der Schweiz und in Italien. Ihre Nahrung besteht aus Samen einer Art von Birken und einigen andern ähnlichen Samen. Wenn man sie im Bauer hält, kann man sie sehr gut mit Hafer, grünen Erbsen, Hanf, Hirse, Flachskrautsamen ꝛc., füttern. Hanf muß man nur sparsam geben, weil er sie zu fett macht, und verursacht, daß sie für Fettigkeit sterben. In der Streichzeit halten sie sich auf den Landstraßen auf, wo sie kleinen Samen, und was zu ihrer Nahrung gehört, aufsammeln, und wo man ihnen dann Schlingen legt. Man sucht sie nur wegen des

wohlſchmeckenden Fleiſches und der Seltenheit ihrer Federn, aber nicht um ihrer Stimme willen; denn man hat ſie noch niemals in den Vogelhäuſern, Käfigen ꝛc., ſo eingeſperrt, ſingen hören. Ihr bekanntes verwirrtes Geſchrei läuft auf ein Geſchwitzer, welches ſo viel als nichts bedeutet, hinaus, oder auf einen ſcharfen Laut, der dem Geſchrei des Hahnes nahe kommt, welches ſie von ſich geben, wenn man ihnen nahe kommt. Wenn man aber über ihre Stimme urtheilen will, ſo muß man ſie zur Zeit der Liebe hören, in welcher, nach Büffon, die Stimme der Vögel eine neue Pracht und Biegſamkeit bekommt. Nach Fabricius ſoll das Männchen in der Nachbarſchaft des Neſtes ganz vortrefflich ſingen, und dabei beſtändig ſeine Stelle verändern. Wenn die Jungen auskommen, hört es auf. Man kennt nach einigen Ornithologen nicht die Gegend ihres Brütens, es ſoll aber in den Ländern geſchehen, wo ſie den Sommer über zubringen. Nach Fabricius niſtet er auf den kahlen Gebirgen von Grönland. Sein Neſt baut er in den Ritzen der Felſen im Mai. Es beſteht aus drei Schichten, von welchen die äußerſte von Gras, die mittlere von Federn, und die Innere von Haaren des Schneefuchſes gemacht iſt. Das Weibchen legt fünf nicht ſehr ſpitz zulaufende Eyer, welche von weißer Farbe ſind, mit braunen und ſchwarzen Flecken, die beſonders am dickern Ende dicht ſtehen. Das Männchen wechſelt mit dem Weibchen im Brüten. Er fliegt übrigens wie die andern Ammern, und läuft gleich ihnen an der Erde. Dieſe Vögel ſetzen ſich nicht gern auf Geſträuche und Bäume, ſondern halten ſich an der Erde, wo ſie wie die Lerchen laufen, mit welchen ſie auch in Anſehung ihrer Bewegung, Größe, und faſt eben ſo langen Sporuen ꝛc. übereinkommen; jedoch nicht

mit den Uebrigen, wie oben angeführt worden. Man hat sie daher auch Schneelerche genannt.

Nach Otto kommt der Schneeammer auch in Pommern in einigen Wintern sehr häufig vor, und wird daselbst Schneelerche, Schneesperling, Schneevogel genannt. Man hat ihn hier, wenn er ankommt, für einen Vorboten vieles den Winter über einfallenden Schnees gehalten. Zu Anfange des Winters kommen sie sparsam an, ziehen aber gegen das Frühjahr in größeren Schaaren hindurch nach Norden zurück. Der eben genannte Schriftsteller sah sie niemals in Pommern auf Bäumen oder Büschen sitzen, sondern immer in Scharen auf den von Schnee befreiten Aeckern laufen, und Samenkörner suchen. Sie laufen darauf gleich den Lerchen, und zwar ziemlich ohne Geräusch, und sind in steter Bewegung, meist nach einer Richtung, so daß die ganze Schar vorwärts läuft, als wenn eine Herde Vieh getrieben wird. So schnell sie übrigens laufen, so scheint ihnen solches wohl noch zu langsam zu gehen, indem sie oft dabei fortflattern, oder alle ein wenig nahe an der Erde weiter fliegen, und dann wieder fallen und laufen; sie sind in den Haufen dann so dicht an einander, daß man oft zehn auf einen Schuß erlegen kann.

In den nördlichen Gegenden fangen sie die Knaben mit kleinen Bogen oder mit Schlingen, die um sein Futter angebracht werden, besonders zur Herbstzeit, in welcher er Scharenweise von den Gebirgen nach den Ufern herabkommt, und die südlicheren Gegenden besucht. An der Hudsonsbay ist dieser Vogel einer der ersten kleinen, die daselbst im Frühling zum Vorschein kommen, wenn die Erde noch mit Schnee bedeckt ist. — Fabricius hält diesen Vogel für einerlei mit dem Schneefinken. — Abarten des Schneeammers sind folgende:

wohlschmecken
Federn, abe
man hat sie
sigen ꝛc.,
tes verw
welches
einen se
nahe k
ihnen
Stir
Lie
de
f

Schneeammer.

Schneeammer, der Ja-
Tuver nivalis cervice alba
nello av. p. 89. n. VIII.;
Briss. tom. III. p. 289.
nigra, ventre albo; Linn.
Xii. p. 308; Fringilla hyemalis,
X. p. 183, Fr. le Moineau de neige,
neigo; Engl. Snow-bird, The pied-
Dieser Vogel ist eine Abart durch das Klima
mit weißem Schnabel, Brust und Bauch;
sind grau, und alles übrige schwarz. Er
alle Winter in Carolina und Virginien, ver-
ndet aber auch daselbst in der genannten Jahres-
wieder. Es ist wahrscheinlich, daß er von da
geht, um im Norden zu nisten.

2) Der Schneeortolan mit dem Halsbande, der weißköpfigte Ortolan, l'Ortolan de neige à collier. Kopf, Kehle und Hals dieses Vogels sind weiß; von den zwei Arten der Halsbinden oder Halskragen ist der oberste bleifarbig, der unterste blau, beide durch die Grundfarbe getrennt, welche eine Art von weißer Halsbinde dazwischen bildet; die Schwungfedern sind weiß, mit einem grünlich gelben Anstrich, und mit einigen schwarzen Federn vermischt. Die acht mittelsten und beiden äußersten Schwanzfedern sind weiß, die andern beiden schwarz; alles übrige Gefieder ist röthlich braun, mit grünlich gelben Flecken; der Schnabel roth mit aschgrauem Rande, die Iris weiß und die Füße fleischfarbig. Dieser Vogel ward in Esser gefangen, und man konnte ihn nur nach langer Zeit, und nach vielen vergeblichen Versuchen in die Schlingen bekommen.

Büffon's Naturgeschichte der Vögel, 12r Band, S. 173 u. f.

Klein's Vorbereitung zu einer vollständigen Vögelhistorie ꝛc Leipzig und Lübek, 1760, S. 170.

Schneebahn, eine mit Wagen und Schlitten durch den Schnee gemachte Bahn.

Schneeball, ein aus Schnee mit den Händen geformter Ball, ein Klumpen Schnee, den man mit den Händen von allen Seiten so zusammendrückt, daß er die Gestalt eines Spielballs erhält. Man nennt auch einen großen Klumpen durch das Herabwälzen von einem Berge sich rundlich geformten Schnees einen Schneeball, und einen noch größeren Klumpen, wie sie in der Schweiz von den Alpen herabrollen, eine Schneelawine.

—, **Schwelken**, Viburnum Linn., eine Pflanzengattung, welche in die dritte Ordnung der fünften Klasse (Pentandria Trigynia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört, und folgende Gattungskennzeichen hat. Die auf dem Fruchtknoten sitzende Blume hat einen sehr kleinen fünfzähnigen Kelch, eine glockenförmige oder radförmige fünfspaltige Blumenkrone mit fünf Staubfäden, und keinen Griffel, statt desselben aber eine kleine Drüse auf dem Fruchtknoten mit drei Narben. Die Beere ist einsamig. Die bekanntesten und beliebtesten Arten sind:

1) Der Lorbeerschneeball, der Bastardlorbeer, der wilde Lorbeer, der Laurus Tinus oder Lorbeer Tinus, Viburnum Tinus, foliis integerrimis ovatis, ramificationibus venarum subtus villoso-glandulosis. Linn. Spec. plant. Tom. I., S. 383. Viburnum foliis ovatis integerrimis. Hort. ups. 69. Laurus Tinus s. sylvestris: trium generum. Bauh. hist. 3. p. 418. β Laurus sylvestris, foliis venosis. Bauh. p. 461. γ Laurus sylvestris, folio minore. Bauh. pin. 461. Viburnum Tinus et Viburnum lucidum. Mill. Dict. Nr. 4, 5. Fr. le Laurier Tin.; Portugiesisch Uva de Perro oder Follado; Spanisch Durillo.

Dieſer Strauch oder kleine Baum wächſt in Portugal, Spanien, Italien und den ſüdlichen Theilen von Frankreich wild, erreicht eine ungleiche Höhe, und wächſt bald ſtrauchartig, bald baumartig, je nach der Beſchaffenheit der Lage oder der Kultur deſſelben. Seine Blätter ſtehen auf kurzen Stielen gerade gegen einander über, und ſind eyrund, ſpitzig, am Rande ungezähnt, glatt, 21/2 bis 3 Zoll lang, ungefähr 5/4 Zoll breit, von ziemlich dicker und ſteifer Conſiſtenz, und bei einigen glänzend dunkelgrün, bei andern aber ein wenig haarig. Die Blumen wachſen in unächten Dolden, meiſtens an den Enden der Zweige, und ſind ſchneeweiß, zuweilen auch röthlich, und wohlriechend, und die darauf folgende Beere iſt mit dem aufrechten fünfzähnigen Kelch gekrönt, ungefähr ſo groß wie die Myrthenbeere, rund oder länglicht, ſchwarz oder ſchön blau. Diejenige Art oder Abart, welche größere, glänzendere und ſteifere Blätter hat, trägt auch größere Blumendolden mit größeren, weißeren und wohlriechenderen Blumen, und größere und mehr länglichte blaue Früchte, und hat eine glättere und purpurrothe Rinde. In warmen Ländern blüht dieſer lorbeerartige, immergrüne, ſchön ausſehende Strauch faſt das ganze Jahr hindurch, weshalb man ihn auch zur Zierde in Holland, England und Deutſchland cultivirt, wo ſeine Blumen gemeiniglich im Spätherbſte zum Vorſchein kommen und den ganzen Winter hindurch bei einer mäßigen Wärme von 8 bis 14 Grad im Glashauſe blühen, und ihren ſüßlichen angenehmen Duft aushauchen; in den beiden letztern Reichen dauern ſie auch ſo ziemlich den Winter über in freier Luft aus, und werden nicht leicht, beſonders wenn ſie bedeckt ſtehen, ausgenommen von der ſtrengſten Kälte, beſchädiget. Er verlangt eine nahrhafte, mit Lehm vermiſchte Erde, und viel Feuchtigkeit. Die Vermehrung geſchieht

durch das Ablegen der an dem Stamme aufschlagenden jungen, starken Zweige. Die Beeren dieses Strauches purgiren mit großer Heftigkeit, und sind so scharf, daß sie leichtlich eine Entzündung im Halse verursachen; daher mißräth Börhaave ihren Gebrauch, obgleich sie zuweilen mit gutem Erfolge in der Wassersucht gegeben worden.

2) Der Südamerikanische Schneeball, Viburnum Tinoides. Diese Art hat mit der vorigen große Aehnlichkeit und wird auch wie diese in der Kultur behandelt; sie blüht aber reichlicher, und läßt sich zu artigen Bäumchen erziehen, welches auch bei Nr. 1 der Fall ist.

3) Der gemeine oder wilde Schneeball, der gemeine Schwelkenbaum oder Schwalkenbaum, der Wasserholder, Wasserholunder, Waldholder, Sumpfholunder, Hirschholunder, das Schwelkenholz, Kallinichen, die Kallinkenbeere; Viburnum opulus, foliis lobatis, petiolis glandulosis. Hort. cliff. p. 109. Fl. suec. 249, 264. Sambucus aquatica, flore simplici. Bauh. pin. 450. Sambucus palustris. Dod. pempt. 846. Sambucus aquatica, flore globoso pleno. Bauh. pin. 456. Fr. l'Obier oder Sureau aquatique; Engl. Water-Elder oder Marsh-Elder; Holländ. Watervlier; Schwedisch Olwoon oder Ularoon, Fogelbaer.

Dieser Strauch oder Baum wächst in allen Ländern Europas, selbst in den nördlichen, als in Holland und Schweden, wild, und liebt besonders einen etwas nassen Boden. Man findet ihn daher hauptsächlich in den Weidenbüschen und unter andern Gesträuchen, an den Ufern der Bäche, ingleichen auf sumpfigen, nahe bei Wäldern liegenden Wiesen. Gewöhnlich wird er nur sechs, zuweilen aber auch sechzehn bis zwanzig Fuß hoch. Sein Stamm hat eine asch-

graue, aufgeriſſene, glatte Rinde, und wenn er jung iſt, eine große Markröhre, und ein weislichtes, ziemlich weiches Holz; mit dem Alter aber wird die Markröhre kleiner, und das Holz feſter und härter. Seine Zweige ſind geſtreift und ſtehen einander gerade gegenüber, ſo auch die Blätter, deren Stiele faſt einen Zoll lang, und oben und unten mit einem oder zwei Paar nierenförmigen Drüſen beſetzt ſind. Die Blätter ſelbſt ſind drei bis vier Zoll lang, und vorn faſt eben ſo breit, an der Baſis ſchmäler, nach vorn zu aber breiter, und in dreiſpitzige ſägenartig-gezähnte Lappen zertheilt; ihre Oberfläche iſt glatt und hellgrün die untere blaß und ein wenig haarig. Die Blumen ſind weiß und wachſen an den Enden der Zweige, in ſchönen, ziemlich flachen, unächten Dolden, welche ungefähr aus ſechsäſtigen mit Deckelblättchen verſehenen Stielen zuſammengeſetzt ſind. Die in der Mitte befindlichen Blumen ſind klein, gelblich, vollkommen und fruchtbar; die im Kreiſe herumſtehenden ſind ganz weiß, faſt ſechsmal größer, haben eine ungleiche Blumenkrone, und weder Staubfäden, noch Fruchtknoten, und ſind alſo unfruchtbar. In den Gärten zieht man eine Varietät, welche lauter unfruchtbare Blumen trägt, die ihrer Größe und Farbe wegen mehr Schönheit geben, und welche Art gemeiniglich gefüllter Schneeball, und von den Engländern und Holländern Geldriſche Roſe genannt wird. Ihre Blumenbüſchel haben eine faſt kugelrunde Figur. Auf die fruchtbaren Blumen folgen eyrunde Beeren, welche bei vollkommener Reife ſchön hellroth ſind, und in einem ſchleimichten Marke einen eyrunden, plattgedrückten Samen enthalten. Die Blumen erſcheinen im Mai oder Junius, und die Beeren werden im September reif; von den erſtern ſammeln die Bienen Wachs und

Honig, die Beeren dienen aber den Vögeln, besonders den Haselhühnern zur Speise.

4) Der nacketblumige Schneeball, der nacketblumige Schwelken, Viburnum rudum, foliis integerrimis lanceolato-ovatis. Linn. Spec. plant. Tom. I., p. 383. Tinus foliis ovatis in petiolos terminatis integerrimis. Gron. virg. 33, 46. Dieser Strauch ist in Nordamerika, besonders in Virginien und Karolina zu Hause, wird zehn bis zwölf Fuß hoch, und hat mit dem Schneeball Nr. 1 viel Aehnlichkeit, von welchem er sich aber, ausser der Figur der Blätter, auch dadurch unterscheidet, daß seine Blumendolden nakt und ohne Hülle sind. Seine Zweige haben eine glatte purpurrothe Rinde, die ungezähnten lanzettförmig-eyrunden Blätter sind fünf Zoll lang, drittehalb Zoll breit, steif, glänzend grün, und bleiben meistens das ganze Jahr hindurch. Seine Blumen wachsen im Julius an den Enden der Zweige und sind schneeweiß; die darauf folgenden Beeren sind dunkelpurpurroth und enthalten einen plattgedrückten Samen.

5) Der pflaumenblättrige Schneeball, der pflaumenblättrige Schwelken, Viburnum Prunifolium, foliis subrotundis crenato-serratis glabris. Gron. virg. 33. Viburnum canadense glabrum. Vaill. act. 1722, pag. 206. Mespilus prunifolia virginiania non spinosa, fructu nigricante. Pluk. alm. 249, t. 46, f. 2. Dieser kleine in Nordamerika einheimische Baum oder Strauch wird zehn bis zwölf Fuß hoch, und hat an dem Stamm und den älteren Zweigen eine braune, an den jungen Zweigen aber eine glatte purpurrothe Rinde. Die rundlichen, am Rande gekerbten oder sägeartig gezähnten, glatten Blätter sind zwei bis drei Zoll lang und fast eben so breit, und stehen auf dünnen kurzen Stielen theils gegeneinander über,

theils ohne beſondere Ordnung. Die Blumen ſind klein und weiß, und kommen im Junius in kleinen Dolden an den Seiten und den Enden der Zweige zum Vorſchein; die darauf folgenden dunkelrothen oder ſchwärzlichen Beeren ſind länglicht, enthalten einen plattgedrückten Samen, und werden von den Einwohnern in Virginien und Canada gegeſſen.

6) Der wollige Schneeball, der Mehlbeerbaum, Mehlbaum oder Schlingbaum, Viburnum Lantana, foliis cordatis serratis venosis, subtus tomentosis. Vir. cliff. 25; Hort. ups. 68. Roy lugdb. 242. Sauv. monsp. 136. Viburnum vulgo. Bauh. pin. 249. Lantana. Dod. pempt. 701. Fr. Virone, Blanche Putain ou Maussaine, Riorte, Hardeau; Engl. Wayfaring-tree.

Dieſer Strauch oder Baum wird ſechs bis zwölf, und manchmal gegen zwanzig Fuß hoch, hat eine glatte aſchgraue Rinde, und zertheilt ſich in Aeſte oder Zweige, die gerade gegen einander über, und ſehr weit auseinander geſperrt ſtehen. Seine Blätter ſtehen auf beinahe einen Zoll langen Stielen gerade einander gegenüber, und ſind eyrund, manchmal an der Baſis etwas herzförmig, ſtumpf oder ſpitzig, ungleich ſägenartig gezähnt, adericht, runzlicht, auf der Oberfläche haarig und ein wenig hellgrün, auf der untern aber blaßgrün und filzig, und ſowohl, als die jungen Zweige, mit einem weißen Staube oder mit Mehl beſtreut; ſie ſind gemeiniglich drei bis vier Zoll lang und anderthalb oder zwei Zoll breit, zuweilen aber auch bei neun Zoll lang und fünftehalb Zoll breit; im Herbſte, ehe ſie abfallen, werden ſie röthlich. Die Blumen ſind weiß, alle vollkommen gleich, regulär und fruchtbar, und wachſen an den Enden der Zweige in ſchönen, flachen, unächten Dolden, die meiſtens auf ſieben Stielen ſtehen, deren jede zwei-

mal dreitheilig, und mit seinen eigenen Deckblättchen besetzt ist; hierauf folgen eyrunde, zusammengedrückte, saftige Beeren, welche zuerst gelb sind, hernach aber roth und endlich schwarz werden, und einen rundlichten, flachgedrückten, in der Mitte mit einer Furche gestreiften Samen enthalten. Dieser Strauch blühet im Mai, und bekommt im September weiße Beeren, welche an einigen Orten von gemeinen Leuten gegessen werden, obgleich sie einen schleimigen, ekelhaft süßlichen Geschmack haben. Die Blätter sind zusammenziehend, und werden in einer Lauge gekocht gebraucht, um die Haare des Kopfes schwarz zu färben. Aus der Wurzel macht man Vogelleim; die innere Rinde des Stammes zieht auf der Haut Blasen. Wegen seiner schöner Blumen wird er bei uns auch in den Gärten gezogen. Man trifft ihn nicht nur in den südlichen Ländern von Europa, sondern auch in England, in der Schweiß, in Oesterreich, Würtemberg und in andern Theilen von Deutschland wild wachsend an. Er liebt einen kiesigten und thonigten Boden; denn man findet ihn auf steinigten Anhöhen und Bergen, und im thonigten Erdreiche an Mauern und Hecken.

7) Der gezahnte Schneeball, der gezahnte Schwelken, Viburnum dentatum, foliis ovatis, dentato serratis plicatis. Linn. Spec. plant. Tom. I., p. 384. Diese Art hat mit der vorhergehenden gleiches Vaterland und viele Aehnlichkeit; nur ist ihre Rinde grau, und die Blätter sind mehr eyrund, aderichter und stärker oder tiefer gekerbt; auch haben sie längere Stiele.

8) Der ahornblättrige Scheeball, der ahornblättrige Schwelken, Viburnum Acerifolium, foliis lobatis, petiolis laevibus. Linn. Spec. plant. Tom. I., p. 384. Opulus. Gron. Virg. 149. Diese Art hat mit Nr. 6 viel Aehn-

lichkeit, unterscheidet sich aber von derselben sowohl durch die Gestalt der Blätter, welche denen des gemeinen Wachholders (Acer campestre) ähnlich sind, als durch die Blattstiele, welche nicht mit Drüsen besetzt sind. Das Vaterland ist Virginien.

9) Der Kanadische Schneeball, der Kanadische Schwelken, Viburnum Lentago, foliis serrulatis ovatis acuminatis glabris, petiolis marginatis. Kalm hat diese Art in Kanada entdeckt. Sie hat zurückgebogene, oder gegen den Boden herabhängende Zweige; ihre Blätter sind dick und glatt, wie beim Bastardlorbeer, haben aber am Rande sehr kleine, spitzige, sägenartige Zähnchen, und ihre Blattstiele sind der Länge nach mit einer wellenförmigen Haut eingefaßt.

10) Der cassineartige Schneeball, der cassineartige Schwelken, Viburnum cassinoides, foliis ovatis crenatis glabris, petiolis eglandulatis carinatis. Linn. Spec. plant. Tom. I., p. 384. Viburnum cassinoides phyllyreae folio. Duham. arb. 2. p. 350. Diese Art wächst in Südkarolina, und ist daselbst ein zwölf bis vierzehn Fuß hoher Strauch, dessen Blätter nur ungefähr einen Zoll lang und höchstens einen halben Zoll breit sind, und auf kurzen Stielen gerade gegen einander über stehen; die untersten Blätter sind umgekehrt oder stumpf eyrund, die mittleren eyrund, und die obersten lanzenförmig. Die Blumen sind gelblich und wachsen in kleinen Dolden.

Der von Linné angeführte Rosen-Schneeball oder der Rosenartige Schneeball, Viburnum roseum, ist die oben, S. 342, angezeigte Varietät von Viburnum opulus.

Die aus dem nördlichen Amerika zu uns gekommenen Schneeballarten sind lauter dauerhafte Gewächse, die bei uns in freier Luft fortkommen, besonders wenn

sie an einem etwas verdeckten Orte in einem leichten und feuchten Boden stehen, in welchem sie viel besser, als in einem trocknen und sandigen Lande gerathen, weil sie in ihrem Vaterlande in niedrigen und moorigten Gegenden wachsen. Diese Sorten kann man, wie oben bei Nr. 1., S. 339, angeführt worden, durch Schößlinge fortpflanzen, oder sie auch aus dem Samen ziehen, welchen man aus der Fremde erhält. Man muß denselben, sobald er ankommt, in Töpfe mit leichter und fetter Erde säen, und solche des Winters bei strenger Kälte unter der Einfassung eines Mistbeetrahms verwahren, ihnen aber bei gelindem Wetter viel freie Luft geben, sie vom Unkraute reinigen, und bei trocknem und warmen Wetter oft begießen. Auf diese Weise kommen die jungen Pflanzen im folgenden Frühjahr zum Vorschein, wo man dann eine jede, wenn sie zum Versetzen taugen, in einen kleinen, mit eben solcher Erde angefüllten Topf setzen, und solche solange, bis sie stark genug sind, zwei bis drei Jahre auf die eben beschriebene Art gegen die strenge Kälte verwahren muß. Nach Verlauf dieser Zeit kann man sie im Frühling mit der Erde aus den Töpfen herausnehmen und ins freie Land setzen; und wenn man sie hier so lange, bis sie mit ihren Wurzeln in dem Boden fest sitzen, nur gehörig beobachtet, so haben sie nachher keine Wartung mehr nöthig, als nur diejenige, welche alle andere dauerhafte und blühende Pflanzen im freien Lande verlangen.

Die im südlichen Amerika wachsende Arten müssen bei uns im Winter in Glashäusern gezogen werden. Man zieht sie aus Stecklingen, welche man in Töpfen mit leichter und fetter Erde halten muß. Das Einpflanzen der Stecklinge geschieht in den Sommermonaten, wo man dann die Töpfe in ein Mistbeet setzt oder eingräbt. Man muß sie hier so lange,

bis ſie anfangen Wurzel zu ſchlagen, welches in Zeit von einem Monate geſchieht, vor der ſtarken Sonnenhitze im Schatten halten, und ſie dann nach und nach, ſo wie ſie im Wachsthume zunehmen, an die freie Luft gewöhnen, damit man ſie gegen das Ende des Julius mit einem guten Ballen Erde ausheben, und eine jede Pflanze beſonders in einen kleinen, mit eben der Erde angefüllten Topf ſetzen kann. Wenn ſie ſich feſtgewurzelt haben, bringt man ſie ſo lange an einen vor den ſtarken Winden verwahrten und im Schutz gelegenen Ort, bis man ſie zu Ende Septembers ins Glashaus ſetzt.

Im Sommer wollen dieſe Pflanzen häufig, im Winter nur ſehr wenig begoſſen ſeyn. Das Glashaus, worin ſie ſtehen, muß aber niemals zu warm gehalten werden, weil ſie zu dieſer Jahreszeit gern treiben und ihre Zweige alsdann ſehr ſchwach werden; dergeſtalt, daß die ganze Pflanze dadurch nicht allein entkräftet, ſondern auch am Blühen gehindert wird. Hält man dagegen daſſelbe in temperirter Wärme, ſo, daß ſie bei gelindem Wetter genug freie Luft haben, und bei der Kälte die dumpfichte Luft in dem Glashauſe verdünnet wird, ſo wachſen ſie in demſelben ſehr gut und blühen faſt das ganze Jahr hindurch. Sobald im Sommer die warme Witterung beſtändig wird, ſo kann man ſie wieder, nachdem ſie vorher wohl abgehärtet worden, völlig an die freie Luft bringen, wo man ſie an einen verwahrten Ort ſetzen und ſtark und oft begießen muß, weil die Erde in den Töpfen alsdann viel eher, als im Hauſe austrocknet. Auf dieſe Art werden ſie bei einer ſorgfältigen Wartung nicht allein beſtändig, worin ihre größte Schönheit beſteht, ſondern auch ſehr ſtark blühen; und da ihre Blumen in dicken Büſchen wachſen und faſt alle von ſchöner Farbe ſind, ſo gewähren ſie in den Gärten ein ſchönes Anſehen. Beſonders verdient

aber der oben, S. 339, angeführte Lorbeerschneeball gezogen zu werden, weil er mit seinem schönen Aussehen, auch noch einen angenehmen Geruch verbindet.

Schneeball, in der Kochkunst. Man nehme schönes Mehl, ein halbes Quart oder Maaß gute Milch und zwei Loth frische Butter. Die Butter läßt man in der Milch zergehen, schläge zwei ganze Eyer darein, klopft sie wohl ab, schüttet sie unter das Mehl, macht davon einen Teig, walzt ihn recht dünn aus, und bildet mit einem Krapfenrädchen Schneebälle daraus, legt sie in die Form, dann in Schmalz und bäckt sie aus. Die Form muß aber immer herumgedreht werden, bis man glaubt, daß der Schneeball fertig ist. Hierauf nehme man die Form heraus, mache sie auf, thue den Kuchen heraus, und fahre damit so lange fort, bis alle Schneebälle gebacken sind.

Will man trockne Schneebälle machen, so nehme man ein Pfund recht feines Mehl, ein Pfund Butter und eben so viel Wasser. Das Wasser und die Butter setze man zum Feuer, und wenn es zu kochen anfängt, rühre man das Pfund Mehl auch hinein und thue ein wenig Muskatenblüthe hinzu. Wenn es nun auf dem Feuer ein wenig abgerührt worden, wird es herunter genommen, und abkühlen gelassen, zuweilen aber fort umgerührt. Nachdem es nun meistentheils abgekühlt worden, muß man erstlich drei bis vier Eyer hineinschlagen, und damit wohl umrühren, und dieses so lange verrichten, bis es recht zähe wird, und sich mit dem Löffel in die Höhe ziehen läßt. Hierauf kann man kleine Klümpchen daraus bilden, solche in eine Tortenpfanne setzen, unten und oben mit Feuer langsam gar backen; denn wenn sie zu geschwind gar gebacken werden, fallen sie wie ein platter Kuchen wieder zusammen, backen sie aber langsam und hart aus, so bleiben sie stehen. Wenn sie nun aus der Pfanne gethan worden, darf man nicht gleich

eins auf das andere setzen, sondern solche erst abdämpfen lassen, so werden und bleiben sie gut.

Schneeball (Ahornblättriger), s. oben, S. 345.
— (cassineartiger), s. das., S. 346.
— (gemeiner), s. das., S. 341.
— (gezahnter), s. das., S. 345.
— (Kanadischer, s. das., S. 346.
—, in der Kochkunst, s. das., S. 349.
— (Lorbeer-), s. das., S. 339.
— (nacketblümiger), s. oben, S. 343.
— (Pflaumenblättriger), s. daselbst.
— (Süd-Amerikanischer), s. das., S. 341.
— (wolliger), s. das., S. 344.

Schneeballen, bei den Bergleuten, s. Wetterzotten.

Schneeballenstrauch, der wilde, die Gelderrose, Viburnum opulus, s. oben, S. 341.

Schneeballgefecht, s. unter Leibesübungen, Th. 72, S. 732.

Schneeballwerfen, das Werfen mit Schneebällen, ein Vergnügen der Knaben im Winter auf den Straßen und auf dem Eise, besonders in Norddeutschland. In Italien ist das Schneeballwerfen eine Art Galanterie, die Herren und Damen gegeneinander ausüben.

Schneebank, s. Th. 66, S. 454.

Schneebaum, Schneeflockenbaum, Schneetropfenbaum, Schneebeerbaum; Chionantus Linn., eine Pflanzengattung, welche in die erste Ordnung der zweiten Klasse (Dyandria Monogynia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört, und strauchartig 7 bis 8 Fuß in die Höhe wächst, daher sie auch den Namen Schneebaum erhalten hat.

Der Virginische Schneebaum, Chionantus Virginica, pedunculis trifidis trifloris. Linn. Spec. plant. Tom. I., pag. 11. Amelan-

chier Virginiana, laurocerasi folio. Pet. sicc. 241. Catesb. carol. 1. p. 68. Dieser Strauch, dessen Vaterland das nördliche Amerika ist, wird 7 bis 8 Fuß hoch und hat große, den Blättern am Lorbeerbaume an Größe und dem Färberbaume an Gestalt ähnliche Blätter, nur daß sie dünner, als an beiden Sorten sind. Die Blumen, welche im May erscheinen, hangen an langen schwachen Aesten, sind schneeweiß und geben dem Strauche von weitem das Ansehn, als wenn er mit Schnee bedeckt wäre; daher haben ihm die Holländer den Namen Schneebaum gegeben. Gleich nach den Blumen zeigt sich die Frucht, welches eine schwarze Beere von der Größe einer Schlee ist, die einen einzigen harten Kern in sich enthält. Am sichersten zieht man dieses Gewächs aus dem Samen, wenn solcher frisch zu uns gebracht wird; denn die Stecklinge oder Absenker schlagen selten unter zwei Jahren Wurzel. Man muß den Samen sogleich, nachdem man ihn erhalten hat, in mit frischer und fetter Erde gefüllte Töpfe säen, und solche in ein altes Mistbeet an die Sonne setzen, damit man sie vor strenger Kälte und vieler Nässe verwahren, aber auch bei trocknem und warmen Wetter gehörig begießen kann. Im folgenden Frühjahr gräbt man die Töpfe in ein temperirtes Mistbeet ein, und hält sie, so wie die Sonne höher und näher zu uns kommt, um Mittag vor der gar zu großen Hitze im Schatten. Auf diese Art kommen die Pflanzen viel eher zum Vorschein, da sonst der Same oft wohl ein ganzes Jahr in der Erde liegen bleibt. Sobald aber die jungen Pflanzen herankommen, muß man sie allmählig an die freie Luft gewöhnen, damit sie stark werden, und man sie gegen den Herbst ausheben, und eine jede in einen besondern kleinen Topf setzen kann, um sie im ersten und zweiten Winter vor der strengen Kälte verwahren zu können.

Denn die Kälte ist diesen Pflanzen in der Jugend sehr nachtheilig. Verwahrt man sie hingegen unter der Einfassung eines alten Mistbeets, und giebt ihnen bei gelinderem Wetter genug frische Luft, daß sie recht zu Kräften kommen, so kann man sie im dritten Jahre nach dem Aussäen aus den Töpfen nehmen, und in diejenigen Plätze, wo sie bleiben sollen, setzen. Bei einer solchen Wartung vertragen sie alsdann die strengste Kälte in freier Luft, treiben, wenn sie in einem feuchten und fetten Boden stehen, ungemein stark, und bringen in kurzer Zeit jährlich eine Menge Blumen; dagegen wachsen sie in einem trocknen Lande selten recht gut. — In ihrem Vaterlande, nämlich in Carolina, und in andern nördlichen Theilen von Amerika, soll diese Pflanze an den Seiten der Bäche und andern feuchten Plätzen häufig wachsen, und von da erhalten wir auch noch jährlich ihren Samen, der aber, wenn er aufgehen soll, frisch seyn muß. Diese Pflanze verdient vorzüglich in den großen Rabatten unter andern Stauden von gleichem Wachsthume einen Platz.

Zeylonischer Schneebaum, Chionanthus Zeylonica, pedunculis paniculatis multifloris. Fl. Zeyl. 14. Arbor Zeylonica, cotini foliis subtus lanugine villosis. Burm. Zeyl. 3. Arbuscula Zeylonica, cotini foliis, subtus lanugine villosis, floribus albis cuculli modo laciniatis. Pluk. alm. 44. t. 241. f. 4. Dieser in Ceylon wildwachsende Strauch, hat dem Färbebaume ähnliche Blätter, welche unterhalb wollig und zottig sind, und weiße kappenförmige Blumen haben, welche an einem ährenförmigen Stiele sehr reichlich sitzen. Die Behandlung ist gleich dem vorigen.

Schneebeerenbaum, s. Schneebaum.

Schneeberg, eine der reichhaltigsten Silberstädte im Königreiche Sachsen; s. unter Sachsen, Th. 1.

Schneeberger Groschen, eine alte Sächsische Münze.

Schneeberger Schnupftabak, s. unter Tabak.

Schneeblind, von der glänzenden Weiße des Schnees verblendet. Man findet dergleichen Augenkrankheiten, die oft in Schwäche der Seenerven ausarten, besonders im Norden, wo viel Schnee liegt, daher die Einwohner daselbst sogenannte Schneebrillen, Schneeaugen tragen; s. oben, unter Schnee.

Schneeblume, s. Schneeglöckchen.

Schneebruch, im Forstwesen, ein durch die Last des Schnees an den Bäumen durch deren Zerbrechung verursachter Schaden. Daher das Bei- und Nebenwort schneebrüchig, von dem Schnee zerbrochen. Schneebrüchige Bäume, schneebrüchiges Holz, welches der große angelegte Schnee zu Boden gedrückt hat.

Schneedohle, in einigen Gegenden ein Name der gemeinen Dohlen, weil sie sich bei einem gefallenen tiefen Schnee, oder vielmehr bei hohem Schneestande mit großem Geschrei gern um die Wohnungen aufhalten, und daher auch Schneegäcken genannt werden; s. unter Dohle, Th. 9, S. 358.

Schneedrossel, Turdus torquatus Klein, ein Name der Ring- oder Meerdrossel; s. Th. 87, S. 21.

Schneeegge, s. oben, unter Schnee, S. 315.

Schneeenzian, Gentiana uivalis Linn., eine Art Enzian, welche auf den höchsten Alpen der Schweitzer und Lappen einheimisch ist, wo er unter und in dem Schnee wächst; s. Enzian, im Supplement.

Schneefelder, s. Th. 66, S. 454.

Schneefeuer, ein Luftzeichen, welches beim Schneewetter bemerkt worden.

Schneefigur, Schneefiguren, künstliche und natürliche. Wenn man Wasser zwischen geschliffene Glastafeln einschließt und dem Froste aussetzt, so bekommt man das feinste und schönste Eisgewebe aus

der dünnen Wasserhaut. Eben so ent
Seifenblasen im Froste harte Eiskugeln,
dem Fenstervorhange auf- und abrollen, blä
strahlen zeigen, zerbrochen werden können,
zu einer dünnen, lockeren Haut zusam
und einen weißlichen Bodensatz zurückla
zeigt sich die Ausdünstung des Eises ang
Um das Gefrieren der Blase genauer zu
läßt man sie an dem Tabakspfeifenkopfe
dem man sie aufbläset, um sie an das off
zu tragen, wo sie zur Frostzeit in wenig
blicken sich mit kleinen, sechseckigen Stern
welche vollkommen wie die schönsten Sc
aussehen, und der Blase das Ansehen eine
kugel geben, an welcher die Sterne frei u
der hin und her schweben. Es schicken sich
alle Frosttage zu dieser schönen Eisastrono
mit dieser Versuch nicht versage, ist folg
fahren nöthig: Man löse so viel Seife in
wasser oder noch besser in Schneewasser a
davon mit dem Kopfe einer Tabakspfeif
kann. Dieses Seifwasser setze man zugl
Pfeife der Kälte aus. Wenn nun das
gefrieren anfängt, so ist es die beste Zeit,
machen, um die Schneefiguren entstehen
und die Kugel zu besternen, man mag sie a
hängen oder auf einen kalten trocknen K
lassen. Anfangs zeigen sich die Schneege
kleinen Elementarpunkten, welche sichtba
oder vielmehr krystallisiren, und sie wach
daß bisweilen die halbe Blase von einer
solchen Sterne der ersten Größe eingenom
Sobald die erste Erscheinung ihren Anfa
so scheinen es kleine Sternchen zu seyn,
sammte Strahlen aus dem erwähnten Cen
herkommen. Sie behalten diese Figuren

tung wachsend, obgleich die ersten Elementarstrahlen, deren es gemeiniglich sechs giebt, nach und nach kleine Aeste heraustreiben, wodurch das Sechseck allmählig eine andere Gestalt oder ein anderes Ansehn gewinnt. Sie schwimmen oder rudern frei und ledig für sich an der Blase, gehen auf und unter den Horizont, beweisen auch die Natur der Planeten dadurch, daß sie sich wie kleine Wasserräder schnell um ihre Mittelpunkte herumschwingen, sobald ein von der Pfeife herunterrieselnder Wasserstrom auf sie trifft. Zwei Sterne, welche sich einander erreichen, ziehen sich sogleich an, und verwickeln sich mit ihren äußersten feuchten Stacheln, während sie an der andern Seite ungestört fortwachsen. Wenn ihre Anzahl zugenommen, oder wenn die Gestirne so groß herangewachsen sind, daß sie die ganze Blase einnehmen, oder keinen Horizontring über die Kugel schließen, so zerspringt die Blase in dem nämlichen Augenblick, und bei starkem Froste, mit einem deutlichen Geräusche. Geschieht dies Zerspringen, ehe sich alle Gestalten einander anziehen konnten, so zerstäuben einige dieser kleinen Eisgestalten wie Schneeflocken in der Luft, und sie sinken und steigen langsam. Wenn man diese Schneetrümmer auf kalter und trockner Wolle auffängt, so ist ihr Rand mit Eis bestachelt.

Je dünner das durchgeseihete Schneewasser, oder die daraus gemachte Seifenauflösung ist, desto zartere Figuren malen sich an der Kugel. Sie entstehen in großer Menge, wachsen geschwind, aber sie zersprengen auch leicht die Blase, weil zu viel Wasser dabei ist, und sie erscheinen nicht eher, als bis das Thermometer auf Null herabfällt. Etwas dickes zähes Seifenwasser giebt weniger Figuren, aber dauerhaftere Blasen, die zwar nicht so klar sind, aber reinere Zeichnungen liefern. Diese wachsen langsam, und gehen auf, wenn das Seifenwasser noch sechs bis

rung iſt aber immer einerlei. Die ſchönſten Zeichn
giebt das Seewaſſer, und das Schneewaſſer übe
es noch im Umriſſe der Figuren, daher macht die
von Alikante oder die reine Venetianiſche mit S
waſſer die größte Deutlichkeit. Auch der Gra
Kälte macht in Anſehung der Figuren keine A
rung, und geht das Wachſen davon geſchwinder
langſamer von Statten. Einerlei Mengſel ha
den Graden ſechs, zehn oder drei und zwanzig ei
Zeichnung. Freie Luft, ſonderlich eintreff
Wind, zeichnet ſehr geſchwind und beſchleunige
Wachsthum. An einem geſchloſſenen Orte geh
Sache ſchon langſamer vor, und ſie glückt n
deſto ſtärkerem Froſte. Am beſten iſt es, den
ſuch an einem offenen Fenſter vorzunehmen, wei
unſer Standpunkt leicht erwärmen läßt, und oft
der abkühlen muß. Zugleich iſt der Umſtand
nothwendig, daß man das Blaſerohr mit etwas
überlaufen unterhält.

Alle Figuren, die der Zufall übereinander ſchi
ſind nicht möglich zu beſchreiben; zuweilen ver
deln Strahlen und Blumen die ganze Blaſe in

Seife ist, desto unregelmäßiger werfen sich die Figuren über einander. Von der Seife von Alikante und Schneewasser, zeichnen sich die zarten Fäden am vollständigsten, ob sie gleich anfangs kurz und von einander abgesondert, wie Spieße von der Natur abgeschossen erscheinen, und sich einander so nahe kommen, daß sie ein einziges Sterngeflechte ausmachen. Unten an der Blase sind die Sterne oder Sechsecke größer, weil hier die Blase am dicksten, und oben am Nordpol am kleinsten, weil daselbst die Haut der Blase am dünnsten ist. Wenn man gegen die Blase gelinde haucht, so schmelzen die Sterne erst am Rande, entstehen aber bald wieder, und ihr Umriß, der erst strahlig war, macht nunmehr eine Art Rose von sechsbogigen Blättern. Das Wasser einer Schaumblase hat nicht Zähigkeit genug, als Blase auszuhalten; aber die Potasche, oder das Sodasalz und Oel oder Talg der Seifen thun hier nichts anders, als daß die Seife die Wasserhaut zähe und biegsam macht, um dem Eise einen Boden zu verschaffen, worauf die Natur ihr Eisgestirn sticken kann; denn unser Seifenschnee ist dem natürlichen ganz ähnlich, wozu doch kein Alkali oder Baumöl kommt.

Was die natürlichen Schneegestalten betrifft, so zeigen sich dieselben als zarte, spitze, weißliche Nadeln, die einzeln, oder auch in Klumpen im Frühlinge oder Herbste fallen, und als Gabeln oder Haken gebildet sind; oder man erblickt sie als zarte, weiße Hagelkörner unter dem übrigen Schnee, oder als Walzen, oder als strahlige Sechsecke, und dieses sind die gemeinsten Flecken, oder mit Blättern an den sechs Hauptstrahlen, oder mit abgebrochnen Spitzen, oder als zusammengefrorene Eisnadeln, Sechsecke, Cylinder, oder als Hagelkörner mit einer zarten Wolle bewachsen, oder als Schneesechsecke mit Reif gepudert, gemeiniglich bei dem Beschlusse des Schneyens.

ist er rauh, aber auch krystallisirt, und
gleichsam trocken. In der Hudsonsbay fällt
schnee, oder Schneestaub, und in
schimmern zarte, glänzende Nadeln, die in d
und Haut eindringen.

Wie die Schneefiguren eigentlich entstehen
nicht ganz aufgeklärt, so viel ist indessen ge
sie aus den Wasserdünsten sich bilden, welch
Atmosphäre schweben, und deren ziehende N
Wolken nennt. Wenn Wasser zu Eis ges
wird es nicht, wie andre Flüssigkeiten, nach
dick, sondern es verwandelt sich plötzlich in ein
Körper, und zwar erst von aussen, und d
innen, nicht als ob sich über der Oberfläche e
dicke Schale bilden sollte, sondern es schießen
wissen Stellen gleiche Strahlen oft schnell
auf, treiben Aeste, und bedecken die ganze W
Wassers wie mit einem Netze, dessen Mas
endlich ausfüllen, und auf dem Wasser ein
Rinde machen. Da man das langsame
des Eisstrahls, wenn derselbe einmal auf den
als ein Nebel zu erscheinen anfängt, mit de

selbe Bewandniß hat es daher auch mit den Wasserdünsten in der Luft, wenn sie zu Schnee werden. Wenn es regnet, so ist der Regentropfen so groß, als eine Erbse, weil er Meilentief gefallen, und unterweges eine Menge seines gleichen verschlungen. Je höher man sich nun die Dünste von der Erde gedenkt, desto feiner sind ihre Punkte, um sich in der Oberluft schwimmend zu erhalten. Aus jedem dieser einzelnen, hier und da schwebenden Punkte schießen nach allen Seiten sechs Strahlen hervor; diese Sternchen wachsen zu immer größeren Sternen, wenn sich andere Dunstmonaden anhängen und sie schwer machen, so daß nun der überladene Punkt flatternd fallen muß. Es ist also das Sechseck des Schnees ein Wasserpunkt, an den sich die nächsten Dunstpunkte anschließen und geradlinigte Ansätze machen, da sie alle gleich klein, in einerlei Lufthöhe und von gleicher Masse oder Anziehungskraft sind. Man findet auch an bereiften Mauern Schneegestalten. Wenn reines Wasser in stiller Luft unbewegt steht, ohne zu gefrieren, so gefriert es den Augenblick, wenn man es schüttelt oder schnell die Luft darauf stößt, oder dem Wasser einen Eiszapfen oder Stahl nahe bringt, welches geschieht, weil die Wärme des Körpers, oder die größere Kälte des Eiszapfens, hier eben das thut, als wenn man auf einer glühenden Kohlenpfanne, aus Schnee und Salpeter, in dem obern Wasserteller Eis entstehen läßt; und bei recht strenger Kälte, stiller Luft, und hohem Barometer, kann es, wie schon der Landmann sagt, vor Kälte nicht schneien. So ist es allen Bergen, welche über die Schneelinien hinaufsteigen, gemein, daß es oben schneit und unten regnet.

Nach den Erfahrungen an dem Schnee und an den Seifenblasen, zerspaltet der Frost alle Wasserdünste zu kleinen, geraden und steifen Fasern oder

Splittern. Diese Fasern des Wassers setzen sich jederzeit unter gewissen Winkeln zu Sechsecken aneinander, wie sich jede Salzart, nach ihren gewissen Winkeln, und wenn sich Haufen vereinigen, z. B. das Küchensalz als ein Würfel krystallisirt, indem das Wasser des Salzes nicht nur eben so gefriert, als der Schnee, sondern auch mit Schnee vermischt in warmen Wasser Eis bildet. Fleißige Naturforscher haben nun die Beobachtung gemacht, daß sich die Eisfäden in Winkeln von 60 Graden, oder auch in Winkeln von 30 und von 120 Graden aneinander setzen um auszustrahlen. Diese drei Arten von Winkeln allein haben ein ausschließendes Recht, dem Zwecke der Natur im Eismachen an der Hand zu gehen. Reines und freies Wasser, denn der Rand der Gefäße orientirt die Strahlen falsch, friert im schnellen Froste zu platten Schiefern, die allerlei Neigungen gegen einander haben, und eben das thut der Urin, das Seifenwasser ꝛc.; oder wenn man in das Wasser Luft zusammenpreßt. Wasser, das in einem Glase gefriert, überzieht sich anfangs rings umher an allen Seiten mit einer durchsichtigen Eisrinde, welche bald an Dicke zunimmt, und alle fixe Luft von sich wegstößt, die vorher im Wasser unsichtbar steckte, und dessen Theile trennte. Diese Luft drängt sich bei ihrer Ausstoßung zu Blasen, welche sich nach dem noch ungefrornen Wasser hinziehen, das sich mitten im Eise befindet. Die im Wasserkerne zusammengedrückte Luft, die keinen Ausweg findet, bildet hohle Eisröhren, und zersprengt, wie eine Windbüchse, große Eistafeln mit heftigem Krachen. Läßt man abgekochtes Wasser in einem Kupferkessel gefrieren, so ist im Wasser weniger Luft, und daher kann die Eisschale darin stärker werden, ehe sie berstet. Ist das Eis auf allen Seiten im Kessel drei Zoll dick, und man durchbohrt es mit einem dünnen Stahle

bis an den Wasserkern, so springt das freigemachte Wasser indem man den Stahl herauszieht, wie ein Springbrunnen einige Fuß hoch, und dies verursacht die zusammengepreßte Luft. Durch dieses Mittel verschafft man sich ein blasenfreies Eis, wenn man gleich anfangs die erste Rinde oder Eisscheibe aufbohrt, und diese Oeffnung jederzeit offen erhält, damit das Wasser durch einen kleinen Heber fortgeschafft werden kann, und die Luftblasen einen Ausweg finden mögen. Endlich friert der blasenvolle Wasserkern zu Eisscheiben von allerlei Richtung; folglich friert ein mit zu viel Luft überladenes Wasser, das ist, Wasser, dessen Theile ziemlich von einander getrennt erhalten werden, gern zu Scheiben; und in eben dieser Scheidung befinden sich die Wasserdünste in der Atmosphäre. Das wahre Frostgesetz ließe sich nun auf folgende Weise erklären: Anfangs wird aus einem frierenden Wassertröpfchen oder Wasserdunste, wenn man beide als nasse Punkte annimmt, ein gerader Faden oder Strahl, welche sich sogleich unter Winkeln von 60 und 120 Graden aneinander setzen, also aus einem Punkte in dieses sechsstrahlige Wesen ausschießen, welches die gewöhnlichste Eiskrystallisirung ist; mehr oder weniger Strahlen scheinen bloß eine zufällige Verstümmelung durch den Fall oder Wind zu seyn. Diese ebenen, sechsstrahligen Flächen schmelzen oft halb in einer wärmeren Luft, und gefrieren von neuem, oder es schmelzen die fallenden in einander, und davon entstehen die verschiedenen Blumenfiguren, deren Grundanlage aber jederzeit das Originalsechseck ist. So schmelzen beim Anhauchen die sechs Strahlen, und wenn sie von neuem gefrieren, so werden daraus körperliche Sechsecke. Eben so schafft die Ausdünstung des Schnees neue Flächengestalten. Das Eis zehrt selbst in starkem Froste ein; die Luft löset etwas davon auf. Schnee

bis sie anfangen Wurzeln zu schlagen, welches in Zeit von einem Monate geschieht, vor den starken Sonnenhitze im Schatten halten, und sodann nach und nach, so wie sie im Wachsthume zunehmen, an die freie Luft gewöhnen, damit man sie gegen das Ende des Julius mit einem guten Ballen Erde ausheben, und eine jede Pflanze besonders in einen kleinen, mit eben der Erde angefüllten Topf setzen kann. Wenn sie sich festgewurzelt haben, bringt man sie so lange an einen vor den starken Winden verwahrten und im Schuz gelegenen Ort, bis man sie zu Ende Septembers ins Glashaus setzt.

Im Sommer wollen diese Pflanzen häufig, im Winter nur sehr wenig begossen seyn. Das Glashaus, worin sie stehen, muß aber niemals zu warm gehalten werden, weil sie zu dieser Jahreszeit gern treiben und ihre Zweige alsdann sehr schwach werden; dergestalt, daß die ganze Pflanze dadurch nicht allein entkräftet, sondern auch am Blühen gehindert wird. Hält man dagegen dasselbe in temperirter Wärme, so, daß sie bei gelindem Wetter genug freie Luft haben, und bei der Kälte die dumpfichte Luft in dem Glashause verdünnet wird, so wachsen sie in demselben sehr gut und blühen fast das ganze Jahr hindurch. Sobald im Sommer die warme Witterung beständig wird, so kann man sie wieder, nachdem sie vorher wohl abgehärtet worden, völlig an die freie Luft bringen, wo man sie an einen verwahrten Ort setzen und stark und oft begießen muß, weil die Erde in den Töpfen alsdann viel eher, als im Hause austrocknet. Auf diese Art werden sie bei einer sorgfältigen Wartung nicht allein beständig, worin ihre größte Schönheit besteht, sondern auch sehr stark blühen; und da ihre Blumen in dicken Büschen wachsen und fast alle von schöner Farbe sind, so gewähren sie in den Gärten ein schönes Ansehen. Besonders verdient

aber der oben, S. 339, angeführte Lorbeerschneeball gezogen zu werden, weil er mit seinem schönen Aussehen, auch noch einen angenehmen Geruch verbindet.

Schneeball, in der Kochkunst. Man nehme schönes Mehl, ein halbes Quart oder Maaß gute Milch und zwei Loth frische Butter. Die Butter läßt man in der Milch zergehen, schlägt zwei ganze Eyer darein, klopft sie wohl ab, schüttet sie unter das Mehl, macht davon einen Teig, walzt ihn recht dünn aus, und bildet mit einem Krapfenrädchen Schneebälle daraus, legt sie in die Form, dann in Schmalz und bäckt sie aus. Die Form muß aber immer herum gedreht werden, bis man glaubt, daß der Schneeball fertig ist. Hierauf nehme man die Form heraus, mache sie auf, thue den Kuchen heraus, und fahre damit so lange fort, bis alle Schneebälle gebacken sind.

Will man trockne Schneebälle machen, so nehme man ein Pfund recht feines Mehl, ein Pfund Butter und eben so viel Wasser. Das Wasser und die Butter setze man zum Feuer, und wenn es zu kochen anfängt, rühre man das Pfund Mehl auch hinein und thue ein wenig Muskatenblüthe hinzu. Wenn es nun auf dem Feuer ein wenig abgerührt worden, wird es herunter genommen, und abkühlen gelassen, zuweilen aber fort umgerührt. Nachdem es nun meistentheils abgekühlt worden, muß man erstlich drei bis vier Eyer hineinschlagen, und damit wohl umrühren, und dieses so lange verrichten, bis es recht zähe wird, und sich mit dem Löffel in die Höhe ziehen läßt. Hierauf kann man kleine Klümpchen daraus bilden, solche in eine Tortenpfanne setzen, unten und oben mit Feuer langsam gar backen; denn wenn sie zu geschwind gar gebacken werden, fallen sie wie ein platter Kuchen wieder zusammen, backen sie aber langsam und hart aus, so bleiben sie stehen. Wenn sie nun aus der Pfanne gethan worden, darf man nicht gleich

eins auf das andere setzen, sondern solche erst abdämpfen lassen, so werden und bleiben sie gut.

Schneeball (Ahornblättriger), s. oben, S. 345.
— (cassineartiger), s. das., S. 346.
— (gemeiner), s. das., S. 341.
— (gezahnter), s. das., S. 345.
— (Kanadischer, s. das., S. 346.
—, in der Kochkunst, s. das., S. 349.
— (Lorbeer-), s. das., S. 339.
— (nacketblümiger), s. oben, S. 343.
— (Pflaumenblättriger), s. daselbst.
— (Süd-Amerikanischer), s. das., S. 341.
— (walliger), s. das., S. 344.

Schneeballen, bei den Bergleuten, s. Wetterzotten.

Schneeballenstrauch, der wilde, die Gelderrose, Viburnum opulus, s. oben, S. 341.

Schneeballgefecht, s. unter Leibesübungen, Th. 72, S. 732.

Schneeballwerfen, das Werfen mit Schneebällen, ein Vergnügen der Knaben im Winter auf den Straßen und auf dem Eise, besonders in Norddeutschland. In Italien ist das Schneeballwerfen eine Art Galanterie, die Herren und Damen gegeneinander ausüben.

Schneebank, s. Th. 66, S. 454.

Schneebaum, Schneeflockenbaum, Schneetropfenbaum, Schneebeerbaum; Chionantus Linn., eine Pflanzengattung, welche in die erste Ordnung der zweiten Klasse (Dyandria Monogynia) des Linnéischen Pflanzensystems gehört, und strauchartig 7 bis 8 Fuß in die Höhe wächst, daher sie auch den Namen Schneebaum erhalten hat.

Der Virginische Schneebaum, Chionantus Virginica, pedunculis trifidis trifloris. Linn. Spec. plant. Tom. I., pag. 11. Amelan-

chier Virginiana, laurocerasi folio. Pet. sicc. 241. Catesb. carol. 1. p. 68. Dieser Strauch, dessen Vaterland das nördliche Amerika ist, wird 7 bis 8 Fuß hoch und hat große, den Blättern am Lorbeerbaume an Größe und dem Färberbaume an Gestalt ähnliche Blätter, nur daß sie dünner, als an beiden Sorten sind. Die Blumen, welche im May erscheinen, hangen an langen schwachen Aesten, sind schneeweiß und geben dem Strauche von weitem das Ansehn, als wenn er mit Schnee bedeckt wäre; daher haben ihm die Holländer den Namen Schneebaum gegeben. Gleich nach den Blumen zeigt sich die Frucht, welches eine schwarze Beere von der Größe einer Schlee ist, die einen einzigen harten Kern in sich enthält. Am sichersten zieht man dieses Gewächs aus dem Samen, wenn solcher frisch zu uns gebracht wird; denn die Stecklinge oder Absenker schlagen selten unter zwei Jahren Wurzel. Man muß den Samen sogleich, nachdem man ihn erhalten hat, in mit frischer und fetter Erde gefüllte Töpfe säen, und solche in ein altes Mistbeet an die Sonne setzen, damit man sie vor strenger Kälte und vieler Nässe verwahren, aber auch bei trocknem und warmen Wetter gehörig begießen kann. Im folgenden Frühjahr gräbt man die Töpfe in ein temperirtes Mistbeet ein, und hält sie, so wie die Sonne höher und näher zu uns kommt, um Mittag vor der gar zu großen Hitze im Schatten. Auf diese Art kommen die Pflanzen viel eher zum Vorschein, da sonst der Same oft wohl ein ganzes Jahr in der Erde liegen bleibt. Sobald aber die jungen Pflanzen herankommen, muß man sie allmählig an die freie Luft gewöhnen, damit sie stark werden, und man sie gegen den Herbst ausheben, und eine jede in einen besondern kleinen Topf setzen kann, um sie im ersten und zweiten Winter vor der strengen Kälte verwahren zu können.

Denn die Kälte iſt dieſen Pflanzen in der Jugend ſehr nachtheilig. Verwahrt man ſie hingegen unter der Einfaſſung eines alten Miſtbeets, und giebt ihnen bei gelinderem Wetter genug friſche Luft, daß ſie recht zu Kräften kommen, ſo kann man ſie im dritten Jahre nach dem Ausſäen aus den Töpfen nehmen, und in diejenigen Plätze, wo ſie bleiben ſollen, ſetzen. Bei einer ſolchen Wartung vertragen ſie alsdann die ſtrengſte Kälte in freier Luft, treiben, wenn ſie in einem feuchten und fetten Boden ſtehen, ungemein ſtark, und bringen in kurzer Zeit jährlich eine Menge Blumen; dagegen wachſen ſie in einem trocknen Lande ſelten recht gut. — In ihrem Vaterlande, nämlich in Carolina, und in andern nördlichen Theilen von Amerika, ſoll dieſe Pflanze an den Seiten der Bäche und andern feuchten Plätzen häufig wachſen, und von da erhalten wir auch noch jährlich ihren Samen, der aber, wenn er aufgehen ſoll, friſch ſeyn muß. Dieſe Pflanze verdient vorzüglich in den großen Rabatten unter andern Stauden von gleichem Wachsthume einen Platz.

Zeyloniſcher Schneebaum, Chionantus Zeylonica, pedunculis paniculatis multifloris. Fl. Zeyl. 14. Arbor Zeylonica, cotini foliis, subtus lanugine villosis. Burm. Zeyl. 31. Arbuscula Zeylonica, cotini foliis, subtus lanugine villosis, floribus albis cuculli modo laciniatis. Pluk. alm. 44. t. 241. f. 4. Dieſer in Ceylon wildwachſende Strauch, hat dem Färberbaume ähnliche Blätter, welche unterhalb wolligt und zottig ſind, und weiße kappenförmige Blumen haben, welche an einem ährenförmigen Stiele ſehr reichlich ſitzen. Die Behandlung iſt gleich dem vorigen.

Schneebeerenbaum, ſ. Schneebaum.

Schneeberg, eine der reichhaltigſten Silberſtädte im Königreiche Sachſen; ſ. unter Erzgebirge Th. 29.

Schneeberger Groschen, eine alte Sächsische Münze.

Schneeberger Schnupftabak, s. unter Tabak.

Schneeblind, von der glänzenden Weiße des Schnees verblendet. Man findet dergleichen Augenkrankheiten, die oft in Schwäche der Seenerven ausarten, besonders im Norden, wo viel Schnee liegt, daher die Einwohner daselbst sogenannte Schneebrillen, Schneeaugen tragen; s. oben, unter Schnee.

Schneeblume, s. Schneeglöckchen.

Schneebruch, im Forstwesen, ein durch die Last des Schnees an den Bäumen durch deren Zerbrechung verursachter Schaden. Daher das Bei- und Nebenwort schneebrüchig, von dem Schnee zerbrochen. Schneebrüchige Bäume, schneebrüchiges Holz, welches der große angelegte Schnee zu Boden gedrückt hat.

Schneedohle, in einigen Gegenden ein Name der gemeinen Dohlen, weil sie sich bei einem gefallenen tiefen Schnee, oder vielmehr bei hohem Schneestande mit großem Geschrei gern um die Wohnungen aufhalten, und daher auch Schneegäcken genannt werden; s. unter Dohle, Th. 9, S. 358.

Schneedrossel, Turdus torquatus Klein, ein Name der Ring- oder Meerdrossel; s. Th. 87, S. 21.

Schneeegge, s. oben, unter Schnee, S. 315.

Schneeenzian, Gentiana nivalis Linn., eine Art Enzian, welche auf den höchsten Alpen der Schweitzer und Lappen einheimisch ist, wo er unter und in dem Schnee wächst; s. Enzian, im Supplement.

Schneefelder, s. Th. 66, S. 454.

Schneefeuer, ein Luftzeichen, welches beim Schneewetter bemerkt worden.

Schneefigur, Schneefiguren, künstliche und natürliche. Wenn man Wasser zwischen geschliffene Glastafeln einschließt und dem Froste aussetzt, so bekommt man das feinste und schönste Eisgewebe aus

der dünnen Wasserhaut. Eben so entstehen aus Seifenblasen im Froste harte Eiskugeln, welche an dem Fenstervorhange auf- und abrollen, bläulichte Eisstrahlen zeigen, zerbrochen werden können, ausdünsten, zu einer dünnen, lockeren Haut zusammenwelken, und einen weißlichen Bodensatz zurücklassen. Hier zeigt sich die Ausdünstung des Eises augenscheinlich. Um das Gefrieren der Blase genauer zu betrachten, läßt man sie an dem Tabakspfeifenkopfe hängen, mit dem man sie aufbläset, um sie an das offene Fenster zu tragen, wo sie zur Frostzeit in wenigen Augenblicken sich mit kleinen, sechseckigen Sternen bekleidet, welche vollkommen wie die schönsten Schneefiguren aussehen, und der Blase das Ansehen einer Himmelskugel geben, an welcher die Sterne frei unter einander hin und her schweben. Es schicken sich jedoch nicht alle Frosttage zu dieser schönen Eisastronomie. Damit dieser Versuch nicht versage, ist folgendes Verfahren nöthig: Man löse so viel Seife in Brunnenwasser oder noch besser in Schneewasser auf, als man davon mit dem Kopfe einer Tabakspfeife aufblasen kann. Dieses Seifwasser setze man zugleich mit der Pfeife der Kälte aus. Wenn nun das Wasser zu gefrieren anfängt, so ist es die beste Zeit, Blasen zu machen, um die Schneefiguren entstehen zu lassen, und die Kugel zu besternen, man mag sie an der Pfeife hängen oder auf einen kalten trocknen Körper fallen lassen. Anfangs zeigen sich die Schneegestalten mit kleinen Elementarpunkten, welche sichtbar vegetiren oder vielmehr krystallisiren, und sie wachsen so an, daß bisweilen die halbe Blase von einem einzigen solchen Sterne der ersten Größe eingenommen wird. Sobald die erste Erscheinung ihren Anfang nimmt, so scheinen es kleine Sternchen zu seyn, deren gesammte Strahlen aus dem erwähnten Centralpunkte herkommen. Sie behalten diese Figuren und Rich-

tung wachsend, obgleich die ersten Elementarstrahlen, deren es gemeiniglich sechs giebt, nach und nach kleine Aeste heraustreiben, wodurch das Sechseck allmählig eine andere Gestalt oder ein anderes Ansehn gewinnt. Sie schwimmen oder rudern frei und ledig für sich an der Blase, gehen auf und unter den Horizont, beweisen auch die Natur der Planeten dadurch, daß sie sich wie kleine Wasserräder schnell um ihre Mittelpunkte herumschwingen, sobald ein von der Pfeife herunterrieselnder Wasserstrom auf sie trifft. Zwei Sterne, welche sich einander erreichen, ziehen sich sogleich an, und verwickeln sich mit ihren äußersten feuchten Stacheln, während sie an der andern Seite ungestört fortwachsen. Wenn ihre Anzahl zugenommen, oder wenn die Gestirne so groß herangewachsen sind, daß sie die ganze Blase einnehmen, oder seinen Horizontring über die Kugel schließen, so zerspringt die Blase in dem nämlichen Augenblick, und bei starkem Froste, mit einem deutlichen Geräusche. Geschieht dies Zerspringen, ehe sich alle Gestalten einander anziehen konnten, so zerstäuben einige dieser kleinen Eisgestalten wie Schneeflocken in der Luft, und sie sinken und steigen langsam. Wenn man diese Schneetrümmer auf kalter und trockner Wolle auffängt, so ist ihr Rand mit Eis bestachelt.

Je dünner das durchgeseihete Schneewasser, oder die daraus gemachte Seifenauflösung ist, desto zartere Figuren malen sich an der Kugel. Sie entstehen in großer Menge, wachsen geschwind, aber sie zersprengen auch leicht die Blase, weil zu viel Wasser dabei ist, und sie erscheinen nicht eher, als bis das Thermometer auf Null herabfällt. Etwas dickes zähes Seifenwasser giebt weniger Figuren, aber dauerhaftere Blasen, die zwar nicht so klar sind, aber reinere Zeichnungen liefern. Diese wachsen langsam, und gehen auf, wenn das Seifenwasser noch sechs bis

oft in der Gestalt von leichten weißen Flocken erscheint.

Schneeschaufeln, auf dem Lande, den auf den öffentlichen Landstraßen, und besonders in den hohlen und engen Wegen gefallenen Schnee auseinander werfen, und solche zum Besten der Posten oder Fuhrleute oder für andere Reisende wieder eben und brauchbar machen. Zu diesem Zwecke werden vornämlich die Fröhner und andere Bauersleute, von einem Gerichte zum andern, wie zu andern nöthigen Frohndiensten, erfordert und aufgeboten.

Schneeschlange, Coluber niveus, eine Benennung des Weißlings, Coluber Alidras Linn., wegen der schneeweißen Farbe; s. unter Natter, Th. 101, S. 430.

Schneeschnepfe, s. unter Schnepfe.

Schneeschuh, bei den nördlichen Einwohnern von Europa, besondere, unten aus einem Brette bestehende Schuhe, um mit denselben schnell über den Schnee fortzugehen, ohne einzusinken.

Schneesechseck, s. unter Schneefigur.

Schneesperling, s. Schneeammer.

Schneestaub, Staubschnee, der feine, gleich einem Staube herabfallende Schnee; s. auch oben, S. 308.

Schneesteinbrech, Saxifraga nivalis Linn., eine Art des Steinbrechs, welche auf den höchsten Schneegebirgen des nördlichen Europas und Amerikas einheimisch ist; s. unter Steinbrech.

Schneestern, Schneesterne, s. Seesterne.

Schneetropfen, Galanthus nivalis, s. Schneeglöckchen.

Schneetropfenbaum, Chionanthus, s. Schneebaum.

Schneetröpflein, Leucojum vernum Linn., s. Schneeglöckchen.

Seife ist, desto unregelmäßiger werfen sich die Figuren über einander. Von der Seife von Alikante und Schneewasser, zeichnen sich die zarten Fäden am vollständigsten, ob sie gleich anfangs kurz und von einander abgesondert, wie Spieße von der Natur abgeschossen erscheinen, und sich einander so nahe kommen, daß sie ein einziges Sterngeflechte ausmachen. Unten an der Blase sind die Sterne oder Sechsecke größer, weil hier die Blase am dicksten, und oben am Nordpol am kleinsten, weil daselbst die Haut der Blase am dünnsten ist. Wenn man gegen die Blase gelinde haucht, so schmelzen die Sterne erst am Rande, entstehen aber bald wieder, und ihr Umriß, der erst strahlig war, macht nunmehr eine Art Rose von sechsbogigen Blättern. Das Wasser einer Schaumblase hat nicht Zähigkeit genug, als Blase auszuhalten; aber die Potasche, oder das Sodasalz und Oel oder Talg der Seifen thun hier nichts anders, als daß die Seife die Wasserhaut zähe und biegsam macht, um dem Eise einen Boden zu verschaffen, worauf die Natur ihr Eisgestirn sticken kann; denn unser Seifenschnee ist dem natürlichen ganz ähnlich, wozu doch kein Alkali oder Baumöl kommt.

Was die natürlichen Schneegestalten betrifft, so zeigen sich dieselben als zarte, spitze, weißliche Nadeln, die einzeln, oder auch in Klumpen im Frühlinge oder Herbste fallen, und als Gabeln oder Haken gebildet sind; oder man erblickt sie als zarte, weiße Hagelkörner unter dem übrigen Schnee, oder als Walzen, oder als strahlige Sechsecke, und dieses sind die gemeinsten Flecken, oder mit Blättern an den sechs Hauptstrahlen, oder mit abgebrochnen Spitzen, oder als zusammengefrorene Eisnadeln, Sechsecke, Cylinder, oder als Hagelkörner mit einer zarten Wolle bewachsen, oder als Schneesechsecke mit Reif gepudert, gemeiniglich bei dem Beschlusse des Schneyens.

In Frankreich, und in dergleichen gemäßigten Polhöhen, ſchneit es bloß einſtrahlige Nadeln, und nicht Sterne. In England, Holland und Deutſchland erſcheinen die beſchriebenen Schneegeſtalten; an Gewäſſern ſoll aber der Reifſchnee mit ſeinem Schmelzwerke oder der Sechseckkandirung gemeiner ſeyn. In Lappland iſt er körnig, aber auch ſternförmig, und vor Kälte gleichſam trocken. In der Hudſonsbay fällt Staubſchnee, oder Schneeſtaub, und in der Luft ſchimmern zarte, glänzende Nadeln, die in die Kleider und Haut eindringen.

Wie die Schneefiguren eigentlich entſtehen, iſt noch nicht ganz aufgeklärt, ſo viel iſt indeſſen gewiß, daß ſie aus den Waſſerdünſten ſich bilden, welche in der Atmoſphäre ſchweben, und deren ziehende Nebel man Wolken nennt. Wenn Waſſer zu Eis gefriert, ſo wird es nicht, wie andre Flüſſigkeiten, nach und nach dick, ſondern es verwandelt ſich plötzlich in einen feſten Körper, und zwar erſt von auſſen, und dann nach innen, nicht als ob ſich über der Oberfläche eine gleich dicke Schale bilden ſollte, ſondern es ſchießen von gewiſſen Stellen gleiche Strahlen oft ſchnell wachſend auf, treiben Aeſte, und bedecken die ganze Maſſe des Waſſers wie mit einem Netze, deſſen Maſchen ſich endlich ausfüllen, und auf dem Waſſer eine dichte Rinde machen. Da man das langſame Wachſen des Eiſenkrauts, wenn derſelbe einmal auf dem Waſſer als ein Nebel zu erſcheinen anfängt, mit dem Auge Schuß für Schuß verfolgen kann, und er eben ſo in ſeinem Urſprunge vorgerückt ſeyn muß, ſo ſcheint ſein Anfang ein geometriſcher Punkt zu ſeyn, deſſen Fortſchuß endlich eine Eislinie beſchreibt. Eben ſo wachſen die Schneeſterne auf den Seifenblaſen aus einem einzigen Punkte, und aus dieſem ſchießen die ſechs Durchmeſſer, deren jeder ſich von dem andern immer weiter entfernt, je länger ſie wachſen. Die-

selbe Bewandniß hat es daher auch mit den Wasserdünsten in der Luft, wenn sie zu Schnee werden. Wenn es regnet, so ist der Regentropfen so groß, als eine Erbse, weil er Meilentief gefallen, und unterweges eine Menge seines gleichen verschlungen. Je höher man sich nun die Dünste von der Erde gedenkt, desto feiner sind ihre Punkte, um sich in der Oberluft schwimmend zu erhalten. Aus jedem dieser einzelnen, hier und da schwebenden Punkte schießen nach allen Seiten sechs Strahlen hervor; diese Sternchen wachsen zu immer größeren Sternen, wenn sich andere Dunstmonaden anhängen und sie schwer machen, so daß nun der überladene Punkt flatternd fallen muß. Es ist also das Sechseck des Schnees ein Wasserpunkt, an den sich die nächsten Dunstpunkte anschließen und geradlinigte Ansätze machen, da sie alle gleich klein, in einerlei Lufthöhe und von gleicher Masse oder Anziehungskraft sind. Man findet auch an bereiften Mauern Schneegestalten. Wenn reines Wasser in stiller Luft unbewegt steht, ohne zu gefrieren, so gefriert es den Augenblick, wenn man es schüttelt oder schnell die Luft darauf stößt, oder dem Wasser einen Eiszapfen oder Stahl nahe bringt, welches geschieht, weil die Wärme des Körpers, oder die größere Kälte des Eiszapfens, hier eben das thut, als wenn man auf einer glühenden Kohlenpfanne, aus Schnee und Salpeter, in dem obern Wasserteller Eis entstehen läßt; und bei recht strenger Kälte, stiller Luft, und hohem Barometer, kann es, wie schon der Landmann sagt, vor Kälte nicht schneien. So ist es allen Bergen, welche über die Schneelinien hinaufstiegen, gemein, daß es oben schneit und unten regnet.

Nach den Erfahrungen an dem Schnee und an den Seifenblasen, zerspaltet der Frost alle Wasserdünste zu kleinen, geraden und steifen Fasern oder

Splittern. Dieſe Faſern des Waſſers ſetzen ſich jederzeit unter gewiſſen Winkeln zu Sechsecken aneinander, wie ſich jede Salzart, nach ihren gewiſſen Winkeln, und wenn ſich Haufen vereinigen, z. B. das Küchenſalz als ein Würfel kryſtalliſirt, indem das Waſſer des Salzes nicht nur eben ſo gefriert, als der Schnee, ſondern auch mit Schnee vermiſcht in warmen Waſſer Eis bildet. Fleißige Naturforſcher haben nun die Beobachtung gemacht, daß ſich die Eisfäden in Winkeln von 60 Graden, oder auch in Winkeln von 30 und von 120 Graden aneinander ſetzen um auszuſtrahlen. Dieſe drei Arten von Winkeln allein haben ein ausſchließendes Recht, dem Zwecke der Natur im Eismachen an der Hand zu gehen. Reines und freies Waſſer, denn der Rand der Gefäße orientirt die Strahlen falſch, friert im ſchnellen Froſte zu platten Schiefern, die allerlei Neigungen gegen einander haben, und eben das thut der Urin, das Seifenwaſſer ꝛc.; oder wenn man in das Waſſer Luft zuſammenpreßt. Waſſer, das in einem Glaſe gefriert, überzieht ſich anfangs rings umher an allen Seiten mit einer durchſichtigen Eisrinde, welche bald an Dicke zunimmt, und alle fixe Luft von ſich wegſtößt, die vorher im Waſſer unſichtbar ſteckte, und deſſen Theile trennte. Dieſe Luft drängt ſich bei ihrer Ausſtoßung zu Blaſen, welche ſich nach dem noch ungefrornen Waſſer hinziehen, das ſich mitten im Eiſe befindet. Die im Waſſerkerne zuſammengedrückte Luft, die keinen Ausweg findet, bildet hohle Eisröhren, und zerſprengt, wie eine Windbüchſe, große Eistafeln mit heftigem Krachen. Läßt man abgekochtes Waſſer in einem Kupferkeſſel gefrieren, ſo iſt im Waſſer weniger Luft, und daher kann die Eisſchale darin ſtärker werden, ehe ſie berſtet. Iſt das Eis auf allen Seiten im Keſſel drei Zoll dick, und man durchbohrt es mit einem dünnen Stahle

bis an den Wasserkern, so springe das freigemachte Wasser indem man den Stahl herausziehe, wie ein Springbrunnen einige Fuß hoch, und dies verursacht die zusammengepreßte Luft. Durch dieses Mittel verschafft man sich ein blasenfreies Eis, wenn man gleich anfangs die erste Rinde oder Eisscheibe aufbohrt, und diese Oeffnung jederzeit offen erhält, damit das Wasser durch einen kleinen Heber fortgeschafft werden kann, und die Luftblasen einen Ausweg finden mögen. Endlich friert der blasenvolle Wasserkern zu Eisscheiben von allerlei Richtung; folglich friert ein mit zu viel Luft überladenes Wasser, das ist, Wasser, dessen Theile ziemlich von einander getrennt erhalten werden, gern zu Scheiben; und in eben dieser Scheidung befinden sich die Wasserdünste in der Atmosphäre. Das wahre Frostgesetz ließe sich nun auf folgende Weise erklären: Anfangs wird aus einem frierenden Wassertröpfchen oder Wasserdunste, wenn man beide als nasse Punkte annimmt, ein gerader Faden oder Strahl, welche sich sogleich unter Winkeln von 60 und 120 Graden aneinander setzen, also aus einem Punkte in dieses sechsstrahlige Wesen ausschießen, welches die gewöhnlichste Eiskrystallisirung ist; mehr oder weniger Strahlen scheinen bloß eine zufällige Verstümmelung durch den Fall oder Wind zu seyn. Diese ebenen, sechsstrahligen Flächen schmelzen oft halb in einer wärmeren Luft, und gefrieren von neuem, oder es schmelzen die fallenden in einander, und davon entstehen die verschiedenen Blumenfiguren, deren Grundanlage aber jederzeit das Originalsechseck ist. So schmelzen beim Anhauchen die sechs Strahlen, und wenn sie von neuem gefrieren, so werden daraus körperliche Sechsecke. Eben so schafft die Ausdünstung des Schnees neue Flächengestalten. Das Eis zehrt selbst in starkem Froste ein; die Luft löset etwas davon auf. Schnee

ist bloß eine Hautschuppe des Eises, und dunstet also noch eher aus, und selten gewahrt man noch die Figuren an einem zweitägigen Schnee auf der Erde und schon die große Kälte magert den Schnee aus.

Schneefink, Winterfink, Fringilla hyberna, s. unter Fink, Th. 13, S. 419.

Schneeflocke, Schnee in Gestalt einer Flocke, das heißt, die in Gestalt einer Flocke zusammenhängenden gefrornen Dünste. Kepler endeckte zuerst an den Schneeflocken von 60 bis 120 Grad Ecken.

Schneeflockenbaum, Chionanthus, s. Schneebaum.

Schneefloh, Podurala nivalis, eine Art Floh, s. Floh, im Supplement.

Schneegäcke, s. Schneedohle.

Schneegans, Anser hyperboreus, Pallas Thiergeschichte, VI., 30. Anser grandinis, nivis Klein, s. unter Gans, Th. 16, S. 103. Auch eine Benennung der Kropfgans, Pelecanus Onocrotalus Linn., s. unter Pelikan, Th. 108, S. 274 u. f., und unter Gans, Th. 16, S. 98. u. f.

Schneegarn, im Jagdwesen, ein Garn, welches im Winter bei starkem Schnee zu dem Rebhühnerfange, so wie der Tiraß im Sommer gebraucht wird. Dieses Garn ist dem Tiraß fast gleich, nur daß der Tiraß wegen der jungen Hühner, Wachteln und Lerchen enge, das Schneegarn aber von weißem, feinem, doch starkem Zwirne weitere Maschen hat, und solcher Weite wegen auch größer gemacht werden kann. Dieses Schneegarn wird seiner Größe nach in seinen Säumen gezogen, welche an beiden Enden zum wenigsten 10 bis 15 und mehrere Klafter eingehen, damit die zwei Personen, so dasselbe regieren, nicht zu stark auf die Hühner zu gehen und sie darüber aufstäubern. Diese Säume werden auf eine besondere Art mit einer besondern Schleife zusammengebunden, daß es sich nicht verwirrt. Wenn man

nun im Winter, bei stark gefallenem Schnee, ein Volk Rebhühner von ferne liegen sieht, so breiten ihrer zwei das Schneegarn aus, fassen die Säume so lang, als sie können, und gehen also gerade auf die Rebhühner zu. Einer oder zwei folgen hinten nach und geben ein Zeichen, wenn die Vorangehenden nach der rechten oder linken Hand zu viel abweichen. Wenn die Hühner das Garn über sich merken, so stehen sie auf, und verwickeln sich in den Maschen. Das Garn wird gemeiniglich, wie der Tiraß, niedrig und wie man die Hand von sich streckt gezogen und geführt. Wenn das Huhn, so unter dem Hause die Schildwach hält, sich schnell unter den Schnee verbirgt, so ist es ein gewisses Zeichen, daß die Hühner gern halten, und ein guter Fang zu vermuthen; wenn aber dasselbe zu schreien anfängt, um die andern vor der bevorstehenden Gefahr zu warnen, so stäubern sie auf, und es ist ihnen nichts abzugewinnen. Die Ueberziehung des Schneegarns geschieht am besten des Morgens, ehe die Hühner aus ihrem Nachtlager aufbrechen, und das Geäse suchen; denn sie liegen dann noch hart und halten am liebsten. Auch wenn sie des Abends ihr Nachtlager machen, sind sie ebenfalls gut mit diesem Garne zu fangen.

Schneegebirge, ein Gebirge, welches die größte Zeit des Jahres mit Schnee bedeckt ist, wozu man alle diejenigen Gebirge rechnen kann, deren Gipfel in der sogenannten Schneeregion liegen. Auch die im tiefsten Norden liegenden Berge.

Schneegestöber, Schnee, welcher bei einem starken Winde fällt, und von demselben bald hier, bald dorthin gestäubt wird.

Schneegeyer, s. unter Geyer, im Supplement.

Schneeglöckchen, Schneetröpfchen, Schneetropfen, Schneeviole, Schneeblume, große Schneelevkoje, Galanthus nivalis, eine Pflan-

zengattung, welche in die erſte Ordnung der ſechſten Klaſſe (Hexandria Monogynia) des Linnéiſchen Pflanzenſyſtems gehört. Tournefort nannte dieſe Pflanze, weil ſie der Narciſſe und Levcoje gleicht, Narcisso-Leucojum; Linné verwandelte dieſen zuſammengeſetzten Namen in Galanthus. Hort. cliff. 134. Hort. ups. 73. Roy ludgb. 35. Leucojum bulbosum, trifolium minus. Bauh. pin. 56. Erangelia. Reneal. Spec. 97, t. 96. Die Blume dieſes Zwiebelgewächſes, welches nicht über 8 bis 10 Zoll hoch wächſt, hat etwas länglichte, höhle Blätterchen, welche, wenn ſie ſich ausbreiten, alle gleich groß ſind. Ihre Scheide iſt länglicht, ſtumpf und zuſammengedrückt, und hängt, wenn ſich die weiße Blume öffnet, gemeiniglich nach einer Seite zu. Das in der Mitte ſitzende ſtumpfe und walzenförmige Honigbehältniß hat eine Einfaſſung, und das in der Mitte der Blume mit ſechs Staubfäden umgebene Samenbehältniß iſt eyförmig und in drei Fächer abgetheilt, die, wenn es reif iſt, mit runden Samen angefüllt ſind. In den Gärten ſind zwei Abarten beliebt, nämlich: das gemeine Schneeglöckchen oder Schneetröpfchen, Galanthus vulgaris Linn., und das gefüllte Schneeglöckchen oder Schneetröpfchen, Galanthus flore pleno.

Dieſe Pflanzen ſind ſehr dauerhaft und kommen in jedem Boden und in jeder Lage gut fort. Beſonders erhalten ſie aber dadurch einen Werth, daß ſie ſchon im Februar, ſpäteſtens im März, wenn öfters der Boden noch mit Schnee bedeckt iſt, hervorkommen. Die Blumen ſind zwar dann noch ſehr klein; allein ſie gewähren doch, wenn ſie Haufenweiſe oder in einem Beete ganz dicht beiſammen ſtehen, ein ſehr ſchönes Anſehen. Die gefüllte Sorte wird vornämlich der einfachen wegen der Größe und Schönheit ihrer gefüllten Blumen vorgezogen. Beide können

aber auf gleiche Weise fortgepflanzt und vermehrt werden, obgleich die gefüllte Sorte, niemals so häufig Setzlinge treibt, als die einfache, und ihre Blumen sich nicht sobald im Frühling zeigen; dagegen nehmen sie den Boden nicht so stark ein, und sind auch von längerer Dauer. Wenn ihre langen schmalen Blätter und ihre Stängel im Mai gänzlich verwelkt sind, so kann man die Zwiebeln aus der Erde herausnehmen, und solche an einem trocknen und luftigen Ort bis im September verwahren, wenn man sie nämlich zuvor an einem schattigen Orte wohl abgetrocknet hat. Um diese Zeit muß man sie zwei Zoll tief, und ganz dicht an einander wieder einsetzen. Die Zwiebeln haben die Größe einer Haselnuß, sind weiß und oben spitzig. Alle drei Jahre legt man sie um, und nimmt die Zwiebeln auseinander, weil sonst die Büsche zu groß werden; denn wenn man diese Pflanzen zwei oder drei Jahre an einem Orte ungestört stehen läßt, so kommen während der Zeit oft zehn bis zwölf blühende Zwiebeln, und eben so viele kleine Setzlinge hervor, so daß sich diese Wurzeln dadurch außerordentlich stark vermehren.

Die Knotenblume, Leucojum Vernum Linn., führt auch den Namen Schneeglöckchen, Schneetröpfchen und Schneeblume, wegen ihre weißen Blumen, die sich schon bei gelinder Witterung im Januar zeigen. Was die Verschiedenheit der Benennung dieser Blumen anbetrifft, s. den Art. Levkoje, Th. 77, S. 407 u. f.; und den Art. Knotenblume, im Supplement. Krünitz hat zwar den Art. Knotenblume, Th. 41, S. 758, hierher verwiesen; allein Floerke hat in dem oben angeführten Theile der Encyklopädie unter Levkoje den Namen Knotenblume für Leucojum vernum, aestivum und autumnale beibehalten, und so wird diese Pflanzengattung auch unter dem letztern

Namen im oben angeführten Art. abge
den. — Das hier erwähnte Schne
führt auch den Namen Sommer
Schneeviole und Märzblume.
lung ist eben so, wie oben bei dem Sc
chen, Galanthus nivalis, angeführt w
erzieht es aus Samen, noch besser
Setzlingen, welche es in großer Anz

Schneehandel, der Handel mit Schn
Handel wird besonders in Italien st
wie auch schon oben unter Schnee,
angeführt worden. In Rom hat eine
Krämer unweit dieser Stadt ihren Platz,
Kramrecht, um Schnee zu verkaufen.
laubniß kaufen sie jährlich um mehr als
an sich, welches der Schneezoll heißt,
gehalten sind, das ganze Jahr Schnee bei
haben, und um einen festgesetzten Preis
Auch in Sicilien ist der Schneehandel
tender Zweig, wie auch schon oben, S. 3
worden. Er wirft den Bischof von
dem ihn die Schneepächter verliehen bek
rere tausend Dukaten jährlich ab. M
Schnee erfrischen die Italiener nicht nu
wasser, sondern auch Wein, Früchte un
chen, welche theils des Sommers, theils
genutzt werden, sogar Arzneien; s. oben,

Schneehase, s. unter Hase, Th. 22, S.

Schneehaube, im Jagdwesen, zwe
Die erste Gattung wird spiegelicht mit e
und etlichen Einkehlen viereckigt gestric
dere Gattung ist rund, und wird an e
Ringe, etwa 2 Zoll weit, gestrickt, und
ßen hölzernen Reif geburden. Beid
Schnee aufgestellt, und die Fedhühner
angekörnt.

Schneehuhn, Berghuhn, Weißhuhn, weißes Wildhuhn, Steinhuhn, weißes Haselhuhn ꝛc.; s. Th. 22, S. 196.

Schneehuhnlaus, Pediculus lagopi, eine Art kleines Insekt, welches sich auf dem Körper der Schneehühner aufhält; s. unter Laus, im Supplement.

Schneeig, welches nur in den gemeinen Sprecharten üblich ist, mit Schnee bedeckt. Ein schneeiger Berg, ein mit Schnee bedeckter.

Schneeinsekten, kleine Insekten, welche sich gern im Schnee aufhalten; s. unter Insekten, im Supplement.

Schneeklöße. Man nehme Eyweiß, welches man vielleicht schon stehen hat, indem man das Gelbe des Eyes gebraucht, und schlage es auf einer reinen Schüssel zu Schnee mit einem Schneebesen oder, in Ermanglung desselben, mit einem Span von einem Haarsiebe, thue Kraftmehl und Zucker, ungefähr auf ein Ey einen Theelöffel voll Kraft- oder Kartoffelmehl, und 1/2 Theelöffel gestoßenen Zucker, hinzu, und mische es mit dem Schnee zu einer festen Masse. Man koche die abgestochenen Klöße in Milch und gebrauche sie zur kalten Milch oder zu Suppen. Statt des Mehls kann man sich auch der geriebenen Chocolade bedienen; auch kann man etwas Vanille zur Veränderung darunter nehmen.

Schneekönig, in einigen Gegenden, besonders im Oesterreichischen, eine Benennung des Zaunkönigs, weil er sich noch Anfangs des Winters im Schnee aufhält; s. Zaunkönig, in Z.

Schneekraut, eine Art des Hornkrautes, Cerastium Linn., s. Hornkraut, im Supplement.

Schneekuchen, von Quitten oder Stachelbeeren. Man koche von den durchgeriebenen Quitten eine sehr steife Marmelade mit feinen Gewürzen, gehackter Citronenschale und Zucker wohl gewürzt.

Wenn ſie kalt iſt, ſo rühre man ſie eine halbe Stunde mit drei ganzen Eyern ab, thue auch wohl einige Bisquite darunter, damit der Kuchen nicht ſo leicht zuſammenfalle. Schlage hernach das Weiße von funfzehn Eyern zu Schnee, rühre denſelben nach und nach unter die Maſſe, ſtreiche dieſelbe auf einen Teller und laſſe ſie in gelinder Hitze eine halbe Stunde backen. Je langſamer ſie bäckt, um ſo beſſer wird der Kuchen. Man muß nachher eilen, ihn zu Tiſche zu geben. Mit Stachelbeeren kann man ebenfalls ſo verfahren, nur muß man ſie ſo lange in einer Kaſſerolle über Kohlenfeuer trocken ſchwitzen laſſen, bis ſie weich ſind, und dann durch ein Haarſieb ſchlagen. Auch von andern Obſtmarmeladen kann man Schneekuchen auf dieſe Art backen.

Schneeläufer, Podura nivalis, eine Art Springſchwänze, Podurae, welche zu den Schmarotzer-Inſekten gehören.

Schneelauwine, Schneerieſe, ſ. Lauwine, Th. 66, S. 450 u. f.

Schneelerche, ſ. Schneeammer. Auch eine Art Lerchen, welche ſehr ſpät, wenn ſchon Schnee gefallen, zu ſtreichen pflegt; die Berglerche, ſ. unter Lerche, Th. 77, S. 200.

Schneelevkoje, ſ. Schneeglöckchen.

Schneeluft, im Winter, eine dicke nebelartige Luft im Dunſtkreiſe, welche Schnee verkündet. Der Horizont iſt nämlich mit dicken weißgraulichen Wolken umzogen, welche ſich in Schnee auflöſen.

Schneemann, Schneerieſe, eine aus Schnee geformte Figur, die einer Mannsgeſtalt ähnlich iſt. Die Knaben machen dergleichen Figuren im Winter, wenn der Schnee ſich zu ballen anfängt, und der Auflöſung nahe iſt, indem ſie erſt einen Haufen Schnee zuſammentragen, und dann ſolchen mit den Händen ſo lange fortwälzen, bis er eine anſehnliche Größe

hat; dann richtet man den Schneemann oder Schneeriesen auf und bildet ihn vollends zu einer dem Menschen ähnlichen Gestalt aus, indem man einen Kopf von Schnee aufsetzt, und so auch Arme von Schnee; die Füße bleiben in der Gestalt eines Blocks.

Schneemaus, s. Schneewiesel.

Schneemeise, s. unter Meise, Th. 88, S. 29.

Schneemerkur, eine Benennung des dunkelbraunen Birkhuhns, s. unter Waldhuhn.

Schneemilch, Schneemus, Fr. Crême battue, in der Kochkunst, eine mit Weißey geschlagene Milch. Man nimmt süßen Rahm, läßt ihn durch ein Tuch in einen reinen Käsekorb abtriefen, thut etwas Eyweiß daran und schlägt es mit einer Ruthe, so wird es wie Schnee in der Schüssel aufsteigen. Wenn diese Milch lange stehen bleiben soll, so lege man Schnittchen von weißem Brode darunter, welche alle Feuchtigkeiten an sich ziehen.

Schneemöve, s. unter Möve, Th. 90, S. 36.

Schneemus, s. Schneemilch.

Schneenelke, eine Art des Hornkrautes, Cerastium Linn., s. Hornkraut, im Supplement.

Schneeortolan, s. Schneeammer.

Schneepacht, s. den folgenden Artikel.

Schneepachter, in Italien, besonders auf Sicilien und in Neapel, eine Person, welche den Bedarf des Schnees für eine Provinz, Hauptstadt ꝛc. in Pacht genommen, daher die Schneepacht, s. oben, unter Schnee, S. 324 u. f.

Schneepflug, s. oben, unter Schnee, S. 314.

Schneeriese, s. unter Schneelauwine und Schneemann.

Schneerose, s. Rhododendron, Th. 123, S. 319.

Schneesalz, eine Benennung des flüchtigen Alkali, weil es bei seiner Gewinnung durch die Destillirung

oft in der Geſtalt von leichten weißen Flocken erſcheint.

Schneeſchaufeln, auf dem Lande, den auf den öffentlichen Landſtraßen, und beſonders in den hohlen und engen Wegen gefallenen Schnee auseinander werfen, und ſolche zum Beſten der Poſten oder Fuhrleute oder für andere Reiſende wieder eben und brauchbar machen. Zu dieſem Zwecke werden vornämlich die Fröhner und andere Bauersleute, von einem Gerichte zum andern, wie zu andern nöthigen Frohndienſten, erfordert und aufgeboten.

Schneeſchlange, Coluber niveus, eine Benennung des Weißlings, Coluber Alidras Linn., wegen der ſchneeweißen Farbe; ſ. unter Natter, Th. 101, S. 430.

Schneeſchnepfe, ſ. unter Schnepfe.

Schneeſchuh, bei den nördlichen Einwohnern von Europa, beſondere, unten aus einem Brette beſtehende Schuhe, um mit denſelben ſchnell über den Schnee fortzugehen, ohne einzuſinken.

Schneeſechseck, ſ. unter Schneefigur.

Schneeſperling, ſ. Schneeammer.

Schneeſtaub, Staubſchnee, der feine, gleich einem Staube herabfallende Schnee; ſ. auch oben, S. 368.

Schneeſteinbrech, Saxifraga nivalis Linn., eine Art des Steinbrechs, welche auf den höchſten Schneegebirgen des nördlichen Europas und Amerikas einheimiſch iſt; ſ. unter Steinbrech.

Schneeſtern, Schneeſterne, ſ. Seeſterne.

Schneetropfen, Galanthus nivalis, ſ. Schneeglöckchen.

Schneetropfenbaum, Chionanthus, ſ. Schneebaum.

Schneetröpflein, Levcojum vernum Linn., ſ. Schneeglöckchen.

Schneeveil, Schneeveilchen, Schneeviole, s. Schneeglöckchen.

Schneeveilchen, s. den vorhergehenden Artikel.

Schneeviole, s. daselbst.

Schneevogel, s. Schneeammer; u. Th. 22, S. 196.

Schneewasser. Wasser aus aufgelöstem Schnee, der aufgethauete Schnee; s. oben, unter Schnee.

Schneeweiß, Bei- und Nebenwort, weiß, wie ein neu oder erst gefallener Schnee.

Schneewetter, derjenige Zustand des Dunstkreises oder der Atmosphäre, da es schneiet; anhaltendes Schneewetter, wenn es mehrere Tage hinter einander schneiet oder Schnee fällt, im gemeinen Leben auch schneeiges Wetter.

Schneewiesel, Mustela nivalis, s. unter Wiesel, in W.

Schneewind, ein Wind, mit oder bei welchem es schneiet; auch ein Wind, welcher Schnee bringt, ein eisiger Wind, der wehet, indem die Atmosphäre schon düster, schon Schneebeladen erscheint.

Schneewolke, eine mit Schnee beladene Wolke, im gemeinen Leben, eine Wolke, welche Schnee drohet, die sich in Schnee entladet.

Schneewürmer, s. unter Würmer, in W.

Schneezeit, die Jahreszeit, in welcher der Schnee oder das Schneewetter eintrifft oder eintritt, der November und December.

Schneezoll, s. unter Schneehandel.

Schneezucker. Man koche 1 Pfund gestoßenen Zucker, schlage dann das Weiße von drei Eyern zu steifem Schnee und rühre dazu noch 1/4 Pfund fein zerstoßenen Zucker. Dieses rühre man nun Alles unter den kochenden Zucker und lasse ihn noch einmal aufkochen. Hierauf gieße man ihn ganz geschwind in kleine, mit Butter ausgestrichene Kapseln, und lasse ihn mehrere Stunden ruhig stehen; dann kann man

der Schneidebank fest hält, rund ist, weil auf diesem Kopfe der Böttcher den kleinen Reifen die Rundung giebt, und sie darauf biegt; dieserhalb wird dieser Kopf auch oft die kleine Biegscheibe genannt.

Schneidebank, Schnitzbank, Häuselbank, bei den Bürstenmachern, die Bank, worauf sie den hölzernen Bürstenstiel einer Kopfbürste glatt beschneiden.

In den Gazemanufakturen ist die Schneidebank ein Werkzeug, worauf die geblümte Gaze, da, wo es lose Fäden giebt, abgeschnitten und gehörig geputzt wird. Es ist ein länglichtes viereckigtes Fußgestell von guten starken Stäben. An den langen Stäben, die oben einen Rahmen bilden, sind an den Enden halbrunde Einschnitte, worin zwei runde hölzerne Walzen liegen, welche durch ein Kreuz, so an dem einen Ende angebracht wird, umgedreht werden können. An jeder Walze ist ein Sperrad und ein Sperrkegel, damit solches gehörig geschont werden kann. Der fertige Zeug wird auf die eine Walze aufgewickelt, ganz straff ausgespannt, und vermöge des Sperrrades und Kegels gehörig angezogen, so, daß die Walzen nicht nachgeben können. Dann wird eine scharf und spitz geschliffene Scheere genommen, mit welcher alle überflüssige freiliegende Fäden weggeschnitten werden, sowohl in den figurirten Stellen, als auch neben denselben, und die nicht fest sind, und folglich auch nichts zur Bildung der Blumen beitragen. Hierdurch werden alle überflüssige Fäden auf der linken Seite fortgeschafft. Auf der rechten Seite sind die Bilder schön gehörig gebildet. Das Beschneiden muß gut und genau geschehen.

Bei dem Lichtzieher ist die Schneidebank, Stückelbank, ein Tisch mit einem sechs bis sieben Zoll hohen Rande an drei Seiten umgeben, worauf das Talg zerstückt wird. An demselben ist eine große

Klinge an einem Gewinde befeſtiget, womit das Zerſtückeln des Talgs geſchieht.

Bei dem Stellmacher iſt die Schneidebank, Schnitzbank, eine Bank, worauf bei dem Beſchneiden der Hölzer mit dem Schneidemeſſer, jene feſt gehalten werden; ſ. unter Kutſche, Th. 57, S. 300.

Schneidebank, beim Böttcher, ſ. oben, S. 372, beim Bürſtenbinder, ſ. daſ., S. 373.

—, in der Gazemanufaktur, ſ. daſ.

—, beim Lichtzieher, ſ. daſ.

—, beim Stellmacher, ſ. daſ., S. 374.

Schneidebohrer, eine Art Bohrer mit ſcharfen Schneiden zu harten Körpern.

Schneidebüchſe, bei dem Edelſteinſchneider, ein kleiner hölzerner Kaſten, in welchen oben ein Einſatz von Meſſingblech eingeſchoben wird, der genau in den Kaſten paßt. Der Einſatz füllt nur die Hälfte des Kaſtens aus. Die Abſicht dieſes Kaſtens iſt dieſe, daß ſich der Diamantboord, der ſich bei dem Schneiden auf dieſer Büchſe abreibt, darin ſammle. Daher ſind in dem Boden des Einſatzes kleine Löcher, gleich einem feinen Siebe, durch welches der Diamantboord in den untern Raum fallen kann. Auf jeder langen Seite des Kaſtens ſteht ein meſſingener Stift, woran der Künſtler beim Beſchneiden des Diamants die Kittſtöcke anlehnt, und worauf er denſelben aufgekittet hat. Die hölzernen Kittſtöcke gleichen einem abgekürzten Kegel, und die Steine werden auf denſelben in den warm gemachten Kitt von Ziegelmehl und weißem Pech auf der kleinſten Grundfläche des Kittſtocks eingeſetzt.

Schneideeiſen, ein eiſernes Werkzeug, Holz ꝛc. damit zu ſchneiden, wo es jedoch nur in einzelnen Fällen von gewiſſen zuſammengeſetzten Werkzeugen dieſer Art, welche nicht ſchon die Namen Meſſer, Scheere ꝛc.

erhalten haben, üblich ist, und dann auch das eigentliche schneidende Eisen in einem solchen Werkzeuge bezeichnet.

Das Schneideeisen, im Bergwerke, ist einer der Zwicker oder Unterstücke eines Bergbohrers. Dieses Bohrenstück ist 20 bis 24 Zoll lang, 1 1/2 bis 2 Zoll dick, und bis in die Gegend der Schraube rund und hohl, unten mit einer Schneide, und zur Seite mit einem langen Ritz versehen, der 1/8 bis 1/4 Zoll weit ist, wodurch sich das Bohrmehl sammelt.

Bei den Eisenarbeitern ist das Schneideeisen ein Werkzeug, mit welchem die Schrauben auf mancherlei Art geschnitten werden. Es ist ein von Stahl verfertigtes Stück, das verschiedene Schraubengänge hat, die scharfschneidend sind. Die als ein Nagel geschmiedete und rund gefeilte Schraube, die genau in die Schraubenmutter des Schneideeisens passen muß, wird in einen Schraubstock eingespannt, das Schneideeisen darauf gesetzt, und solches um die runde Schraube gedreht, damit sich die Schraubengänge auf solcher eindrehen. Da man zu den Schrauben von verschiedener Größe besondere Schneideeisen haben muß, so sind auf der langen starken Platte des Schneideeisens mehrere Löcher mit Schraubenmuttern angebracht, damit man sich nach Verlangen eine wählen kann, und das Eisen selbst hat auf jedem Ende einen Handgriff, damit man es bequem umdrehen kann.

Das Schneideeisen der Grobschmiede, s. unter Kutsche, T. 57, S. 332.

Bei dem Kammmacher ist das Schneideeisen eine Art von Stichsäge, womit die groben Zähne weiter Kämme aus freier Hand nach dem Augenmaaße eingeschnitten werden; s. unter Kamm, Th. 33.

Das Schneideeisen bei den Stellmachern, ſ. unter Kutſche, Th. 57, S. 299.

Schneideeiſen, im Bergwerke, ſ. oben, S. 375.

—, bei den Eiſenarbeitern, ſ. daſelbſt.

—, bei den Grobſchmieden, ſ. daſ.

—, bei den Kammmachern, ſ. daſ.

—, bei den Stellmachern, ſ. daſ., S. 376.

Schneidehaue, ein Werkzeug beim Bau von geſtampfter Erde, ſ. Th. 70, S. 201.

Schneideholz, Schneidelholz, im Forſtweſen, unter dem hochſtämmigen Laubholze diejenigen Bäume, welche ſich gern ſchneideln, das iſt, ihre Aeſte von dem unterſten bis zum oberſten, ja auch wohl zugleich ihre Gipfel mit aus- und abhauen laſſen, ſo daß nichts als der Stamm ſtehen bleibt, welcher wieder ausſchlägt und neues Holz und Aeſte treibt. Dieſes Schneideln iſt meiſtens an den Orten im Gebrauch, wo man Holzmangel hat; gemeiniglich werden die in Brahnen an Wieſen und Holzrändern, in Gröhrichten, an Gärten und in Hecken ſtehenden Bäume geſchneidelt, und ſolches, nachdem das junge Holz langſam oder geſchwinde wächſt, alle drei oder ſechs Jahre wiederholt. Das beſte Schneidelholz ſind die Linde, die Weide, die Erle, die Eſche, der Ahorn, die Pappel, die Birke, die Ilme oder Rüſter. Die Eichen werden zwar auch geſchneidelt, jedoch nicht mit ſolchem Nutzen, wie die oben angeführten; denn man weiß aus der Erfahrung, daß durch das Schneideln der Saft auf den Seiten mit Gewalt von der Näſſe oben hinein faulen muß, und wenn dann der Baum gehauen und genutzt werden ſoll, ſo wird inwendig ſtatt des feſten Kerns Mulm oder Erde gefunden. Das Tangelholz, die Tanne und Fichte, kann das Schneideln nicht vertragen; ſ. auch unter Forſt-Cameralweſen, Th. 14, und unter Waldbenutzung, in W. — Auch den Art. Schneideln.

Schneidekissen, beim Goldschläger, s. unter Goldschläger, Th. 19, S. 568.

Schneideklinge, bei dem Formschneider, Klingen, welche wohl gehärtet und scharf vom Rücken nach der Spitze zu geschliffen seyn müssen; ferner müssen sie sehr dünn seyn, damit die Schärfe der Spitzen gleich und dünn bleibt. Die Messer soll man unter dem Schneiden, gleich einer Feder, damit man schreibt, regieren, und nach Erforderung des Striches oder der Linie halten oder kehren. Die Klinge des Messers hat hinten keine Angel, wie andere Messer haben, damit man solche, so tief man will, in das Heft oder Stiel stecken kann.

Schneidekluppe, beim Schlösser, s. Kluppe, Th. 41, S. 56.

Schneidel, beim Köhler, die zweite Reihe Holz in einem Kohlenmeiler.

Schneidelade, eine Lade der Landleute, das Stroh darin, vermittelst der Futterklinge, zu Häcksel zu schneiden; auch die Futterbank, Häckselbank, Häckerlingslade; s. Th. 20, S. 592 u. f.

Schneideleder, beim Gerber, s. unter Leder, Th. 68, S. 629 u. f.

Schneidelholz, s. Schneideholz.

Schneideln, Schneiteln, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches das Interativum von schneiden ist, aber nur in einzelnen Fällen für beschneiden gebraucht wird. So schneideln die Gärtner die Bäume, wenn sie die verdorbenen oder überflüssigen Aeste abschneiden, absägen oder abhauen. Bei den Obstbäumen heißt es, die überflüssigen und unnützen, schädlichen Aeste eines Obstbaumes, welche demselben am Wachsthume hinderlich sind, oder ihn überdies noch unförmlich und mangelhaft machen, hinwegnehmen, damit den fruchtbaren und nutzba-

S. 379. — In der Türkei geschieht das Castriren nicht des Gesanges wegen, sondern damit dergleichen Individuen, mit denen dieser Prozeß vorgenommen worden, als Wächter der Weiber in den Harems dienen können. So hat der Sultan oder Großherr ein ganzes Heer von schwarzen und weißen Verschnittenen, Eunuchen, die unter dem Kislar- und Kapi-Aga stehen, deren Ersterer, als vornehmster Vertrauter seines Herrn, einen bedeutenden Einfluß hat. S. Verschneiden, unter V. — Bei den Thieren männlichen Geschlechts geschieht es, um theils den Begattungstrieb zu hemmen, theils auch um sie zu mästen oder zum Küchengebrauch, zur Kochkunst, feister zu machen. Man legt dieser Operation nach den verschiedenen Thieren, daran es geschieht, auch verschiedene Benennungen bei; so heißt diese Operation z. B. bei den Hengsten Wallachen oder auch Reissen, welches letztere auch von den Bullen gebraucht wird. Bei den Böcken sagt man Hammeln, bei den Hähnen heißt es Kapaunen oder Kappen ꝛc.; s. auch den Art. Verschneiden, unter V.

Das Schneiden des Sammtes, bei dem Sammtmacher, wenn bei dem Weben des Sammtes die eingelegten Ruthen, die den Flor des Sammtes bilden, mit dem Dreget ausgeschnitten werden. Dieses geschieht jedesmal, nachdem der Schneidetritt getreten, die Ruthe genugsam befestiget ist, und die ganze Poilkette in die Höhe gezogen worden. Das Schneiden muß hier sehr genau geschehen, und das Instrument, um diese Genauigkeit zu erhalten, muß bei dem Zuge des Schnitts von einem Ende der Ruthe bis zum andern Ende fest und nicht schwankend gehalten, und die Spitze des Eisens recht auf die Rinne der Ruthe gesetzt werden, weil sonst leicht die Spitze des Hakens vom Dreget aus der Fuge der

Theil des Tabaks, der aus der Lade herausragt, mit der Klinge ab. Da nun die Stange dieses Hebels an der andern untern Stange befestiget ist, so geht die oben erwähnte Klaue zurück, und verläßt das Sperrrad, wenn man den Hebel erhebt, drückt man aber den Hebel hinab, so nähert sich die Klaue dem Sperrrade, und er ergreift einen Zahn des letztern. Ein Sperrkegel hindert, daß das Sperrrad nicht zurücklaufen kann, wenn es von der Klaue rechts umgedrehet wird. Während man dieses Sperrrad in Bewegung setzt, läuft zugleich die Spindel herum, und bewegt das Brett mit dem Kloße und dem Tabak. Der Kloß hindert zugleich, daß der Tabak nicht zurückfallen kann. Hieraus gewahrt man nun, daß, wenn der Hebel hinabgedrückt wird, das Sperrrad um einen Zahn weiter fortgestoßen wird, und daß zugleich die Spindel das Brett mit dem Tabak um etwas weiter vorrückt; daher wird die Klinge jederzeit einen vorspringenden Theil des Tabaks finden, den sie vor der Lade abschneiden kann. Man kann den Hebel mit einem besondern Eisen dergestalt stellen, daß jedesmal weniger oder mehr Tabak vor der Lade hervorragt. In dem letztern Fall muß die Klaue stärker auf das Sperrrad stoßen und den Tabak also stärker vorwärts rücken, als in dem ersten Fall. Daher kommt es, daß man den Tabak fein oder grob schneiden kann. Wenn eine Lade voll geschnitten ist, so bewegt man das bewegliche Brett mit der Kurbel zurück, füllt die Schneidelade von neuem mit Tabak an, und setzt das Schneiden auf gedachte Art fort. — Man hat noch eine kleinere Tabacksschneidemaschine, eine sogenannte Handmaschine; s. unter Tabak, in T.

Schneidemesser, eigentlich ein Messer zum Schneiden, oder mit dem geschnitten wird; allein dieses würde ein Pleonasmus seyn, weil ein Messer schon ohnehin

Diese Kumpfwelle läßt man durch eine Mauer oder Wand gehen, bringt an dieselbe das Schwungrad und den Kurbelzapfen, welcher die Säge in Bewegung setzt, und auf diese Art ist eine Sägemühle mit wenigen Kosten anzulegen. Wenn man aber mit der Kumpfwelle den Ort nicht erreichen kann, wo die Schneidemühle hinkommen soll, so setzt man die Säge mit einem Schwengel oder einem Balanzierbalken in Bewegung, da dann die Säge von oben ihre Bewegung erhält. Ueber diese Mühlen, s. den Art. Sägemühle, Th. 130, S. 486 u. f.

Eine Schneidemühle, die durch Ochsen in Bewegung gesetzt wird, führt Kunze, in seinem Schauplatz der gemeinnützigsten Maschinen, 1r Bd., Hamburg, 1796, S. 488 an. Die Deichsel dieser Mühle ist sechzehn Fuß lang, das liegende an der Welle, woran die Deichsel befestiget ist, angebrachte Kammrad hat zweihundert und vier und zwanzig Zähne mit 4 1/2 Zoll Theilung, der Durchmesser beträgt 25 Fuß 11 10/11 Zoll. Der Drehling hat zwei und dreißig Stecken, der Durchmesser desselben beträgt daher 21 2/11 Zoll. Das Stirnrad hat sechzig Kämme mit 4 Zoll Theilung. Das Kumpf hat acht Stecken, das Schwungrad hält 5 Fuß im Durchmesser, die Kurbel hat 8 Zoll Länge, oder einen Hub von 8 Zoll Höhe. Die Berechnung ist folgende:

Das Kammrad	224	224	= 7
Der Drehling	32	32	
Das Stirnrad	60	60	= 7 1/2
Das Kumpf	8	8	

und $7 \times 7\,1/2 = 52\,1/2$, so vielmal geht die Säge auf und nieder, ehe die Ochsen einmal herumkommen. Der Umfang des Gebäudes, wo die Ochsen gehen, ist im Lichten 20 Ellen.

Schneiden, ein unregelmäßiges Zeitwort, welches in doppelter Gestalt vorkommt. I. Als ein Zeitwort der Mittelgattung. — 1. Eigentlich, andre Dinge mit der Schärfe durchdringen, wo es von allen mit einer eigentlichen Schärfe versehenen Werkzeugen und Körpern gebraucht wird, und oft so viel als scharf seyn bedeutet. Schneidende Werkzeuge, welche eine Schneide haben, zum Unterschiede von stechenden. Das Messer, die Scheere, die Sense und die Säge schneidet vortrefflich, oder auch schneidet nicht gut, will nicht schneiden. — 2. Figürlich (1) Einen empfindlichen Schmerz verursachen, welcher dem Schmerze gleicht, welchen schneidende Werkzeuge verursachen. Ein schneidender Wind, eine schneidende Kälte. Der Wind schneidet, schneidet in das Gesicht. Ein schneidender Schmerz. Es schneidet mir im Leibe. Das Schneiden im Leibe haben. Das schneidende Wasser, die Strangurie; in den niedrigen Sprecharten die kalte Pisse. Nach einer noch weitern Figur sagt man auch, das schneidet mir ins Herz, in die Seele, verursacht mir einen plötzlichen durchdringenden Schmerz. — (2) Das schneidet in den Beutel, in der niedrigen Sprechart, verursacht beträchtlichen Aufwand, empfindliche Verminderung des Geldvorraths. — (3) Schneidende Farben, schneidende Umrisse, Fr. Couleurs tranchantes, Contours coupés, in der Malerei, welche mit der nächsten Farbe nicht gehörig verschmolzen, sondern gleichsam abgeschnitten sind.

II. Als ein thätiges Zeitwort, mit einem solchen schneidenden Werkzeuge verletzen oder theilen, wo es doch eigentlich nur dann gebraucht wird, wenn solches vermittelst eines Zuges oder einfachen Druckes geschieht, zum Unterschiede von dem Hauen,

Das Ausschneiden bei dem Schuhmacher, das Aushöhlen der hölzernen Absätze, wenn man nämlich dem aus dem gröbsten gearbeiteten Absatz durch das Wegschneiden des Ueberflüssigen diejenige Gestalt giebt, die er haben muß, wenn er zu der bestimmten Absicht geschickt seyn soll. Dieses Beschneiden geschieht mit dem krummen Messer, Kniep, Kneip und Kneif genannt; mit diesem höhlt der Schuhmacher den Absatz an der einen Seite aus, und schneidet ihn an der hintern Seite rund, damit er sowohl in der Breite, als Höhe die gehörige Gestalt erhält. Dieser Absatz wird ferner auf der platten Seite, welcher Ort gemeiniglich die Grube oder der Fleck des Absatzes heißt, desgleichen gegen die Vorderseite zu, oberhalb seiner Dicke, und endlich auch unten ein wenig ausgehöhlt. —

Als eine Strafe, ist das Ausschneiden der Zunge bekannt, welche Strafe in der Halsgerichts-Ordnung Karls des Fünften, und in andern peinlichen Partienlar-Gesetzen auf die Blasphemie gesetzt worden. Sie wurde aber in neuerer Zeit nicht mehr dikrirt. In dem Böhmischen Stadtrechte ist auch verordnet, der sich rühmt, eine ehrliche Jungfrau erkannt zu haben, dem soll man ein Stück von der Zunge schneiden und Landes verweisen. Kaiser Joseph I. hat aber diese Strafe aufgehoben, und eine willkühleliche an deren Stelle gesetzt. — S. auch den Art. Ausschnitt.

—, bei den Buchdruckern, s. oben, S. 387.

—, in der Chirurgie oder Wundarzneikunst, s. daselbst.

—, der Diamanten, s. das., S. 388.

—, der Edelsteine, s. das.

— (Formen-), s. das.

— (Gesichter-), s. das., S. 387.

— (Holz-), mit der Säge das Holz zum Haushalt,

tungen des Holzes, des Stahls und der Steine ist gleichfalls schneiden üblich, obgleich solches eigentlich eine Art des Stechens oder Grabens ist. In Holz, in Stein, in Stahl schneiden; daher der Stempelschneider, Formenschneider, Stahlschneider. Auch gebraucht man es zuweilen für schleifen, von dem Glase oder glasartigen Steinen. Geschnittene Steine, welche durch Schleifen eine gewisse Figur erhalten haben. Geschnittnes Glas.

2. Figürlich. (1) Geld schneiden, im gemeinen Leben, einen unerlaubten Gewinn am Gelde machen. Viel bei einer Sache schneiden, sich bei einer Sache einen beträchtlichen unerlaubten Gewinn machen, wofür man auch sagt, seinen Schnitt bei einer Sache machen. Vielleicht ist die Figur von dem Schneiden in der Erndte entlehnt. — (2) Minen schneiden, Gesichter schneiden, im gemeinen Leben, ungewöhnliche Minen und Geberden machen oder ziehen, wegen der ähnlichen Bewegung. Ein Amtsgesicht schneiden. Auf eben diese Art sagt man auch Capriolen schneiden, aber nicht Sprünge schneiden. — In den Gewerben kommt schneiden, wie schon oben angeführet worden, verschiedentlich vor; hier nun die vorzüglichsten Anwendungen.

Bei den Buchdruckern heißt Schneiden, wenn das Papier, so an das Rähmchen gekleistert worden, im Druck verhindert, daß einige Buchstaben, als Custos, Columnentitel, nicht davor kommen; es wird solches daher mit der Scheere ausgeschnitten.

In der Chirurgie oder Wundarzneikunst ist das Schneiden, die Operation irgend einer körperlichen Verletzung mit einem Messer, einer Scheere oder den ähnlichen Instrumenten. Siehe dergleichen

Verletzungen, als Bruch ꝛc., unter ihrem Namen in der Encyklopädie nach.

Das Schneiden der Diamanten bei den Diamantschneidern, ſ. unter Diamant, Th. 9, S. 197, und unter Edelſtein, Th. 10. — In der Kunſt oder in den Künſten iſt das Schneiden ſo viel als das Graben, Fr. graver, wenn es nämlich in Holz, Stein, Stahl oder andere Metalle geſchieht. Daher nennt man das Graben oder Schneiden in Holz Formſchneiden; ſ. auch oben, unter Schneiden, S. 387. Der Formſchneider ſchneidet mit einem feinen Meſſer die Figuren, Landſchaften und andere Verzierungen, welche ihm auf Holz vorgezeichnet worden, wenn er nicht ſelbſt Zeichner iſt, aus, ſo daß ſie, gleich den Lettern oder Buchſtaben in den Druckereyen, erhaben zu ſtehen kommen, und ſo abgedruckt werden können. In dieſer Kunſt haben wir jetzt in Landſchaften ꝛc. eine große Höhe erreicht, obgleich wir in den Figuren wohl noch etwas hinter den alten Holz- und Formſchneidern ſtehen, die denſelben mehr Ausdruck und mehr Charakter gaben; ſ. den Art. Formſchneider, Th. 14, S. 488, und unter Sammlung (Holzſchnitt-), und Formſchneidekunſt, im Supplement. — Man ſagt auch Schneiden oder Einſchneiden, Fr. tailler, von der in Kupfer gehenden Spitze der Nadel oder des Grabſtichels; daher nennt man die mit der Nadel oder dem Grabſtichel gemachten Züge Schnitte oder Einſchnitte. Die Franzoſen verſtehen ferner noch durch Schneiden die Art, den Grabſtichel zu führen; und man ſagt: dieſer oder jener Kupferſtecher ſchneidet das Kupfer wohl, um dadurch anzuzeigen, daß er ſauber und zierlich ſticht, daß ſeine Schnitte nicht gekratzt ſind, und daß der Abdruck ſeiner Arbeit nicht ſchmutzig ausfällt. Auch heißt Schneiden die Zierrathen mit Sauberkeit ſchnitzen.

Das Steinschneiden, s. oben, Schneiden der Diamanten, und das Schneiden in Stahl, den Art. Stahl.

In der Landwirthschaft ist Schneiden, das Getreide auf dem Felde mit der Sichel abschneiden, wie auch schon oben, S. 386, erwähnt worden. Das Schneiden macht zwar kürzer Stroh, als das Mähen, man bekommt aber nicht so viel Wirrstroh; auch werden nicht so viel Körner ausgeschlagen, als durch das Mähen; s. den Art. Erndte, Th. 11, und dann Gerste, Hafer, Rocken, Waizen ꝛc.

In der Malerey wird Schneiden, Fr. couper, trancher, von einer zu lebhaften und glänzenden Farbe gesagt, welche mit der zunächst anstehenden Farbe nicht ganz verschmolzen ist. Die schneidenden Farben, Fr. couleurs tranchantes, sind meistentheils eine Wirkung der Unwissenheit des Helldunkeln. Sie verursachen in den Umrissen einen Mangel der Wendung und Rundung, welcher die Arbeit hart und trocken macht; dergleichen Umrisse nennt man geschnittene, oder auch schneidende Umrisse, Fr. Contours, coupés, tranches, qui tranchent.

Bei den Menschen und Thieren, heißt Schneiden, Castriren, Verschneiden, den Menschen und Thieren männlichen Geschlechtes durch das Ausschneiden der Hoden oder Geilen die Mannheit, oder die Fähigkeit, ihr Geschlecht fortzupflanzen, benehmen. Bei dem männlichen Geschlechte der Menschen geschieht solches, um eine feine biegsame Stimme zu behalten, und wurde ehemals in Italien an Knaben verrichtet, welche man zu Sängern in der großen Oper zu erziehen die Absicht hatte, von da aus verbreiteten sich dann diese Castraten an alle große Höfe von Europa, wo die große Italienische Oper eingeführt war; s. auch unter Sang, Th. 136, S. 328 u. f., und unter Sänger (Discant-), daselbst,

S. 374. — In der Türkei geschieht das Castriren nicht des Gehorsams wegen, sondern damit dergleichen Sclaven, mit denen dieß Prozeß vorgenommen worden, als Wächter der Weiber in den Harems dienen können. So hat der Sultan oder Großherr ein ganzes Heer von schwarzen und weißen Verschnittenen, Eunuchen, die unter dem Kislar- und Kapi-Aga stehen, deren Ersterer, als vornehmster Vertrauter seines Herrn, einen bedeutenden Einfluß hat. S. Verschneiden, unter V. — Bei den Thieren männlichen Geschlechts geschieht es, um theils den Begattungstrieb zu hemmen, theils auch um sie zu mästen oder um Küchengebrauch, zur Kochkunst, fetter zu machen. Man legt dieser Operation nach den verschiedenen Thieren, daran es geschieht, auch verschiedene Benennungen bei; so heißt diese Operation z. B. bei den Hengsten Wallachen oder auch Nerven, welches letztere auch von den Bullen gebraucht wird. Bei den Böcken sagt man Hammeln, bei den Hähnen heißt es Kapaunen oder Kappen u. s. auch den Art. Verschneiden, unter V.

Das Schneiden des Sammtes, bei dem Sammtmacher, wenn bei dem Weben des Sammtes die eingelegten Ruthen, die den Flor des Sammtes bilden, mit dem Dreget ausgeschnitten werden. Dieß geschieht jedesmal nachdem der Schneidetritt getreten, die Ruthe genugsam befestiget ist, und die ganze Postkette in die Höhe gezogen worden. Das Schneiden muß hier sehr genau geschehen, und das Instrument, um diese Genauigkeit zu erhalten, muß bei dem Zuge des Schnitts von einem Ende der Ruthe bis zum andern Ende fest und nicht schwankend gehalten, und die Spitze des Eisens recht auf die Rinne der Ruthe gesetzt werden, weil sonst leicht die Spitze des Hakens vom Dreget aus der Fuge der

Ruthe herausspringen und einen falschen Schnitt machen könnte; s. unter Sammet.

Schneiden (Aus-), eine Sache mit einem Messer, einer Scheere, oder mit sonst einem Instrumente durch Ausschneiden wozu bilden. Bei den Bilderhändlern oder Kunsthändlern, besonders in Augsburg, Nürnberg ꝛc., geschieht das Ausschneiden mit der Scheere oder mit einem feinen Messerchen, indem die auf Papier, Pergament ꝛc. gemalten Figuren oder auch Kupferstiche mit Unterlegung eines glatten Brettes behutsam ausgeschnitten werden; dergleichen ausgeschnittene Bilder werden häufig zum Lackiren auf Pappe, zur Belegung der Tische, künstlichen Tapeten ꝛc. gebraucht; s. unter Ausschneiden, Th. 3, S. 248, und unter Bild, Th. 5, S. 294. — Bei den Kaufleuten, Schnitthändlern, Ellenhändlern ist das Ausschneiden, Waaren zerschneiden oder zerkleinern, um sie einzeln, en Detail, zu verkaufen, so werden Tuche, Kattune, Ginghams, Leinwand ꝛc. nach der Elle ausgeschnitten und verkauft; s. Th. 3, S. 248. — Bei den Nähterinnen, die aufgenäheten Blumen oder Dessins mit einer feinen Scheere sauber von dem aufgelegten Zeuge trennen, dann einige Blätter oder das Inwendige von einigen Blumen mit dem Grundzeuge herausschneiden, und diesen leeren Platz mit Spitzen oder andern Stichen wieder anfüllen. — Bei den Augen-Operateuren, Augenärzten, ist das Ausschneiden der Augen, das durch einen Schnitt zu bewerkstelligende Herausnehmen des ganzen Augapfels. Da wir aber zum Verluste eines Theils unsers Körpers nie zu spät schreiten können, das Auge einer der vorzüglichsten Theile desselben ist, und man diese Operation zuweilen in Fällen vorgenommen hat, wo man durch andere Mittel helfen und das Auge erhalten konnte, so müssen die Fälle, wo diese Operation noth-

wendig iſt, genau beſtimmt werden. Dieſe ſind folgende: 1) Wenn der Augapfel aus der Augenhöhle ganz und gar hervorgetreten und ſo ausgewichen iſt, daß er über den Backen herunterhängt, und dieſer Zufall nach und nach von widernatürlichen im Grunde der Augenhöhle entſtandenen Geſchwülſten ſeinen Urſprung genommen hat, und bei dem ſorgfältig fortgeſetzten Gebrauche verdünnender und abführender Mittel, und der Anbringung der Fontanellen oder Haarſeile ꝛc. nicht zum Weichen zu bringen iſt. Iſt aber der Zufall noch neu, und die Wirkung einer heftigen Urſache, ſo darf man nicht gleich zu dieſer Operation ſchreiten, ſondern muß erſt alle, ſowohl äuſſerliche, als innerliche, Mittel verſuchen. — 2) Die ſogenannten Gewächſe, die auf der Oberfläche des Auges hervorkommen, eine bösartige Beſchaffenheit haben, nach und nach entſtanden ſind, und dieſerhalb ſehr tiefgehende Wurzeln haben. Man muß, ohne Rückſicht auf ihre Größe und Umfang zu nehmen, erſt alle angemeſſenen Mittel in Gebrauch ziehen, ehe man zur Operation ſchreitet; eben ſo bei denen, die auf einmal entſtanden ſind, und daher vermuthen laſſen, daß ihre Wurzeln nicht tief eingehen. — 3) Der Krebs des Auges, bei welchem ſie unter allen Krankheiten des Auges am nothwendigſten iſt.

Die Operation ſelbſt geſchieht mit einem dazu eingerichteten krummen Meſſer oder mit einer Scheere. Bei dem Erſtern erfordert ſie beſonders mit Erſterem, welches die Geſtalt eines Ohrs hatte. Da nun dieſes Werkzeug wegen ſeiner krummen Geſtalt nicht ſcharf genug geſchliffen werden konnte, und man auch Gefahr lief, die Beine der Augenhöhle mit demſelben zugleich zu verletzen, ſo wurde es bald wieder verworfen, und man bediente ſich ſtatt ſeiner eines geraden Meſſers. Hierauf riethen Einige an, das Auge hinter dem Augapfel mit einem Meſſer abzuſondern,

und hernach mit einem ſtarken Faden zu umbinden, um es dadurch, wie ein Gewächs, abfaulen zu laſſen. Dieſe Methode iſt aber, wegen der daraus entſtehenden Zufälle, als Entzündung, heftigen Schmerzen, Zuckungen ꝛc. ebenfalls verworfen worden. Jetzt bedient man ſich einer krummen Scheere zu dieſer Operation und verrichtet ſie folgendermaßen. Man macht in die Falte des zuſammenfügenden Häutchens einen Einſchnitt, bringt eine krumme Scheere auf der Fläche der Blätter in den Grund der Augenhöhle ein, und ſchneidet daſelbſt den Sehnerven, nebſt den denſelben umgebenden Muskeln auf einmal durch. Nach vollendetem Ausſchnitt füllt man die Augenhöhle mit Karpiewelgern an, die man in einer Miſchung von Honig und Wein angefeuchtet hat, und befeſtiget ſie mit einem Verbande, welchen man, wenn der auf den Ausſchnitt erfolgende Blutfluß nur ein wenig ſtark geweſen iſt, nicht eher, als nach Verfließung von zweimal vier und zwanzig Stunden wieder abnimmt. Nach vollkommen geheilter Wunde ſetzt man ein künſtliches Auge ein. Nicht ſelten wächſt nach dem Ausſchneiden des Auges in dem Grunde der Augenhöhle ſchwammigtes Fleiſch, das leicht eine zweite Operation nothwendig machen könnte. Um dieſe zu verhüten, oder den ſchon gegenwärtigen Auswuchs zu hemmen, bringe man einige mit Dupfwaſſer angefeuchtete Karpiewelger in den Grund der Augenhöhle, und bedeckt dieſe wieder mit andern trocknen, um dadurch zu verhüten, daß von dem Waſſer nichts an die Augenlieder komme, welches zu üblen Zufällen Anlaß geben würde. Die eingebrachten Karpiewelger muß man dabei mit einer Binde recht hart zuſammenpreſſen; man kann auch, um ſolche noch feſter zuſammen zu drücken, ein Bleyplättchen zugleich mit einbinden; ein Mehreres hierüber, ſ. unter **Wundarzneikunſt.**

Das Ausſchneiden bei dem Schuhmacher, das Aushöhlen der hölzernen Abſätze, wenn man nämlich dem aus dem gröbſten gearbeiteten Abſatz durch das Wegſchneiden des Ueberflüſſigen diejenige Geſtalt giebt, die er haben muß, wenn er zu der beſtimmten Abſicht geſchickt ſeyn ſoll. Dieſes Beſchneiden geſchieht mit dem krummen Meſſer, Kniep, Kneip und Kneif genannt; mit dieſem höhlt der Schuhmacher den Abſatz an der einen Seite aus, und ſchneidet ihn an der hintern Seite rund, damit er ſowohl in der Breite, als Höhe die gehörige Geſtalt erhält. Dieſer Abſatz wird ferner auf der platten Seite, welcher Ort gemeiniglich die Grube oder der Fleck des Abſatzes heißt, desgleichen gegen die Vorderſeite zu, oberhalb ſeiner Dicke, und endlich auch unten ein wenig ausgehöhlt. —

Als eine Strafe, iſt das Ausſchneiden der Zunge bekannt, welche Strafe in der Halsgerichts-Ordnung Karls des Fünften, und in andern peinlichen Particular-Geſetzen auf die Blasphemie geſetzt worden. Sie wurde aber in neuerer Zeit nicht mehr diktirt. In dem Böhmiſchen Stadtrechte iſt auch verordnet, der ſich rühmt, eine ehrliche Jungfrau erkannt zu haben, dem ſoll man ein Stück von der Zunge ſchneiden und Landes verweiſen. Kaiſer Joſeph I. hat aber dieſe Strafe aufgehoben, und eine willkührliche an deren Stelle geſetzt. — S. auch den Art. Ausſchnitt.

—, bei den Buchdruckern, ſ. oben, S. 387.

—, in der Chirurgie oder Wundarzneikunſt, ſ. daſelbſt.

—, der Diamanten, ſ. daſ., S. 388.

—, der Edelſteine, ſ. daſ.

— (Formen-), ſ. daſ.

— (Geſichter-), ſ. daſ., S. 387.

— (Holz-), mit der Säge das Holz zum Haushalt,

zum Küchenbedarf schneiden, durchschneiden, welches eigentlich nach dem Instrumente, womit es verrichtet wird, sägen heißt. So schneidet man auch Bretter und anderes Holz in den Künsten und Gewerben.

Schneiden, in Holz, in der Holzschneidekunst, s. oben, S. 388.

—, in der Kunst, s. das.

—, in Kupfer, s. das., S. 389.

—, in der Landwirthschaft, s. das.

— (Leib-), s. oben, S. 386, und unter Leibschneiden, Th. 71, S. 431.

—, in der Malerey, s. das., S. 389.

—, bei Menschen und Thieren, s. das.

—, des Sammtes, s. das., S. 390.

— (Stämpel-), s. diesen Artikel.

— (Stahl-), s. oben, S. 388.

— (Stein-), s. das.

—, bei Thieren, s. Schneiden, bei Menschen und Thieren.

—, in der Wundarzneikunst, s. Schneiden, in der Chirurgie.

Schneider, von dem Zeitworte schneiden, s. dasselbe, S. 385. 1. Ueberhaupt derjenige, welcher schneidet, wo es nur in manchen Zusammensetzungen üblich ist, z. B. der Futterschneider, welcher wirklich Futter oder Häcksel schneidet; der Brettschneider, welcher Bretter schneidet. — 2. In engerer Bedeutung, dessen vornehmste Beschäftigung im Schneiden besteht, gleichfalls eine Zusammensetzung, z. B. der Bruchschneider, Steinschneider, Stämpelschneider, Stahlschneider, Holzschneider, Formenschneider, Leistenschneider, Gewandschneider, Schweinschneider, Beutelschneider ꝛc. — 3. In der gewöhnlichsten Bedeutung versteht man unter Schneider, schlecht-

hin den Handwerker, welcher Manns- und Frauenskleider verfertiget.

Der Schneider, Kleidermacher, Kleiderverfertiger, Sartor, Fr. Tailleur, ist ein Handwerker, welcher sich mit der Anfertigung von Kleidern beschäftiget, oder allerlei Kleidungsstücke aus gewebten Zeugen verfertiget. Die Benennung ist von einem Theile seiner Arbeit entlehnt, nämlich von dem Zuschneiden, welches man ehemals für das wichtigste Geschäft gehalten haben muß, weil das Zeitwort suiden im Schwabenspiegel auch von dem Ausbessern eines Kleides gebraucht wird. Dieser Handwerker hieß auch im Niederdeutschen ehemals Schröder, Schröter, von schroten, schneiden; im Schwedischen heißt noch jetzt Skraedder, ein Schneider. Die Schneider rühmen sich das älteste Handwerk in der Welt zu seyn, indem sie dasselbe aus dem Paradiese herleiten, und Gott zum Urheber desselben angeben; auch werden sie in der heiligen Schrift weise Leute genannt; denn im 2 B. Mos., Kap. 28, V. 3 steht: „Und du sollst reden mit Allen, die eines weisen Herzens sind, die ich mit dem Geiste der Weisheit erfüllt habe, daß sie Aaron Kleider machen zu seiner Weihe, daß er mein Priester werde.“ Ferner heißt es daselbst, V. 4 u. f.: „Das sind aber die Kleider, die sie machen sollen: das Schildlein, Leibrock, seiden Rock, engen Rock, Hut und Gürtel. Also sollen sie heilige Kleider machen deinem Bruder Aaron, und seinen Söhnen, daß er mein Priester sey. Dazu sollen sie nehmen Gold, gelbe Seide, scharlaken, rosenroth und weiße Seide. Den Leibrock sollen sie machen von Gold, gelber Seide, scharlaken, rosenroth und gezwirnter weisser Seide, künstlich, daß er auf beiden Achseln zusammengefügt und an beiden Seiten zusammengebunden werde ꝛc.“ Was übrigens die Kleider der verschie-

denen Nationen alter und neuer Zeit anbetrifft, s. den Art. Kleid, Th. 40. Daß dieses Gewerk sehr alt ist, leidet wohl keinen Zweifel; denn die Bedeckung der Körper war gewiß das Erste bei der Civilisation der Völker; wann und wie diese Zunft sich aber gebildet, ist geschichtlich nicht zu erweisen. Daß die Hebräer oder Juden ihre Schneider gehabt, beweiset schon die oben angeführte Stelle in der Bibel; eben so hatten die Griechen und Römer dergleichen Handwerker, bei den Letzteren hießen sie Vestiarius, worunter man auch einen Kleiderverkäufer verstand. In Deutschland erhob sich dieses Gewerbe wohl erst unter Kaiser Heinrich dem Ersten, dem Vogelsteller, mit andern Zünften. In Berlin ist die Innung der Schneider vom Jahre 1272. Dieses Gewerk theilt sich in zwei Haupt-Aeste, in Manns- und Frauenschneider; es giebt aber auch Einige, die beides zugleich sind. Nebenzweige sind die Zeltschneider, welche eine große Verwandschaft mit den Tapezierern haben, und von roher dichter Leinwand die Gezelte für die gemeinen Soldaten, Unterofficiers und Officiers, die Gewehrzelte, Wachtzelte ꝛc. verfertigen, welche alle durch Stricke, Besatzgurten und Stangen befestiget und getragen werden, s. unter Zelt, in Z; die Jagdschneider, s. Th. 28, S. 474; Schnürbrustschneider, welche sich nur mit den mancherlei Arten von Schnürleibern beschäftigen, s. unter Schnürbrust ꝛc.

Das Handwerkszeug oder die Geräthschaften des Schneiders bestehen in Nähenadeln, wozu man Englische und Tyroler, mit runden Oehren wählt; Schnürnadeln; Nähringen von Metall, mit eingehauenen Tiefen; Pfriemen zu den Schnürleibern, Scheeren, Bügeleisen, der Elle, zum Ausmessen der Zeuge, dem Knopflöcherholze, dem Wachse, zum Wichsen des

Zwirns, und dem Werktiſche, worauf gearbeitet wird. Man findet auch bei vielen Schneidern Lineal, Zirkel ꝛc., um, wo das Augenmaaß trügen ſollte, ſicherer mit dem Körpermaaße zu gehen. Von den oben erwähnten Handwerkszeugen ſind die Nähenadeln, ſchon Th. 100, S. 443, 483, 511 u. f., u. Th. 101, S. 2 u. f.; die Nähringe, unter Fingerhut, Th. 13, S. 396; die Pfriemen, Th. 112, S. 400, und oben, S. 4; die Scheere, unter Meſſerſchmid, Th. 89, S. 276; das Bügeleiſen, Th. 7, S. 370; die Elle, Th. 10, S. 742 u. f.; das Knopflöcherholz, Th. 42, S. 699 abgehandelt worden; die Schnürnadel, ſ. dieſen Artikel. Außer der großen Scheere gebrauchen dieſe Handwerker auch kleinere.

Der Werktiſch oder der Arbeitstiſch iſt ein großer viereckigter Tiſch, der einen Boden hat, und auf ziemlich ſtarken Pfoſten oder Säulen ruht. An den vier Ecken des Tiſches, ungefähr 9 Zoll nach der Mitte deſſelben, ſind halbmondförmige Löcher von der Größe angebracht, daß eine Perſon bequem die Beine durchſtecken und ſo auf dem Werktiſche ſitzen und arbeiten kann. Die Füße ruhen auf dem unter der Tiſchplatte ungefähr zur Hälfte der Höhe des Tiſches angebrachten Boden. Der leere Raum unter dem Boden iſt bei einigen Werkſtätten mit Kaſten ausgefüllt, welche, gleich den Kaſten unter den Fenſterbänken, herausgezogen und hineingeſchoben werden können, und die zur Aufbewahrung der auszubeſſernden Beinkleider, Weſten, und der Lappen dienen. Auf den Boden des Tiſches werden gleichfalls alte Kleidungsſtücke, Lappen ꝛc. geworfen. In der Mitte auf dem Tiſche ſteht ein groſer offener Kaſten, der in verſchiedene Fächer abgetheilt iſt, worin der Zwirn, die Seide, die Näheringe ꝛc. liegen, ſo daß jeder Geſell ſein Fach für ſich hat, worein er ſeine zur Arbeit

nöthigen Geräthschaften legen kann. In einer großen Werkstatt stehen oft vier bis sechs solcher Tische. An den Wänden sind Riegel angebracht, wo die Kleider der Mannsleute aufgehängt werden können. In den Werkstätten der Damenschneider sind auch wohl Rundbäume die Mitte des Zimmers entlang angebracht, worüber die Kleider, Mäntel ꝛc. geschlagen werden können.

Der Schneider verarbeitet seidene, wollene, baumwollene und leinene Zeuge. Die wollenen Tücher zu den Kleidern, als zu Ober- oder Ueberröcken, Fracks oder Leibröcken, und zu Mänteln sind gemeiniglich 2, 2 1/2 bis 3 Ellen breit. Man theilt sie in feine, mittlere und geringe oder Landtücher ein, die der Schneider bei dem Tuchbereiter krempen, das ist, in Wasser legen, scheren und preſſen läßt, damit sie künftig vom Regen nicht um einige Zoll einlaufen mögen. Man rechnet auf ein Mannskleid, mit Weste und Beinkleidern, sechs Ellen breites oder acht Ellen schmales Tuch, oder 3 1/2 Ellen für den Rock, 1 3/4 Ellen für die Beinkleider und 3/4 Ellen für die Weste. Ein Frauenskleid mit Rock, Roberonde und Schürze, nebst der Frisirung erforderte ehemals, das heißt, zu Ende des verwichenen Jahrhunderts, von 3/4 breitem Seidenzeuge in allem 40 Ellen; jetzt braucht man zu einem Kleide von demselben Zeuge und von eben der Breite 13 Ellen; es versteht sich von selbst, daß die jetzigen Kleider einen ganz andern Schnitt und daher eine andere Form haben, wobei man die Menge von Zeug nicht mehr gebraucht. Obgleich zu reich besetzten Kleidern, auch noch gegenwärtig viel Zeug gehört, so kommt es doch gegen die früheren in keinen Betracht, wo auch schon die Schleppe viel wegnahm. — Die übrigen Zuthaten sind gezwirnte Seide von der Farbe des Tuches, auf ein Mannskleid 2 Loth geleimte und

gerollte ſteife Leinwand zu den Knopflöchern und Taſchen, Haarſiebe von geflochtenen Pferdshaaren, geleimte und geſchlagene Seidenwatten, halbſeidenes Kameelgarn zu den Knopflöchern, Knöpfe mit Tuch überzogen, Knöpfe von Kameelgarn, Seide, ſeidene mit Lahn unterlegt, gelbe und weiße Metallknöpfe, mit Stahl, Lahn und Perlenmutter ausgelegte, Stahlknöpfe ꝛc. Die Röcke werden jetzt auch noch mit Futterkattun, und mit Seide, ehemals auch mit Soy, Raſch, Chalon, feinem Flanell, Plüſch, Etamin ꝛc., gefüttert. — Zu Kachemir-Pantalons werden 3 3/4 Ellen gebraucht, und ſo auch von andern nur ſchmalen Sommerzeugen. — Zu einem Frauenzimmerkleide ſind die Zuthaten: Seide, Zwirn, Rundſchnur, ſteife Leinwand, Band, Haken und Oeſen, Watten zu Ueberröcken, Spencern ꝛc. Mit Zwirn, auch mit Seide werden die Kattun-, Gingham- und dergleichen Kleider genähet, mit Seide, die ſeidenen, die Merino-, Kachemir-, Circaſſienne- ꝛc. Kleider.

Der Schneider nimmt mit einem Papierſtreifen das Maaß der Breite und Länge der Perſon ab, wobei er Alles genau mit der Scheere an dem Maaße bezeichnet, und dann das Maaß mit Kreide genau auf den Zeug überträgt, und Alles nach der neueſten Mode nachſchneidet. Auf das Zuſchneiden folgt das Anſetzen der Streifen von ſteifer Leinwand zu den Knopflöchern und Taſchen. Die Theile des Kleides werden einzeln durch Nähte zuſammen geheftet, und das Knopfloch geöffnet, bearbeitet, gebiegelt, und durch die Hitze des Bügeleiſens werden die umgelegten Näthe niedergedrückt; man ſetzte nun ehemals noch das Haarſieb mit Leinwand ein, und bügelte es. Der Kragen wird wattirt und geſteppt, eben ſo auch der Bruſttheil, wozu man auch alte Tuchlappen ꝛc. nimmt. Hierauf werden die Knöpfe aufgenäht, und das Futter von falſchen oder echten Farben unter das

Kleid gezogen. Ehemals versuchte nun der Schneider das zusammengesetzte Kleid erst der Person an, welche es machen ließ, ehe er es gänzlich vollendete, jetzt geschieht dies nicht mehr, sondern das Kleid wird, ohne weitere Probe des Sitzens, sogleich fertig dem Besteller überliefert. Wenn nun das Kleid zusammengestückt worden, werden die Aermel mit Leinwand oder mit Seide gefüttert, das Unterfutter sauber angenähet, der Kragen und die Bruststücke fertig gesteppt — welches jetzt bei feinen modischen Röcken mit besonderer Eleganz geschieht, so daß die mit der Nadel gemachten Schnörkel ꝛc. wie mit dem Zirkel abgemessen erscheinen — das Uebrige auch nach der Mode angefertiget, Alles auf einem wollenen Tuche glatt gebiegelt, die Knopflöcher mit Kameelgarn oder Seide benähet. Was nun reich am Kragen, den Aufschlägen ꝛc. bei Departements-Männern, beim Militär ꝛc. gestickt werden soll, wird dem Sticker zugeschickt.

Angefertiget werden von Mannsschneidern: Pelze, Regen- und Staubmäntel, Mantins, Trauer- und Priestermäntel, Schlafröcke, Oberröcke, Leibröcke oder Fracks, Beinkleider, Westen, Kamaschen ꝛc.; von Frauensschneidern: Enveloppen, Wienermäntel, Staubmäntel, Redingots, und Kleider von verschiedenen Façons mit Frisuren und Besätzen nach der Mode ꝛc. ꝛc. Ein gewandter fleißiger Schneider näht an einem Frauenskleide zwei, und an einem vollständigen Mannskleide drei Tage. An einem Kleide, so umgewandt werden soll, werden die Nähte zertrennt, umgebiegelt, das Tuch geschoren, in der Tuchpresse nochmals gepreßt und zusammengenähet. — Die hauptsächlichste Wissenschaft eines Schneiders besteht nicht nur darin, daß er die Zeuge nach dem Maaße mit Vortheil zuschneide, die Klei-

der, nach der verschiedenen Beschaffenheit der Körper, die er bekleiden soll, richtig anpasse, und hierzu ein richtiges Maaß nehme, auch nach dem Augenmaaße und bloßen Ansehen es richtig anpasse oder zu treffen wisse, sondern auch, daß er zweckmäßige neue Moden erfinde, und allerlei fremde Trachten bei großen Bällen ꝛc. anzugeben wisse, oder doch nach der Anleitung Anderer arbeiten könne. Er muß einem verwachsenen Körper durch Wattirung desjenigen Theils, wo er Höhlungen bildet, ein besseres Ansehen zu geben suchen; überhaupt durch seine Kunst Alles anwenden, dem Körper ein schönes Ebenmaaß zu geben, welches er Alles durch Wattirungen der Kleidungsstücke erreicht. Ferner muß er die Güte und den Preis der Waaren, welche er verarbeiten soll, genau kennen, damit er seine Kunden bei ihren Einkäufen, oder wenn es ihm überlassen worden, richtig leite und nicht übertheure. Ein Schneider, der sein Fach ganz kennen will, muß die oben angeführten Eigenschaften auch ganz besitzen; dieses Gewerbe ist daher nicht so geringe und so verächtlich, wie es Mancher wohl ansehen mag; denn es gehört dazu Geschmack, und ein geübter Blick, um alles Neue genau aufzufassen, und wo möglich noch verschönerter, vollendeter wiederzugeben.

Der Lehrling lernte ehemals bei dem Schneiderhandwerke nur drei bis vier Jahre, wenn er Lehrgeld gab, geschah dies nicht, so daß er sich loslernen mußte, fünf, sechs und sieben Jahre. Jetzt ist im Preußischen die Verordnung ergangen, daß sie nur vier Jahre lernen sollen, und nach dieser Zeit losgesprochen werden müssen. Diese Verordnung ist zu Gunsten des Militärs gegeben, damit der junge Mann nicht zu spät seine Zeit abdiene.

Der Gesell muß in den Staaten, wo die Gewerbefreiheit nicht eingeführt ist, wandern, wo dieses

aber der Fall ist, da können sie sich sogleich nach dem Lossprechen schon besetzen, und das Meisterrecht gewinnen, wenn sie nicht bloß auf den Gewerbeschein arbeiten wollen, wobei sie zwar Bürger seyn müssen, das Meisterrecht aber nicht zu gewinnen brauchen. — Zum Meisterstück verfertiget der Candidat in den Preußischen Staaten bloß ein vollständiges Mannskleid, das heißt, Rock, Beinkleider und Weste; ehemals mußte er auch noch den jetzt wieder in die Mode, unter dem Namen Carbonari, gekommenen faltenreichen Mantel verfertigen, den er noch hin und wieder in den Reichs- und Seestädten machen muß, hier braucht er nur noch den Riß oder die Aufzeichnung desselben vorzulegen. In Nürnberg wurde das Meisterstück für das schwerste in ganz Deutschland gehalten. Dem neu angehenden Meister, oder wie er daselbst genannt wird, dem Materinger, ward ein halbes Jahr Zeit gegeben, um sich zum Meisterstück geschickt zu machen. Nach dem Verlaufe dieses Zeitraumes wurde er auf die, den Handwerksrügen ꝛc. gewidmete Amtsstube eingeladen, wo sich ein großer Tisch befand, und auf demselben neun Stunden lang in allerlei alten und schweren Kleidertrachten geprüft. Er mußte nämlich einen Prälaten- und Priesterrock, einen Ehrenrock, wie ihn die Rathsherren in Nürnberg trugen, eine Schaube, worin die sogenannten Kronbräute aus den adelichen Geschlechtern daselbst an ihrem Ehren- oder Hochzeitstage zu prangen pflegen, und am meisten nach der Art, wie sie der Schneider sonst aus den Zeugen und Stoffen zu schneiden pflegte, sauber aufzeichnen, im Beiseyn des dem Handwerke vorgesetzten Rathsherren und vier geschworner Meister. Diese Aufrisse wurden nun genau mit der Elle und dem Zirkel geprüft, und dabei dem Candidaten noch verschiedene auf sein Fach sich beziehende Fragen vorgelegt, nach deren Beant-

wortung, und nachdem die Zeichnungen für richtig befunden worden, er zum Meister gesprochen wurde. — Der Frauenzimmerschneider mußte ehemals zum Meisterstück eine Robe, ein Rock und Kleid, Rock und Contusche machen, gegenwärtig ein seidenes Kleid mit Besatz.

Der Geselle bekommt von dem Meister täglich 8 Gr. Cour., wöchentlich, alle Sonnabend, an welchem der Wochenlohn gezahlt wird, 2 Rthlr. Cour.; besondere Arbeiten, das heißt, über die festgesetzte Zeit, wenn nämlich eine Arbeit schnell fertig werden soll, und auch die Nacht zu Hülfe genommen werden muß, werden auch besonders vergütiget.

Man hat jetzt auch angefangen dieses Handwerk künstlerisch, ja wissenschaftlich zu betreiben, indem man den Körper nach mathematischen Gesetzen eingetheilt, und darnach die verschiedenen Längen und Breiten desselben und seiner Theile, die sonst gemessen wurden, berechnet und in eine Tabelle gebracht hat; s. die beistehende Tabelle. Obgleich diese neue Methode, die Mathematik bei diesem Handwerke zu benutzen, und es dadurch aus dem gewöhnlichen Schlendrian der Handwerke zu ziehen, nicht unfruchtbar bei weiterer Fortbildung seyn würde, so scheint sie doch wenig Eingang zu finden, indem man immer noch das Maaßnehmen, als sicherer, vorzieht, und vielleicht mag hier auch bei so manchen körperlichen Fehlern, die durch Wattirungen ꝛc. versteckt werden sollen, diese alte Methode vorzuziehen seyn.

Ehemals war in Berlin nur den weiblichen Individuen von der Französischen Kolonie, welche die Schneiderkunst erlernt hatten, das Schneidern der Frauenzimmer-Kleider gestattet, jedoch war ihre Anzahl auf drei und siebzig festgesetzt, und unter Friedrich dem Großen, in seinen letzten Regierungsjahren, wurde diese Anzahl, um den

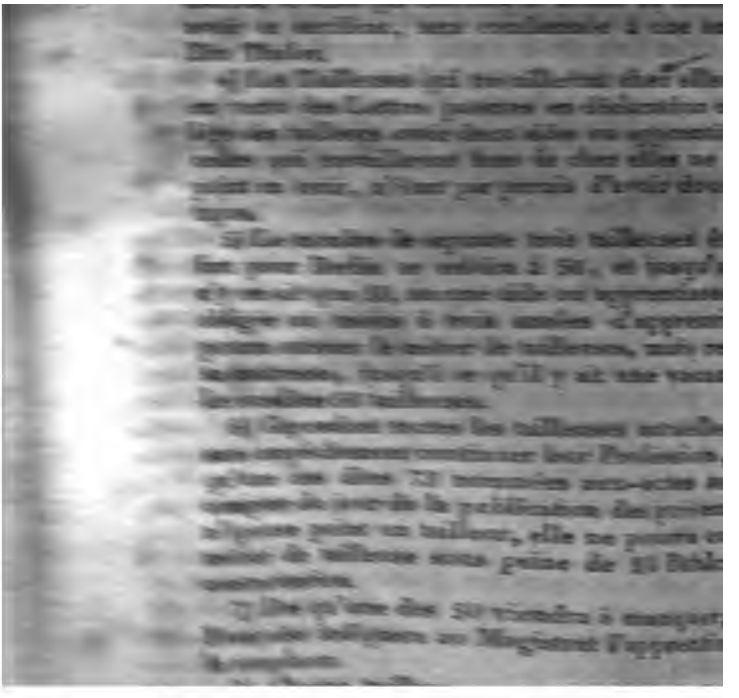
Schneidern in diesem Fache, die mit den genannten Schneiderinnen in immerwährender Fehde lagen, nicht zu sehr zu schaden, auf funfzig beschränkt; gegenwärtig, bei der eingeführten Gewerbefreiheit, kann ein jedes Frauenzimmer diese Kunst ausüben, wenn sie solche erlernt hat.

Das Reglement, welches die Französischen Schneiderinnen betraf, und welches auf Befehl Friedrichs des Großen am 16ten December des Jahres 1779 öffentlich bekannt gemacht wurde, und worin die bis dahin Statt gefundenen Klagen zwischen den Deutschen Schneidern und den Französischen Schneiderinnen gänzlich beseitiget wurden, lautet im Original, von dem die Uebersetzung unten folgt:

La Commission ayant examiné les Actes du différent entre les tailleurs d'habits de femmes et les tailleuses françoises de la Colonie refugiée, de même que le Privilège des tailleurs et les lettres patentes en declaration d'iceluiayant encore pesé toutes les circonstances relatives, et ouï suffisament les parties de part et d'autre. Les Commissaires ont mis en deliberation au présent terme les differens points litigieux, et se sont reunis à l'avis suivant pour le soumettre à l'approbation de Sa Majesté.

1) Les Réfugiés françois ayant les assurances pour eux et leurs Descendans qu'ils jouiroient des mêmes droits et prérogatives dont ils jouissoient en France, il sera libre aux françoises de la Colonie refugiée qui auront appris le métier de tailleuses chez d'autres tailleuses, de continuer cette profession sans aucune empêchement, le même droit ayant été accordé en france aux filles ou femmes connues sous le nom de couturiéres, qui font une maitrise separée, mais elles s'abstiendront sous peine de Dix Risthlr. d'amende, de faire des habillemens d'hommes.

2) Elles pourront pour la commodité de leurs pratiques travailler hors de chez elles, mais avant tous elles seront obligées de prêter serment par devant le



descendantes de Refugiés qui jouiront des droits et prérogatives accordés ci dessus.

Signé.
Philippi, Humbert, Catel.

Nachdem die Commission die Verhandlungen der Streitigkeit zwischen den Frauenschneidern und den Schneiderinnen von der Französischen Kolonie, so wie das Privilegium der Schneider und die dasselbe erklärenden offenen Briefe untersucht, alle sich darauf beziehende Umstände noch einmal erwogen, und die Partheyen von beiden Seiten hinlänglich angehört hat; so haben die Commissarien die verschiedenen streitigen Punkte in Ueberlegung gezogen, und sich dahin vereiniget, folgendes Gutachten der Genehmigung seiner Majestät zu unterwerfen:

1) Die Französischen Schützlinge haben die Versicherung für sich und ihre Nachkommen erhalten, daß sie dieselben Rechte und Vorrechte erhalten sollen, welche sie in Frankreich genossen. Es soll den Französinnen der Kolonie, welche das Damenkleidermacherhandwerk bei andern Schneiderinnen erlernt haben, frei stehen, dieses Gewerbe ohne die geringste Behinderung fortzusetzen; indem dieselben Rechte in Frankreich den Mädchen oder Frauen zugestanden worden, die unter dem Namen der Nähterinnen bekannt sind, welche Beschäftigung ein besonderes Gewerbe bildet; es ist ihnen aber bei zehn Thalern Strafe untersagt, Mannskleider zu verfertigen.

2) Sie können, der Bequemlichkeit ihres Gewerbes wegen, auch ausserhalb des Hauses arbeiten; allein sie müssen vor allem erst vor dem Magistrate, dem alle diese Gewerbeangelegenheiten unterworfen sind, den Eid leisten

daß sie keine Schleichhandelswaaren, sei es von Wolle, oder von Seide, verarbeiten wollen, daß sie solche vielmehr jedesmal, wenn sie ihnen zum Verarbeiten angeboten werden, pflichtmäßig anzeigen wollen.

3) Sobald eine Schneiderin den erwähnten Eid geleistet haben wird, so wird der Magistrat derselben einen Schein zu ihrer Beglaubigung umsonst ausferti-

gen; diejenige aber, welche das Gewerbe als Schneiderin ohne diese Beglaubigung ausübt, soll zu einer Geldbuße von zehn Thalern verurtheilt werden.

4) Die Schneiderinnen, welche im Hause arbeiten, können, in Gemäßheit der Gewerbescheine, welche sich auf das Privilegium der Schneider gründen, zwei Gehülfen oder Lehrlinge halten, aber diejenigen, welche ausser dem Hause arbeiten, ist dieses untersagt, indem es nicht gestattet ist, ein doppeltes Geschäft zu haben.

5) Da die Anzahl von drei und siebzig Schneiderinnen zu groß für Berlin ist, so soll diese Anzahl auf funfzig vermindert werden, und bis diese Zahl erreicht worden, soll kein Gehülfe oder Lehrling, welcher letztere wenigstens drei Jahre in der Lehre gewesen seyn muß, dieses Geschäft ausüben, sondern er soll bei seiner Lehrmeisterin so lange bleiben, bis sich eine offene Stelle unter den oben gedachten funfzig gesetzlich bestimmten Schneiderinnen findet.

6) Uebrigens können alle gegenwärtige Schneiderinnen ohne Behinderung ihre Beschäftigung forttreiben, sobald aber eine von den oben erwähnten drei und siebzigen sich, von dem Tage der Publikation des Gegenwärtigen an, verheirathet und nicht einen Schneider ehelicht, so darf sie das Geschäft als Schneiderin bei zehn Thalern Strafe im Uebertretungsfalle nicht fortsetzen.

7) Sobald eine Stelle unter den bestimmten Funfzigern offen wird, so wird der Französische Gerichtshof dem Magistrate diejenige Ausgelernte empfehlen, welche in die Stelle zu rücken würdig ist.

8) Jede, mit einem Gewerbescheine versehene, Schneiderin, muß zur Kasse des Scheidergewerkes vierteljährlich 12 Gr. Cour. vorausbezahlen, welches um so gerechter ist, da sie selbst in Frankreich nicht arbeiten dürfen, ohne einen Beitrag an die besagte Kasse zu zahlen; und der Französische Gerichtshof wird Sorge tragen, jedes Vierteljahr die gedachte Summe dem Magistrate zu überliefern.

9) Schließlich wird nur den Französischen Flüchtlingen oder den Nachkommen derselben dieses Recht und Vorrecht zu genießen gestattet.

Gezeichnet.

Philippi, Humbert, Catel.

Ueber die Schneiderrechnungen, Berechnungen der Zuthaten ꝛc. kann hier nichts gesagt werden, weil sie einem Jeden bekannt sind. — In Wien lassen die Schneider zur bessern Uebersicht ihrer Artikel und deren Preise Preiscourante drucken, welches auch schon Nicolai in seinen Reisen, Th. 4, S. 481, erwähnt. — Das Wiegen des Tuches, ehe es dem Schneider überliefert wird, um dadurch wegen des Zurückbehaltens des Ueberflüssigen gesichert zu seyn, indem beim Abliefern der Kleider solche wieder gewogen werden und sie das abgelieferte Gewicht an Tuch wieder enthalten müssen, nachdem die Abfälle ꝛc. mitberechnet worden, ist doch sehr trüglich; und hat schon zu manchen lustigen Prozessen Veranlassung gegeben. In Deutschland möchte solches wohl selten vorfallen, wohl aber bei den Engländern, da diese Nation an Sonderbarkeiten reich ist. — Daß diese Professionisten an einigen Orten Fenstergeld erlegen müssen, ist schon Th. 33, S. 548 erwähnt worden.

Die Krankheiten, welchen dieser Professionist vor andern unterworfen ist, rühren von der sitzenden Lebensart desselben her, und bestehen in Hypochondrie, Verstopfungen, Brustkrankheiten ꝛc., worüber man diese Artikel in der Encyklopädie nachsehen kann. — Adelung sagt: „Da diese Handwerker, vermuthlich wegen der von ihrer sitzenden Lebensart herrührenden schwachen Beschaffenheit ihres Körpers, bei den übrigen stärkern Deutschen sehr früh verächtlich geworden, so wird es auch noch jetzt in manchen Fällen gebraucht, etwas Verächtliches in seiner Art zu bezeichnen. So nennen die Jäger die geringen unjagdbaren Hirsche Schneider, und in manchen Spielen ist der Schneider derjenige, welcher nicht bloß das Spiel verliert, sondern auch nicht einmal eine gewisse geringe Anzahl Augen hat.“

Schmerzen, ja manchmal der Todesgefahr ganz umsonst ausgesetzt, und ist noch überdies um sein Geld gepreßt. Der Verfasser des vortrefflichen Systems einer vollständigen medizinischen Polizei, und vor ihm viele menschenfreundliche Aerzte wünschen demnach, daß die Obrigkeiten nicht einmal den Chirurgen ihres eigenen Landes, vielweniger den herumstreichenden Bruchschneidern erlauben möchten, eine in jedem Betracht so gefährliche, und der Bevölkerung schädliche Operation, ohne Beiseyn erfahrener oder geprüfter Aerzte vorzunehmen; da man jetzt wirklich auf eine vorzüglichere Art dergleichen Uebel zu heilen weiß. Diesen Wunsch haben auch, ehe er noch in dem besobten neuen Werke geäussert worden, die Baaden-Durlachsche Verordnungen nicht nur schon 1725 dadurch, daß den Unterthanen überhaupt befohlen ist, nirgends, als bei inländischen Medicis und Chirurgis Rath und Hülfe zu suchen, sondern insbesondere durch ein Rescript, worin den Chirurgis die Heilung der Brüche mittelst der Castration gänzlich bei schwerer Strafe verboten, hingegen befohlen ist, die Heilung der Brüche ohne Castration theoretisch und praktisch zu erlernen, wirklich erfüllt, welches wir hierdurch zur Nachahmung empfehlen wollen."

Die jetzige Art, den Bruch zu operiren, s. unter Leistenbruch, Th. 77, S. 60 u. f., und unter Bruch, im Supplement, da unter Bruch, Th. 7, S. 1 und f., nur wenig darüber gesagt worden. Bei uns, im Preußischen, darf nur ein approbirter Wundarze die Operation eines Bruches, wenn solche durchaus nöthig ist, und Bruchbänder dem Uebel nicht begegnen, vornehmen, und sich kein Anderer bei Gefängnißstrafe damit befassen. Daß übrigens dergleichen Operationen auf dem Lande nicht noch gegenwärtig von dazu Unberufenen vorgenommen werden mögen, ist nicht zu bezweifeln; es darf aber der Regierung nicht bekannt werden, und also nur unter der Hand geschehen; daher haben sich der-

gleichen Bruchkranken, die sich solchen After-Wundärzten anvertrauen, und verstümmelt werden, dieses Uebel selbst zuzuschreiben.

Schneider (Damen-), s. Schneider (Frauen-).

— (Formen-), s. Th. 14, S. 488.

— (Frauen-), Damenschneider, Damenkleidermacher, s. oben, unter Schneider.

— (Futter-), s. oben, S. 395 u. Th. 15, S. 590.

— (Gewand-), s. Th. 18, S. 102.

— (Haus-), ein Schneider, der im Hause bei Jemanden arbeitet und Beköstigung und Tagelohn erhält. Gewöhnlich erhalten sie 8 bis 10 Gr. Cour. täglich. Dieser Zweig der Schneiderkunst gehört besonders den Schneiderinnen an.

— (Hof-), s. Hofkleidermacher, unter Hof-Handwerker, Th. 29, S. 164.

Schneider (Holz-), der mit einer Säge Holz zum Küchenbedarf klein schneidet. Von dieser Beschäftigung leben in den großen Städten Deutschlands viele Menschen, weil das Holzkleinmachen Sommer und Winter hindurch verrichtet wird, jedoch aus begreiflichen Ursachen, mehr im Herbste und Winter, als im Frühjahr und Sommer. Der Haufen klein zu machen wird in Berlin nach der Härte und wenigeren Härte und Zähigkeit des Holzes mit 4½ bis 5 Rthlr. Cour. bezahlt. Das in die Wohnung Tragen desselben wird noch besonders bezahlt. Da nun mit einem Haufen Holz gewöhnlich vier Arbeiter beschäftiget sind, und denselben in zwei Tagen im Winter klein machen, das heißt, zersägen und zerhauen können, so verdient jeder Arbeiter, das Geld zu Branntwein, Schmier ꝛc. hinzugerechnet, 14 bis 16 Gr. Cour. täglich, nachdem nämlich, wie oben angeführt worden, das Holz beschaffen ist; und da nun die Frauen und Kinder dieser Arbeiter oft auch noch das Holz in die Wohnung an Ort und Stelle tragen, und dafür noch be-

dieſem Erwerbszweige beſchäftigen, und dazu auch wohl am meiſten Ausdauer und Kräfte beſitzen. — Auch die Formenſchneider werden Holzſchneider genannt, oder beſſer Holzſchneidekünſtler; ſ. auch oben, S. 388.

Schneider (Jagd-), ſ. Th. 28, S. 474.

—, beim Jäger, ſ. oben, S. 409.

— (Kugel-), ſ. Th. 54, S. 668.

— (Lauf-), ſ. Th. 66, S. 26.

— (Leder-), ſ. Th. 68, S. 630 und 658.

— (Leib-), ſ. Th. 71, S. 431.

— (Leiſten-), ſ. Th. 77, S. 63.

— (Manns-), ſ. oben, unter Schneider.

—, in der Naturgeſchichte, ein Amerikaniſcher Vogel, ſ. Gabelſchwanz, Th. 15, S. 602.

— (Schwein-), ſ. dieſen Artikel.

—, im Spiel, ſ. oben, S. 409.

— (Stahl-), ſ. dieſen Artikel.

— (Stämpel-), ſ. dieſen Artikel.

— (Stein-), ſ. Steinſchneider.

— (Wagen-), ſ. Th. 57, S. 308.

— (Zelt-), ſ. Zeltſchneider, unter Z.

Schneiderarbeit, Schneiderarbeiten, alle Ar

Schneiderbachstelze, s. Bachstelze, im Supplement.

Schneiderbursche, der Lehrling eines Schneiders, der Schneiderlehrling, s. diesen Artikel.

Schneiderey, die Beschäftigung eines Schneiders in seinem Gewerbe. Die Schneiderey verstehen, das Handwerk, die Kunst eines Schneiders. Adelung will hierunter auch die Lebensart eines Schneiders verstanden wissen; allein dies ist wohl unrichtig; denn die Art zu leben, ist wohl von dem Gewerbe, was Jemand betreibt, ganz verschieden, und bezieht sich nur auf seine Lebensverhältnisse ausser dem Gewerbe. S. auch den Art. Schneider und Schneiderhandwerk.

Schneidersingerhut, Schneidernähring, s. oben, unter Schneider.

Schneiderfisch, eine Benennung der Weißfische, weil sie nur auf die Tische der Schneider und ähnlicher geringer Personen zu kommen pflegen. Auf eben die Art pflegt man auch die Heringe im Scherze Schneiderkarpfen zu nennen.

Schneidergesell, der Gehülfe eines Schneiders, der seine Lehrjahre überstanden hat und jetzt um Lohn bei einem Meister arbeitet und ihm in der Arbeit hilft.

Schneiderhandwerk, die Kunst oder das Gewerbe der Schneider, die Schneiderzunft, s. oben, Schneider.

Schneiderherberge, der Ort, das Wirthshaus, wohin sich die in eine Stadt einwandernden Schneider-Gesellen begeben, um Arbeit zu erhalten, weil auf derselben nicht allein die Meister, welche Gesellen brauchen, sie suchen, sondern auch der fremde einwandernde Gesell sich daselbst an den Altgesellen wenden und durch ihn nach Arbeit in dem Orte oder der Stadt umschauen lassen kann. Der Herbergsvater borgt auch den Gesellen, welche arm einwandern, die Zeh-

sonders bezahlt wer… geschuß betrachtet wird,
täglich, und oft n… henlohne, wenn sie Ar-
zähe oder hart is… gen wird.
Arbeitern dann … eiderfisch.
einem Haufen … heiten, welchen die Schnei-
gediente oder … Lebensart besonders unter-
diesem Erwe… unter Schneider. In en-
wohl am m… gemeinen Leben, im Scherze,
Auch die F… Namen belegt.
der geno… eine Benennung der Spanischen
s. auch … unter Kreide, Th. 48.

Schneid… ling, Schneiderbursche, derjenige
—, beir… der sich dem Schneiderhandwerke, der
— (K… kunst widmet. Wie lange die Lehrjahre
— (S… schon oben, unter Schneider, angeführt
— (… Das Erste, wozu ein Lehrling bei dieser
— (… angeführt wird, ist das Auseinandertrennen
— … igen Kleidungsstücke, welche umgewandt werden
— …, hierbei muß er sehr eigen verfahren, damit er
— …e mit dem Messer einschneide, auch muß er die
…ähre gut ausputzen, das heißt, von den Fäden und
…em Schmutze befreien, welches durch das Abkratzen
mit dem Messer geschieht. Nach dem Trennen folgt
das Zusammenstücken des Futters, überhaupt wird
dem Lehrling jetzt eine Naht zu machen gewiesen.
Er fängt nun an das Unterfutter der Beinkleider,
wenn sie nämlich gefüttert werden, der Weste ꝛc. zu
nähen, dann alte Kleidungsstücke auszubessern, und
so geht es dann weiter fort, bis zur Lehre des Knopf-
lochs, des Steppens der Kragen, des Verän-
derns der Nähte ꝛc., bis dann in dem letzten Jahre
das Maaßnehmen, das Zuschneiden ꝛc. gezeigt wird,
und er nun schon förmlich einem Gesellen gleich ar-
beitet.

Schneiderlohn, der Lohn, welchen die Hausschneider

erhalten, wenn sie irgendwo bei Jemanden arbeiten; auch der Gesellenlohn der Schneider.

Schneidermäuslein, Musculus sartorius, in der Anatomie, ein Mäuslein, durch welches das Schienbein einwärts bewegt wird, weil es den Schneidern im Ueberschlagen der Beine dienlich ist.

Schneidermeister, der die Schneiderey, als sein Gewerbe für eigene Rechnung treibt, sich selbst besetzt hat, und Meister geworden ist. Jetzt unterscheidet man sogenannte Patentmeister, welche die Schneiderey nur auf einen Gewerbeschein treiben, und kein Meisterstück gemacht haben, und eigentliche Meister, die ihr Meisterstück zunftmäßig gemacht haben.

Schneidern, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches nur im gemeinen Leben üblich ist, Schneiderarbeit verfertigen; daher die Redensarten: Schneidern können. Den ganzen Tag schneidern. Bei Jemanden schneidern ꝛc.

Schneidernadel, beim Schneider, eine dreiseitige oder dreikantige Näheuadel, womit diese Professionisten gemeiniglich Alles nähen.

Schneidernähring, s. Schneiderfingerhut.

Schneidernaht, unterscheidet sich von der Naht der Nähterinnen in Weißzeug durch einen eigenthümlichen Stich und Verschürzen des Zwirns.

Schneiderrechnung, die Rechnung eines Schneiders, die von einem Schneider seinen Kunden angefertigte Rechnung desjenigen, was er hat machen lassen. Die Schneiderrechnungen sind zu bekannt, als hier ein Schema davon zu geben.

Schneiderscheere, s. oben, unter Schneider.

Schneiderſche Methode des Bergzeichnens. Diese Methode unterscheidet sich von der Lehmannschen Manier nur durch die Bezeichnungsart der Böschun-

gen. Es sind hierbei folgende Bestimmungen gewählt:

Bei 5 Grad ist ein gerader Strich von zwei geschlängelten eingeschlossen.

Bei 10 Grad, sind zwei gerade Striche
— 15 — — drei — —
— 20 — — vier — —
— 25 — — fünf — —
— 30 — — sechs — —
— 35 — — sieben — —

} von zwei geschlängelten Strichen eingeschlossen.

und bei 40 Grad könnten die Striche gekreuzt werden. — Was nun die Stärke der Striche anbetrifft, so ist der Strich von 10 Grad zweimal so stark, als der von 5 Grad angenommen worden; der von 15 Grad dreimal, der von 20 Grad viermal, und die Striche von 25 Grad bis 40 Grad fünfmal so stark; der geschlängelte Strich richtet sich nach der Stärke der geraden von derselben Böschung. Beim Kroquiren der Berge dividirt man mit 5 in die erhaltenen Böschungsgrade, und erhält sodann die Anzahl der zu zeichnenden geraden Striche.

Schneidertisch, Schneiderwerktisch, s. oben, unter Schneider.

Schneidervogel, s. Gabelschwanz, Th. 15, S. 607.

Schneiderwerktisch, s. Schneidertisch.

Schneiderzunft, die Innung, das Handwerk der Schneider, s. oben, Schneider und Schneiderhandwerk.

Schneidesäule, des Stellmachers, s. Th. 57, S. 309, und Fig. 3478.

Schneidescheibe, Schneidezeug, eine stählerne Scheibe der Uhrmacher, die Zähne der Räder in den Uhren damit auszuschneiden; s. unter Uhrmacher. — Bei den Steinschneidern, die kupferne oder zinnerne Scheibe in der Schleifmühle dieser Künstler; s. unter Steinschneider.

Schneidesohle, bei den Stellmachern, eine starke Bohle mit drei Löchern, worin die Deichsel und andere Hölzer im Schneiden oder Bearbeiten befestiget werden.

Schneidestein, im Bergwerke, ein Felsstein, welcher aus Glimmer und Speckstein besteht, sich schneiden läßt, und sowohl in Schweden, als auch in andern Ländern gefunden wird; s. auch Topfstein. — Auch eine Art Sandstein; Fliesenstein, Werkstückenstein und Baustein genannt. Es ist ein Quarzartiger Stein von weißgrauer und rother Farbe, der ein zarteres und genauer zusammenhängendes Gewebe hat, als der Mühlstein; er ist bald hart und mit etwas Thon vermischt, welcher Feuer schlägt, bald weich und zart. Er wird bei dem Baue zu Quaderstücken, Bildhauerarbeiten ꝛc. gebraucht; s. unter Sandstein und Sandsteingebirge, Th. 136.

Schneidestichel, beim Petschierstecher, ein kleiner Grabstichel, womit der Umriß der Figur auf einem Petschaft eingeschnitten wird. Er hat eine scharfe Spitze.

Schneidetritt, beim Sammetmacher, der zweite Poiltritt in der Ordnung, im Treten aber der dritte, nach welchem die Poilkette in die Höhe geht, und die eingelegte und nun mehr gut befestigte, durch den zweifach eingeschlagenen Einschlagfaden gut verschlungene Ruthe aus dem Flor geschnitten wird; s. Schneiden des Sammtes.

Schneidezahn, Schneidezähne, die vordern scharfen Zähne bei Menschen und Thieren, womit die harten Speisen abgebissen werden, welches Abbeissen dem Abschneiden gleich kommt; daher die Benennung.

Schneidezeiger, bei dem Edelsteinschneider, ein kleiner Steinzeiger, dessen Scheibe nur einige Linien im Durchmesser groß und scharf ist, womit die Umrisse der Figur auf einem Steine, worauf ein Wappen

geschnitten wird, eingeschnitten worden; s. Diamantschneider, Th. 9, S. 223, und Steinschneider.

Schneidezeug, bei verschiedenen Handwerkern, ein Name desjenigen Werkzeuges, womit die Schrauben, sie bestehen aus Holz oder Metall, geschnitten werden. — Beim Drechsler ist das Schneidezeug ein Werkzeug, womit die hölzernen Schrauben geschnitten werden. Dieses Werkzeug wird aus zwei kleinen hölzernen Scheiben zusammengesetzt, welche eine gleiche Größe haben. Man schraubt diese beiden Scheiben entweder mit zwei hölzernen Schrauben zusammen, oder fügt sie auch nur mit zwei hölzernen Zapfen zusammen. Da man diese in die Zapfenlöcher der Scheiben setzt; denn wenn beide Scheiben zusammengefügt worden, so geht durch beide ein senkrechtes Loch mit Schraubengängen. Auf der innern Seite einer Scheibe liegt neben dem nur gedachten Loche ein horizontales Eisen, welches zwei in einen spitzen Winkel zusammengesetzte und in etwas aufgerichtete kleine Klingen hat, gleich einem Lateinischen V. Dieses Eisen heißt ein Geißfuß, und zwischen seinen beiden Schneiden bleibe der Schraubengang erhöhet ausgeschnitten stehen. Der Winkel, in welchen beide Klingen zusammengesetzt sind, fällt auf den Beschluß eines Schraubenganges im Loche, und man kann die Klingen dergestalt stellen, daß ihre Spitzen mehr oder weniger in das Loch eingreifen, je nachdem man ein starkes oder schwaches Gewinde ausschneiden will. Der Zapfen, der mit diesem Schneidezeuge in eine Schraube verwandelt werden soll, muß vorher auf der Drehbank rund abgedrehet werden, aber aus einem durchgängigen harten Holze, weil sonst die Schraubengänge ausbrechen. Wenn nun beide Theile des Schneidezeuges zusammengesetzt sind, der Zapfen zur Schraubenspindel, und

nach der Weite des Loches der Scheiben abgedrehet ist, so steckt man diesen auf der äußeren Seite der Scheibe in das Loch derselben, dreht den Zapfen von der Linken nach der Rechten in dem Loche um, und neigt ihn anfangs ein wenig, bis einige Gänge von dem Geißfuße eingeschnitten sind. Diese greifen in das Schraubengewinde des Loches ein, und der runde Zapfen wird bloß durch das Umdrehen in eine Schraube verwandelt.

In den Papiermühlen ist das Schneidezeug die Maschine, womit die sortirten Lumpen in kleinere Stücke zerschnitten werden; s. unter Papier, Th. 106, S. 796 u. f. Die erste Beschreibung und Abbildung des Lumpenschneiders findet man in Schübler's Zimmermannskunst. Nürnb., 1736. S. 134. Tab. 38, 39.

Beim Stahlplattenmacher ist das Schneidezeug ein scheerenförmiges Instrument, welches auf einem Klotze befestiget ist, und aus einem Zudrücker und einer Platte besteht. Der Zudrücker hat einen verlängerten Schnabel, an welchem ein Gegengewicht hängt, mit welchem der Stahlplattenmacher die Zähne zuschneidet.

Beim Uhrmacher heißt Schneidezeug, die oben, S. 418, angeführte Schneidescheibe.

Schneidig, im Bergwerke, wenn das Gestein in der Grube nicht fest, sondern leicht zu gewinnen ist.

— Bei- und Nebenwort. 1) Eine Schneide habend, nur in den Zusammensetzungen einschneidig, zweischneidig ꝛc. gebräuchlich. 2) Was sich leicht schneiden läßt. So wird im Bergbau ein weiches Gestein, welches sich leicht gewinnen läßt, ein schneidiges Gestein genannt, in welcher Bedeutung es, nach Adelung, dem schneidig nahe kommt.

Schneidung, in der Schiffbaukunst, s. unter Schiffbau, Th. 143.

Schneidung, beim Seidenweber, die Verbindung, die in den langliegenden Fäden der Broſchirung durch beſondere Schäfte entſteht, die vorzüglich bei den reichen Stoffen, wenn Lahn einbroſchirt wird, nothwendig ſind, damit der Lahn nicht ſo leicht abgeſtoßen werde. Die Fäden dieſer Schneidung werden als eine beſondere Kette von 400 bis 800 einfachen Fäden auf einen beſondern Baum gebracht, die in der ganzen Grundkette ſo vertheilt, und durch ihre beſonders dazu beſtimmten Schäfte, Ligageſchäfte, gehoben werden, daß ſie, wenn es nöthig iſt, den Broſchirfaden verbinden.

Schneien, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches nur unperſönlich gebraucht wird. Es ſchneiet, es fällt Schnee. Es ſchneiete, es hat geſchneiet, es wird ſchneien ꝛc. Im Oeſterreichiſchen, nach dem Adelung, ſchneiben, wo es unregelmäßig geht, es ſchnieb, hat geſchnieben; im Niederſächſiſchen ſnigen, im Schwediſchen snöa, im Angelſächſiſchen snivan, im Griechiſchen, ohne Ziſchlaut νιφω, ſ. Schnee. Im Oberdeutſchen wird dieſes Zeitwort unregelmäßig abgewandelt, es ſchnie, es hat geſchnien, welche Form auch im gemeinen Leben im Hochdeutſchen gehört wird, wo man nach Art der Niederdeutſchen auch wohl geſchnigen ſagt. In der anſtändigern Schreib- und Sprechart wird es lieber regelmäßig gebraucht.

Schneiſſe, ſ. Schneide 1. Auch bei dem Jäger eine Art von Schlingen, worin ſich zur Herbſtzeit Droſſeln und andere kleine Vögel ſelbſt zu fangen pflegen.

Schneireln, ein bei Vielen für ſchneideln übliches Wort.

1. Schnell, Bei- und Nebenwort, welches nur im Forſtweſen für ſchief, windſchief üblich iſt. Ein

Baum geht schnell, wenn er im Spalten windschief reißt. Schnell gehendes Holz. In manchen Gegenden wird solches auch schällig genannt.

2. Schnell, Bei- und Nebenwort, welches den Laut einer mit Schnellkraft verbundenen Bewegung nachahmt, die daher nicht ohne merkliche Zwischenräume der Zeit geschehen ist. Es wird in einer doppelten Bedeutung gebraucht. Für schleunig und das niedrigere jäh, jählings, ingleichen für plötzlich, obgleich dieses letztere, weil es eigentlich einen starken Schall ausdrückt, zunächst auch einen noch höheren Grad des Unerwarteten bezeichnet, als schnell. Es geschah schnell ein Brausen, Apost. 2, 2. Schnell ward ein groß Erdbeben, Kap. 16, 26. Ein schneller Tod. Schnell sterben. Zu schnellen Wendungen des Schicksals bestimmt seyn, zu plötzlichen, unerwarteten. Schnell mit dem Munde seyn, nicht sowohl geschwind reden, als vielmehr, Fertigkeit besitzen, ohne merkliche Zubereitung oder Ueberlegung zu reden, welches man in manchen Fällen auch vorschnell, vorzeitig nennt. Sei nicht schnell mit deinem Munde, Pred. 5, 1. — 2. In der Bewegung selbst einen großen Raum in unmerklich kurzer Zeit zurücklegend, wo es, besonders in der edleren Schreibart, für die gemeinern hurtig und geschwind gebraucht wird, eigentlich aber einen noch höheren Grad der Geschwindigkeit andeutet, als diese. Schnell wie ein Pfeil, wie ein Hirsch. Unser Leben fährt schnell dahin, Ps. 90, 10. Schnell wachsen. Schnell daher kommen. Schnell laufen. Ein schneller Hirsch. Die Zeit vergeht schnell. Der Bach fließt schnell. Einem Dinge eine schnelle Bewe-

gung mittheilen. Du kommeſt ſchnell den Baum hinauf, Geßn.

Nach dem Adelung ſchon bei dem Kero, Ottfried und Notker snell, im Angelſächſiſchen snel, im Schwediſchen snell, im Isländiſchen sniallur, im Italieniſchen snello. Es iſt der natürliche Laut einer mit Schnellkraft verbundenen geſchwinden Bewegung, und daher mit ſchnallen und ſchnellen eines Geſchlechtes; ſ. dieſe Wörter. Die ähnlichen hurtig, ſchwind oder geſchwind, ſchleunig, plötzlich; die Oberdeutſchen ſtumpfs und ſtumpflich, das Niederſächſiſche rapp ꝛc. ſind gleichfalls von dem Laute ſchneller Bewegung anderer Körper entlehnt worden. Dieſe Onomatopöie iſt, nach Adelung, aber auch die Urſache, daß dieſe Wörter in allen einzelnen Fällen für einander nicht gebraucht werden können.

Schnellbank, Catapulta, ehemals, in der Krieges-kunſt, ein Wurfzeug, große Steine damit auf den Feind zu werfen oder zu ſchleudern.

Schnellbalken, Gewicht-Schlagbalken, Fr. Baſcule, bei den Bleyarbeitern, eine eiſerne Kette, wie an den Zugbrücken, mit einem Griffe oder Ringe, welche, indem ſie den an ihr befeſtigten Hebebaum an ſich zieht, ſie nöthiget, ſich mit einem Ende herunter zu neigen, und mit dem andern in die Höhe zu ſteigen, und durch dieſes Mittel die an ihm befeſtigte Laſt weg zu heben. Dieſer Gewichtbalken bedienen ſich die Arbeiter der Manufaktur des geſtreckten Bleyes, um ihren Trog weg zu heben, und auf die Form aus zu gießen.

Schnelle, ſ. Schnelligkeit.

Schnellen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches in zweifacher Geſtalt üblich iſt. I. Als ein Zeitwort der Mittelgattung. 1. Eigentlich, ſich mit Schnell- und Federkraft ſchnell fortbewegen. So ſchnellt

ein gespannter elastischer Körper zurück oder ab, wenn er seiner Schnellkraft schnell und ohne Hinderniß überlassen wird. Eine Feder schnellen lassen, wenn sie gespannt war, und man sie nunmehr sich selbst überläßt. In weiterer Bedeutung läßt man auch eine Wage schnellen, wenn man sie ungehindert schnell auf- oder niedersteigen läßt. 2. Figürlich, schnell seyn, eilen, eine im Hochdeutschen veraltete Bedeutung, in welcher man ehemals sagte, schnelle dich, das ist, eile. Angelsächsisch snellian. Die Jäger brauchen es noch zuweilen figürlich von den Leithunden, wenn er vorschnell oder voreilig anschlägt. Er wird dann mit dem Hängeseil geschnellt, welches eine Strafe ist, damit er auf der Fahrt nicht laut werde.

II. Als ein thätiges Zeitwort. 1. Denjenigen Schall hervorbringen, welchen dieses Zeitwort nachahmt, wo es in der anständigen Sprechart für knippen, schnippen, Knippchen, Schnippchen schlagen, üblich ist, und dann auch wohl schnallen, und intensive schnalzen lautet. Mit den Fingern schnellen. — 2. Jemanden schnellen ist auch in vielen Gegenden, ihm mit dem an den Daumen gedrückten und mit Schnellkraft losgelassenen Mittelfinger einen schnellen Stoß geben, wofür im Oberdeutschen auch schnallen und schnalzen üblich ist. Jemanden auf die Finger schnellen. Jemanden vor die Nase schnellen, ihm einen Nasenstüber geben; s. Schneller. Hierher gehört die oben angeführte Strafe des Leithundes mit dem Hängeseil auf den Rücken, dieses ist, ein mit einem Zuge verbundener Schlag, welchen man Zucker nennt. — 3. Schnellen machen, mit Schnellkraft forttreiben. (1) Eigentlich. Losschnellen, einen gespannten elastischen Körper seiner Schnellkraft über-

lassen. Füchse schnellen, sie mit Schnellkraft in die Höhe werfen, wofür auch prellen üblich ist. Einen Stein in die Luft schnellen. Jemanden in das Wasser schnellen, mit Schnellkraft stoßen. Das Rad schnellt den Koth in den Wagen, wofür man im gemeinen Leben auch schlenkern sagt. (2) Figürlich. Jemanden schnellen, im gemeinen Leben und in der vertraulichen Sprechart, ihn durch Geschwindigkeit, und in weiterem Verstande auch durch List bevortheilen. Um zehn Thaler geschnellt werden. In eben diesem Verstande ist auch prellen üblich.

Schneller, eine Veränderung, welche mit dem Laute begleitet ist, welchen das Zeitwort schnellen nachahmt. So ist der Schneller dasjenige Schnellen mit den Fingern, welches man sonst auch ein Schnippchen, Niedersächsisch Knippchen, im Oberdeutschen einen Schnall, eine Schnalle, eine Schnalze nennt, einen Schneller schlagen, als auch der Stoß mit gespanntem Mittelfinger, welcher auch ein Stüber heißt. Jemanden einen Schneller geben. Ingleichen bei den Jägern ein schnell angezogener Schlag mit dem Hängeseil auf den Rücken des Leithundes. — 2. Ein Ding, welches mit Schnellkraft ab- oder in die Höhe fährt. Bei den Jägern werden sowohl die Schlagbäume, welche in einem Geschneide zur Abhaltung der Vogeldiebe aufgestellt werden, als auch die Aufschläge oder Sprenkel, oder vielmehr die Biegel oder Bogen derselben, worein sich die Vögel mit den Füßen fangen, Schneller genannt. — Bei den Büchsenmachern ist der Schneller oder Stecher an den Kugelbüchsen unter dem Schlosse die Feder, die daselbst an dem Biegel in dem Holz befestiget ist, und den Hahn, nachdem er aufgezogen

und gestochen worden, losdrückt. — In der Artillerie sind die Schneller Handarbeiter, die den Feuerwerkern und Kanonieren an die Hand gehen, um die Stücke auf- und abbringen zu helfen. In den Zeughäusern werden sie zu aller vorfallenden Arbeit verordnet, besonders werden sie aber dazu gebraucht, sowohl die Stücke, als das kleine Gewehr zu säubern, und in einem guten Stande zu erhalten. — Beim Musikus ist der Schneller eine Manier, welche durch zwei kleine vor der Hauptnote stehende Nötchen angezeigt wird, welche so schnell als möglich abgefertiget werden müssen, wobei aber die Hauptnote einen gelinden Druck erhält. — Ehemals nannte man auch eine Fallbrücke einen Schneller und mit einem andern Suffixo einen Schnelling. — Vor Erfindung des schweren Geschützes waren auch diejenigen, welche mit den Schnellbrücken und andern Wurfzeugen zu thun hatten, unter dem Namen der Schneller bekannt.

Schneller, bei der Artillerie, s. oben.

—, im Brückenbau, s. das.

—, beim Büchsenmacher, s. das.

—, beim Jäger, s. das., S. 426.

—, ein Fingerschlag, s. das.

—, beim Musikus, s. oben.

Schnellfalle, bei den Jägern, eine Falle, welche aus einer gebogenen krummen Stange besteht, welche bei der geringsten Bewegung oder Berührung in die Höhe schnellt und das Thier fängt.

Schnellfluß, im Hüttenwerk, wird ein solcher Zuschlag oder Fluß genannt, der aus zwei Theilen Weinstein und einem Theile Salpeter gemacht wird, und eine Sache geschwind zum Fluß bringt und reducirt.

Schnellgalgen, Wippgalgen, ein Galgen in Gestalt eines Griechischen r, gemeiniglich für die Deserteurs bestimmt. Ehemals wurden die Ausreißer an

einen solchen Galgen mit rückwärts gebundenen Händen schnell in die Höhe gezogen oder geschnellt, und geschwinde wieder herabgelassen, um ihnen dadurch die Arme zu verrenken, welche Strafe jedoch jetzt veraltet ist. Man pflegt auch noch jetzt in weiterer Bedeutung einen Galgen von eben dieser Gestalt, woran man die Ausreißer zu hänken pflegt, einen Schnellgalgen zu nennen.

Schnellgehend, im Forstwesen, ein Stamm, der nicht gerade in die Höhe, sondern etwas gedrehet gewachsen, und daher, weil er nicht gleichspaltig ist, zu Schindeln, Schleusen ꝛc. nicht gebraucht werden kann. Ein schnellgehender Baum, gerechtgehender Baum; s. 1. Schnell.

Schnelligkeit, das Hauptwort von schnell, die Eigenschaft eines Dinges, daß es schnell ist. Daher die Schnelligkeit des Schalls, die Geschwindigkeit desselben; die Schnelligkeit einer Kugel, die Geschwindigkeit derselben, mit welcher sie durch die Luft pfeift. Schnelligkeit zeigt also eine rasche fortrückende Bewegung an. Bei den Pferden dient ihre Schnelligkeit im Laufen zu mancherlei Wetten. Zu Rom gab man noch zu Ende des verwichenen Jahrhunderts dem Volke ein solches Schauspiel mit Pferden. Einige Römische Prinzen und Andere von ausgezeichnetem Range geben ihre Pferde in der Absicht her, sie vor dem Volke eine gewisse Rennbahn durchlaufen zu lassen, ohne, wie in England, solches durch Reiter verrichten zu lassen; und es ist dem Volke hier schon genug, die lebhafte Anstrengung und die stolze Nacheiferung dieser Läufer gegeneinander zu bewundern, welche zugleich neben einander die Bahn durchfliegen. Acht oder zehn Barbarische Pferde, welche gemeiniglich klein und unansehnlich sind, stehen in einer geraden Linie und fangen den Galopp in dem Augenblicke an,

wenn das vor ihre Brust ausgespannte Seil niederfällt. Die Länge der Laufbahn, wozu man gewöhnlich die Gasse del Corso bestimmt, welche mit Sand bestreuet wird, beträgt 865 Französische Toisen oder Klaftern. Diese Länge wird nach den Versuchen mit einer Sekundentaschenuhr und dem Zeichen in 141 Sekunden von den Barbaren durchstrichen, und dieses beträgt 363/4 Fuß, oder mehr, als sechs Pferdelängen auf eine Sekunde. Die Englischen Reiter sollen in ihrem Wettrennen noch geschwinder seyn. Zu Newmarket durchlaufen die Englischen Pferde vier Englische Meilen in 8 Minuten weniger 4 bis 5 Sekunden, die Meile zu 826 Toisen, welches über 41 Fuß auf die Sekunde macht, folglich 4 Fuß mehr, als bei den Barbaren zu Rom; ja man hat dieses Englische Wettrennen bisweilen in 6 Minuten, 6 Sekunden geendiget gesehen. Dieses macht 54 Fuß auf die Sekunde. Außerdem machen die Englischen Pferde vier Meilen hinter einander mit dem Reiter, und die Barbaren nur eine und ohne Reiter, und es ist offenbar, daß sie die erste Meile schneller durchfliegen, als die letzte. Ein berühmtes Englisches Pferd, mit Namen Sterling, hat einige Male die Meile in einer Minute, das ist 821/2 Fuß jede Sekunde zurückgelegt. Es flog also in der That schneller, als der heftigste Wind. Ein Wind, dessen Geschwindigkeit in einer Sekunde 85 Fuß betrüge, würde ein Schiff in einer Stunde 6 See-Meilen forttreiben, und dieses ist doch die größte Geschwindigkeit, welche auf dem Meere bekannt ist. Da aber ein Schiff nur etwa den dritten Theil von der Windschnelligkeit annimmt, so überfliegen die Sterlinge selbst die besten Schiffe.

Schnellkäulchen, s. Schnellkugel.

Schnellkäulchenbaum, s. Schusserbaum.

Schnellkäfer, s. Käfer, im Supplement.

Waare oder die Last, an dem langen Arme schiebt man dagegen ein Gegengewicht oder Läufer, die Kraft, so lange hin und her, bis das Gleichgewicht Statt findet. Der kurze Hebelsarm ist 10, 20, 30, 40, 50, 80 und mehrere Male in dem langen enthalten, je nachdem man mit dem Gegengewichte weniger oder mehr will wägen können. Die Entfernung des Gegengewichtes vom Unterstützungspunkte oder Aufhängepunkte der Wage zeigt immer die Länge des langen Hebelarms an, und die mit Ziffern bezeichnete Abtheilung, worin das Gegengewicht hängt, das Vielfache dieser Länge und die Pfundezahl der zu wägenden Waare. Ist die Waare leicht, so erhält das Gewicht die Stelle des Gleichgewichtes mit der Waare nahe an der Zunge des Wagenbalkens, je schwerer aber die Sache ist, um so weiter muß auch das Gewicht gegen das Ende des langen Arms verschoben werden. Die Ursache gründet sich auf die mechanischen Gesetze des Hebels, s. unter Hebel, Th. 22, S. 507, und die zur Erklärung dienenden Figuren 1289 a, b, c, und 1290 und 1291 daselbst.

Man kann die Schnellwagen überhaupt unter zwei Abtheilungen bringen, 1) mit beweglichem Gewichte, und 2) mit beweglichem Ruhepunkte. Bei den Schnellwagen mit beweglichem Gewichte ist die Eintheilung des Wagebalkens folgende. Nachdem man die Länge jedes Armes bestimmt hat, nimmt man ein glattes Brett, nach der Länge des Balkens, und zeichnet die Grundlinie, Fig. 8485 A B C auf dasselbe, der kurze Arm sei = A B, der lange = B C. Die Länge des kurzen Arms besteht in der Entfernung der Last vom Ruhepunkte. Die Länge des kurzen Arms ist der Maaßstab zur ganzen Eintheilung des Balkens, den man von A bis B in fünf gleiche Theile theilt. Hierauf zieht

man die Linie B b und A a, verbindet beide durch a B, und theilt auch diese in fünf gleiche Theile. Durch den Anhängepunkt wird die Linie S T, und durch den Ruhepunkt B die Linie D E gezogen. Man trägt nun aus B nach D zwei Theile des Maaßstabes a B, und drei Theile von B nach E ab, so daß die Linie D E = a B wird, folglich fünf Theile enthält. Durch diesen Punkt zieht man Parallellinien mit A B C, die oberste ist l, m, n, k, die zweite o P, die dritte H I, die vierte 2 und 2, die fünfte aber F G; dann trage man auf die Linie B E, nach F G, zwei Theile, und ziehe die Linie H F und G I, verlängere H I nach beiden Seiten, so lang der Arm seyn soll; dann giebt I C die Breite des Balkens. Ferner zieht man aus dem Durchschnitt F und G mit dem Durchmesser E G oder F E die beiden Kreisbögen H E und I E, aus l den Kreisbogen M m, und aus k den Kreisbogen N n. Um den Anhängepunkt zu bestimmen, setzt man die Zirkelspitze in R, den Mittelpunkt der Achse, und zieht den Kreis S T x v, dessen Durchmesser dreien Theilen von a B gleich ist. Um dem Kopfe seine ihm gehörige Gestalt zu geben, nimmt man den Durchmesser S T und macht damit Durchschnitte ausser dem Kreise, setzt den Zirkel ein, und schneidet einen Theil des Kreisbogens ab; hat man dies auf allen Seiten gethan, so ist der Kopf fertig. Was nun die übrigen Theile der Schnellwage anbetrifft, so ist A B C, Fig. 8486, der Wagebalken, wovon A B den kurzen, und B C den langen Arm vorstellt. Die Einrichtung beruht auf der des ungleicharmigen Hebels. B D ist die Scheere, welche zum Aufhängen des Balkens dient, E der daran befindliche Ring oder Haken. G ist die Gabel, an welcher die Wageschalen hängen, H ist die Hauptachse, I die zweite Achse, woran die Schale angebracht ist, K stellt das Gegengewicht vor, L ist der Sattel oder

Schieber des Gewichts K, M ist die Schale. Bei B ist, gerade wie bei jeder andern Wage, eine Zunge, welche aber in der Zeichnung von der Scheere D verdeckt wird, eingeschroben. Nach einer andern Einrichtung fällt die hier befindliche Zunge ganz weg, und man giebt dem Wagebalken zwei Abtheilungen, s. weiter unten.

Dem Verfertiger einer Schnellwage muß man vor allen Dingen die Größe des Gewichtes anzeigen, welches auf der Wage gewogen werden soll; auch muß man ihm die Länge eines jeden Armes sagen, oder wenn man ihm auch nur die Länge des kurzen Armes sagt, so kann er daraus sehr leicht die Größe des langen Armes finden, wenn er die Länge des Abstandes am kurzen Arm mit der Zahl der Pfunde, welche gewogen werden sollen, multiplicirt, das Facit durch die Zahl der Pfunde des Gegengewichtes dividirt, der Quotient giebt die Länge des langen Armes. Es sei z. B. der Abstand des kurzen Armes, oder die Entfernung des Anhängepunktes vom Ruhepunkte = 4 Zoll, die Last, welche auf der Schnellwage gewogen werden soll, sei = 60 Pfund, also $60 \times 4 = 240$ Zoll. Das Gegengewicht sei = 6 Pfund, also $\frac{240}{6} = 40$ Zoll, es muß deswegen der lange Arm 40 Zoll lang seyn. Es fragt sich, wenn der ganze Balken 8 Fuß und 4 Zoll Länge hat, und auf demselben 150 Pfund gewogen werden sollen, wie muß man den Balken abtheilen? Der Kopf soll gleich 4 Zoll seyn, es bleiben also noch 8 Fuß oder 96 Zoll, der Abstand des kurzen Arms = 2 Zoll, für den langen Arm bleiben 94 Zoll, wie groß muß das Gegengewicht seyn? Wäre es = 1 Pfund, so könnte man 47 Pfund abwägen; denn 1 Pfund erfordert in diesem Fall zwei Zoll Weite, nach der Größe des Abstandes des kurzen Armes, wäre das Gegengewicht 3 Pfund, so könnte man 141 Pfund,

mit 4 aber 188 Pfund aufwiegen; denn 3 Pfund wäre zu wenig, und 4 Pfund zu viel zum Gegengewichte, man nimmt also 3 1/4 Pfund, womit sich noch 153 Pfund wiegen lassen. — Wenn nun ein Wagebalken 6 Fuß und 4 Zoll lang seyn soll, und man soll 110 Pfund auf demselben wiegen können, wie schwer muß nun das Gewicht seyn? Der kurze Arm sei drei Zoll lang, es bleiben also noch 69 Zoll für den langen Arm, wenn man 3 in 69 dividirt, so bekömmt man 23, als Anzeige, der lange Arm soll den kurzen drei und zwanzigmal an Länge übertreffen, wozu dann etwas mehr als 6 Pfund Gegengewicht gehört. Das Verhältniß der Schwere des langen Arms gegen den kurzen, kann man aus folgender Regel kennen lernen: Die Zahl der Theile mit sich selbst multiplicirt, giebt eine Zahl, welche anzeigt, um wie viel der lange Arm schwerer ist, als der kurze, welches folgende kleine Maschine zeigt. Fig. 8487 ist ein von Holz oder Metall gleich dicker Stab A B C, man theilt ihn in verschiedene Theile, z. B. in drei, wie dieses in der Zeichnung der Fall ist. Hiervon giebt man dem langen Arm zwei, dem kurzen Arm aber einen Theil. C ist die Unterlage, soll nun B C und C A im Gleichgewicht stehen, so muß man auf B C noch die drei Stücke D, e, f legen; jedes Stück, sowohl D, als auch e und f haben gleiche Länge, Breite und Dicke mit B C, es machen also D, e, f und B C, zusammengenommen vier Stücke; das Gegengewicht aus. Der lange Arm bestand aus zwei Theilen, diese $2 \times 2 = 4$, folglich mußte hier Gleichgewicht entstehen. Hätte man den Stab in vier Theile getheilt, von denen der lange Arm drei, der kurze Arm aber einen Theil bekommen hätte, so müßten noch neun dem kurzen Arme gleichende Theile auf denselben gelegt werden, um das Gleichgewicht zu bekommen. Die Schwere des langen

Armes wächst nach den Quadraten der Länge. Wer gern wissen will, wie schwer der Wagebalken, den er sich schmieden lassen will, werden wird, kann es auf folgende Art erfahren: Man lasse sich ein hölzernes Modell, genau nach der Größe, welche der Wagebalken bekommen soll, verfertigen, schneidet solches in verschiedene Stücke gleicher Länge; dann nehme man ein so hohes Gefäß, daß das hineingesteckte Holz mit Wasser bedeckt ist, dadurch wird so viel Wasser aus dem Gefäße getrieben, als der Raum beträgt, den das Holz einnimmt; jetzt zieht man das Holz heraus, und wirft so viel Eisen hinein, bis das Wasser der Höhe des Gefäßes gleich steht, und wiegt das hineingeworfene Eisen, so erfährt man, wie schwer dieser Theil des Balkens wird, der genau so groß ist, als das Holz war; so verfährt man auch mit den übrigen Stücken, zählt die Summen zusammen, und weiß nun die Schwere des ganzen Balkens.

Eine Schnellwage große Lasten bis zu 20 Centner zu wiegen. Fig. 8488 A B ist eine starke eichene Säule, so hoch, als das Gewölbe, wo die Wage angebracht werden soll. C ist ein starker eiserner Zapfen im Bodenklotze befestiget, und in B ist die Pfanne von Messing oder Glockenspeise angebracht, welche sich mit dem Balken auf C drehen läßt. Diese Einrichtung schützt die Pfanne und den Zapfen vor Staub und Unreinigkeit. Bei A ist ein Zapfen in der Säule befestiget, der seine Mutter oder Pfanne oben im Gewölbe D hat. An der einen Seite zwischen A und F ist die Säule etwas ausgenommen und darüber — über die Oeffnung — geht der starke eiserne Bügel E F, mit eisernen Ringen befestiget. In diesem Ausschnitt der Säule und zwischen dem Bügel ist ein starker Hebel mit seinem Bolzen angebracht, so daß er durch die Winde L, mit der Schraube ohne Ende, Sternrad, Kurbel M und durch die gezahnte Stange H K kann erhoben,

oder herabgelassen werden, und eben dadurch auch die Wage N O, welche mit ihrer Scheere in dem Haken P G hängt, der hintere Theil bei q in einem Haken, der an der Kette q R, welche der Arm l in R trägt, befestiget ist. Unter dem Wagebalken ist wieder die Säule bei l herab etwas ausgeschnitten, damit die Wage und das Gewicht einen freien Platz zur Bewegung haben. Unter V ist der Balken w x befestiget, der mit einem Geländer eingefaßt ist, damit die Leute daselbst stehen und das Gewicht regieren können; a ist die Treppe, welche zu dem Gange führt; b und c sind Stützen, welche den Gang unterstützen; d e f ist ein Arm, welcher die Winde trägt, i g f ein Querbalken, welcher das Aufsteigen des Balkens L, mit den Getrieben und der Kurbel M, verhindert. S ist der Haken, daran die Last gehängt wird. Soll nun die daran befestigte Last erhoben werden, so wird durch die Winde L der Hebel G H in H erhoben, dadurch kommt die Wage tiefer herab, die Last wird eingehängt und durch L und M der Hebel H heruntergetrieben. Die Bewegung ist äußerst langsam. Das lange Ende des Wagenbalkens kann ungefähr 4 Ellen lang seyn, das kurze aber 4 Zoll. Ist nun das Gegengewicht 1/2 Centner, so giebt es ohne die Ueberwucht des Balkens, die hier wohl 4 oder 5 Centner bleiben wird, schon an 15 Centner und auch soviel in der andern Reihe; weil aber bei dieser Wage nicht mehr als 20 Centner zu wiegen verlangt werden, so kann das kurze Ende länger, etwa 5 bis 6 Zoll, gemacht werden. Man kann aber nicht weniger, als 3 bis 4 Centner wiegen. — Eine ähnliche Wage, nur im größern Maßstabe ist Leupold's Leipziger Heuwage. Es ist hier ein großer Balken mit einer kleinen Wage vermittelst einer Kette verbunden. Der Balken wird durch eine gezahnte Stange und Getriebe bewegt. Auf dieser Wage

werden ganze Fuder Heu sammt dem Wagen und andern schweren Lasten auf einmal gewogen.

Schnellwage mit beweglichem Ruhepunkte. Diese Art Schnellwagen ist besonders bei Landleuten gebräuchlich, sie besteht aus einem etwa zwei Fuß langen, einen Zoll im Durchmesser haltenden Stabe, mit welchem ein fast 4 Zoll dicker, 5 bis 6 Zoll langer Klotz, der eine rundliche Gestalt hat, verbunden ist, welcher, wenn er nicht die gehörige Schwere hat, mit Eisen verstärkt wird, er vertritt die Stelle des Gewichtes; das andere Ende hat einen eisernen Haken, um die Last, welche gewogen werden soll, daran zu befestigen. Ein etwa 5 Zoll langes Stück Holz, mit einem eisernen Bogen verbunden, dient zum Handgriff. Der eiserne Bogen ist in der Mitte etwas ausgehöhlt, nach der Dicke des Stabes, diese Höhlung dient zum Ruhepunkte für den Wagebalken. Der Stab wird, seiner ganzen Länge nach, in ganze und halbe Pfunde getheilt. — Man hat nun noch eine Art Schnellwagen, bei denen der Ruhepunkt und das Gewicht beweglich sind. Man giebt dem Wagebalken zwei Ruhepunkte, folglich zwei Scheeren oder Griffe zum Aufhängen, so daß der kurze Arm, nach Veränderung der Ruhepunkte, bald länger, bald kürzer nach der Größe der Gewichte wird; der lange Arm wird nach beiden Seiten eingetheilt. Bei der größten Länge des kurzen Arms kann man nicht so große Lasten heben, als bei der kleinsten Länge geschehen kann.

Eine verkehrte Schnellwage, Fig. 8489, ist ein kleines Brett, oder eine Messingplatte, auf welche eine Säule K H aufgerichtet, und bei H auf demselben beweglich ist, so daß sie niedergelegt werden kann; damit sie aber bei aufgerichteter Stellung, im Gebrauche, gehörige Festigkeit habe, ist bei G ein Strebpfeiler angebracht, der sich ebenfalls zurücklegen

läßt. Bei K ist das Lager der Zapfen der Wage. L M ist der Wagebalken, dessen Theil L K etwas kürzer, als K M ist. Die Länge des Armes K L richtet sich nach der Größe der Sache, welche gewogen werden soll. Er ist in Grade nach dem Gewichte getheilt. N O ist ein metallenes Gewicht, welches nach der Dicke des Balkens L K ausgearbeitet ist, und sich hin und her schieben läßt. Der Arm K M ist länger, als L K, aber auch dünner. Die verschiedene Schnelligkeit dieser Wage hängt von der Länge oder Kürze des Arms K M ab; denn je kürzer dieser ist, je schneller ist die Wage. Weil aber die Wage sehr schnell gemacht werden kann, so ist es unmöglich, das Gewicht N O auf eine gewisse Schwere zu stellen, und daher genug, wenn man es so weit ab und zu schiebt, bis es schwerer, als die Wage wiegt. Wollte man z. B. ein Korn von einer Goldprobe wiegen, einen Gran schwer, so kann das Gewicht so weit abstehen, daß wohl zwei oder drei Gran nöthig sind, in die Schalen zu legen, daher kann der Balken nicht wagerecht stehen, er senkt sich und ruht auf der Querstütze Q. Wenn nun das Goldkörnchen in die Schale p gelegt wird, so muß noch so viel Gewicht zugelegt werden, bis der Balken horizontal steht. Nachdem dieses geschehen, nimmt man das Goldkörnchen heraus, und legt so viel Gewicht hinzu, bis die Wage den horizontalen Stand erhalten hat. Das letzte Gewicht zeigt den wahren Inhalt des Körnchens; das erste darf nicht einmal ein ordentliches Gewicht seyn, sondern man kann sich dazu des Schrotes bedienen. Es ist sehr gut, wenn man statt einer Schale, zwei zusammengefügt, so daß zwei Behältnisse entstehen, welches man auch dadurch erreicht, wenn man eine Schale in zwei Theile theilt, damit nicht beide Gewichte untereinander kommen, und man sie dadurch verwechselt.

Strandläufer, Tringa, hat, und solche beim Gehen auf dem Boden stützt.

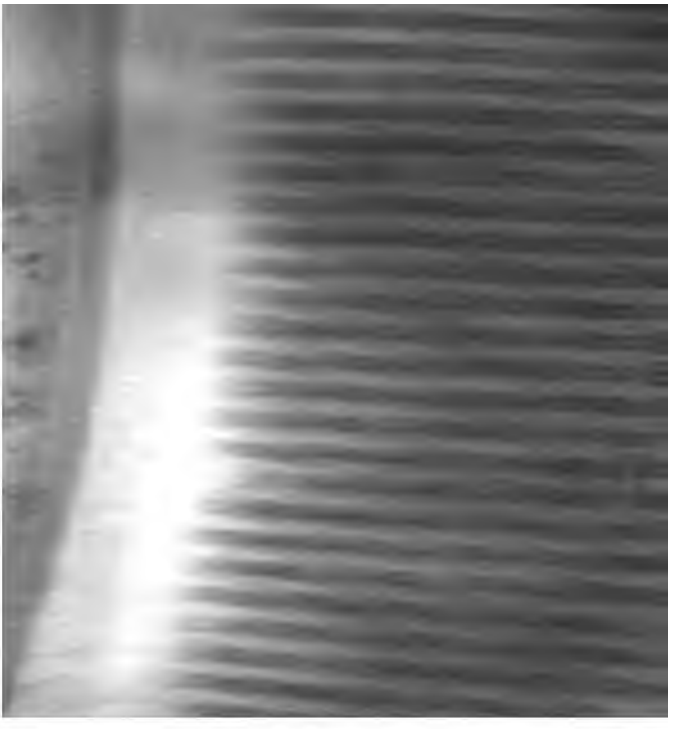
Die Waldschnepfe, gemeine Waldschnepfe, gemeine Schnepfe, Schneppe, Graßschnepfe, Buschschnepfe, Holzschnepfe, Bergschnepfe, das Schnepfhuhn, Wasserrebhuhn, die Becassine, Scolopax Rusticula, rostro recto levi, pedibus cinereis; femoribus tectis, fasica frontis nigra. Rusticula Linn. Syst. nat. ed. X. Gen. 77. Sp. 7. Gallina rustica. Gesner, avi, p. 477. Rusticula vel perdix rustica major. Idem, ibid. p. 501. Scolopax sive perdix rustica. Aldrovande Avi tom. III, p. 471. Scolopax gallinago maxima Ray. Synops. Avi p. 104. Nr. 1. Perdix rustica, Gallina rustica; Griech. Τετραξ; neu Griechisch Τυλοφυσ oder Τυλοφιων; Italienisch Becassa, Becaccia, Gallinella, Gallina arciera oder rusticella et salvatica; in der Lombardei Gallinaccia; im Toskanischen Acceggia; im Römischen oder in Rom Pizzarda; in Katalonien Beceada; Flandrisch Sneppe; Polnisch Stomka und Pardwa. Türkisch Tcheluk; Schwedisch Morkulla; Norwegisch Blom, Rokke, Rutte; Dänisch Holzsneppe; im Englischen Wood-cok; im Französischen Bécasse, Belon, Nat. des Oiseaux, p. 272. la Barge commune, Buffon Oiseaux VII. p. 500.

„Unter allen Zugvögeln, sagt Büffon, machen die Jäger auf die Waldschnepfen vielleicht am meisten Jagd, theils wegen ihres vortrefflichen Fleisches, theils weil sie sich so leicht dieses guten dummen Vogels, der gegen die Mitte des Oktobers zu einerlei Zeit mit den Krammtsvögeln in nahen Gehölzen (in Frankreich) ankömmt, bemächtigen können.“ Die Waldschnepfe findet sich schon in einer sehr

F G gerade dem Gewichte der Münze gleich seyn; folglich muß man mehrere Gewichte haben, um dem Arme mehrere oder wenigere Schwere, wie es erfordert wird, zu geben.

Man hat noch eine andere Art Schnellwagen zum Wiegen der Goldmünzen, die zwar in der Hauptabsicht mit der vorigen gleich; allein doch so eingerichtet ist, daß man solche bequem zusammenlegen und bei sich führen kann. Ein kleines Blech hat auf beiden Punkten ein Gewinde, womit zwei andere Bleche zusammen verbunden sind, so daß sie sich auf- und zumachen lassen. Außerhalb dem einen Bleche steht ein anderes senkrecht, welches dem kleinen schwerern Arm des Wagebalkens zur Stütze dient. Beide erst gedachten Bleche sind an dem obern Ende wieder mit einem Gewinde so vereiniget, daß man solches von einander nehmen kann, beide Bleche aber, wenn sie vereiniget sind, zusammen ein Dreieck bilden. Auf dem obern Gewinde ist zugleich der Stift oder die Achse des Wagebalkens befestiget. An der Seite, wo das Stutzblech steht, ist ein erhabener Rand an dem Bleche, welches zum Fuße dient, angebracht, damit das daselbst bewegliche Blech nebst dem Balken sich daran stützen kann. Auf der Achse ruhe der Wagebalken, der wie bei der ersten Art beschaffen ist. Man kann auf dieser Wage auch keine andern Stücke wiegen, als worauf sie eingerichtet worden.

Cassini's Wage, welche das Gewicht und den ganzen Werth der gewogenen Waare anzeigt. B C, Fig. 8490, ist der Wagebalken, in dessen Mitte die Achse A befestiget ist, welche sich in der Scheere F dreht. Der Wagebalken hat eine Zunge, wie die bekannte Krämerwage. Jeder Arm, sowohl A C, als A B ist in verschiedene gleiche Theile getheilt, hier in 90. Will man sich nun der Wage



Schauplatz der gemeinnützigsten Maschinen von C. S. H. Kunze, 1ster Band. Hamburg 1796. S. 49 u. f.

Schnellzange, bei dem Uhrgehäusemacher, eine kleine Zange, womit die kleinen Stifte fest gehalten werden, die auf den Ueberzug des äußeren Gehäuses eingeschlagen worden. Die beiden Schenkel dieser Zange sind durch ein Gelenk vereiniget, und zwischen den Griffen ist eine Feder. Man kann diese Griffe zusammenpressen, wenn die auf den Griffen sich befindende Hülse hinabgeschoben wird. Das Maul oder die Kneipen der Zange sind flach und haben einige Reifen, worein die Stifte, die damit gehalten werden, passen.

Schnellzinn, s. Schnellloth.

Schnepel, Schnäpel, Salmo Lavaretus; Fr. le Lavaret; er gehört zur dritten Familie des Lachsgeschlechtes, zu den Aeschen (Salmo Thymallus), ist etwas kleiner, als die Zerte, hat einen längeren Oberkiefer, als der Lachs, ausgeschnittene Schuppen und vierzehn Strahlen in der Rückenflosse. Er geht in dreieckigen, spitzwinkeligen Truppen in die Flüsse hinauf. Man fängt ihn in der Elbe und in einigen Flüssen der Altmark Brandenburg, wo diese in die Elbe fallen. Er wird am Bauche aufgerissen, an der Luft oder mit wenigem Rauche gedörrt und so verführt. Sein Fleisch ist zart und wohlschmekkend, fast dem Lachse und der Forelle gleich, ist aber schwer zu verdauen. Man kocht ihn gewöhnlich mit weißen oder Märkischen Rüben; s. unter Rüben, Th. 128. Der Ferra in den Schweizerseen ist eine Abänderung davon.

Schnepfe, Scolopax; Fr. Bécasse, eine Gattung Vögel, welche einen langen, runden, schwachen Schnabel, und eine längere Hinterzehe, als der

jagdreichen Zeit ein und vermehrt noch die Menge des schönen Federwildprets. Der Dichter Ossian beschreibt ihre Jagdzeit sehr reizend auf folgende Weise;

Cum nemus omne suo viridi spoliatur honore
. . . praeda est facilis et amoena, scolopax *)

Im Spätherbst verlassen diese Vögel die hohen Gebirge, die sie im Sommer über bewohnen, als die Alpen, Pyrennäen ꝛc., und gehen, wenn der erste Schnee im Anfange des Oktobers auf diese Höhen fällt, in die Gehölze der unteren Hügel, und bis in die Ebenen der angränzenden Länder, um ihre Nahrung zu suchen. Belon **) sagt: „Die Waldschnepfe ist ein Vogel, der sich des Sommers auf den Alpen, Pyrennäen und den Gebirgen in der Schweiz, Savoyen und Auvergne aufhält, wo wir sie öfters zur Sommerzeit gesehen haben; im Winter ziehen sie aber weg und suchen sich unten in den Ebenen und Schlaghölzern ihre Nahrung. Weil es nun solche hohe Gebirge in Griechenland giebt, so ist es nicht befremdend, daß Aristoteles sie nicht Zugvögel genannt hat, und wahrlich die Waldschnepfe gleicht nicht den andern, welche gänzlich aus der Gegend wegziehen, sobald sie nur ihren Aufenthalt verändern; des Sommers sind sie auf den höchsten Gebirgen, und des Winters, so lange die hohen Gebirge mit Frost bedeckt sind, in den Ebenen, wo sie die warmen Quellen und andern feuchten Oerter der Nah-

*) Wenn der Wald mit Ehren all seines Grüns beraubt ist, so ist der Raub der Schnepfe leicht und ergötzlich. K.

**) Nat. des Oiseaux, p. 273.

rung wegen besuchen, und die Regenwürmer mit ihrem langen Schnabel aus der Erde ziehen, und in dieser Absicht fliegen sie des Abends und Morgens, und halten sich des Tags an verdeckten und des Nachts an freien Orten auf."

Der Schnabel dieses wirklich sehr dummen Vogels ist holpericht, und an den Seiten, gegen die Spitze zu, gleichsam bärtig, und seiner Länge nach durch tiefe Fugen ausgehöhlt. Der obere Kinnbacken bildet allein die gerundete Schnabelspitze und reicht über den untern hinweg, welcher gleichsam abgeschnitten ist, und sich unten hindurch eine schiefe Fuge anschließt. Die Länge des Schnabels hat diesem Vogel in den mehresten Sprachen, bis zu der Griechischen hinauf, seinen Namen gegeben *). Der Kopf ist eben so merkwürdig, als der Schnabel, mehr viereckig, als rund, und die Knochen der Hirnschale machen beinahe einen rechten Winkel auf den Augenhöhlen. Ihr Gefieder, welches Aristoteles mit dem Gefieder eines Haselhuhns vergleicht, ist bekannt genug, es ist oben bräunlichroth und schwarzbunt, am Bauche weiß mit braunen Streifen. Hinter dem Kopfe sind vier schwarze Querbänder. Büffon sagt über die Farbe des Gefieders dieses Vogels: „die schöne Wirkung des Helldunklen, welche die durchkreuzenden, in einander schmelzenden, mit grau, Ruß und Umbrafarbe getuschten Anstriche darin hervorbringen, so daß es noch immer zum Dunklen gehört, sind zu schwer und zu weitläuftig, um einzeln und im Kleinen beschrieben zu werden." — Die weibliche Waldschnepfe kann

*) Σκολοπαξ von Σκοπος, ein Pfahl. — Scolopax, quod rostro, palo, scolopos, similia; quo sensu et ab hebraeis kore; a nostris Langnasen, Langschnabel, dicitur. Klein, Avi p. 99.

von dem Männchen durch einen schmalen weißen Strich auf dem untern Theile der äußeren Fahne der äußersten Schwungfeder unterschieden werden. Derselbe Theil an der äußersten Feder des Männchens ist schön und regelmäßig schwarz und röthlichweiß gefleckt. In dem Afterflügel an jedem Geschlechte ist eine kleine spitze, schmale Feder, welche sehr elastisch ist, und von den Malern zu Pinseln gesucht wird. Nach Büffon hat die Schnepfe eine Gallenblase, Belon sagt aber, daß sie keine habe. Diese Blase ergießt, nach dem zuerst erwähnten Schriftsteller, ihre Feuchtigkeit durch zwei Röhren in den Zwölffingerdarm. Außer den zwei gewöhnlichen Blinddarmen, hat Büffon noch einen dritten bemerkt, ungefähr sieben Zoll von dem ersten entfernt, und welcher mit dem Darme eine eben so offenbare Verbindung hatte; da er dies aber nur bei einem Vogel beobachtet hat, so ist dieser dritte Blinddarm vielleicht nur eine individuelle Verschiedenheit, und etwas bloß Zufälliges. Der Magen ist voll Muskeln, und mit einer runzlichen Haut, die nicht angewachsen ist, gefüttert. Man findet darin oft kleinen Kies, welchen der Vogel ohne Zweifel beim Essen der Erdwürmer herunter schluckt; die Darmröhre hat zwei Fuß und neun Zoll in der Länge. Nach Gesner hat die Schnepfe die Größe des Rebhuhns; Aristoteles *) vergleicht sie mit einem Huhne; es scheint daher nach dieser Vergleichung, daß die gemeine Art Hühner bei den Griechen kleiner, als die unsrige war. Der Leib der größeren Schnepfen ist nicht so stark, als an dem Rebhuhn; allein die Flügel, Hals und Schenkel geben derselben ein größeres Ansehen. Otto hat eine ge-

*) Magnitudine quanta gallina est. Arist. lib. IX. cap. XXVI.

wogen, die 21 Loth und 2 Quentchen ſchwer war; ihre Länge betrug 12 Zoll 3 Linien; ihre Flügelausbreitung 22 Zoll. Der Leib der Waldſchnepfe iſt ſehr fleiſchigt, und am Ende des Herbſtes ſehr fett, und dann, und noch den größern Theil des Winters hindurch, dient ſie uns zu einem ausgeſuchten Gericht; obgleich ihr Fleiſch ſchwarz und nicht ſehr zart iſt, aber als ein feſtes Fleiſch die Eigenſchaft hat, lange zu dauern.

Die Züge dieſer Vögel, wenn ſie im Sommer ihren Aufenthalt verlaſſen, geſchehen nur in der Höhe, nicht in der Länge, wie die Züge der Vögel, die von einer Gegend nach der andern ziehen. Sie kommen des Nachts und bisweilen des Tages bei trübem Wetter oder bei einem bewölkten Himmel, nach Willughby *) an; ziehen einzeln oder ihrer zwei zuſammen, niemals aber Haufenweiſe; allein wenn Letzteres gleich nicht geſchieht, ſo kommen doch, nach Otto, in einer Stunde oft ſehr viele in eine Gegend. Sie fallen in große Hecken, in Schlaghölzer, in hohe Wälder, und vorzüglich gern in ſolche Gehölze, wo es viel faule Erde und abgefallene Blätter giebt; hier halten ſie ſich eingezogen und geduckt den ganzen Tag, und zwar ſo verſteckt, daß man Hunde haben muß, ſie aufzuſtoßen, und oft gehen ſie hinter den Füßen des Jägers heraus. Nur beim Einbruch der Nacht verlaſſen ſie das Gebüſch oder den Dickicht des Waldes, um ſich in den lichten Oertern auszubreiten und ihren Weg zu verfolgen; ſie ſuchen ſich, wie auch ſchon oben, angeführt worden, weiches Erdreich, feuchte Wieſen am Rande des Holzes, und kleine Sümpfe, wo ſie ſich ihren Schna-

*) Coelo nebuloso advolare et advolare dicuntur.

bel und Füße, die sie beim Suchen der Nahrung mit Erde füllen, wieder abwaschen.

Beim Aufsteigen macht diese Schnepfe ein Geräusch mit den Flügeln, und steigt in einem hohen Walde ganz gerade auf; dagegen ist sie oft gezwungen in den Schlaghölzern Krümmungen zu machen. Im Fliegen taucht sie sich hinter die Gebüsche, um sich dem Auge des Jägers zu entziehen; und obgleich ihr Flug schnell ist, so ist er doch weder hoch, noch lange anhaltend; sie fällt mit solcher Schnelligkeit nieder, wie eine ihrer Schwere gänzlich überlassene Masse. Wenige Augenblicke nach ihrem Fall läuft sie schnell fort, hält aber bald still, hebt den Kopf in die Höhe, und sieht sich nach allen Seiten um, um sicher zu seyn, ehe sie ihren Schnabel in die Erde steckt. Plinius vergleicht daher die Waldschnepfe ihres geschwinden Laufes wegen mit einem Rebhuhne *); denn sie stiehlt sich auf eben die Art fort, und wenn man sie zu finden glaubt, wo sie niedergefallen, so ist sie schon auf eine weite Strecke davon gelaufen und entflohen. Allem Anscheine nach sieht dieser großäugigte Vogel nur in der Dämmerung gut, so daß ein stärkeres Licht ihn blendet, welches sein Flug und seine Bewegungen beweisen, welche niemals so lebhaft, als bei der einbrechenden Nacht und bei Anbruch des Tages sind, und diese Bewegung vor Aufgang und nach Untergang der Sonne ist so dringend, und liegt so tief in ihrer Natur, daß Schnepfen dieser Art, die im Zimmer eingesperrt waren, sich regelmäßig alle Morgen und alle Abend in die Höhe schwangen, da sie doch sonst des Tages oder des Nachts umherliefen, ohne sich aufzuschwingen oder zu erheben, und daher ist zu vermuthen, daß die

*) Rusticulae et perdices currunt.

Waldschnepfen auch in den Gehölzen ruhig bleiben, wenn die Nacht finster ist; wenn aber der Mond scheint, so gehen sie herum, und suchen Nahrung; daher nennen die Jäger auch den Vollmond des Novembers den Waldschnepfenmond, weil man sie dann in großer Menge fängt. Der Fang oder die Jagd dieser Vögel geschieht gewöhnlich des Abends; daher werden die Schlingen entweder des Nachts oder des Abends aufgestellt. Man fängt sie mit dem Hängegarn, einem Netze, das in den lichten Oertern und am Rande des Holzes, wo man sie des Abends hat ankommen oder ziehen sehen, zwischen zwei großen Bäumen aufgespannt wird; ferner mit Schlingen und Stockschlingen; man schießt sie auf Morästen, Bächen und Fuhrten, wenn sie niederfallen, und dies alles des Abends. Bei der Jagd auf den Sümpfen versteckt sich der Jäger unter ein dickes Laubwerk, nahe am Bache oder einem Sumpfe gelegen, den die Waldschnepfen besuchen, und erwartet sie hier, wenn sie fallen. Sie kommen nicht lange nach Sonnenuntergang, wenn überdies noch angenehme Süd- oder Süd-Westwinde wehen, einzeln oder zu Paaren an, und fallen auf den Sumpf oder Morast, wo sie der Jäger fast ohne Fehlschuß erlegt, besonders weil dieses Wildbrett einen schwerfälligen Flug und ein schreckes Gesicht hat. Diese Jagd soll indessen nicht so fruchtbar und zuverlässig seyn, als diejenige, welche mit liegenden Schlingen angestellt wird, welche in den Fußsteigen aufgespannt werden. Dieses sind dünne Haselstauden, oder andere biegsame und elastische Hölzer, die in die Erde gesteckt und so gebogen werden, daß sie Schnellkraft behalten. Diese Hölzer werden nachher an der Erde an ein Fallhölzchen festgemacht und mit einer fliegenden Haar- oder Zwirnfadenschleife gekrönt; den übrig-

bleibenden Theil des Fußsteiges, wo man diese hingestellt hat, besetzt man mit Reisigen, oder wenn man sie auf Wiesen aufstellt, so steckt man Pfriemenkraut oder Wachholdersträuche Reihenweise hin, welches so zusammengelegt wird, daß nur ein kleiner Durchweg übrig bleibt, welchen die Schlinge besetzt; damit die Waldschnepfe, welche die Fußsteige verfehlt, und sich nicht gern aufhebt oder überspringt, genöthiget wird, über die Stelle durchzugehen, wo das Fallhölzchen liegt, welches, sobald es berühret wird, ausgeht, und der Vogel wird von der fliegenden Schleife ergriffen, und durch den Zweig, der sich aufrichtet, in die Luft gehoben. Die auf diese Weise aufgehängte Schnepfe schlägt und zappelt sehr, und der Jäger muß mehr als einmal des Abends und gegen das Ende der Nacht, ja öfter, als gewöhnlich nach seiner Aufstellung hingehen, widrigenfalls kommt der Fuchs, der von weitem durch das Flügelschlagen dieser Vögel hiervon benachrichtiget wird, und trägt eine nach der andern davon, und verbirgt sie an verschiedenen Oertern, um sie zur Zeit der Noth wieder zu finden. Man erkennt übrigens die Oerter, welche die Waldschnepfe besucht, an ihrer Losung, welches ein weißer Auswurf ohne Geruch ist. Um sie auf Wiesen, wo keine Fußsteige sind, zu fangen, zieht man daselbst Fädchen, welche die Schnepfe verfolgt, indem sie nach den Würmern in der aufgeworfenen Erde sucht, und läuft dann zu gleicher Zeit in die längst der Furche aufgestellten Halsschlingen und Haarschlingen.

Nach dem Olina scheint die Waldschnepfenjagd den ganzen Winter über in Italien zu dauern; dagegen zwingt die große Kälte in strengen Wintern sie im nördlichen Deutschland etwas weiter nach Süden zu ziehen. Einige sollen indessen doch noch, nach Otto, in den Gehölzen nahe bei den warmen

Quellen in Pommern bleiben; mehrere auch wohl den ganzen Winter über an Holzbrüchen in der genannten Provinz Preußens; die meisten ziehen aber fort. Den Hunden soll, nach Büffon, das Fleisch der Waldschnepfe, überhaupt der Geruch derselben zuwider seyn, und nur der Pudel soll daran gewöhnt werden können diesen Vogel zu bringen; allein bei uns bringen sie, nachdem sie geschossen worden, auch Hühner- oder Vorstehehunde.

Wie schon oben, S. 444, angeführt worden, ist die Waldschnepfe ein sehr dummer Vogel. Willughby sagt: „Bei uns ist dieser Vogel wegen seiner Dummheit sehr übel berüchtiget, und so hat er den Namen Scolopax sprüchwörtlich für seine Dummheit empfangen *)." Wahrscheinlich nennt man sie in der Barbarei dieses Charakters der Dummheit wegen, nach Shaw **) hammar el hadjel, den Esel unter den Rebhühnern. Belon ***) sagt: „Diese Schnepfe ist ein sehr thörichtes Thier, und erzählt folgende Weise sie zu fangen: Ein Mensch, mit einer Kappe bedeckt, welche die Farbe trockner Blätter hat, geht gekrümmt auf zwei kurzen Krücken, nähert sich leise, steht still, wenn die Waldschnepfe auf ihn sieht, und fängt wieder an zu gehen, sobald sie anfängt umher zu laufen, bis er gewahrt, daß sie mit gesenktem Kopfe stille steht; dann schlägt er sacht mit seinen beiden Stöcken aneinander, und die Waldschnepfe erfreut sich darüber so sehr, und wird so närrisch (et affolera tellement), daß der Jäger ihr hinlänglich nahe kommen, und

*) Apud nos ob stoliditatem infamis est haec avis adeo, ut scolopax pro stolido proverbialiter accipiatur.

**) Shaw, Travels, pag. 253.

***) Nat. des Oiseaux, p. 273.

eine Schlinge um den Hals werfen kann. Wahrscheinlich ist diese Dummheit und das schlechte Gesicht der Grund, daß die Alten glaubten, dieser Vogel habe eine bewunderungswürdige Neigung zum Menschen.

Die Nahrung der Waldschnepfe ist, wie schon oben, S. 446, angeführt worden, animalischer Natur, und nicht, wie einige Naturforscher, unter andern Albert *), angeführt, Samenkörner; denn die Gestalt ihres schmalen, sehr langen und an der Spitze weichen Schnabels weiset sie allein schon auf Würmer hin, und Schwenkfels sagt: solis vermibus alitur; nunquam grana attingit — sie wird nur allein mit Würmern ernährt und rührt niemals Körner an. — Die Waldschnepfen haben die Gewohnheit mit den Kibitzen und Regenpfeifern gemein, daß sie, sobald sie an ein Holz oder Gehölz kommen, zu einem Haufen trockner Blätter laufen, solche umkehren oder sie wegstoßen, um die Würmer darunter zu greifen. In der weichen Erde kleiner Moräste, auf morastigen Viehweiden und auf feuchten an Gehölze gränzende Wiesen suchen sie ihre Nahrung, indem sie die Erde mit dem Schnabel umkehren, und heftig zur Rechten und Linken werfen. Nach Büffon soll sie ihre Nahrung mehr vermöge ihres Geruchs suchen, als mit den Augen, weil Letztere, wie schon oben bemerkt worden, schlecht sind; auch soll die Natur ihr vielleicht in der Spitze des Schnabels einen besonderen, ihrer Lebensart angemessenen, Sinn gegeben haben, welcher jedoch nur in einem sehr feinen Gefühle bestehen könnte, wodurch sie beim Berühren der Gegenstände sogleich die Nahrung zu erkennen im Stande ist; und

*) Aristot. Hist. lib. IX.

dieſe außerordentliche Organiſation iſt gleichfalls den Holzſchnepfen eigen. Nach Bowles *) wurden die Waldſchnepfen zu St. Ildephonſe, wo der Infant Don Ludwig ein mit allen Vögelarten angefülltes Vogelhaus hatte, auf folgende Weiſe gefüttert. In der Mitte des Vogelhauſes war eine Hütte und Geſträuche. Ein Springbrunnen lief beſtändig, um das Erdreich feucht zu erhalten. Man brachte friſche und ſo ſtark mit Würmern verſehene Raſen, als man ſie nur finden konnte. Die Würmer verbargen ſich vergebens, wenn die Schnepfe hungrig war; ſie bemerkte ſie durch den Geruch, ſtieß ihren Schnabel in die Erde, aber niemals tiefer, als bis an die Naſenlöcher, zog die Würmer heraus, und indem ſie den Schnabel in die Luft hob, bewegte ſie ihn in ſeiner ganzen Länge über ſich aus, und ließ ſie auf dieſe Art ganz ſachte ohne irgend eine Bewegung des Niederſchluckens hinunter. Dieſe ganze Handlung geſchah augenblicklich, und die Bewegung der Waldſchnepfe war ſo gleichförmig und ſo anmuthig, daß ſie nichts zu thun ſchien. — Nach dem Olina und Longolius ſoll man ſie in Italien mit einem Teige von Weizenmehl (farina d'orzo) und trockenen Feigen fett machen; dieſes glauben jedoch andere Naturforſcher in Zweifel, weil dieſer Vogel nicht nur ſehr wild, ſondern auch in der Jahreszeit, wo er zum Leckerbiſſen gefangen wird, vom Futter ſehr fett iſt.

Gegen Ende des Winters, im März, verlaſſen die Waldſchnepfen die Ebenen und kehren auf ihre Gebirge zurück; allein nicht alle ziehen aus den ſüdlichen Ebenen auf die nahen Gebirge, ſondern durch weite ebene Länder, z. B. durch ganz Deutſchland, und von

*) Hiſtoire naturelle d'Eſpagne, par. 6. pag. 454 et ſ.

Pommern durch das südliche Schweden, so daß sie dort nur wenige Tage bleiben, und selten ein Paar zurück bleibt. Dieser Durchzug geschieht daselbst im März oder im Anfange des Aprils, je nachdem die Witterung es zuläßt. Man findet dann bisweilen schon Eyer in ihnen. Im October kehren sie aus dem Norden zurück, halten sich, nach Otto, in dem flachen Pommern selten lange auf, sondern ziehen fort nach Süden. Sobald sie im Frühling gepaart fortziehen, fliegen sie schnell und ohne sich des Nachts aufzuhalten, nur des Morgens verbergen sie sich in Gehölzen, wo sie den Tag über bleiben, und des Abends ihren Flug dann weiter fortsetzen. Den Sommer über findet man sie an den einsamsten und höchsten Oertern der Gebirge, wo sie nisten. Dieser Vogel baut sein Nest, wie alle Vögel, die sich nicht auf Bäume setzen, auf der Erde. Es besteht aus trocknen Blättern oder Kräutern, mit kleinen Holzreisigen vermischt, und ist ohne Kunst zusammengebracht, gegen einen Baumstamm gelehnt oder unter einer starken Wurzel aufgehäuft. Das Weibchen legt vier bis fünf länzliche Eyer, die ein wenig größer, als die Eyer gemeiner Tauben sind. Ihre Farbe ist rothgelblich und grau, mit dunkleren, schwärzlichen Flammen marmorirt. Wenn die Jungen ausgekrochen sind, verlassen sie das Nest und laufen, obgleich erst mit Milchhaar bekleidet, schon fort; ja sie fangen schon an zu fliegen, ehe sie andere als Flügelfedern haben. Man hat gesehen, daß die Jungen, indem sie entdeckt worden, halb fliegend, halb laufend entfliehen, ja selbst, daß der Vater und die Mutter eines von ihren Jungen, wohl das schwächste, unter ihre Kehle genommen, und es auf diese Art weiter als tausend Schritte getragen haben. Auch Scopoli *) sagt,

*) Pullos rostro portat fugiens ab hoste. Ann. I. I. c.

daß sie die Jungen unter dem Schnabel tragen, indem sie vor dem Feinde fliehen. So lange die Jungen noch der Hülfe der Alten bedürfen, verläßt das Männchen nicht das Weibchen. Ersteres läßt seine Stimme nicht anders hören, als in der Zeit, da es die Jungen aufziehe, und in der Brunstzeit; den übrigen Theil des Jahres ist es aber, wie das Weibchen, stumm. Dieser Gesang, welcher vielmehr ein Geschrei ist, besteht aus verschiedenen Tönen, und gehe vom Tiefen zum Feinen über go, go, go; pidi, pidi, pidi, pidi, cri, cri, cri, cri; letzteres scheinen Töne des Zorns zu seyn, wenn mehrere Männchen versammelt sind; sie haben auch eine Art von Gerächel couan, couan, und ein gewisses Grünzen freu, freu, freu, wenn sie sich verfolgen. — Wenn das Weibchen brütet, so liegt das Männchen fast immer nahe bei ihr, und ihre Liebkosungen scheinen noch fortzudauern; indem sie wechselsweise ihren Schnabel auf den Rücken des andern legen. Diese sonst einsamen und ein wildes Naturel verrathenden Vögel sind während dieser Zeit liebkosend und zärtlich, ja sie zeigen sogar Eifersucht; denn man gewahrt, daß sich die Männchen um das Weibchen streiten, und dabei so in Zorn gerathen, daß sie sich schlagen, auf die Erde werfen, und sich mit dem Schnabel stoßen; sie werden also nur dann dumm und furchtsam, wenn sich die Empfindung der Liebe verloren hat, welche stets von dem Muthe begleitet wird.

Die Waldschnepfe findet sich nach Aldrovand und Geßner *) überall; sowohl in den mittäglichen als mitternächtlichen Gegenden in der alten und in

*) Nulla non in regione reperitur haec avis Aldrov., Tom. III., p. 474. — Reperitur haec Avis in omnibus fere regionibus. Gesner. p. 485.

der neuen Welt; man kennt sie in ganz Europa, in Italien, Deutschland, Frankreich, England, Pohlen, Rußland, Preußen, Dänemark, Schweden, Norwegen und bis in Grönland. In Island macht die Waldschnepfe einen Theil des Federwildes aus, welches auf dieser Insel, obgleich sie mit Eis bedeckt ist, in Ueberfluß vorhanden ist. Man findet sie in den äußersten mitternächtlichen und östlichen Gegenden Asiens, wo sie häufig anzutreffen ist, und daher in der Sprache der Kamschadalen, Korjäken, und Kurilen auch ihren Namen erhalten hat. Gemlin hat sie in Menge zu Mangasea in Sibirien an dem Jenisey gesehen, wo sie zwar in grosser Anzahl vorhanden sind, jedoch nur einen kleinen Theil der vielen hier versammelten Wasser- und Ufervögel ausmachen. Man findet sie ferner in Persien, in Aegypten, um Kairo herum, in der Barbarey, wo man sie vom October bis zum März antrifft. Adanson fand sie auf den Inseln des Senegals, und andere Reisende in Guinea und auf der Goldküste. Auch auf dem Meere zwischen China und Japan, so wie auf Zeylon will man sie wahrgenommen haben. Man findet sie auch in der neuen Welt, im ganzen mitternächtlichen Theil von Canada und auf Louisiana, wo sie ein wenig grösser [illegible] soll, als die Europäische. In den mehr nach Norden liegenden Provinzen von Amerika ist sie seltener.

Von der Waldschnepfe giebt es folgende Abänderungen: 1) Die weiße Waldschnepfe, Scolopax rusticola, rostro recto basi rufescente, pedibus cinereis, femoribus tectis; fascia capitis nigra. Linn. Syst. Nat. ed. p. Gmel. Tom. I. p. 660. n. 6. Scolopax alba. Klein, Avi p. 100, n. 6. Scolopax candida. Briss. Ornithol. tom. V., p. 297. Fr. La Bécasse

Buffon Oiseaux VII., p. 462; Engl. White wood-cok; Woodcock.

Diese Abart ist, nach Büffon, selten in Frankreich. Ihr Gefieder ist zuweilen ganz weiß, öfter noch mit einigen grauen oder kastanienbraunen Flammen vermischt; der Schnabel ist gelblichweiß; die Füße sind gelblich mit weißen Flecken. Der genannte Schriftsteller glaubt, daß diese Weiße von einer Ausartung herrühre, welche aber von jener Veränderung des Schwarzen ins Weiße, die mit den Thieren in Norden vorgehe, unterschieden seyn soll, und eher Aehnlichkeit mit jener Ausartung des weißen Negers im menschlichen Geschlechte hat.

2) Die rothgelbe Waldschnepfe, welche ein rothgelbes Gefieder hat, und welche Farbe so schattirt ist, daß auf hellroth gelblichem Grunde dunkle Flammen erscheinen. Diese Abart soll noch seltener, als die erste seyn.

Zu diesen Abarten muß man nun noch rechnen: Die strohgelbe Waldschnepfe, die Wacholderschnepfe, Waldhollerschnepfe, Scolopax rusticola pallidissima ferruginea Linn. Syst. nat. ed. Gmel. I., p. 662; die von Bechstein in seiner Naturgeschichte Deutschlands III., p. 402, n. 2, angeführte hellrothgelbe Waldschnepfe, welche Otto auch in Sowerby's Miscellanea hat und die auch weiße Waldschnepfe genannt wird; die rothköpfigte Schnepfe, Scolopax ruficeps, mit röthlichem Kopfe, weißem Leibe und braunen Flügel, die sowohl Bechstein, als Donndorf anführt; die geschäckte Schnepfe, Scolopax varia, und die weißflügelige Schnepfe, Scolopax corpore nsitato alis totis niveis, welche beide auch die ebengenannten Schriftsteller anführen.

Die Jäger wollen zwei Racen von Waldschnepfen unterschieden wissen, die große und die kleine,

Büffon will dieses jedoch nicht zugeben, da beide Arten einerlei Naturell und Sitten haben, sich auch im Uebrigen ganz gleich sind; der kleine Unterschied im Wuchs ist daher nur als zufällig und individuell zu betrachten.

Die kleine Waldschnepfe, Scolopax minor, rostro recto, pedibus fuscescentibus, fronte cinerea, occipite nigro lineis quatuor transversis flavicantibus, mento albo, corpore supra, nigro, fulvescente undulato, subtus flavo. Gmelin Linn. Systema nat. I. p. 661, n. 34. Scolopax minor castaneo nigro rufoque varia, subtus flavescens, occipite nigro, fasciis quatuor transversis flavescentibus, cauda nigra. Latham Syst. ornith. II. p. 714, n. 2. Fr. La petite Bécasse; Engl. Little Woodcock.

Nach Pennant ist die obere Kinnlade des Schnabels dieser kleinen Waldschnecke 2 1/2 Zoll lang — bei der gemeinen, nach Otto, einen Zoll länger — die untere viel kürzer; die Stirn aschgrau; der Hinterkopf schwarz und mit vier gelblichen Querstrichen; eine dunkelbraune Linie geht vom Schnabel bis zum Auge; das Kinn ist weiß, der Untertheil des Halses, Brust, Bauch und Schenkel dunkelgelb; der Bauch am blassesten; der Obertheil des Halses schwarz, gelblichroth [illegible]; der Rücken und die kleinern Deckfedern sind von eben der Farbe; das Uebrige der Deckfedern mit schwarzen und dunkelrothen Zickzacks bezeichnet; die vordern Schwungfedern dunkelbraun; die innern Deckfedern rostfarbig; der Schwanz schwarz mit braunen Spitzen; die Beine kurz und blaß braun. Die Länge von der Spitze des Schnabels bis zum Schwanzende 11 1/2 Zoll. Diese Art hat ganz die Gestalt der Europäischen Waldschnepfe, ist aber an Größe und Farbe verschieden. Sie erscheinen in

Newyork zu Ende des Aprils oder im Anfange des Mays; legen zu Ende des Mays oder Anfangs Junius 8 bis 10 Eyer, gewöhnlich in ſumpfigen Gegenden. Lawſon fand ſie in Karolina im September. Nach dieſem Schriftſteller ſoll ſie in Anſehung des feinen Geſchmacks der Europäiſchen Art noch übertreffen.

Unter die ausländiſchen Vögel, die mit der Waldſchnepfe Aehnlichkeit haben, gehört:

Die Savanen-Waldſchnepfe, die Sumpfſchnepfe, Scolopax paludosa, rostro pedibusque fuscis, loris et supercilio nigris, corpore nigro vario supra rufo, subtus ex albido. Gmelin Linné Syst. Nat. I., p. 661, n. 35. Scolopax paludosa, rufo nigroque varia, subtus albida nigro undulata, loris superciliisque nigris. Latham Syst. ornith. II., p. 714, n. 3. Fr. La Bécasse des Savanes de Cayenne. Buffon planch. n. 895. La Becasse de Savanes. Buffon Oiseaux VII., p. 481 ed. in 12. Tom. XIV. n. 249. Engl. Savanna Woodcock, Latham Synops. III., 1, p. 132. n. 3.

Dieſe Waldſchnepfe, obgleich kleiner als die gewöhnliche, hat dennoch einen noch längeren Schnabel; ſie hat auch ein wenig höhere Füße, welche, gleich dem Schnabel, eine braune Farbe haben. Ihr Gefieder iſt grauweiß, von ſchwarzen Streifen durchſchnitten, rothgelb iſt weniger darin, als bei unſern Waldſchnepfen. Bei dieſem äußerlichen Unterſchied den das Klima vielleicht zuwege bringt, läßt ſich auch ein Unterſchied in den Sitten und Gewohnheiten, den dieſes auch hervorbringt, an der Savannen-Waldſchnepfe erkennen. Sie hält ſich in den unermeßlichen natürlichen Wieſen auf, welche in den Coulées oder Savannen-Vertiefungen liegen, wo es beſtändig Schlamm und dicke und hohe Kräuter giebt, daher

sie auch den Namen der Sumpfschnepfe von Donndorf erhalten, wo aber die Fluth hinkommt und das Wasser salzig ist, da vermeidet sie solche. In der Regenzeit suchen diese kleinen Schnepfen sich die Höhen, und halten sich daselbst im Krautwerk auf, wo sie sich paaren und auf kleinen Erhöhungen in Löchern nisten, die mit trocknen Kräutern ausgelegt sind. Sie legen nicht mehr als zwei Eyer; allein sie paaren sich öfter und hören nicht eher auf, als im July, wenn die Regenzeit vorbei ist; dann kehren diese Waldschnepfen nach den Coulées zurück, das heißt, von erhöhet liegenden Orten nach niedrigen, welches sie mit unsern Europäischen Waldschnepfen gemein haben. Im September und October legt man oft in den Savannen ein Feuer an, um zu jagen, oder mit ihnen eine Jagd vor demselben anzustellen. Sie kommen dann in großer Anzahl nach den Oertern hin geflogen, die dem Feuer nahe liegen. Die Gehölze scheinen sie übrigens zu meiden, und verfolgt man sie, so legen sie sich niemals darein, sondern kehren um, und suchen die Savannen zu gewinnen. Diese Gewohnheit ist der Gewohnheit der Europäischen Waldschnepfe entgegengesetzt, und sie ähnelt hier mehr der Heerschnepfe. Uebrigens gehen sie, wie die Europäische Waldschnepfe, immer nur unter den Füßen des Jägers auf. Sie heben sich ferner mit eben der Schwere auf, haben eben den Geräusch machenden Flug und lassen gleichfalls ihre Loosung, wenn sie aufzusteigen anfangen. Wenn eine von diesen Waldschnepfen angeschossen ist, so fliegt sie nicht weit weg, um sich auszuruhen, sondern macht mehrere Umkreise, ehe sie niederfällt. Gemeiniglich ziehen zwei und zwei, zuweilen auch ihrer drei zusammen, und wenn man eine gewahrt, so kann man sicher seyn, daß die andere nicht weit ist. Wenn es Nacht werden will, hört man sie sich durch ein

Verſammlungsgeſchrei zuſammen rufen, das ein wenig heiſer und der groben Stimme Ka, Ka, Ka, Ka, die das zahme Huhn öfters von ſich hören läßt, ziemlich ähnlich iſt. Des Nachts gehen ſie umher, und man ſieht ſie beim Mondſchein bis an die Thüren der Wohnungen kommen. Nach de la Borde ſoll das Fleiſch dieſer Savannen-Waldſchnepfe wenigſtens ſo gut ſeyn, als das Fleiſch der gemeinen. Otto iſt der Meinung, daß ſie zu Friſche's Doppelſchnepfe oder zu der großen Sibiriſchen Schnepfe, Scolopax major, des Pennant gehört, deren Beſchreibung hier folgt.

Die Doppelſchnepfe, die große Schnepfe, die große Sibiriſche Schnepfe, die Mittelſchnepfe, Sumpfſchnepfe, Riedſchnepfe, Mooſsſchnepfe. Scolopax major, pedibus et vertice nigris, hoc per medium striam pallidam bipartito, stria pallida supra et infra oculos, corpore supra variegato, subtus albo. Gmelin Linné Syst. Nat. I., p. 661, n. 36. Scolopax major, nigro maculata, supra testacea, subtus albida, linea verticis testacea, altera utrinque nigra. Latham Syst. ornith. II. p. 714, n. 7. Fr. La Bécasse moyenne.

Dieſe Schnepfe iſt von den meiſten Naturkundigern und ſelbſt von vielen Jägern zur Heerſchnepfe gerechnet worden, Büffon hält ſie aber für eine von Linné nicht angeführte Art. Friſch ſagt von derſelben, daß ſie den Namen Doppelſchnepfe daher bekommen habe, weil ſie noch einmal ſo groß, als die ſogenannte Heerſchnepfe ſei, und den Namen Sumpfſchnepfe, weil ſie die in den Sträuchern gelegenen Sümpfe bewohnt. Ihre Nahrung iſt wie die der Waldſchnepfe, Gewürme und zarte Wurzelchen. Wie dieſe legt ſie vier bis fünf Eyer, und brütete ſolche in den vom Waſſer ausgeſpülten

und nahe am Rohr befindlichen Erdhöhlen aus. Sie fliegt schnell, ist schüchtern, und zieht, ehe der Frost einfällt, weg. Ihr Fleisch ist zart und wohlschmeckend. Von Pennant's grosser Schnepfe soll die Beschreibung ziemlich auf diese passen. Er sagt: Der Kopf ist der Länge nach durch eine zieggelrothe Linie getheilt, welche an jeder Seite von einer schwarzen eingefaßt ist, und sowohl über, als unter dem Auge ist eine dritte. Hals und Brust sind gelblichweiß, mit halbkreisförmigen schwarzen Flecken. Der Seiten sind wellenförmig schwarz gezeichnet. Die Flügel und die Deckfedern sind ziegelroth, schwarz gemischt und weiß eingefaßt; die vordern Schwungfedern sind braunschwarz, der Schwanz ist rothbraun; die äußern Federn schwarz gestreift. Das Gewicht beträgt acht Unzen. Sie bewohnt die arktischen Gegenden von Sibirien, wird in England und Deutschland gefunden, und steht zwischen der gemeinen und der Heerschnepfe in der Mitte. Bechstein hält Brisson's Doppelschnepfe für ein Weibchen der Heerschnepfe. Nach Otto ist die Doppelschnepfe größer, als die Heerschnepfe, von welcher man sie nicht unterscheidet; sie hat ungefähr die Größe des Gelege eines Kampfhahns oder der Strandläufer, Tringa pugnax. Der Schnabel hat die Bildung wie derjenige der Heerschnepfe, ist mehr als [illegible] so lang, als der Kopf; er ist gerade, an der Spitze etwas kolbig, und mit ausgehöhlten Punkten versehen, wie an der Waldschnepfe, Heerschnepfe und Pfuhlschnepfe, nur ist er kürzer, als derjenige der Heerschnepfe. Die Farbe ist aber ziemlich dieselbe. Die Farbe des Gefieders ist auch derjenigen ähnlich der Heerschnepfe; mitten über den Kopf geht ein gelblicher Strich, der von zwei breiten schwarzen eingefaßt ist, wie bei der genannten Schnepfe, jedoch laufen bei

der Doppelschnepfe diese beiden breiten schwarzen Striche in einem zusammen, bei der Heerschnepfe bleiben sie dagegen am Schnabel getrennt. Vom Schnabel bis zu den Augen gehen bei der Doppelschnepfe und der Heerschnepfe schmale schwarze Streifen; daher erscheinen vorn am Kopfe vier schwarze Streifen. Die Farbe des Leibes ist wie bei der Heerschnepfe, außer daß der Bauch nicht ganz weiß, sondern weiß mit grauen Wellen ist; auch sind die Deckfedern über den Flügeln länger, und nicht mit so breiten weißen Rändern eingefaßt. Die erste Schwungfeder hat einen weißen Schaft, ist aber nicht an dem äußeren Rande weiß, wie bei der Heerschnepfe, dieses, nebst dem welligen Bauche, der Größe, und dem kürzeren Schnabel, sind die einzigen Unterscheidungszeichen.

Das Weibchen ist wenig verschieden vom Männchen. Brust, Bauch und der Steiß sind auch graubraun und weiß, in die Quere gestreift. Die Kehle, die Schläfe und die Backen sind graubraun und weißlich punctirt. Der Hals und der obere Theil der Brust und der Schwanz sind braun und rostfarbig gefleckt; der Rücken und die Flügel sind graubraun, schwarz und weißlich gefleckt. Die ersten Schwungfedern sind graubraun, die der zweiten Ordnung an der Spitze weiß. Die äußeren Schwanzfedern weiß, die mittelsten haben schwarze und rostbraune Querbänder. Diese Doppelschnepfe ist in Pommern nicht selten, aber lange nicht so häufig, als die Heerschnepfe, sie ist nicht allein größer, als diese, sondern auch gewöhnlich fetter, und sie ist deshalb noch höher geschätzt; auch fliegt sie nicht so schnell, als jene. Sie ist in den Sitten und im Fluge der gemeinen Heerschnepfe ähnlich; auch drückt sie sich so, daß man sie mit Vorstehehunde aufsuchen und im Fluge schießen muß.

Man gewahrt aus dem oben über diese Schnepfe
ge führten, daß die Schriftsteller in der Beschrei-
bung derselben nicht einig sind, obgleich Otto's
Beschreibung wohl die richtigste zu seyn scheint.
Er unterscheidet sie richtig von der Heerschnepfe.
Sagt: Sie ist kleiner, als die Waldschnepfe,
aber die größte unter den Moorschnepfen. Der
Schnabel ist 1 5/8 Zoll Franz. Maaßes lang, bei der
Wurzel röthlich und am Ende braun. Der Kopf
ist bei den Augen über einem weißen Grund
schwarz gestrichelt, mit drei langen Strichen versehen;
der Rücken und der Hinterbuch aschgrau; der Rumpf
weiß, gelb und schuppenförmig, der Schwanz
dunkelröthlich mit schwarzen Querstrichen.

Die Cayennische Schnepfe, Scolopax cayennensis rostro obscuro basi rufescente, pedibus fuscis, corpore supra ex cinerascente fusco-nigrescente-maculato, subtus albo. Gmelin Syst. Nat. 1, p. 661, n. 37. Scolopax capite cinereo-fusca testaceo varia, corpore subtus uropygioque albo, tectricibus alaribus remigibusque primoribus basi albis. Latham. Syst. ornith. II. p. 715, n. 5. Cayenne Snipe. Latham Synops. III., p. 245, n. 5.

Latham setzt diese Schnepfe zwischen die Doppelschnepfe und die Heerschnepfe. Die Farbe dieser Schnepfe ist graubraun und gelblich bunt, unten auf dem Bauche und auf dem Burzel weiß. Die großen Federn der Flügel und die ersten Schwungfedern sind an der Wurzel weiß. Der Schnabel ist dunkel braun, an der Wurzel röthlich, die Beine braungrau. Die Kehle ist etwas gefleckt. Der Schwanz hat schwärzliche Striche und eine solche Spitze. Sie ist ungefähr 13 Zoll lang, und weniger größer, als die Doppelschnepfe.

Schnabel bis zu den Augen geht, wie bei der Doppelschnepfe, noch ein schwarzer Strich an jeder Seite. Uebrigens ist die Farbe, wie bei der Heerschnepfe, bis auf den Rücken, welcher hier glänzend grünlich erscheint. Hals und Brust sind nämlich weißlich und graubraun gefleckt, die ersten Schwungfedern sind braunschwarz, die folgenden an der Spitze weiß; daher entsteht ein weißer Querstrich auf den Flügeln. Der äußere Rand der ersten Schwungfeder ist weißlich. Bei beiden Arten sind das Ende der Brust, der Bauch und die Kehle weiß, jedoch fallen die langen Streiche auf dem Rücken bei dieser Schnepfe etwas mehr in das Rostfarbige, bei der Heerschnepfe, etwas mehr in das Weiße. Die Steuerfedern sind bei dieser kleinen Mausschnepfe braunschwarz, und am Rande rostbraun.

Die brünette Schnepfe, Scolopax pusilla, superne rufa, maculis nigris et pauco albo variegata, inferne alba; gutture, collo inferiore et pectore maculis nigricantibus variis; medio ventre nigricante albo undulato; rectricibus binis intermediis fuscis rufo maculatis, lateralibus fusco albicantibus. Gallinago Anglicana Briss. Ornithol. tom. V. p. 309. n. 5. Scolopax pusilla, rostro subrecurvo, ventre uropygio et lateribus albis, dorso et tectricibus alarum caudaque ferrugineis albo-lineatis. Gmelin, Linn. Syst. Nat. I. p. 663, n. 40. Fr. La Brunette; Engl. Dunlin.

Willughby giebt diesem Vogel den Namen Dunlin, welches durch brünette gegeben werden kann. Er soll nach diesem Schriftsteller in den nördlichen Theilen Englands einheimisch seyn. Diese kleine Heerschnepfe ist an Wuchs der vorhergehenden gleich, und ist auch sonst von derselben nur wenig unterschieden. Sie hat einen schwärzlichen Bauch

nicht hinkommen kann. Es ist von trocknen Kräu-
tern und Federn gemacht, und es enthält vier od
fünf längliche weißliche Eyer mit rothgelben Flecken.
Die Kleinen verlassen das Nest, wenn sie aus de
Schale kriechen, und sehen häßlich und ungestalte
aus. Die Mutter sorgt so lange für sie, bis ih
großer allzuweicher Schnabel fester geworden, und
verläßt sie erst, wenn sie sich leicht selbst versorge
können. Die Nahrung dieser Schnepfe ist ungewiß
man findet in ihrem Magen nur irdische Ueberbleibse
und Feuchtigkeiten, welche wahrscheinlich aufgelöset
Substanzen der Würmer sind, die sie genießt; denn
sie bohrt unaufhörlich in die Erde. Nach Aldro-
vand ist ihre Zunge am Ende wie eine Stange, mi
einer scharfen Spitze versehen, um die Würmer zu
durchbohren, welche sie im Schlamme aufsucht. Nach
Otto soll sie auch Hafer fressen und davon Hafer-
schnepfe heißen. Der Kopf bewegt sich bei dieser
Schnepfe mit einem horizontalen Hin- und Herwan-
ken, und der Schwanz bewegt sich von oben, nach
unten. Sie geht Schrittweise, den Kopf in die
Höhe, ohne zu springen, noch hin und her zu fliegen;
man findet sie aber selten in dieser Verfassung; denn
sie hält sich sorgfältig im Schilf und in den Kräutern
morastiger Erde versteckt, wo die Jäger diese Vögel
nur vermittelst einer Art von Raketen auffinden
können, die von leichten Platten gemacht werden,
und breit genug seyn müssen, daß sie nicht in Schlamm
einsinken. Da nun die Heerschnepfe von weitem
und sehr schnell aufgeht, und dabei mehrere Bogen
macht, ehe sie gerade fliegt, so ist sie sehr schwer zu
schießen. Man fängt sie daher leichter mit Steck-
schlingen auf ähnliche Art, wie man sie in den Fuß-
steigen der Gehölze anlegt, um die Waldschnepfen zu
fangen; s. Th. 21, S. 695.

Die Heerschnepfe ist gewöhnlich sehr fett, und ihr

Fett ist von einem feinen Geschmack. Es hat gar nicht das Widrige des sonstigen Fettes. Man richtet sie wie die Waldschnepfe zu, ohne sie auszunehmen; s. weiter unten.

Die Heerschnepfe soll sich, nach den Berichten mehrerer Reisenden, in mehreren Ländern der Welt befinden, als sonst irgend ein Vogel; denn sie ist fast in ganz Europa, Asien und Amerika gemein.

Von dieser Schnepfe soll die Finnmärkische Schnepfe, Scolopax Gallinaria, nach Müller, eine Abart seyn. Sie unterscheidet sich von der vorherigen bloß dadurch, daß sie einen geraden höckerigen Schnabel, gelbe Füße, und einen ganz grauen Kopf hat, und aus Finnland kommt.

Die kleine stumme Schnepfe, die Heerschnepfe, Pudelschnepfe, kleinste Schnepfe, Halbschnepfe, Mausschnepfe, Rohrschnepfe, Haarschnepfe, Wasserschnepfe, das Wasserhühnchen, der Haarbull, Haarpudel. Scolopax Gallinula, rostro recto tuberculato, pedibus virescentibus, loris fuscis, uropygio violaceo-vario. Linn. Syst. Nat. c. Gmelin I. p. 662, n. 8. Fr. La plus petite espece de becassine. Belon. Nat. des Oiseaux p. 207; Engl. Jud-cock, Jack-snipe; Dänisch rav-sneppe.

Diese kleine Schnepfe ist nur halb so groß, als die vorhergehende, daher kommt es, nach Belon, daß die Einkäufer sie zwei für eine nennen. Sie legt sich im Schilf der Teiche unter trockne Binsen und Schwertel, das an Wasserufer gefallen ist, und hält sich daselbst so hartnäckig versteckt, daß man beinahe auf sie treten muß, um sie aufzustoßen, und sie geht einem, sagt Büffon, nur unter den Füßen heraus, gleich als wenn sie von dem Geräusche nichts hörte, das man macht, wenn man an sie kommt, daher haben die Jäger sie die Taube, la sourde, ge-

nannt. Ihr Flug iſt nicht ſo ſchnell und nicht ſo bogenförmig, als bei der groſſen Heerſchnepfe; ihr Fleiſch ſoll von einem nicht minder zarten Geſchmack und ihr Fett eben ſo fein, allein die Art ſoll nicht ſo zahlreich, oder wenigſtens nicht ſo allgemein verbreitet ſeyn. Dieſe kleine Schnepfe hat nach Verhältniß einen nicht ſo langen Schnabel, als die andere; ihr Gefieder iſt eben ſo, mit einem kupferfarbigen Wiederſchein auf dem Rücken und langen rothgelblichen Pinſelſtrichen auf den Federn, die an den Seiten des Rückens liegen, und welche Federn, da ſie länglich, ſanft wie Seide, und dünn ſind, wahrſcheinlich zum Namen Haarſchnepfe Gelegenheit gegeben haben. Scopoli nimmt den einzigen braunen Strich von der Schnabelwurzel bis zum Nacken zum Kennzeichen an. Die Füße ſind bräunlich. Dieſe kleine Schnepfe niſtet beinahe das ganze Jahr in den Sümpfen; ihre Eyer haben eben die Farbe, wie bei der groſſen Heerſchnepfe, grüngelb und dunkelbraun gefleckt, nur ſind ſie kleiner nach Verhältniß des Vogels, der nicht ſtärker, als eine Lerche iſt. Man hat oft dieſe kleine Schnepfe für das Männchen der groſſen gehalten. Otto beſchreibt in den Anmerkungen zu Büffon's Naturgeſchichte der Vögel, Th. 26, S. 193, eine kleine Haar-, Pudel- oder Mausſchnepfe, die er in Pommern geſehen, wie folgt: der Schnabel iſt nicht viel länger, als der Kopf, jedoch zuweilen 2 Zoll lang, gerade, an der Spitze des längern Oberkiefers kolbig, mit ausgehöhlten Punkten, ſchwarz, aber auf dem Rücken des Oberkiefers bis zur Mitte gelblich; von Geſtalt, wie bei der Heerſchnepfe, nur zur Hälfte kürzer. Auch die Farbe iſt der an der Doppel- und der Heerſchnepfe ähnlich, nur iſt ſie durch den breiten ſchwarzen Streif mitten längſt des Kopfs verſchieden, welcher nämlich zwiſchen zwei ſchmälern roſtfarbigen weggeht. Von dem

Schnabel bis zu den Augen geht, wie bei der Doppelschnepfe, noch ein schwarzer Strich an jeder Seite. Uebrigens ist die Farbe, wie bei der Heerschnepfe, bis auf den Rücken, welcher hier glänzend grünlich erscheint. Hals und Brust sind nämlich weißlich und graubraun gefleckt, die ersten Schwungfedern sind braunschwarz, die folgenden an der Spitze weiß; daher entsteht ein weißer Querstrich auf den Flügeln. Der äußere Rand der ersten Schwungfeder ist weißlich. Bei beiden Arten sind das Ende der Brust, der Bauch und die Kehle weiß, jedoch fallen die langen Striche auf dem Rücken bei dieser Schnepfe etwas mehr in das Rostfarbige, bei der Heerschnepfe, etwas mehr in das Weiße. Die Steuerfedern sind bei dieser kleinen Mausschnepfe braunschwarz, und am Rande rostbraun.

Die brünette Schnepfe, Scolopax pusilla, superne rufa, maculis nigris et pauco albo variegata, inferne alba; gutture, collo inferiore et pectore maculis nigricantibus variis; medio ventre nigricante albo undulato; rectricibus binis intermediis fuscis rufo maculatis, lateralibus fusco albicantibus. Gallinago Anglicana Briss. Ornithol. tom. V. p. 309. n. 5. Scolopax pusilla, rostro subrecurvo, ventre uropygio et lateribus albis, dorso et tectricibus alarum caudaque ferrugineis albo-lineatis. Gmelin, Linn. Syst. Nat. I. p. 663, n. 40. Fr. La Brunette; Engl. Dunlin.

Willughby giebt diesem Vogel den Namen Dunlin, welches durch brünett gegeben werden kann. Er soll nach diesem Schriftsteller in den nördlichen Theilen Englands einheimisch seyn. Diese kleine Heerschnepfe ist an Wuchs der vorhergehenden gleich, und ist auch sonst von derselben nur wenig unterschieden. Sie hat einen schwärzlichen Bauch

mit weißen Flammen, und der obere Leib iſt mit ſchwarz und ein wenig weiß auf einem braunrothen Grunde gefleckt. Sie hat übrigens die Geſtalt und einerlei Sitten mit der kleinen Schnepfe, Scolopax Gallinula, und iſt davon wahrſcheinlich nur eine Abart.

Mit der Heerſchnepfe, haben folgende ausländiſche Vögel Aehnlichkeit.

1) Die Schnepfe vom Kap, die Kapſche Schnepfe, Scolopax Capensis, rostro recto lineaque verticis rufescentibus, fascia pectorali nigra, linea utrinque dorsali alba. Linn. Syst. Nat. ed. XII. p. 246. n. 14. Fr. la Bécassine du Cap de bonne Esperance. Buffon Oiseaux; Engl. Cape Snipe. Latham Synops. III. 1. p. 138.

Sie iſt etwas größer, als die gemeine Schnepfe, hat aber einen weit kürzeren Schnabel. Die Farben ihres Gefieders ſind ein wenig heller; eine graubläuliche Farbe, von kleinen ſchwarzen Flammen durchkreuzt, macht den Grund ihres Mantels, welchen eine weiße von der Schulter bis zum Burzel gezogene Linie durchläuft; ein kleiner ſchwarzer Gürtel zeichnet den hohen Theil der Bruſt aus. Der Bauch iſt weiß, der Kopf wird von fünf Streifen geziert, wovon die eine auf dem Wirbel rothgelblich, zwei an jeder Seite grau, und die andern beiden, die das Auge einfaſſen, und ſich nach hinten erſtrekken, weiß ſind. — Latham beſchreibt eine Abart der Capiſchen Schnepfe olivengrün, mit ſchwarzem Halſe, roſtbraunem Scheitel und Gurgel, weißen Augenbraunen, Schulterfedern und Bauche, und rothgelb gefleckten Schwungfedern und Schwanze.

2) Die Madagaskariſche Schnepfe, Scolopax Capensis, cinereo griseo nigroque undulata, capite colloque rufis, orbitis gula, scapularibus abdomineque albis, fasica pectorali

perciliis pectore, abdomine uropygioque albis. Linn. Syst. Nat. XII. 1 p. 245 n. 12. Gmelin Linn. Syst. Nat. I. p. 665. n. 12. Glareola, barker Albini. Klein, Avi p. 102, n. 12. Fr. le petit corlieu ou aboyeur des Anglois, la grande Barge aboyeuse, la Barge grise.

Otto sagt, in den Anmerkungen zu Büffons Naturgeschichte der Vögel, Bd. 26, S. 221. „Die Verwirrung bei diesen schwer zu bestimmenden Vögeln wächst beinahe mit jedem Schriftsteller. Pennant und Gmelin haben Büffons bellende Uferschnepfe bei Linné's Scolopax aegocephala angeführt, und der erst genannte Schriftsteller hat in der arctischen Zoologie bei seiner gefleckten Pfuschnepfe, Linné's Scolopax Totanus angeführt ꝛc. Das Geschrei dieses Vogels gleicht wahrscheinlich einem Gebell, weil er bei den Engländern den Namen eines Bellers (barker) bekommen hat; der Name graue Uferschnepfe unterscheidet sie nicht genau von der ersten Art, die auch grau ist, und noch einförmiger, als diese, deren Mantel braungrau und um jeder Feder mit weißlichen Franzen besetzt ist. Die Ruderfedern sind mit weißen und schwärzlichen Querstreifen versehen. Diese Uferschnepfe unterscheidet sich von der ersten auch durch die Größe; sie hat von der Schnabelspitze bis zu dem Ende der Zehe nur vierzehn Zoll. Sie bewohnt die Sümpfe der Meerküsten von Europa, sowohl des großen Weltmeeres, als des Mittelländischen. Man findet sie in Salzsümpfen, und sie ist, wie die andern Uferschnepfen, furchtsam, geht von weitem auf, und sucht ihre Nahrung auch nur zur Nachtzeit.

Otto beschreibt eine graue Uferschnepfe oder Pfeifschnepfe, die er im Jahre 1789 zu Frank-

4) **Die Schnepfe von Madras**, Scolopax Maderaspatana, welche zu den Heerſchnepfen gerechnet wird. Dieſe Schnepfe iſt oben ſchwärzlich und rothgelb, unten weiß, an der Kehle und unten am Halſe fuchsroth und von ſchwärzlichen Flecken bunt; oben am Kopfe ſind der Länge nach dreifache braunſchwärzliche Streifen; der Rücken hat der Länge nach zwei braunſchwärzliche Binden; an der Bruſt iſt eine ſchwarze Querbinde; die Schwungfedern und zwölf Steuerfedern ſind ſchwarz, fuchsgelb und graubunt. Die Größe iſt nicht bekannt. Der Schnabel fällt in das Rothgelbe.

5) **Die weiße Indiſche Heerſchnepfe, die Indianiſche Schnepfe**, Scolopax Indica, grisea-fusco undulata, subtus alba, capite albido, collo subtus striis, villa oculos alteraque subtus griseis, rostro pedibusque nigris. Latham Syst. ornithol. II. p. 718, n. 13. Fr. la Becassine blanche des Indes. Engl. White Indian Snipe.

Dieſer Vogel iſt etwas kleiner, als unſere Europäiſche Heerſchnepfe. Der Kopf iſt weiß, am Wirbel mit ſehr lichtem Erdgrau verwaſchen. Bei dem obern Wirbel des Schnabels entſteht ein länglichter grauer Streif, der von dem Auge durchſchnitten wird, und ſich faſt bis hinter den Kopf hinzieht, ein wenig unter dem Auge hebt ſich ein andrer Streif von eben dieſer Farbe an, und erſtreckt ſich faſt bis hinter den Kopf. Die Kehle iſt weiß; der Hals und die Bruſt ſind ſchmutzigweiß, mit erdgrauen Flecken und länglichten Streifen bezeichnet. Der Rücken, der Steiß, die kleinen Flügelfedern, die kürzeren Schwungfedern der Flügel und die des Schwanzes, ſind erdgrau, mit dunkelbraunen wellenförmigen Querſtreifen durchſchnitten. Die kleinen Flügelfedern ſind auf der äußern Seite beinahe weiß, die

Schwungfedern dunkelerdgrau, der Bauch und die untere Bedeckung des Schwanzes sind weiß; die Seiten am Bauche von eben dieser Farbe, mit lichten erdgrauen Querstreifen; der Schnabel und di Füße sind schwarz.

Die Uferschnepfe, Strandschnepfe, Totanus, Limosa, Barge; Fr. la Barge. Linné und Latham rechnen diesen Vogel zu den Schnepfen, und ihnen sind auch die meisten neueren Naturforscher gefolge. Büffon sagt: die Uferschnepfen machen unter den Sumpfvögeln eine kleine Familie aus, und stehen unmittelbar unter der Waldschnepfe; denn sie haben dieselbe Leibesbildung, nur höhere Beine und einen noch längeren Schnabel, obgleich eben so gebildet, mit einer stumpfen und platten Spitze, gerade oder ein wenig gebogen, und leicht erhaben. Diese Schnepfen leben nur von Würmern, die sie aus dem Schlamme holen. Man findet in ihrem Magen durchsichtigen Kies. Ihre Stimme vergleicht Belon mit dem Geblöke einer Ziege. Dieser Schriftsteller sagt: „Die Uferschnepfe ist argwöhnisch, und läßt den Menschen nicht nahe an sich kommen; trifft es sich bisweilen, daß sie in Furcht aufgeht, so fängt sie an ein Geschrei auszustoßen, welches dem Blöcken der Böcke und Ziegen gleicht, wenn sie den Schlund voll haben.“ — Ueberhaupt sind diese Vögel unruhig, gehen von weitem auf, und stoßen im Auffliegen ein Geschrei des Schreckes aus. In vom Meere entfernt liegenden Gegenden sind sie selten, und ein besonders Behagen finden sie an salzigten Sümpfen. An den Küsten Frankreichs, insbesondere an den Küsten der Picardie haben sie im September ihren regelmäßigen Zug; man gewahrt sie daselbst Haufenweise, und hört sie des Abends im Mondscheine sehr hoch vorbeiziehen. Die mehrsten fallen auf die

Sümpfe, und fliegen nur mit Mühe wieder auf; allein sie laufen wie die Rebhühner, und der Jäger treibt sie so zusammen, daß er mehrere auf einen Schuß trifft. An einem Orte bleiben sie nur einen oder zwei Tage, und am folgenden Tage findet man oft keine einzige mehr in den Sümpfen, wo sie den Tag vorher in sehr großer Anzahl waren. Nach Baillon nisten sie nicht an den Küsten Frankreichs. Ihr Fleisch ist zart und sehr gut zu essen. Büffon führt acht Arten dieses Vögelgeschlechts an:

1) Die gemeine Uferschnepfe, Scolopax Limosa, rostro laevi, pedibus fuscis remigibus macula alba, quatuor primis immaculatis Limosa. Linn. Syst. Nat. ed. X. gen. 77. Spec. 10. Barge gallorum. Aldrovande Avi tom. III. pag. 434. t. 436. Fedoa secunda, quae eadem cum totano Aldrovande. Willughby, Ornithol. p. 219, 243, 53. Fr. la Barge, Belon.

Das Gefieder dieser Uferschnepfe ist einförmig grau, Stirn und Kehle ausgenommen, welche rothgelblich sind; der Bauch und der Burzel sind weiß, die großen Schwungfedern sind auswendig schwärzlich, inwendig weißlich; die mittleren Schwungfedern und die großen Deckfedern haben viel Weißes. Der Schwanz ist schwärzlich und am Ende weiß; die beiden äußersten Federn sind weiß, und der Schnabel ist an der Spitze weiß und in seiner Länge, die vier Zoll beträgt, röthlich. Die Füße mit dem bloßen Theile der Beine sind 4½ Zoll. Die ganze Länge von der Schnabelspitze bis zum Ende des Schwanzes beträgt 16 Zoll und bis an das Ende der Zehe 18 Zoll.

2) Die bellende Uferschnepfe, Scolopax Totanus, rostro sub recto, pedibus fuscis su-

perciliis pectore, abdomine uropygioque albis. Linn. Syst. Nat. XII. 1 p. 245 n. 12. Gmelin Linn. Syst. Nat. I. p. 665. n. 12. Glareola, barker Albini. Klein, Avi p. 102, n. 12. Fr. le petit corlieu ou aboyeur des Anglois, la grande Barge aboyeuse, la Barge grise.

Otto sagt, in den Anmerkungen zu Büffons Naturgeschichte der Vögel, Bd. 26, S. 221. „Die Verwirrung bei diesen schwer zu bestimmenden Vögeln wächst beinahe mit jedem Schriftsteller. Pennant und Gmelin haben Büffons bellende Uferschnepfe bei Linné's Scolopax aegocephala angeführt, und der erst genannte Schriftsteller hat in der arctischen Zoologie bei seiner gefleckten Pfuschnepfe, Linné's Scolopax Totanus angeführt ꝛc. Das Geschrei dieses Vogels gleicht wahrscheinlich einem Gebell, weil er bei den Engländern den Namen eines Bellers (barker) bekommen hat; der Name graue Uferschnepfe unterscheidet sie nicht genau von der ersten Art, die auch grau ist, und noch einförmiger, als diese, deren Mantel braungrau und um jeder Feder mit weißlichen Franzen besetzt ist. Die Ruderfedern sind mit weißen und schwärzlichen Querstreifen versehen. Diese Uferschnepfe unterscheidet sich von der ersten auch durch die Größe; sie hat von der Schnabelspitze bis zu dem Ende der Zehe nur vierzehn Zoll. Sie bewohnt die Sümpfe der Meerküsten von Europa, sowohl des großen Weltmeeres, als des Mittelländischen. Man findet sie in Salzsümpfen, und sie ist, wie die andern Uferschnepfen, furchtsam, geht von weitem auf, und sucht ihre Nahrung auch nur zur Nachtzeit.

Otto beschreibt eine graue Uferschnepfe oder Pfeifschnepfe, die er im Jahre 1789 zu Frank-

[illegible] 1 Fuß 4 Zoll; die [illegible]
[illegible] 3 Zoll. Die Schn[illegible]
[illegible] Zoll, bis zum Mundwinkel
[illegible] Länge die Kerbe 1½ Zoll; das [illegible]
[illegible] 1½ Zoll die Länge, das Lendenbein 3½
das Dünnbein 1½ Zoll, der mittelste Zehe
[illegible] Spitze die Nägel des äußern Z
[illegible] bis zum Anfange des mittlern Nagels;
[illegible] Nagel reicht mit dem Zehen nur bis
[illegible] Das erste Glied von dem äußersten
[illegible] Zehen ist durch eine halbe Schwi
[illegible] verbunden. Der Schnabel ist an der S
[illegible] an die Hälfte gebogen, läuft spitzig zu,
[illegible] Punkte, wie die Hetzrichn
[illegible]. Der Schnabel ist an der Wurzel höher,
breit, oder etwas zusammengedrückt: die Furche
[illegible] Nasenlöcher ist ungefähr 3.4
lang, und reicht nicht bis zur Hälfte des Schnab
[illegible] bis dahin bleyfarbig an der Spitze a
[illegible] ist. Die Lendenbeine sind halb nackt,
[illegible] Dünnbeine und Zehe selbst braun oder
[illegible] ein grün. Die Nägel sind klein und schw
[illegible] am innern Rande schneidend.
[illegible] ist schwärzlich. Die Farbe des Vogels
oben und unter dem Halse braun mit weißen S
chen; übrigens unten am Leibe schön weiß.
Augen ist ein weißen Streif, der von d
Schnabel auf der Stirn bis dicht hinter die Aug
geht. Kopf und Hals sind schwarzlichbraun u
weißgrau gefleckt, indem jede schwarzlichbraune
breitgraue Ränder hat. Die Rücken- und F
geldecken sind schwärzlichbraun mit schmalen gelbli

weißen Rändern. Hebt man die Rückendecken auf, so ist der ganze Rücken, die Seite und der Burzel schneeweiß, wie die Brust, der Bauch, der Steiß, die Lenden, die unteren Schwanzdecken und die Kehle. Der Hals ist unten der Länge nach weiß mit wenigen grauen feinen Strichen. Die Flügel sind wie bei andern Schnepfen, gleichsam dreilappig, indem die vordern Schwungfedern den längsten Lappen, die Schwungfedern der zweiten Ordnung, welche nach dem Leibe zu länger werden, den zweiten, und die Seiten- und Rückendecken den dritten Lappen bilden; unter dem letztern sind die langen Federn wie bei andern Schnepfen. Die Schwungfedern der ersten Ordnung sind oben schwarz, und nur an der Spitze etwas heller; die erste hat einen weißen Schaft; die Schwungfedern der zweiten Ordnung sind ebenfalls schwarz; die langen nach dem Leibe zu haben aber weiße und gleichsam gelblich gezackte Ränder; die Decken der zweiten Schwungfedern sind ebenfalls weißlich gerändert. Ueber den Flügeln sind die Schwungfedern dunkelaschgrau, und ihre Decken weiß mit aschgrauen und schwärzlichen gezackten Bögen. Die zwölf Schwanzfedern reichen nicht völlig bis zur Spitze der anliegenden Flügel, und die mittelsten sind etwas länger und spitziger, als die äußeren, die fast ganz weiß sind, das mehrste an den mittelsten oder mittleren ist auch ganz weiß. Die spitze Zunge reicht nicht weiter, als die Mitte des Schnabels. Dieser Schriftsteller beschreibt auch noch eine zweite Art, welche die Größe eines Brachvogels hat, und mit der gelbbeinigen Uferschnepfe übereinkommt; s. diese.

3) Die bunte Uferschnepfe, die große graue Pfulschnepfe, die Regenschnepfe, das Grünbein, das Meerhuhn, Scolopax glottis, rostro recto, basi inferiori, rubro, pe-

dibus, virescentibus. Linn. Syst. nat. ed. X. Gen. 77. Sp. 9. Fr. la Barge variée; Engl. Greenshank.

Das ganze Gefieder dieser Uferschnepfe ist wie bei der bellenden, weißbunt, welche Farbe die graubraunen Mantelfarben einfaßt und sie mit Franzen besetzt. Der Schwanz ist gleichfalls gestreift, und der untere Leib ist weiß.

4) Die schwimmende Uferschnepfe, Scolopax natans. Sie ist beinahe so groß, als der Kibitz, Tringa Vanellus, der Schnabel ist aber doppelt so lang, als der Kopf, platt, pfriemenförmig, schwarz, der unterste Kinnbacken bis zur Hälfte roth, die Füße gelbroth, länger als der Rumpf, und haben schwarze Nägel. Die Kopfplatte, der Rücken des Halses, und der obere Theil des Rückens sind aschgrau; die ersten Schwungfedern schwarz, und die erste hat einen weißen Schaft; die innern Schwungfedern sind schwarzgrau, mit weißen dreieckigen Flecken gleichsam besäet, und unten, wie die Schwanzfedern, mit Querstreifen versehen. Der Streif über jedem Auge vom Schnabel an, die Kehle, unter der Hals, die Brust, der Bauch, der Steiß und die Augenlieder sind weiß. In diesem Weißen sind ein aschgrauer Streif vom Schnabel durch die Augen, aschgraue häufige Flecken an der Mitte des Halses, wenige an dem Bauche und an den Backen. Diese Schnepfe kann mit ihren kurzen Füßen in ziemlich tiefem Wasser gehen. Die hier beschriebene wurde aber schwimmend geschossen.

5) Die fuchsrothe Uferschnepfe, das rothbrüstige Wasserhuhn, das rothgebrüstete Haselhuhn, die rothe Pfuhlschnepfe, die Lappländische Schnepfe, Scolopax Lapponica, rostro subrecurvato flavescente pedibusque nigris, subtus tota rufo-

ferruginea. Linn. Syst. Nat. ed. XII. p. 246. n. 15; ed. Gmelini pag. 667. n. 15. Fr. la Barge rousse.

Nach Büffon hat diese Schnepfe beinahe die Größe der bellenden; Vorderleib und Hals sind schön rothgelb, die Mantelfedern braun und schwärzlich, und mit feinen weißen und rothgelblichen Franzen besetzt; der Schwanz ist mit rothgelblichen und braunen Querstreifen besetzt. Nach Linné ist der Schnabel dieser Uferschnepfe etwas aufgebogen, gelblich, die Beine schwarz, der Leib unterhalb ganz rostbraun. Diese Schnepfe findet sich an den Küsten Frankreichs, auch im Norden bis nach Lappland, in Amerika. Von der Hudsonsbay wurde sie nach England geschickt. Büffon macht hieraus den Schluß, oder sieht es vielmehr als ein Beispiel mehr an, daß die am Wasser lebenden Vögel den nördlichen Ländern in beiden Welten gemein sind. Otto hat diese Schnepfe mit verschiedenen Spielarten in Pommern gesehen; auch sollen sie im Frühjahr an dem Kaspischen Meere erscheinen.

Die graue Uferschnepfe, Tringa grogaria. Diese Schnepfenart kommt an Größe, nach Otto's Beschreibung, dem Kiebitz nahe. Kopf und Hals sind aschgrau mit feinen grauschwarzen, länglichen Streifen. Der Schnabel ist etwas aufwärts gebogen, 2 5/8 Rheinländische Zoll lang, glatt, nach der Spitze zu schwarz. Bauch und Steiß sind weiß, mit rothgelblichen Rändern; Rükken und Flügel sind graubraun und hellrostbraun gefleckt. Die Federn sind aber dunkelbraun und an der Spitze und den Rändern rostbraun, an den Flügeln haben sie weißliche Flecken. Die Schwungfedern sind schwärzlichbraun mit weißen Schäften; die erste bis vierte sind ungefleckt, die folgenden aber weiß gerändert. Die äußersten Steuerfedern im

Schwanze sind weiß, die mittelsten weißlich roßbraun, mit sechs bis sieben graubraunen Querbinden. Der Burzel ist weiß, mit sparsamen graubraunen Flecken. Die Füße sind grau. Der genannte Schriftsteller sagt noch, daß sie mit Linné's Lappländischer Schnepfe und der fuchsrothen Uferschnepfe am besten stimmt; allein wenn man die Flügel zusammenhält, gewahrt man, daß es verschiedene Arten sind; denn sie sind viel kleiner, das Rostbraun auf dem Rücken ist viel blässer, und statt der dunkel rostbraunen Brust, hat sie unter dem Halse und am Anfange der Brust eine gelblichgraue, und an der Kehle eine weiße Farbe. Der Schnabel ist auch viel kürzer.

Die große rothgelbe Uferschnepfe, der rothe Geißkopf, Scolopax aegocephala var. β. Gmelin Linn. Syst. Nat. I. p. 668. Barge, seu aegocephalus Belonii. Willoghb. Ornithol. p. 215; Fr. la grande Barge rouge. Diese Schnepfe ist größer, als die fuchsrothe Uferschnepfe, hat aber nur einen rothgelben Hals und rothgelbliche Kanten an den schwärzlichen Rückenfedern. Brust und Bauch sind auf einem schmutzigweißen Grunde mit schwärzlichen Querstrichen versehen. Die Länge dieser Uferschnepfe ist vom Schnabel bis zu den Zehen 17 Zoll. Diese Schnepfe lebt, wie die fuchsrothe, an den Küsten, aber abgesondert von der letzteren, welche Beobachtung jedoch nur an den Küsten der Normandie gemacht worden.

Die Hudsonische rothgelbe Uferschnepfe, das langschnäblichte Wasserhuhn, das größere Amerikanische Wasserhuhn, das rothe Amerikanische Berghuhn, die rothe Pfulschnepfe, Scolopax Fedoa, rostro recto flavicante, pedibus fuscis, remigibus se-

cundariis rufis nigro punctatis. Linn. Syst. Nat. XII. 1. p. 244. n. 9. Fr. la Barge rousse de la Baie d'Hudson; Engl. Great Godwit; Greater American godwit, or curlew from Hudson's-bay. Diese Schnepfe hat zwar mehr Rothgelbes, als die vorhergehende, auch ist ihr Wuchs ein wenig größer; allein Büffon will sie als eine der großen rothgelben Uferschnepfe sehr nahe liegenden Art angesehen wissen, oder wohl gar ursprünglich als dieselbe. Nach Edward ist es die größte Art dieser Gattung. Sie hat 16 Zoll von der Schnabelspitze bis zum Ende des Schwanzes, und 19 Zoll bis zum Ende der Zehe. Der Schnabel ist 6 Zoll lang, gelblich, und an der Spitze schwarz. Das ganze Gefieder auf dem Mantel derselben hat einen braunrothgelben Grund mit schwarzen Querstreifen. Die ersten Schwungfedern sind schwärzlich, die folgenden rothgelbbraun mit schwarzen Tüpfelchen. Die Ruderfedern haben Querstreifen von eben dieser rothgelben Farbe. Die sehr langen, bis weit über die Knie nackten Beine sind nach Pennant schwarz.

Die braune Uferschnepfe, der gewölbte Schnepf, Scolopax fusca, rostro apice inflexo, corpore nigro albo-nebuloso, uropygio alisque subtus albis. Linn. Syst. Nat. XII. 1. p. 243. n. 5. Fr. la Barge brune; Engl. Dusky Snipe. Sie hat den Wuchs der bellenden Uferschnepfe, einen dunkelbraunen und schwärzlichen Farbengrund, durch kleine weiße Linien erhoben, womit die Hals- und Rückenfedern gesäumt sind, und wodurch sie angenehm schattirt oder geschuppt erscheinen; die mittleren Schwungfedern und ihre Deckfedern sind gleichfalls am Rande weißlich eingefaßt, und mit solchen Tüpfelchen versehen; ihre ersten Schwungfedern zeigen auswendig

nur ein einförmiges Braun, und die Rückenfedern sind braun und weiß gestreift, der Burzel ist weiß. Nach Beisson ist diese Schnepfe etwas größer, als die graue Uferschnepfe, 11 1/4 Zoll lang, der Schnabel 2 1/3 Zoll, der Schwanz 2 2/3 Zoll; der nackte Theil der Dickbeine 18 1/2 Linie, der mittlere Zehe 15/12 Zoll; der äußere 13 Linien; der innere 14 Linien; der hintere nur 3 1/2 Linie; die Flügelausbreitung 17/12 Fuß und 3 Linien. Der Schnabel ist schwarz, außer der weißlichen Wurzel des Unterkiefers. Der nackte Theil der Dickbeine, die Dünnbeine und die Nägel sind dunkelgraubraun. Sie lebt an dem Meeresufer in Europa, und geht nach Rußland und Sibirien. An der Ostsee ist dieser Vogel von Naturforschern noch nicht bemerkt worden.

Die weiße Uferschnepfe, der Kanadische Schnepf, die weiße Schnepfe aus Kanada, der weiße Strandläufer, das weiße Haselhuhn, die weiße Avocette; Recurvirostra alba, tota alba, tectricibus alarum inferioribus fuscescentibus, rostro aurantio, pedibus fuscis. Gmelin Linn. Syst. Nat. I. p. 694. n. 3. Fr. la Barge blanche; Engl. White Avoset, White godwit, from Hudson's-bay. Der Schnabel dieser Uferschnepfe biegt sich in die Höhe wie der Schnabel der Avocette, ist an der Spitze schwarz und in seiner übrigen Länge orangenfarbig. Das ganze Gefieder ist weiß, das Gelbliche auf den großen Schwung- und Ruderfedern ausgenommen. Nach Edward's soll das weiße Gefieder die Bekleidung dieser Vögel an der Hudsonsbay seyn, und im Sommer sollen sie ihre braune Farbe wieder bekommen.

Die Steinschnepfe, Scolopax melanoleuca, corpore maculis, uropygio caudaque fasciis

albis nigrisque remigibus primoribus nigricantibus, pedibus flavis. Latham Syst. ornith. 2. p. 723. n. 38. Engl. Stone Snipe. Der Schnabel dieſer Schnepfe iſt ſchwarz, Kopf, Hals und Bruſt weißgefleckt; Rücken, Schultern und größere Deckfedern ſind von eben der Farbe. Die vorderen Schwungfedern ſind dunkelbraun, Burzel und Schwanz mit ſchwarzen und weißen Bändern; der Bauch weiß, die Beine lang und gelb. Dieſe Schnepfe iſt noch einmal ſo groß, als die Heerſchnepfe. Man findet ſie auf den Sandbänken in den niedrigen Gegenden der Chateaurbay von Labrador. Sie nickt beſtändig mit dem Kopfe.

Die Schwimmſchnepfe, Scolopax semipalmata, nigro maculata, supra cinerea, subtus alba, remigibus primoribus fascia, secundariis rectricibusque extimis toto albis. Latham. Syst. ornith. II. p. 722. n. 27. Engl. Semipalmated Snipe.

Der dunkelbraune Schnabel dieſer Schnepfe iſt 2 Zoll lang, Kopf und Hals ſind ſchwarz und weiß geſtreift; die Bruſt iſt weiß, mit runden braunen Flecken; der Bauch und die Seiten ſind weiß, letztere haben braune Querſtreifen; der Rücken und die Deckfedern der Flügel ſind aſchgrau, mit großen pfeilförmigen ſchwarzen Flecken. Die vordern Schwungfedern ſind dunkelbraun, mit einem weißen Querſtreifen; die hintern Schwungfedern ſind weiß; die mittleren Schwanzfedern ſind aſchgrau, ſchwarz geſtreift; die äußerſten weiß; die Beine dunkelbraun; die Zehe bis zur Hälfte durch eine Schwimmhaut verbunden. Ihre Länge beträgt 14 Zoll. Das Vaterland iſt Newyork.

Die Niederländiſche Schnepfe, Scolopax Belgica, rostro rectissimo apice nigro, capite collo et pectore ferrugineis, abdomine albo,

dorso alis cauda, pedibusque
Linn. Syst. Nat. I. p. 663.
Schnepfe ſoll ſich in den Niederl
Der Schnabel iſt ganz gerade,
ſchwarz; Kopf, Hals und Bruſt ſi
Bauch weiß, der Rücken, die Flüg
und die Beine ſind ſchwarz. Ihr
Erdinſekten.

Die purpurſchnäblige S
purpurfarbige Schnepfe, Sc
rostro recto purpureo, pedibus
pite cinereo, remigibus ex atro
Linn. Syst. Nat. I. p. 663,
Gmelin überwintert dieſe Schn
Der Schnabel iſt purpurfarbig, n
länger, als die Länge des Kopfes
länglich, mit dem Halſe gleich win
aſchgrau. Die Federn ſind in d
grau, worunter einige okerfarbige
aſchgraue, die kaſtanienfarbene Sp
haben. Der vordere Hals gleicht
untere, ſo wie der Rücken ſind ſ
Federn ſind alle kaſtanienfarbig
Der ganze Unterleib iſt aſchgrau, u
dem hintern Theile deſſelben dunk
gend um den After und die Schen
ſen von der dunkelgrauen in eine erl
farbe. Die Gegend unter den Fl
mit untermiſchten weißen und ge
Augengegend weiß, der Regenbog
und die Stern bläulich. Der Sch
zwölf ganz kurzen, ſchwärzlichen Re
einige kaſtanienfarbene Endungen h
gel hält ſich ſtets an dem Geſtad
Meeres auf.

Die marmorirte Pfuhlschnepfe, Scolopax marmorata, nigricante pallideque rufo, maculatim varia, abdomine medio, superciliis gulaque albidis, pectore fusco undulato, remigibus rufescentibus, quatuor primis extus apiceque nigris. Latham Syst. ornith. II. p. 730. n. 19.

Diese Schnepfe ist 19 Zoll lang, der Schnabel pomeranzenfarbig und 4 Zoll lang, nach dem Ende zu schwarz. Das Gefieder ist oben auf dem Leibe braun, röthlichweiß marmorirt und gefleckt. Die Wachshaut und das Kinn sind weiß. Die Schwungfedern rothgelb, rahmfarbig, mit kleinen braunen Punkten. Der ganze Unterleib blaß rothgelblich, die Brust und die Seiten ganz blaß in der Quere mit dunkelbraunen Linien gewellt. Der Steiß ist rothgelblich weiß, der Schwanz rothgelb, mit sechs oder sieben braunen Querstreifen; die Beine sind schwarz. Sie bewohnt die Hudsonsbay.

Außer diesen hier angeführten Schnepfen giebt es nun noch mehrere Arten, die aber hier übergangen werden müssen. Cüvier trennt von den Schnepfen die Brachvögel, Numenii; Fr. les Courlis, welche sich durch einen längeren, nach unten gebogenen Schnabel unterscheiden; auch sind sie gewöhnlich größer; z. B. der gemeine Brachvogel, Scolopax arquata; Fr. le Courlis ordinaire. Er hat die Größe eines Kapauns und ist auf einem hellbraunen Grunde dunkelbraun gefleckt. Es ist ein Zugvogel, welcher für den besten aller Sumpfvögel gehalten wird. Der rothe Brachvogel, Scolopax rubra, ein Südamerikanischer Vogel, welcher wegen seiner schönen hochrothen Farbe mit schwarzen Schwungfedern merkwürdig ist. S. auch Th. 6, S. 328, und Brachvogel, im Supplement.

wohl abgefettet, in einer Schüssel angerichtet, und mit dem Safte von einer Citrone aufgetragen.

Schnepfen mit Coulis. Wenn die Schnepfen sauber gepuht worden, müssen sie ausgenommen, fein gespickt, und mit einem Faden umwunden werden, damit sie nicht auseinander fallen. Hierauf legt man einige Speck- und Kalbfleischscheiben in eine Kasserolle, die gespickten Schnepfen darauf, auch Zwiebeln und Gewürz, läßt Alles verdeckt auf gelindem Kohlenfeuer in seiner eigenen Sauce schwitzen, und gießt zuletzt ein wenig Fleischbrühe, oder, in Ermangelung derselben, ein wenig siedendes Wasser darauf, und kocht es damit durch. Man nimmt hierauf die Schnepfen heraus, macht an die Brühe ein wenig braunes Mehl, und was aus den Schnepfen genommen worden, hackt man klein und thut es gleichfalls hinein. Jetzt wird das Coulis durchgekocht und durchgestrichen, die Schnepfen wieder hinein gelegt, und bis zum Anrichten warm gehalten.

Schnepfenragout. Man schneidet die gereinigten und in halb Wein und halb Fleischbrühe gedämpften Schnepfen in zwei Theile, röstet hierauf ein wenig Mehl mit Butter braun, legt die geschnittenen Schnepfen in einen Topf, rührt die gehackte Leber, und wenn sonst zum Schnepfenweiß gebraucht wird, unter das geröstete Mehl, richtet es über die Schnepfen an, und gießt dann den Wein und die Fleischbrühe, worin sie zuerst gesotten worden, wieder darüber. Man würzt es nun mit Muskatenblüthe, Pfeffer, Gewürznelken und Salz, thut einige Champignons dazu, und läßt alles zusammen aufsieden.

Schnepfen auf Französische Art zuzubereiten, oder gebackene Schnepfen mit einem Französischen Ragout. Die Schnepfen werden feingespickt und an einem Spieße gebraten; sie müssen aber auf kleine Spieße gesteckt

Semmel streicht, und sie gratiniren läßt. Man lege nun diese Croutons, wenn der Braten angerichtet worden, auf die Schüssel, und die Schnepfen darauf. Ueber diesen Braten giebt man keine Jus, begießt ihn aber sorgfältig mit Butter. Man bratet alle Schnepfen auf diese Weise.

Schnepfen à la Regio. Die kleinen Schnepfen müssen gut gereiniget und ausgelöset werden, damit die Brustfilets nicht zerschnitten werden; der Kopf bleibt aber am Hals. Man spickt nun die Brustfilets der Schnepfen innerhalb; auf die auswendige Seite legt man geschnittene Trüffeln und nähet es zu, damit die Schnepfen ihr voriges Ansehen wieder erhalten. Die Beine werden wieder an ihren Ort eingesteckt, so auch der Hals. Auf den Kopf steckt man einen Crouton von Trüffeln, gleich einem Hahnenkamm, und den Schnabel durch die Schnepfe. Man schwitze nun 3 bis 4 Stück weiße Zwiebeln mit 1/4 Pfund Schinken und 1/2 Pfund Butter, lege die Schnepfen darauf, dann etwas Salz und Gewürze, decke Papier darüber, und lasse es, ohne Flüssigkeiten darauf zu thun, gar werden. Vor dem Anrichten mache man den Zwirn heraus und glacire die Schnepfen in einer Glace mit Krebsbutter. Man nehme das Fett von den Zwiebeln, versetze diesen Fond mit 1/2 Flasche Madera und 2 Löffeln weißen Coulis, und lasse es so weit einkochen, damit es Sauce genug wird. Man streiche es gleich einem Péré durch, schärfe es mit dem Safte von einer Citrone ab, richte es auf einer Schüssel an, und thue die Schnepfen mit der Glace darauf. Zwischen jede Schnepfe lege man einen großen Crouton, mit der Farce von den Lebern, den Gedärmen, Sardellen und Parmesankäse.

Salmi von Schnepfen. Man schneide die gebratenen Schnepfen, wenn sie noch warm sind, in

vorher gerupft, ausgenommen und das Eingeweide derſelben beſonders gethan werden. Man ſpicke ſie nun mit gewürztem Mittelſpeck, löſet die Keulen und Flügel ab, und ſchneidet das Gerippe von einander. Hierauf wird das Eingeweide mit geſchabtem Speck, ein wenig Peterſilie, kleinen Zwiebeln, Champignons, und gehackten Trüffeln im Mörſer zerſtoßen; dann ein Tortenboden in eine Pfanne gemacht, das geſtoßene Eingeweide und Speck, mit Salz, Pfeffer, feinem Gewürz und guten Kräutern gewürzt, unten auf den Boden gethan, und wenn dieſes geſchehen, die zerſchnittenen Schnepfen ordentlich darauf gelegt, oben, ſo wie unten gewürzt, mit Kalbfleiſchſcheiben und Speckſtreifen bedeckt, und mit einem Stücke Butter belegt. Zuletzt kann man die Torte mit einem Boden von eben dem Teige beſchließen, ſolche rundherum zierlich kräuſeln, mit dem Gelben vom Ey beſtreichen, und in den Ofen ſetzen. Man richte nun nachſtehendes Coulis in der Torte an. Man nehme eine Schnepfe, laſſe dieſelbe am Spieße halb gar braten, ziehe ſie dann ab, und ſtoße ſie im Mörſer; hierauf lege man den Boden einer Caſſerolle mit 1½ Pfund Kalbfleiſch und einem Stücke Schinken, welcher in Scheiben geſchnitten worden, aus, thue einige Stücke gelbe Rüben und Paſtinaken, wie auch eine in Scheiben geſchnittene Zwiebel hinzu, verdecke die Caſſerolle, und laſſe es auf dem Caſſerolloche ſchwizzen. Wenn es angebacken iſt, wird ein wenig geſchmolzener Speck mit ſo viel Mehl, als man zwiſchen drei bis vier Finger faſſen kann, dazu gethan, umgerührt, hierauf mit halb Jus und halb Brühe angefeuchtet, mit einigen Champignons, ein wenig Peterſilie, einer kleinen ganzen Zwiebel, zwei oder drei Semmelrinden, und ein wenig feinen Kräutern gewürzt, und bei gelindem Feuer langſam gekocht. Wenn es gar iſt, nimmt man die Kalbfleiſchſcheiben

heraus, zerläßt darein die gestoßenen Schnepfen, schlägt es durch ein Haartuch, thut das Durchgeschlagene in eine Casserolle, und hält es warm. Nachdem nun die Torte im Ofen gar gebacken worden, wird sie herausgenommen, in eine Schüssel gesetzt, solche geöffnet, von den Kalbfleischscheiben und Speckstreifen befreit, abgeetzet, das Coulis, welches einen guten Geschmack haben und nicht zu dick seyn muß, in die Torte geschüttet, sie wieder zugedeckt, und zu einem Gerichte warm angerichtet.

Schnepfensauce. Wenn die Schnepfen gar gebraten worden, werden sie vom Spieße genommen, das Eingeweide und die Leber herausgethan, solches in eine Casserolle gelegt, mit Pfeffer und Salz gewürzt. Hernach ein wenig rothen Wein daran gegossen, und wenn solches geschehen, die Schnepfen in die Sauce geschnitten. Wenn solche nicht dicklich genug seyn sollte, kann man noch zwei bis drei Löffel voll Coulis von Kalbfleisch und Schinken daran thun, es zusammen warm werden lassen, und es versuchen, ob es einen guten Geschmack hat; dann drücke man den Saft von zwei Pomeranzen daran, und richte es warm an.

Auffangung des Schnepfendrecks. Hiervon ist schon oben, unter gebratenen Schnepfen oder Schnepfen zu braten etwas vorgekommen. Am besten geschieht dies, wenn man die Schnepfen gut mit Zimmt und Gewürznelken besteckt, die Semmelschnitte vorher in gutem Wein weichen läßt, auch etwas davon an die Brühe gießt und es dann der Schnepfe unterlegt. Auf dieselbe Weise, wie die Zubereitungen der Waldschnepfen hier angeführt worden, werden auch die übrigen Schnepfen in der Kochkunst bereitet; jedoch kommt am häufigsten nur die Waldschnepfe und die Wasserschnepfe darin vor.

vorher gerupft, ausgenommen und das Eingeweide derſelben beſonders gethan werden. Man ſpicke ſie nun mit gewürztem Mittelſpeck, löſet die Keulen und Flügel ab, und ſchneidet das Gerippe von einander. Hierauf wird das Eingeweide mit geſchabtem Speck, ein wenig Peterſilie, kleinen Zwiebeln, Champignons, und gehackten Trüffeln im Mörſer zerſtoßen; dann ein Tortenboden in eine Pfanne gemacht, das geſtoßene Eingeweide und Speck, mit Salz, Pfeffer, feinem Gewürz und guten Kräutern gewürzt, unten auf den Boden gethan, und wenn dieſes geſchehen, die zerſchnittenen Schnepfen ordentlich darauf gelegt, oben, ſo wie unten gewürzt, mit Kalbfleiſchſcheiben und Speckſtreifen bedeckt, und mit einem Stücke Butter belegt. Zuletzt kann man die Torte mit einem Boden von eben dem Teige beſchließen, ſolche rundherum zierlich kräuſeln, mit dem Gelben vom Ey beſtreichen, und in den Ofen ſetzen. Man richte nun nachſtehendes Coulis in der Torte an. Man nehme eine Schnepfe, laſſe dieſelbe am Spieße halb gar braten, ziehe ſie dann ab, und ſtoße ſie im Mörſer; hierauf lege man den Boden einer Caſſerolle mit 1½ Pfund Kalbfleiſch und einem Stücke Schinken, welcher in Scheiben geſchnitten worden, aus, thue einige Stücke gelbe Rüben und Paſtinaken, wie auch eine in Scheiben geſchnittene Zwiebel hinzu, verdecke die Caſſerolle, und laſſe es auf dem Caſſerollofe ſchwizzen. Wenn es angebacken iſt, wird ein wenig geſchmolzener Speck mit ſo viel Mehl, als man zwiſchen drei bis vier Finger faſſen kann, dazu gethan, umgerührt, hierauf mit halb Jus und halb Brühe angefeuchtet, mit einigen Champignons, ein wenig Peterſilie, einer kleinen ganzen Zwiebel, zwei oder drei Semmelrinden, und ein wenig feinen Kräutern gewürzt, und bei gelindem Feuer langſam gekocht. Wenn es gar iſt, nimmt man die Kalbfleiſchſcheiben

heraus, zerläßt darein die gestoßenen Schnepfen, schlägt es durch ein Haartuch, thut das Durchgeschlagene in eine Casserolle, und hält es warm. Nachdem nun die Torte im Ofen gar gebacken worden, wird sie herausgenommen, in eine Schüssel gesetzt, solche geöffnet, von den Kalbfleischscheiben und Speckstreifen befreit, abgefettet, das Coulis, welches einen guten Geschmack haben und nicht zu dick seyn muß, in die Torte geschüttet, sie wieder zugedeckt, und zu einem Gerichte warm angerichtet.

Schnepfensauce. Wenn die Schnepfen gar gebraten worden, werden sie vom Spieße genommen, das Eingeweide und die Leber herausgethan, solches in eine Casserolle gelegt, mit Pfeffer und Salz gewürzt. Hernach ein wenig rothen Wein daran gegossen, und wenn solches geschehen, die Schnepfen in die Sauce geschnitten. Wenn solche nicht dicklich genug seyn sollte, kann man noch zwei bis drei Löffel voll Coulis von Kalbfleisch und Schinken daran thun, es zusammen warm werden lassen, und es versuchen, ob es einen guten Geschmack hat; dann drücke man den Saft von zwei Pomeranzen daran, und richte es warm an.

Auffangung des Schnepfendrecks. Hiervon ist schon oben, unter gebratenen Schnepfen oder Schnepfen zu braten etwas vorgekommen. Am besten geschieht dies, wenn man die Schnepfen gut mit Zimmt und Gewürznelken besteckt, die Semmelschnitte vorher in gutem Wein weichen läßt, auch etwas davon an die Brühe gießt und es dann der Schnepfe unterlegt. Auf dieselbe Weise, wie die Zubereitungen der Waldschnepfen hier angeführt worden, werden auch die übrigen Schnepfen in der Kochkunst bereitet; jedoch kommt am häufigsten nur die Waldschnepfe und die Wasserschnepfe darin vor.

vorher gerupft, ausgenommen und das Eingeweide derſelben beſonders gethan werden. Man ſpickt ſie nun mit gewürztem Mittelſpeck, löſet die Keulen und Flügel ab, und ſchneidet das Gerippe von einander. Hierauf wird das Eingeweide mit geſchabtem Speck, ein wenig Peterſilie, kleinen Zwiebeln, Champignons, und gehackten Trüffeln im Mörſer zerſtoßen; dann ein Tortenboden in eine Pfanne gemacht, das geſtoßene Eingeweide und Speck, mit Salz, Pfeffer, feinem Gewürz und guten Kräutern gewürzt, unten auf den Boden gethan, und wenn dieſes geſchehen, die zerſchnittenen Schnepfen ordentlich darauf gelegt, oben, ſo wie unten gewürzt, mit Kalbfleiſchſcheiben und Speckſtreifen bedeckt, und mit einem Stücke Butter belegt. Zuletzt kann man die Torte mit einem Boden von eben dem Teige beſchließen, ſolche rundherum zierlich kräuſeln, mit dem Gelben vom Ey beſtreichen, und in den Ofen ſetzen. Man richte nun nachſtehendes Coulis in der Torte an. Man nehme eine Schnepfe, laſſe dieſelbe am Spieße halb gar braten, ziehe ſie dann ab, und ſtoße ſie im Mörſer; hierauf lege man den Boden einer Caſſerolle mit 1 1/2 Pfund Kalbfleiſch und einem Stücke Schinken, welcher in Scheiben geſchnitten worden, aus, thue einige Stücke gelbe Rüben und Paſtinaken, wie auch eine in Scheiben geſchnittene Zwiebel hinzu, verdecke die Caſſerolle, und laſſe es auf dem Caſſerollofe ſchwizen. Wenn es angebacken iſt, wird ein wenig geſchmolzener Speck mit ſo viel Mehl, als man zwiſchen drei bis vier Finger faſſen kann, dazu gethan, umgerührt, hierauf mit halb Jus und halb Brühe angefeuchtet, mit einigen Champignons, ein wenig Peterſilie, einer kleinen ganzen Zwiebel, zwei oder drei Semmelrinden, und ein wenig feinen Kräutern gewürzt, und bei gelindem Feuer langſam gekocht. Wenn es gar iſt, nimmt man die Kalbfleiſchſcheiben

heraus, zerläßt darein die gestossenen Schnepfen, schlägt es durch ein Haartuch, thut das Durchgeschlagene in eine Casserolle, und hält es warm. Nachdem nun die Torte im Ofen gar gebacken worden, wird sie herausgenommen, in eine Schüssel gesetzt, solche geöffnet, von den Kalbfleischscheiben und Speckstreifen befreit, abgerührt, das Coulis, welches einen guten Geschmack haben und nicht zu dick seyn muß, in die Torte geschüttet, sie wieder zugedeckt, und zu einem Gerichte warm angerichtet.

Schnepfensauce. Wenn die Schnepfen gar gebraten worden, werden sie vom Spieße genommen, das Singewride und die Leber herausgethan, solches in eine Casserolle gelegt, mit Pfeffer und Salz gewürzt. Hernach ein wenig rothen Wein daran gegossen, und wenn solches geschehen, die Schnepfen in die Sauce geschnitten. Wenn solche nicht dicklich genug seyn sollte, kann man noch zwei bis drei Löffel voll Coulis von Kalbfleisch und Schinken daran thun, es zusammen warm werden lassen, und es versuchen, ob es einen guten Geschmack hat; dann drücke man den Saft von zwei Pomeranzen daran, und richte es warm an.

Auffangung des Schnepfendrecks. Hiervon ist schon oben, unter gebratenen Schnepfen oder Schnepfen zu braten etwas vorgekommen. Am besten geschieht dies, wenn man die Schnepfen gut mit Zimmt und Gewürznelken besteckt, die Semmelschnitte vorher in gutem Wein weichen läßt, auch etwas davon an die Brühe gießt und es dann der Schnepfe unterlegt. Auf dieselbe Weise, wie die Zubereitungen der Waldschnepfen hier angeführt worden, werden auch die übrigen Schnepfen in der Kochkunst bereitet; jedoch kommt am häufigsten nur die Waldschnepfe und die Wasserschnepfe darin vor.

Schnepfe (geschäckte), Scolopax varia, s. oben, S. 458.
— (Gras-), s. das., S. 444, 466.
— (graue), Limosa grisea, s. das., S. 477.
— (graueufer-), Tringa gregaria, s. das., S. 481.
— (Gros-), s. das., S. 466.
— (große rothgelbe Ufer-), Scolopax aegocephala, s. das., S. 482.
— (große Sibirische), s. das., S. 462.
— (Haar-), s. das., S. 466, 469.
— (Hasel-), s. das., S. 468.
— (Halb-), s. das., S. 469.
— (Heer-), Scolopax gallinago, s. das., S. 466.
— (heidgelbe Wald-), s. das. S. 458.
— (Holz-), s. das., S. 444.
— (Hudsonische Pfuhl-), Scolopax Hudsonica, eine an der Hudsonsbay wohnende Schnepfenart.
— (Hudsonische rothgelbe Ufer-), Scolopax Fedoa, s. oben, S. 482.
—, im Hüttenwerk, ein Werkzeug auf den Hohenöfen, womit der Aufträger den Schlund des Ofens untersucht, ob es Zeit ist, von neuem aufzugeben. Es gleicht einem Dreschflegel, woran der Theil, der den eigentlichen Flegel vorstellt, von Eisen und mit eisernen Ringen an dem Stiele befestiget ist. Der Schwengel der Schnepfe ist 2½ Fuß lang. Wenn der Schwengel ganz in den Schlund hineingeht, ist es Zeit zu laden.
— (Indianische), s. oben, S. 474.
— (Kanadische), Scolopax alba, s. das., S. 484.
— (Kapsche), Scolopax capensis, s. das., S. 472.
— (kleine Strand-), Scolopax Dethardingii, eine in Mecklenburg heimische Schnepfenart.
— (kleine stumme), kleinste Schnepfe, Scolopax Gallinula, s. oben, S. 469.

Schnepfe (Schwimm-), Scolopax semipalmata, s. das., S. 485.

— (schwimmende Ufer-), Scolopax natans, s. das., S. 480.

— (Stein-), Scolopax melanoleuca, s. das., S. 484.

— (Strand-), s. das., S. 475.

— (Streit-), Tringa pugnax L., s. das., S. 463, und Streithahn, unter Hahn.

— (strohgelbe Wald-), s. dgs., S. 458.

— (Sumpf-), s. das., S. 460, 462.

— (Ufer-), Totanus, s. das., S. 475.

— (Wachholder-), s. das., S. 458.

— (Wald-), s. das., S. 444 u. f.

— (Wasser-), s. das., S. 466, 469. Den Namen Wasserschnepfe führt auch das Grieshuhn oder der Sandläufer, Glareola Klein, s. Grieshuhn.

— (weiße Indische Heer-), Scolopax Indica, s. das., S. 474.

— (weißer Ufer-), Recurvi rostra alba, s. das., S. 484.

— (weiße Wald-), Scolopax alba, s. das., S. 457.

— (weißflügelige), s. das., S. 458.

Schnepfendreck, Schnepfenkoth, der Koth der Schnepfen, welcher sich noch in den Gedärmen derselben befindet, und als eine Delikatesse gegessen wird; s. oben, unter Schnepfe, in den Zubereitungen derselben zur Kochkunst, S. 488 u. f.

Schnepfenfang, der Fang der Schnepfen, s. oben, unter Schnepfe, S. 450 und S. 452, die zu diesem Fange gebräuchlichen Hänge- oder Ziehgarne, s. unter Hängegarn, Th. 20, S. 695.

Schnepfenfische, Centrisci; Fr. les Centriscques, les Bécasses de mer. Der Kopf dieser Fische ist zu einem Schnabel verlängert, an dessen Ende sich das Maul ohne Zähne befindet. Der Körper ist von den Seiten platt gedrückt, eyrund; der Bauch schneidend. Die Bauchflossen sind vereiniget. Die erste Rücken-

flosse hat nach vorn einen starken Stache
Der Kiemendeckel ist groß und bedeckt die Kieme
haut. Von diesen Fischen sind am bekanntesten:

1. Der gewöhnliche Schnepfenfis
Centriscus scolopax; Fr. La Bécasse ordinair
Der Körper dieses Fisches ist mit kleinen Schupp
bedeckt. Der Rückenstachel ist gezahnt. Dies
kleine Fisch lebt im Mittelländischen Meere.

2. Der Messerfisch, Centriscus scutatu
Fr. La Bécasse bouclée. Der Rückenstachel d
ser Schnepfe ist so groß, daß er den ganzen Rück
wie ein Schild bedeckt, und sich vorher nach hint
als der Schwanz verlängert. Unter dem Bauc
sind ungefähr zwölf hornartige Stücke, welche de
selben gänzlich bedecken. Dieser sonderbare Fis
kommt aus Indien; s. auch Th. 80, S. 289.

Schnepfenfliege, Empis Linn., s. unter Flieg
im Supplement.

Schnepfengarn, s. unter Schnepfenfang.

Schnepfengasse, bei den Jägern, ein Gang od
ein Weg in einem Walde, auf welchem die Schn
pfen gern laufen, daher er auch rein gehalten und o
mit Schlingen bestreckt wird.

Schnepfenjagd, die Jagd auf Schnepfen, das Schne
pfenschießen. Wenn nämlich die Schnepfe
streichen, so ziehen theils Herrschaften mit ihren Jä
gern ordentlich aus und an die Oerter, wo es Schne
pfen giebt, stellen sich mit denen bei sich [illegible]nde
Hofleuten an, lassen die Treibleute durchgehen, dami
sie die Schnepfen aufjagen und die Herren zum Schu
bringen; s. oben, unter Schnepfe.

Schnepfenkoth, s. Schnepfendreck.

Schnepfenkopf, dorniger und gezackter, Murex
Brandaris et Cornutus, s. unter Murex, Th
98, S. 86.

Schnepfenschnabel, Murex Haustellum, s. unte
Murex, Th. 98, S. 83.

Schnepfenstoß, bei den Jägern, eine Art des Schnepfenfanges, wo Klebegarne im Herbst und Frühling vor die Hölzer gestellt werden, damit die Schnepfen im Ein- und Ausstreichen darein stoßen und sich fangen; s. auch unter Schnepfenfang.

Schnepfenzug, das Ziehen der Schnepfen, sowohl aus dem Holze zu Felde, als auch die Ankunft derselben im Frühling und ihr Abzug im Herbste. Eine Menge mehrerer in Gesellschaft ziehender Schnepfen. Ein Zug Schnepfen.

Schnepffisch, Esox hepsetus, eine Art Hechte.

Schnepfhuhn oder **Schnephuhn**, ein Name, welchen an einigen Orten die großen Wald- oder Holzschnepfen führen, weil sie den wilden Hühnern nicht unähnlich sind.

Schneppe, bei den Putzmachern, ein Stirnblatt, welches die Frauenzimmer noch zu Ende des verwichenen Jahrhunderts unter dem Kopfzeuge trugen, und es auch jetzt noch in tiefer Trauer tragen. Es hat eine zugespitzte Gestalt und wird zur Trauer von Kreppflor über die ganze Stirn weg getragen, sonst ist es von feiner Leinwand oder Nesseltuch. Man trägt letzteres auch jetzt noch in verschiedenen kleinen Städten des Preußischen Staats, und in Sachsen. Auch ist es jetzt noch an verschiedenen Arten des Kopfputzes eine Zierde. Auch die Schnäbel oder Schnauzen an den Kannen werden in manchen Gegenden Schneppen genannt. Im Niedersächsischen Snebbe, Snippe. Es soll, nach Adelung, mit Schnabel, Schnepfe ꝛc. eines Geschlechtes seyn, die spitzig zulaufende Gestalt einer Schneppe zu bezeichnen.

Schneppenhaube, der Name einer Art Strohhut; auch einer weißen Haube.

Schneppenpfeifer, Charadrius Utopiensis, eine Art Regenpfeifer, s. diesen Artikel.

Schnepper, beim Huf- und Waffenschmid, der Sperrkegel in der Werkstatt, der in die Hinterachse befestiget wird, und das Sperrad der Winde festhält. Ein solcher Schnepper zu Deutschen Winden wird durch ein Gelenk an der Achse gehalten, und damit er besser in die Zähne des Sperrrades greife, so hat er vorne einen winklichten Einschnitt, der kalt ausgehauen wird. Die beiden Sperräder einer Französischen Winde haben einen gemeinschaftlichen Schnepper (Sperrkegel), der nur aus einem bloßen breiten Bleche besteht, das unten mit einer Klammer befestiget, und oben gegen die Zähne der Räder gebogen ist. Im gemeinen Leben einiger Gegenden, z. B. im Hüttenbaue, wird die Schnauze an den Blasebälgen der Schnepper genannt. — In der Chirurgie, das Instrument zum Aderlassen; s. Schnäpper und Schröpfschnepper.

Schnepperlein, Schnäpperlein, im Hüttenwerke, ein dünnes Eisen, welches vor der Mündung der Balgenliese dergestalt befestiget ist, daß es, wenn der Wind bläset, sich in die Höhe begiebt, und wenn der Wind nachläßt, wieder zufällt, damit der Wind, wenn der Balgen aufgezogen wird, kein Feuer in den Balgen ziehe. Es hat seinen Namen von dem Auf- und Zuschnappen.

Schneppkarren, Schuttkarren, Sturzkarren, Zugkarren, eine Art Karren mit zwei Rädern, welcher mit einem Pferde fortgezogen wird, und so gemacht ist, daß man ihn leicht hinten nieder stoßen kann. Man braucht diese Karren zu Verführung der Erde und des Schuttes.

Schnerf, ein mit Schnarre, so fern es den Wachtelkönig bezeichnet, gleichbedeutendes und von demselben nur im Suffixo verschiedenes Wort; s. Schnarre.

Schnerkel, s. Schnörkel.

Schnetteln, im Forstwesen, wenn die Aeste von

den Bäumen zu der Streu mit Aexten und Beilen abgehauen werden; im Gegensatz des Geschnittenen, wenn solches mit einem krummen Messer an einer Stange gebunden geschieht, und mit solchem die Aeste abgerissen werden.

Schneutzen, s. Schnäutzen.

Schneyen, s. Schneien.

Schnibbe, s. Schnepye.

Schnick, in der Schifffahrt, ein Fahrzeug, beinahe wie ein Kaagh, nur etwas breiter und kürzer, und mehr geschnitten. Ihrer Breite nach sind sie ziemlich kurz, führen gewöhnlich Sprietsegel, bisweilen auch Gaffelsegel, wo man sie dann zum Unterschiede Gaffelschnicken nennt. Man bedient sich dieser Fahrzeuge in der Nordsee zum Fisch- und Austernfang.

Schnicken, ein unregelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung und zugleich ein thätiges, welches von schnellen nur im Suffixo verschieden ist, und als das Diminutivum desselben angesehen werden kann. Es wird wenigstens nur von dem Schnellen oder der elastischen Bewegung kleiner Körper gebraucht. Die Feldhühner schnicken mit den Schwänzen, wenn sie solche schnell und mit einer gewissen Federkraft auf- und nieder bewegen, welches bei den Jägern auch schnippen genannt wird, von dem Niedersächsischen snippen, schnellen. Die Vögel schnicken das Wasser, die Körner umher, wenn sie solche mit dem Schnabel umherwerfen oder schnellen. Dieses Wort ist, wie schnippen, eine Onomotopöie, der Form nach aber ein Intensivum von nicken. Nach andern Onomotopöien ist schnicken im Niedersächsischen sowohl schluchsen, nach der Luft schnaopen, als auch ersticken.

Schnickschnack, ein nur in den gemeinen Sprecharten Nieder-Deutschlands übliches Wort, ein albernes,

thörichtes Geſchwätz zu bezeichnen, von Schnack, ein Geſchwätz, vermittelſt der im Niederdeutſchen gewöhnlichen intenſiven Wiederholung, wie Wibbelbabbel, Titeltatel ꝛc. ꝛc.

Schnieben, ein unregelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches im Hochdeutſchen veraltet iſt, wofür ſchnaufen und ſchnauben üblicher ſind, ob es gleich eigentlich einen feineren oder gelinderen Laut ausdrückt, als dieſe; ſ. Schnauben und Schnaufen.

Schniedel, ein nur bei den Köhlern übliches Wort, wo es die zweite Reihe Scheite in einem Kohlenmeiler bezeichnet.

Schnipfeln, Schnippeln oder Schnippern, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, welches das Diminutivum von ſchnippen iſt, aber nur im gemeinen Leben und der vertraulichen Sprechart gehört wird, mit der Scheere in ſehr kleine Stücke ſchneiden.

Schnippchen, in der vertraulichen Sprechart, die Handlung, da man den mittleren Finger von dem Daumen in die Hand hinabſchnippt oder ſchnellt, welchen Schall es eigentlich nachahmt. Ein Schnippchen ſchlagen. Jemanden ein Schnippchen ſchlagen, wenn man ihm trotzen will.

Schnippe, ſoviel als Schneppe.

Schnippeln, ſ. Schnipfeln.

Schnippen, ein regelmäßiges Zeitwort, welches eine unmittelbare Nachahmung des Lautes iſt, welchen Schnipp ausdrückt, daher wird es in verſchiedenen Fällen gebraucht, wo dieſer Laut ſtatt findet. Es iſt in doppelter Geſtalt üblich. I. Als ein Zeitwort der Mittelgattung, dieſen Laut von ſich geben, hervor bringen. 1. Bei den Jägern gebraucht man es von einem gewiſſen Laute der Schwarzamſeln, wel-

chen sie machen, wenn sie des Morgens oder Abends ein wildes Thier gewahr werden. Die Amsel schnippt. — 2. Ein Schnippchen schlagen heißt in vielen Gegenden gleichfalls schnippen. Jemanden vor die Nase schnippen. Niedersächsisch knippen. — 3. Ein Brett schnippt in die Höhe, im gemeinen Leben, wenn es in die Höhe kippt, mit Schnellkraft in die Höhe fährt, wo es von kleineren Körpern, oder einem schwächeren Laute gebraucht wird, als schnappen.

II. Als ein thätiges Zeitwort solche Veränderungen an den Körpern vornehmen, welche sich durch diesen Laut vornehmlich bezeichnen. 1. Mit der Scheere zu kleinen Stücken schneiden oder beschneiden, wo es den Laut der Scheere genau nachahmt. So beschnippen die Tuchmacher das Tuch, wenn sie die Spitze der Wolle mit der Scheere abschneiden. Diminutive davon sind, schnippeln, schnipfeln und schnippern. Das Vergrößerungswort schnuppen wird aber von dem Lichte gebraucht. — 2. Mit Schnellkraft fortstoßen, wo es von größeren Dingen, als schnicken, und von kleineren, als schnellen gebraucht wird. Die Feldhühner schnippen mit dem Schwanze, wenn sie denselben mit Schnellkraft auf- und niederbewegen.

Schnippern, s. Schnipfeln.

Schnippisch, s. Schnäppisch.

Schnirkel, s. Schnörkel.

Schnitt, von dem Zeitworte schneiden, oder vielmehr von dessen veralteten Intensivo schnitten. I. Als ein Abstractum, die Handlung des Schneidens, eigentlich ohne Mehrheit, außer wenn es als ein Concretum von einzelnen Handlungen gebraucht wird. (1) Eigentlich. Einen Bruch durch den Schnitt heilen. Den Stein in der

Die Schnitte des Messers auf einem zinnernen Teller. Der Schnitt des Diamants in das Glas. Bei den Kupferstechern sind die Schnitte die mit dem Grabstichel oder der Nadel gemachten Züge. Einen Schnitt im Gesicht, auf der Hand haben. Einem einen Schnitt geben, aus Unvorsichtigkeit oder Zorn. Der Wundarzt macht dagegen einen Schnitt; wenn er aber den Schnitt vornimmt, so ist es das vorige Abstractum. Figürlich nennt man auch manche einem Schnitte ähnliche Vertiefungen Schnitte, z. B. die Schnitte in der Hand, die vertieften Linien. — 2. Ein abgeschnittnes Stück, wohl nur von Speisen. Ein Schnitt Brod, Fleisch, Braten. Der Pfaffenschnitt, im gemeinen Leben das beste Stück an einer Fleischspeise, z. B. die Brust von einer gebratenen Gans. Ein Schnittchen Schinken, ein kleines abgeschnittenes Stück. — 3. Ein durch Schneiden hervorgebrachtes Ding, nur in einigen Fällen. Ein papiernes Muster, welches nach einem andern Dinge abgeschnitten worden, heißt bei den Nähterinnen, Putzmacherinnen, Schneidern ꝛc. der Schnitt; daher heißt eine in Holz geschnittene Figur und deren Abdruck ein Holzschnitt. — 4. Der Ort, wo etwas abgeschnitten oder eine Sache beschnitten worden. Ein Reis in den Schnitt oculiren, in die Stelle, wo ein Ast, oder ein junger Baum abgeschnitten worden. Der Schnitt eines Buches, wo es beschnitten worden. Ein Buch mit vergoldetem Schnitt. — Der Schnitt in den Gewerben.

In der Baukunst ist der Schnitt aus freier Hand, diejenige Arbeit, wozu man weder Zirkel noch Lineal gebraucht, sondern die man mit der Hand macht.

Bei den Buchbindern heißt der Schnitt,

die beſchnittenen Kanten oder Seiten eines Buches, die auf mancherlei Art einfarbig geſprengt, marmorirt gefärbt, oder weiß gelaſſen werden. Zu dem einfarbigen Schnitt wird eine beliebige fein geriebene Farbe mit Kleiſter vermiſcht, von jedem gleichviel. Hierauf verwandelt man dieſe Miſchung mit aufgelöſetem Gummi Arabikum in einen zarten Brey, und ſtreicht damit den Schnitt von unten bis oben an. Zum rothen Schnitt nimmt man Zinnober oder Mennige, zum grünen Indigo mit Auripigment vermiſcht ꝛc. Zu geſprengten Schnitten werden die Farben, nachdem der Schnitt gut eingepreßt worden, mit dem Pinſel aufgeſprengt, welches gewöhnlich mit zwei auch wohl dreierlei Farben geſchieht. Man befeuchtet damit den Sprengpinſel, ſchwingt ihn zwiſchen den Fingern, und ſpritzt die Farbe auf den Schnitt. Iſt eine Farbe trocken geworden, ſo ſpritzt man die zweite Farbe auf ꝛc.; dann wird der Schnitt, wenn die Farbe vollkommen trocken geworden, polirt und glatt gemacht, welches mit dem Wolfszahne geſchieht. Soll der Schnitt marmorirt werden, ſo legt man das beſchnittene Buch in eine ſtarke Handpreſſe, preßt es zwiſchen zwei Bretter, die mit dem Preßbalken einerlei Breite haben, legt die Preſſe auf eine Tiſchecke, klopft alles gleich, zieht die Schrauben ſtark an, und beraſpelt den Schnitt mit einer Raſpel, die Ungleichheiten werden zuletzt beſchabt. Man überfährt dann den Schnitt mit Waſſer, wovon er aufſchwillt, läßt ihn trocken werden, und glättet ihn mit einem Wolfszahne. Man reibt dann ein Stückchen Indigo in einem Kleiſter von Stärke hin und her, beſtreicht den Schnitt mit dünnem Kleiſter, und zieht den Indigokleiſter mit dem Fingerbalken darauf zu Flammen oder krauſen Wellen. Berlinerblau giebt blau, Saftgrün grüne, Umbra-

ihre Trennung formirenden Randes, sieht, daß die zwei Oberflächen von jeder Abtheilung glatt und eben sind; indem jeder höckerichter Schnitt, zu großem Nachtheile des Glases, geneigt ist, Ritzen zu geben. An dem Schnitte erkennt man, ob eine Glastafel gut gebrannt ist; denn eine schlechtgebrannte läßt sich hart schneiden. Der Diamant greift wenig auf derselben an, ja sie zerbricht oft schon, ehe der Zug noch offen ist. Die Hand, womit man die Glastafel in der Luft hält, um deren Schnitt zu dirigiren, und solche zu öffnen, wird, indem man solche berührt, von den Stücken, die von derselben abspringen, fast eben so, wie durch eine schlaff gewordene Feder, zurück gestoßen. Der Grund dieses Zufalls und dieser wunderbaren Erscheinung, ist in dem zu schnellen Kaltwerden des Glases zu suchen, dessen Theile einen gewissen Grad von Zusammenziehung erlitten haben, der aus solchen gleichsam kleine schlaffe Federn gemacht, die, indem sie durch den Druck der Diamantspitze, oder durch die angewandte Gewalt solches zu öffnen, losgegangen sind, eine verschiedene Wirkung hervorbringen; denn bisweilen zerspringt die Glastafel in Stücken, bisweilen springt aber der mit dem Diamant auf selbiger gemachte Zug schnell nach seiner ganzen Länge.

Beim Hutmacher ist der Schnitt der runde Umfang oder Rand des gefachten Hutfaches.

Beim Kupferstecher ist der Schnitt oder Einschnitt, die Züge, welche mit dem Grabstichel oder mit der Nadel gemacht werden. Die nach der Regel und der Kunst angebrachten Schnitte, Schraffirungen und Punkte bilden alle Figuren, welche in Kupferstichen vorgestellt werden können. Wenn man ein Gemälde kopirt, so müssen die ersten Schnitte dem Pinsel folgen, die zweiten müssen dar-

Holz zum Nachſchnitte vorzubereiten. Auch heißt Schnitt die Art den Marmor zu hauen. Man ſagt von einem Bildhauer, er hat einen vollkommenen, guten, ſaubern, kecken Schnitt. Die Kupferſtecher ſagen dies von ihrem Grabſtichel.

Beim Glaſer iſt der Schnitt, wie auch ſchon oben, S. 507, angeführt worden, die ſchneidende Stelle eines Diamants, womit das Glas geſchnitten wird. Jeder Stein hat ſeinen eigenen Schnitt, den der Glaſer durch öfteres Verſuchen ausfindig machen muß. Man hat Beiſpiele, daß ſich der beſte erſt nach vielen Jahren entdeckt hat, ungeachtet der Stein dieſe ganze Zeit über gebraucht worden. Ein guter Diamant hält ſeinen Schnitt 10 bis 12 Jahre und länger. Verliert er ſeinen Schnitt, ſo rührt dieſes entweder daher, daß er von unreinem Glaſe nach und nach abgeſplittert worden, oder daß ſich ſeine Kante durch die Länge der Zeit abgenutzt hat. Man ſucht dann eine neue Kante. Man hält es für einen wohlgerathenen Schnitt, wenn derſelbe, indem er auf dem Glaſe, das er preßt, mit einem weder zu harten, noch zu weichem Geſchrei fortläuft, und, wenn er offen iſt, ſo hell, als ein ſilberner Drath wird, ohne auf ſeiner Oberfläche einen weißen Staub zu hinterlaſſen, denn alsdann würde das Glas nicht geſchnitten, ſondern bloß geſtreift ſeyn. Der Schnitt darf ſich jedoch nicht zu ſehr öffnen, weil man, indem die Luft ſich zu ſchnell in die erſt von dem Diamante auf dem Glaſe gemachte Oeffnung ziehen würde, zu befürchten hätte, es möchte das Glas, wenn es zerbräche, im Zerſpringen einen ganz andern Weg nehmen, als man ſolchen mit der Diamantſpitze zeigen wollte. Das Kennzeichen eines glücklich ausgefallenen Schnitts iſt folgendes: Wenn man nach geſchehener Abſonderung zweier entzweigeſchnittener Stücke, längs des

ihre Trennung formirenden Randes, sieht, daß die zwei Oberflächen von jeder Abtheilung glatt und eben sind; indem jeder höckerichter Schnitt, zu großem Nachtheile des Glases, geneigt ist, Ritzen zu geben. An dem Schnitte erkennt man, ob eine Glastafel gut gebrannt ist; denn eine schlechtgebrannte läßt sich hart schneiden. Der Diamant greift wenig auf derselben an, ja sie zerbricht oft schon, ehe der Zug noch offen ist. Die Hand, womit man die Glastafel in der Luft hält, um deren Schnitt zu dirigiren, und solche zu öffnen, wird, indem man solche berührt, von den Stücken, die von derselben abspringen, fast eben so, wie durch eine schlaff gewordene Feder, zurück gestoßen. Der Grund dieses Zufalls und dieser wunderbaren Erscheinung, ist in dem zu schnellen Kaltwerden des Glases zu suchen, dessen Theile einen gewissen Grad von Zusammenziehung erlitten haben, der aus solchen gleichsam kleine schlaffe Federn gemacht, die, indem sie durch den Druck der Diamantspitze, oder durch die angewandte Gewalt solches zu öffnen, losgegangen sind, eine verschiedene Wirkung hervorbringen; denn bisweilen zerspringt die Glastafel in Stücken, bisweilen springt aber der mit dem Diamant auf selbiger gemachte Zug schnell nach seiner ganzen Länge.

Beim Hutmacher ist der Schnitt der runde Umfang oder Rand des gefachten Hutfaches.

Beim Kupferstecher ist der Schnitt oder Einschnitt, die Züge, welche mit dem Grabstichel oder mit der Nadel gemacht werden. Die nach der Regel und der Kunst angebrachten Schnitte, Schraffirungen und Punkte bilden alle Figuren, welche in Kupferstichen vorgestellt werden können. Wenn man ein Gemälde kopirt, so müssen die ersten Schnitte dem Pinsel folgen, die zweiten müssen dar-

mit welchem alle Oberschnitte an Flügeln und Schen
keln, und alle Schnitte gemacht werden, so von
Leibe gehen. Der verwandte Oberschnitt
mit diesem kann man die Achselbeine ausheben, und
die Gerippe zerstoßen. Der rechte Contra
schnitt, mit diesem werden alle Contraschnitte g
macht, und alle, so zum Leibe gehören. Der ver
wandte Contraschnitt, mit diesem kann de
Springer oder der sogenannte Hüpfuß von der G
bel gestrichen und die Niederlegung gemacht werden
Dieses sind eigentlich die vier gebräuchlichste
Schnitte; Andere haben dagegen an der Zahl sieben
Der erste Schnitt wird von ihnen der Oberschnitt
der zweite der Unterschnitt, der dritte [illegible]
schnitt, der vierte der Gegen- oder Spalt[illegible]
fünfte der Hohlschnitt, der am meisten
eines halben Mondes hat, der sechste
schnitt, und der siebente ein Kreuzschnitt.

Anisschnitte. Nachdem zwei Ei[illegible]
geklopft oder geschlagen worden, thue man
geriebenen Zucker dazu, und schlage es immer
mit einem Rührlöffel. Dann nehme man
Mehl, theile es in zwei Theile, die eine Hälfte
man zu dem vorhergehenden und die andere
man zum Auswirken auf. Man nehme nun
1/2 Pfd. klein geschnittene und abgezogene
deln, 1/8 Loth Muskatenblüthe, 1/4 Loth Anis, 1/
Loth Zimmt, 1/4 Loth Cardamom, und die klein g
schnittene Schale von einer halben Citrone, rühre
Alles untereinander und wirke es dann mit dem
übrigen Mehle vollends aus. Wenn dieses gesche
hen ist, kann man kleine Stückchen, etwa 1/2 Ell
lang, zwei Finger breit, und einen kleinen Finger
hoch daraus machen, solche auf ein Blech legen, in
einem Ofen, bis sie verharschen, backen, sie unter
losmachen, wenn sie schwarz sind, abschaben, ferner

ärzmonat. Man spare die in Gründen liegenden
einstöcke bis zuletzt, weil solche von der Kälte
ter Schaden nehmen, als die auf den Hügeln.
muß aber im Schneiden mit den jungen Stök-
anders, als mit den alten verfahren werden.
en jungen Stock muß man niedrig schneiden,
er das erste Jahr die Reben herunterwirft;
n man ihn in die Höhe schneidet, so wächst er
Jahre in die Höhe, und trägt unten keine Re-
; wenn er ein Jahr ausgeschlagen, wirft er das
ere Jahr noch mehr Reben. Eine junge oder
ige Senke, die nämlich zum ersten Male ge-
ieren werden soll, schneidet man auf drei Au-
über der Erde, so, daß das alte Holz der Erde
ch komme. Die Nebenschossen müssen aber alle
geschnitten werden. Eine zweijährige Senke
eidet man auf anderthalb Knoten, das ist, man
eidet das oberste Auge weg, und läßt die zwei
ersten; das andere zwar auf drei und das unterste
auf zwei Augen. Eine drei-, vier- oder fünf-
ige Senke schneidet man nur auf anderthalb
oten, ist sie aber stark, so giebt man derselben
einen Bogen. Eine sechs-, sieben-, acht-,
n- und zehnjährige Senke schneidet man auf
2 Knoten, und wo sie stark ist, einen Bogen
1 1/2 dazu. Eine eilf-, zwölf- und mehrjährige
nke wird für einen vollkommenen Stock gerech-
, und kann 2 1/2 Knoten und zwei Bogen aus-
en, mehr ist aber schädlich. Der Schnitt ge-
eht im Frühjahr im Alt-Lichtmeß, wenn der
nter stark angehalten, keine Fröste mehr zu be-
en, und der Schnee im Hohen und Ungedeckten
ist. Ein wenig Frost schadet nicht, und die
ücke, die nicht gedeckt sind, können wohl vor
sgang des Frostes geschnitten, und hernach noch
äumt werden. Wenn man langsamer oder spä-

it Eydottern, und backe sie in zerlassener
n gelb. Man kann die Schnitte auch
lte Eyer ziehen. — Zuckerschnitte.
e hierzu sechs Eyer, klopfe solche gut
r, rühre hierauf 1/2 Pfund fein gestoße-
eben so viel schönes Mehl, auch ein
nwasser unter die Eyer. Man bestreiche
viereckigte Form mit Butter, thue
ein, dann gebacken, nach dem Backen in
eine Nacht lang gesetzt, hierauf in belie-
rchen geschnitten, und wieder in den
t. Oder auf folgende Weise:
pfe drei Eyer, thue 1/2 Pfund gut zer-
cker hinein, und rühre es eine halbe
g ohne aufhören. Man bestreiche nun
welches ringsherum mit einem Rande
mit Butter, schütte den Teig zwei Fin-
tin, lasse ihn hierauf, wenn es gebacken
n, schneide mit einem scharfen Messer
daraus, lege sie auf Blech, setze es in
lasse sie abrösten. Will man überzuckerte
haben, so kann man auch geläuterten
en, solchen so lange, bis er Faden zieht,
hierauf ihn vom Feuer abheben, die
hineintauchen, und sie dann mit fein
Zucker, auch mit verschiedenen guten
streuen.

minutivum, Schnittchen, Schnitt-
geschnittenes Stück, besonders wird es
gebraucht, wo es hier ein abgeschnitte-
Stück bezeichnet; daher eine Schnitte
aten ꝛc. Die Butterschnitte, ein
es flaches, mit Butter beschmiertes

ochkunst kommen folgende Schnitte
hiren vor: der rechte Oberschnitt,

Schnitte (Mandel-), ſ. oben, S. 518, und unter Schnittchen.

— (Rebhuhn-) ſ. daſ., S. 519.

— (Zucker-), ſ. daſelbſt, und oben, unter Schnittchen.

Schnitteln, bei dem Gärtner, ſ. Schneideln.

Schnitter, in der Landwirthſchaft, derjenige, der das Getreide auf dem Felde mit der Sichel abſchneidet, zum Unterſchiede von dem Mäher oder Mäher, der das Getreide mit der Senſe abmähet; unter Erndte, Th. 11.

Schnitterurtheil, in den Rechten einiger Gegenden, dasjenige Urtheil, welches geſprochen wird, wenn die Gründe des Beklagten und Klägers einander gleich ſind, und ſolche gleichſam auf gleiche Art gehoben werden.

Schnittgras, Carex acuta L., ſ. Berſtgras, in Art. Gras, Th. 19, S. 735.

Schnitthandel, Detailhandel, Kleinhandel, bei den Kaufleuten der Ellenwaarenhandlung, der Verkauf im Einzelnen, wenn die Waaren nicht im Stück, ſondern nach der Elle verkauft werden. — Zu Detingen in dem Würtembergiſchen Amte Urach wird der Handel des daſelbſt in längliche Schnitte geſchnittenen und gedörrten Obſtes ſo genannt.

Schnitthanf, eine Königsberger Hanfgattung, welche an Güte wenig von dem Rheinhanfe unterſchieden, aber doch weit beſſer, als der Rigaiſche Reinband.

Schnitthippe, beim Winzer, eine Benennung des Rebenmeſſers.

Schnitthobel, beim Buchbinder, ein Werkzeug, womit ein Buch beſchnitten wird; auch der Beſchneidehobel genannt; ſ. unter Hobel, Th. 2, S. 25.

Schnittholz, im Weinbau, abgeſchnittene Rebe, welche als Füchſer eingelegt werden können, Schnitt-

um eine Schüssel gesetzt werden sollte; dann mit einem Nudelholze ein wenig platt gerollt, ungefähr zwei Finger breit in längliche Stückchen geschnitten, und langsam gebacken.

Schnitte von einem Rebhuhne. Nachdem vorher das Fleischigte von den Vorder-Vierteln oder der Brust eines gebratenen Rebhuhns abgelöset worden, hacke man solches mit ein wenig von gebratener Kalbsniere, nebst dem daran hangenden Fette, oder auch mit ein wenig Rindsmark klein, thue etwas Semmelmehl oder geriebenes Eybrod dazu, schlage das Gelbe von einem Eye darein, mache den Teig in gehöriger Dicke an, würze ihn mit Salz, Pfeffer und Muskatenblüthe, rühre auch kleine Rosinen darunter, streiche dieses Füllsel auf Semmelschnitte oder Schnitte von weißem Brode, und backe sie in Schmalz aus; dann giebt man sie trocken oder in einer gelben Sauce auf den Tisch.

Zuckerschnitte. Sechs ausgeschlagene Eyer werden vorher wohl unter einander gerührt. Dann dazu gethan: 1/2 Pfund fein zerstoßenen Zucker, eben so viel Mehl, und auch ein wenig Rosenwasser. Man schmiere eine viereckige Form mit Butter aus, thue den Teig darein und lasse ihn backen. Nach dem Backen setze man es in einen Keller, lasse es eine Nacht darin stehen, schneide dann solches in [illegible]ydentliche Schnitte, setze es wieder in den Ofen, und lasse es darin aufwärmen.

chnitte (Anis-), s. oben, S. 516.
(Butter-), s. das., S. 517.
(Englische), s. daselbst.
(gebackene), s. das.
(gefüllte Semmel-), s. das., S. 5[illegible]
(goldene), s. daselbst.
(Käse-), s. das.

im Herbſte und im Frühjahre geſchehen. Schnittlinge bei dem Winzer, ſ. unter Weinbau.

Schnittmeſſer, Schneidemeſſer, ein nur in einigen Fällen übliches Wort, ein Meſſer zu bezeichnen, welches zu einer beſonderen Art des Schneidens gebraucht wird. So heißt das Schneidemeſſer oder Meſſer mit zwei Handhaben, deſſen ſich die Böttcher, Wagner und andere Holzarbeiter bedienen, in vielen Gegenden auch das Schnittmeſſer. Auch das Rebenmeſſer der Winzer iſt unter dieſem Namen bekannt; ſ. auch Schnitthippe.

Schnittnutzholz, die zweite Art des Nutzholzes. Unter dieſem Namen ſind alle diejenigen Holzwaaren zu rechnen, welche auf den Schneidemühlen oder durch Handſägen zum verſchiedentlichen Bau, zur Tiſchler-, Wagener- und anderer Arbeit vorbereitet, und der Länge nach in beſtimmte Theile getrennt werden. Alle Gattungen ſind unter zwei Hauptklaſſen zu bringen, nämlich: 1) unter gerades und 2) krummes Schnittholz. Das gerade wird ſowohl aus Bauhölzern, als allerlei Sägeblöcken a) in die Hälfte; b) in Bohlen und Bretter getheilt; c) zu Kreuzholz und d) zu Latten geſchnitten. Das Krummholz, worunter die Schiffbauſtücke aus Eichen, auch allerlei Stellmacherbäume gehören, kann auf der hohen Kante halbirt oder zu Bohlen und Brettern geſchnitten, mit der Handſäge hingegen auch in Kreuzholz getrennt werden. Wenn das zum Schneiden beſtimmte Holz gleich nach dem Fällen von der Rinde befreiet worden, iſt es gleich viel, zu welcher Jahreszeit es gehauen wird, beſonders wenn es gleich friſch aufgeſchnitten werden kann; wenn aber dieſes nicht Statt findet, ſo muß die Fällung außer der Saftzeit geſchehen. Es muß an ſich, bis auf die Eigenſchaft des Geradeſpaltens, alle übrige Güte eines recht geſunden, fehlerfreien Kernnutzholzes haben, weil beim

Zerlegen alle Mängel sichtbar werden. Zu dergleichen werden alle diejenige Holzarten gebraucht, deren Stämme eine zum Zertrennen hinlängliche Stärke erhalten. Ihre Anwendung ist aber sehr verschieden. Eichen, Eschen, Rüstern und Buchen geben mit den übrigen Holzarten, welche im Verzeichniß der einheimischen Holzarten unter die Bauhölzer gerechnet worden sind, s. unter Holz, Th. 24., allerlei halbirtes und Kreutholz zum Verbauen. Zum Schiffbau wird vorzüglich das eichene und Kiefernholz gesucht. Die Latten werden aus Nadelholz geschnitten, und so kann man endlich alle Bauholzarten zu Bohlen und Brettern anwenden.

Schnittpetersilie, eine Benennung des Petersilienkrautes, s. den Art. Petersilie, Th. 109.

Schnitträume, beim Weingärtner, das Abschneiden aller überflüssigen Thauwurzeln.

Schnittriß, Steinschnitt, Fr. Coup de Pierre, in der Baukunst, eine Wissenschaft, welche lehrt, wie die Steine so zuzuhauen sind, daß man sie hernach an Ort und Stelle gleich gebrauchen kann; z. B. bei Kreuz- und andern Gewölbern, oder wenn man ja die Steine nicht selbst behauen will, daß man doch verstehe, die Lehrbretter nach dem Schnittriß zu entwerfen, wornach alsdann die Steinmetzen oder Steinhauer die Steine behauen, welche so genau an einander passen müssen, daß Alles ohne Mörtel und Kalk zusammenhält.

Schnittsalat, in der Haushaltung, ein jeder Salat, von dem im Frühlinge die ersten Blätter abgeschnitten werden, s. den Art. Salat, Th. 130.

Schnittsalatsamen, der Same des vorgenannten Salats. Zur Erziehung dieses Samens muß der Gärtner in der ersten Woche des Aprils einige Pflanzen Fußweit von einander setzen, sorgfältig hacken, und bei trockner Witterung begießen.

Zerlegen alle Mängel sichtbar werden. Zu dergleichen werden alle diejenige Holzarten gebraucht, deren Stämme eine zum Zertrennen hinlängliche Stärke erhalten. Ihre Anwendung ist aber sehr verschieden. Eichen, Eschen, Rüstern und Buchen geben mit den übrigen Holzarten, welche im Verzeichniß der einheimischen Holzarten unter die Bauhölzer gerechnet worden sind, s. unter Holz, Th. 24, allerlei halbirtes und Kreuzholz zum Verbauen. Zum Schiffbau wird vorzüglich das eichene und Kiefernholz gesucht. Die Latten werden aus Nadelholz geschnitten, und so kann man endlich alle Bauholzarten zu Bohlen und Brettern anwenden.

Schnittpetersilie, eine Benennung des Petersilienkrautes, s. den Art. Petersilie, Th. 109.

Schnitträume, beim Weingärtner, das Abschneiden aller überflüssigen Thauwurzeln.

Schnittriß, Steinschnitt, Fr. Coup de Pierre, in der Baukunst, eine Wissenschaft, welche lehrt, wie die Steine so zuzuhauen sind, daß man sie hernach an Ort und Stelle gleich gebrauchen kann; z. B. bei Kreuz- und andern Gewölbern, oder wenn man ja die Steine nicht selbst behauen will, daß man doch verstehe, die Lehrbretter nach dem Schnittriß zu entwerfen, wornach alsdann die Steinmetzen oder Steinhauer die Steine behauen, welche so genau an einander passen müssen, daß Alles ohne Mörtel und Kalk zusammenhält.

Schnittsalat, in der Haushaltung, ein jeder Salat, von dem im Frühlinge die ersten Blätter abgeschnitten werden, s. den Art. Salat, Th. 130.

Schnittsalatsamen, der Same des vorgenannten Salats. Zur Erziehung dieses Samens muß der Gärtner in der ersten Woche des Aprils einige Pflanzen Fußweit von einander setzen, sorgfältig hacken, und bei trockner Witterung begießen.

Schnittag, in der Landwirthschaft, gewisse Tage, an welchen die Bauersleute und Fröhner entweder wöchentlich oder monatlich zu Hofe gehen, und ihrer Herrschaft Getreide, Heu und Stroh schneiden müssen; diese Tage werden daher gemeiniglich zu den gemessenen oder gesetzten Frohndiensten gerechnet.

Schnittuch, eine Art Pommerscher schlechter Tücher, welche daselbst unter das Landvolk verschnitten werden. Zu diesen Tüchern kommt die schlechteste Wolle. Man kaufte ehemals diese Tücher die Elle für 6 bis 8 Groschen.

Schnittvergoldung, beim Buchbinder, die Vergoldung des Schnittes eines Buchs. Zu diesem Zweck wird das eingepreßte Buch beschabt, mit Wasser überfahren, getrocknet, mit Papierspänen abgerieben und geglättet. Einige Buchbinder mischen Safran unter das Wasser, um dem Golde eine tiefere Farbe zu geben; hierauf wird der Schnitt gegründet. Dieses geschieht mit zwei Theilen Wasser, mit einem Theile mit ein wenig Salz durchquerlten Eyweißes vermischt, welches sich von dem Schaume abgesondert hat. Zuviel Eyweiß dringt auch durch eine doppelte Schicht Goldblätter hindurch. Wenn der Schnitt auf diese Weise behandelt worden, so müssen die Goldblätter etwas reichlich nach der Länge und Breite des Schnitts mit dem Zirkel abgemessen werden; man wirft das Gold über das Auftrageblatt, und läßt das überhangende Ende von dem mit einem Schwamme aufgetragenen Eyweiße des Schnittes ansaugen, indem man das Auftrageblatt schnell mit der Hand zurückzieht; denn der geringste Luftzug verweht die Goldblätter. Das Goldblatt wird mit einem scharfen zweischneidigen Messer ohne Spitze auf einem kalbledernen, mit Haaren ausgestopften Kissen zerschnitten. Zur gewöhnlichen Vergoldung bedient man sich des Zwischengoldes, welches auf einer Seite

Silber hat; zur besseren des Französischen Goldes oder auch der feinen großen oder kleinen Goldblätter, von denen das Buch 7 und 12 Gr. kostet. Das auf den Schnitt gebrachte Gold wird mit Baumwolle aufgedrückt, wobei man Sorge tragen muß, daß ein jeder Druck ohne Nässe zurückkomme. Die Vergoldung muß eine halbe Stunde trocknen. Wenn das Gold an dem Eyweiße völlig trocken geworden, so wird der Schnitt mit der Schärfe der Hand bedrückt, wenn man nämlich dieselbe mit einem Körnchen Talg vorher eingerieben hat. Hierauf wird das Gold quer über den Schnitt mit einem Hundszahn oder einem polirten Achatstein polirt. Das Glätten wird dann nach der Länge und Breite einigemal wiederholt. Den Zahn reibt man auf einem rauhen Kalbleder mit Kreide glatt; s. auch unter Buchbinder, Th. 7, S. 164.

Schnittzwiebel, bei den Gärtnern, versetzte Zwiebeln, an welchen die Blätter um des besseren Wachsthums willen verschnitten worden.

Schnitz, nach dem Adelung, wird ein in Gestalt einer Scheibe abgeschnittenes Stück in der Kochkunst Schnitz genannt, Aepfelschnitze, Aepfelschnitte, Citronenschnitze, Citronenschnitte oder Scheiben. Dürre Aepfelschnitze, Citronenschnitze, gedörrte Aepfelschnitte ꝛc. Man gebraucht es gewöhnlich nur von dünn oder klein geschnittenen Stücken, wodurch es sich von Schnitt oder Schnitte unterscheidet; daher auch klein durch Schneiden oder Schnitzen gemachte Späne im Diminutivum Schnitzchen und Schnitzlein heißen; also Papierschnitzlein. In der Lausitz wird halb verdorbenes Obst, welches man im Ofen oder an der Sonne dörrt, Schnitz genannt. In einigen Oberdeutschen Gegenden, besonders in der Schweitz, wird die Accise der Schnitz genannt, wo

Schnitzer, beim Kammmacher, ein gekrümmtes Messer, das Horn damit zu schneiden.

—, beim Riemer, s. den folgenden Artikel.

—, beim Sattler, Riemer und Schuhmacher, s. oben, S. 527.

— (Schleiffen-), ein eigenes Messer, die Schleiffen damit zu schneiden.

—, beim Schuhmacher, s. Schnitzer b. Sattler, Riemer ꝛc.

— (Sprach-), in der Sprachkunst oder Grammatik ein Fehler gegen dieselbe. Daher sagt man auch: Einen Schnitzer machen. Von diesem Worte in der Bedeutung ähnlichen Bock, Dudel, schlägeln gründen sich auf ähnliche Figuren.

—, in der Sprachkunst, s. den vorhergehenden Artikel.

—, beim Tischler, ein Messer mit einwärtsgebogenem Hefte, welcher auf die Achsel gelegt wird, Verzierungen damit auszuschneiden.

—, beim Zeugschmid, s. oben, S. 527.

Schnitzern, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, von dem Worte Schnitzer, einen Schnitzer machen, das ist, einen Fehler wider die Regel der Sprachkunst begehen; daher das Schnitzern.

Schnitzkunst, die Kunst, erhobene Figuren aus Holz zu schnitzen; s. Schnitzarbeit und Schnitzwerk.

Schnitzmesser, Schnitzelmesser, s. Schnitzer. Man nennt überhaupt so das mit zwey Hälften versehene Schneide- oder Schnittmesser vieler Holzarbeiter.

Schnitzwerk, s. Schnitzarbeit. Zu den Schnitzwerken in Holz, die hier eigentlich her gehören, da diejenigen aus Alabaster, besonders die Figuren oder Bildsäulen und Basreliefs dem Bildhauer im Großen, oder dem Figuristen angehören, s. unter Bildhauer, Th. 5, und diesen Art. im Supple-

…c, wählt man bei uns am besten Lindenholz, …diese Holzart dem Wurme nicht so sehr ausge… …ist, und die Jahrringe oder Holzlagen, Holzau… …, nicht so sehr in die Augen fallen. Die Engländer …nen in Ermanglung desselben Tannen- und Fichten… …Buchenholz. Der Künstler bedient sich hier blos …Eisens oder vielmehr Meissels, aber nie des Beil… …, wie bei dem Marmor oder Alabaster. Diese …sel sind von verschiedener Gestalt; z. B. das …chten mit einer geraden Schneide, das Flacheisen …einer unmerklichen Krümmung; das ganze Flach… …, das sich der Rundung einer hohen Welle …, das Flachhohleisen, dessen Krümmung sehr …ch ist, und das ganze Hohleisen, das nach einer …ziemlich ausgehöhlt ist. Die Bossireisen sind …, dagegen aber schwächer, womit er die Ar… …beit vollendet. Er schleift sie auf einem Sand… …e, dann auf einem Abziehesteine, und am Ende …r es selbst auf einem glatten Stücke Lindenholz …, das man das Streichholz nennt, und welches …Zinnasche und Lichtschnuppen überzogen ist. …diese Eisen treibt er mit einem Klüppel. Bei …Ausarbeitung führt er die scharfen Eisen mit der …ken Hand, rollelt seine Figur, und scheuert sie mit …chhaut, Sandleder oder Bimsstein; s. auch den …t. Verzierer, in V.

Mit dem Schnitzwerke beschäftigen sich auch, au… …dem Bildhauer, andere Holzarbeiter, als die …chler, Drechsler, Zimmerleute, Geigenmacher, …chsenschäfter, Orgelmacher ꝛc. An vielen Orten …en sich Leute ganz allein auf das Schnitzwerk, als …eine freie Handthierung, wozu denn auch besondere …genschaften erfordert werden. Dergleichen Leute …fertigen nicht nur Zierrathe, sondern auch ver… …iedenes anderes kleines Geräth, kleine hölzerne …aschinen, Modelle ꝛc. Ein guter Schnitzer ist zu

Schnitzer, beim Kammmacher, ein gekrümmtes Messer, das Horn damit zu schneiden.

—, beim Riemer, s. den folgenden Artikel.

—, beim Sattler, Riemer und Schuhmacher, s. oben, S. 527.

— (Schleissen-), ein eigenes Messer, die Schleissen damit zu schneiden.

—, beim Schuhmacher, s. Schnitzer der Sattler, Riemer ꝛc.

— (Sprach-), in der Sprachkunst oder Grammatik ein Fehler gegen dieselbe. Daher sagt man auch: Einen Schnitzer machen. Von diesem Worte in der Bedeutung ähnlichen Bock, Pudel, schlägeln gründen sich auf ähnliche Figuren.

—, in der Sprachkunst, s. den vorhergehenden Artikel.

—, beim Tischler, ein Messer mit einem langen Hefte, welcher auf die Achsel gelegt wird. Vertiefungen damit auszuschneiden.

—, beim Zeugschmid, s. oben, S. 527.

Schnitzern, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, von dem Worte Schnitzer, einen Schnitzer machen, das ist, einen Fehler wider die Regel der Sprachkunst begehen; daher das Schnitzern.

Schnitzkunst, die Kunst, erhabene Figuren aus Holz zu schnitzen; s. Schnitzarbeit und Schnitzwerk.

Schnitzmesser, Schnitzelmesser, s. Schnitzer. Man nennt überhaupt so das mit zwei Hälften versehene Schneide- oder Schnitzmesser vieler Holzarbeiter.

Schnitzwerk, s. Schnitzarbeit. Zu den Schnitzwerken in Holz, die hier eigentlich her gehören, da diejenigen aus Alabaster, besonders die Figuren oder Bildsäulen und Basreliefs dem Bildhauer im Großen, oder dem Figuristen angehören, s. unter Bildhauer, Th. 5, und diesen Art. im Supple-

ein Medaillon, oder eine jede magische Hieroglyphe, welche auf eine geschehene oder noch künftige Begebenheit Beziehung hat, oder auch ein Geheimniß ausdrücken.

Schnöde, ein Bei- und Nebenwort, welches in einer doppelten Bedeutung vorkommt. 1. In einer subjectiven, weder den innern Werth, noch die gehörige Güte habend, daher schlecht, untauglich. Snode Westin, bei dem Jeroschin, schlechte, untaugliche Festungen. Schnöde Wahre, schlechte untaugliche. In weiterer Bedeutung, niedrig, geringe, verächtlich. Schnöden Geschlechts seyn, bei dem Frisch, von niedriger Herkunft. Schnöde Werke, bei dem Kaisersberg, verächtliche, geringe Arbeiten; auch kommt es in dieser Bedeutung einige Male in der Bibel vor. Im Hochdeutschen ist es in dieser subjectiven Bedeutung größtentheils veraltet, und kommt mit einigen Hauptwörtern nur noch in der Poesie vor, um, nach Adelung, ihre eitele und verächtliche Beschaffenheit anzudeuten. — 2. In einer objectiven, sein Urtheil von eines Andern verächtlichen Beschaffenheit durch Worte und Handlungen auf eine ihm empfindliche Art an den Tag legend, und darin gegründet; verächtlich. Jemanden schnöde begegnen, ihn schnöde halten. Einem schnöde Worte geben. Die schnödesten Worte von Jemanden anhören müssen.

Im Osnabrückischen, nach Adelung, in der letzten Bedeutung snäe, und in der ersten snode für schlecht. Die Abstammung dieses Wortes ist ungewiß, weil mehrere Stämme mit fast gleichem Rechte, darauf Anspruch machen können. Frisch leitet es von schnäutzen her, was man als Unreinigkeit der Nase wegwirft. Nach Adelung's Meinung soll die Ableitung dieses Wortes von dem Schwedischen

snöd herkommen, welches nackend bedeutet, und in figürlichem Verstande arm, dürftig, eitel, verächtlich, boshaft, schlecht; snöda werld, die schnöde, das ist, eitle und verächtliche Welt. Ein anderes Wort ist das Niedersächsische snöde, snöe, witzig, schlau.

Schnödigkeit, der Zustand oder die Eigenschaft, da ein Ding schnöde ist. In einem 1477 zu Augsburg gedruckten Buche, werden die Schamtheile die Schnödigkeit genannt, eigentlich, die Blöße.

Schnolle, in den Tabakspfeifenfabriken, eine Tünche, mit welcher man die fertig gebrannten Tabakspfeifen überzieht, und hernach reinigen und glätten läßt. Man kocht sie aus Gummi Tragant, weißen Wachs und Seife, bestreicht damit äußerlich die Pfeifen, und reibt sie, wenn die Tünche nach einigen Minuten ausgetrocknet ist, mit einem Tuche ab.

Schnopfweife, Zahlweife, eine Weife, worauf man das Garn aufweifet, und die, wenn die gehörige Anzahl Fäden zu einem Gebinde darauf sind, von selbst anzeigt, daß das Gebinde voll ist. Diese Weife besteht aus einem weiten Rade, das einige Speichen und an den Enden ein horizontales, glattes Hölzchen hat, worauf sich das Garn beim Aufweifen auflegt. Ihre Achse hat in dem Mittelpunkte eine Kurbel, an welcher sie umgedrehet werden kann, also liegt die Achse beweglich in einem Gestelle. Am Ende der Achse greift eine Schraube ohne Ende in ein Stirnrad von vierzig Zähnen, oder so viel, als das Gebinde Fäden haben soll, welches so oft, als es herum kommt, einen Klapp thut, indem ein kleines angebrachtes Brettchen über einen etwas längern Zahn schnappt, zum Zeichen, daß die Anzahl Fäden, so das Gebinde haben soll, vollzählig ist.

Schnörkel, ein im gemeinen Leben sehr gangbares Wort, eine Schneckenlinie, überhaupt jede auf ähn-

liche Art krumm gezogene oder geschlungene Linie zu bezeichnen, wo es in manchen Sprecharten auch Schnirkel und Schnerkel lautet. In der Baukunst sind die Schnörkel Verzierungen an den Kapitälen der Jonischen, Korinthischen und zusammengesetzten Ordnung in Gestalt einer Schnecke oder einer gewundenen Baumrinde. Nach dem Vitruv wollten die Griechen, die diesen Zierrath erfunden haben, die aufgebundenen Zöpfe der Frauenzimmer nachahmen. Die Schnörkel bestehen daher nicht nur aus Schneckenlinien, sondern auch aus Schlangenlinien in Gestalt eines Lateinischen S. Wegen des Mißbrauches dergleichen Verzierungen, werden oft auch alle überflüssige, und nach einem schlechten Geschmacke aus krummen Linien bestehende Zierrathen Schnörkel genannt. — Ein laubigter Schnörkel, Volute fleuronnée, ist ein Schnörkel, welcher das Ansehen eines Astes hat. — Bei den Eisenarbeitern ist der Schnörkel eine Biegung, die man dem Eisen giebt, welche gemeiniglich schneckenförmig ist.

Schnörkelperpendikel, Cathetus volutae, in der Baukunst, eine Perpendikularlinie, die durch das Auge des Schnörkels einer Säule gezogen wird.

Schnorpel, eine Benennung des Schnepels.

Schnotfisch, eine kleine Fischart, welche auch Häseling genannt wird, s. Th. 20, S. 817.

Schnottolf, Cyclopterus nudus, eine Art Seehasen, s. diesen Artikel.

Schnuchr, eine Benennung des Hechtes, s. diesen, Th. 22.

Schnucke, ein nur im Niederdeutschen übliches Wort, eine Art kleiner Schafe zu bezeichnen, daher Heideschnucke, Heideschnacke; s. unter Schaf und Schafzucht, Th. 138.

Schnuffeln, Schnüffeln, ein regelmäßiges Zeitwort der Mittelgattung, den Athem in kurzen Absätzen und mit einem merklichen Laute durch die Naſe einziehen; daher etwas beſchnüffeln, es auf ſolche Art beriechen, wie die Hunde, alles durchſchnüffeln, es auf eine unanſtändige Art durchſuchen. Die verſtärkenden ſchneppern, ſchnuppern werden auf ähnliche Art gebraucht; ſ. Schnuppen.

Schnupfen, ein regelmäßiges thätiges und ein Zeitwort der Mittelgattung. Nach Adelung ſoll es der Form nach ein Intenſivum von ſchnauben, ſchnauffen ſeyn, welches eigentlich den Laut nachahmt, welcher entſteht, wenn man die Luft mit verſtärkter Heftigkeit durch die Naſe einzieht, indem es in den vertraulichen Sprecharten der Ober- und Niederſachſen auch ſchnuppen lautet. Schnupfen oder ſchnuppen, als ein Neutrum, die Luft mit Heftigkeit in die Naſe ziehen, daher es im Oberdeutſchen auch von einer ungeſitteten Art des Riechens gebraucht wird, wofür man in gemeinen Sprecharten der Hochdeutſchen auch das Diminutivum ſchnüffeln hat. Im Hochdeutſchen braucht man ſchnupfen und ſchnuppen nur auf eine ſolche Art mit der Luft in die Naſe ziehen; daher Tabak ſchnupfen; ſ. Schnupftabak.

Schnupfen, Gravedo; Fr. le Rhume, eine Krankheit, welche ihren Sitz in dem Gehirne über der Naſe hat, woſelbſt ſich gewiſſe Feuchtigkeiten häufen, die dann gewöhnlich, wenn ſie nicht ſtocken (Stockſchnupfen), durch die Naſe abfließen. Der Schnupfen hat mit dem Katharr gleiche Urſachen; ſ. Catarrh, Th. 7, S. 720 u. f.; er entſteht, wenn man mit erhitztem, ſtark ausdünſtendem Körper ſich plötzlich der kalten Luft, feuchten Witterung ꝛc. ausſetzt, wodurch die Ausdünſtung ſogleich gehemmt wird, die Ausdünſtungsmaterie geht dann zurück und macht Stockun-

gen in den Säften. In großen Städten ist man diesen Abwechselungen sehr oft ausgesetzt, und man kann ihnen hier kaum ausweichen, welches auch schon mit in der mehr verzärtelten Erziehung liegt, dagegen wissen die Landbewohner wenig von dergleichen Krankheiten, da ihr an jede Witterung gewöhnter Körper, einen solchen Grad von Abhärtung erhalten hat, daß ihm ein plötzlicher Wechsel von Hitze und Kälte nichts schadet. In großen Städten sind aber so viele Lokalursachen, welche auch den Vorsichtigsten betriegen und ihn Erkältungen Preis geben, welchen er oft nicht auszuweichen im Stande ist. Begegnet man z. B. einem Manne auf der Straße, dem man seines Ansehens oder seines eigenen Nutzens wegen den Hof machen muß, so muß man natürlich seinen Hut ziehen; spricht er mit Einem, so ist man genöthiget, wenn man auch in vollem Schweiße ist, lange unbedeckt zu bleiben, bis es ihm gefällt, das Gespräch zu enden, oder er müßte Einen dieser Ceremonie, unbedeckt zu bleiben, überheben. Wie oft kommt man nicht in heiße Zimmer, und muß plötzlich wieder in die Kälte, wenn man gleich stark transpirirt, dies ist besonders der Fall bei Abendgesellschaften, Bällen, Conzerten, Redouten, Schauspielen ꝛc., wo durch eine Menge Menschen die Transpiration gesteigert wird; geht man nun schnell aus einer solchen Versammlung in die Luft, so ist das Wenigste, was man davon trägt, einen Schnupfen.

Die Voranzeigen, oder vielmehr die Merkmale des Schnupfens sind: eine gewisse Schwere im Kopfe, welche sich bald in ein Drücken, einen Kopfschmerz verwandelt, wobei sich ein leichtes Fieber einstellt; ein starkes Niesen, welches oft hintereinander erfolgt, und wenn der Schnupfen ausbricht, ein Brennen in den Augen, und ein Laufen aus der Nase. Sobald der Schnupfen im Anzuge ist, und man einen leich-

ten Schauer verspürt, so muß man im Zimmer bleiben, das Zimmer hüten, wie man zu sagen pflegt, und sich in gleichmäßiger Temperatur zu erhalten suchen, welches man durch Fliederthee, oder andern Thee mit etwas Rum, oder durch Fleischbrühe hervorbringt. Bekommt man Fieber dabei, so reinige man den Körper auf folgende Weise: Man theile 2 Loth gereinigten Weinstein (Cremor Tartari) in drei Theile, und nehme solche früh, Mittags und Abends, und wiederhole dieses so lange, bis der Körper gereiniget ist. Hierauf nimmt man ein Nößel (1/2 Quart) Milch, zu welcher man 1 Loth Zucker setzt, und stellt sie auf Kohlen, bis der Zucker zergangen ist, nur darf die Milch nicht zum Sieden kommen. Dieses Mittel nimmt man auf viermal in einem Tage ein, und wiederholt solches drei Tage lang. Am dritten Tage ist man dann gewöhnlich schon wieder hergestellt, und kann seinen Geschäften wieder vorstehen. Nach der Vorschrift der Englischen Aerzte soll der Schnupfen-Kranke sogleich seine Diät einschränken, und sich starker Getränke enthalten, und nur Hafergrütze, mit etwas Honig versüßt, trinken; auch einen Aufguß von Melissen oder Leinsamen, mit Orangen- oder Limoniensaft säuerlich gemacht, eine Abkochung von Gerste und Süßholz mit Tamarinden, oder irgend ein anderes kühlendes, verdünnendes, säuerliches Getränk. Sein Abendessen soll leicht seyn, z. B. eine Art sehr dünnen Biers, oder Hafergrütze mit Honig versüßt, und etwas geröstetes Brod darin. Diejenigen, welche sich an etwas starke Getränke gewöhnt haben, können, statt der Hafergrütze, weiße Weinmolken mit Zucker versüßt nehmen. Der Kranke muß auch länger im Bette liegen, als gewöhnlich, und den Schweiß abwarten, der sich gegen Morgen leicht einstellt, wenn er Thee, oder irgend ein warmes verdünnendes Getränk trinkt. Viele Leute sind durch die-

ses Verfahren in einem einzigen Tage vom Schnupfen erlöset worden. In England giebt es auch Viele, die durch einen Rausch den Schnupfen zu heben suchen, welches auch zuweilen gelingt, indem man plötzlich die Ausdünstung wieder herstellt; allein der Versuch ist sehr gefährlich, weil durch ein solches Verfahren ein gemeiner Schnupfen in ein entzündungsartiges Fieber verwandelt werden kann. Auch die Englischen Aerzte rathen an, bei den Symptomen des Schnupfens sich warm und ruhig zu verhalten, und enthaltsam zu seyn; denn durch ein solches Verfahren kann man den üblen Wirkungen desselben begegnen; wenn aber erst die Krankheit durch ein falsches Verfahren Stärke bekommen hat, so sind die Bemühungen, sie zu heben, sehr oft vergeblich. Seitenstiche, Lungenentzündungen, oder eine tödtliche Lungenschwindsucht sind dann die gewöhnlichen Folgen der Schnupfenkrankheiten, welche vernachlässiget oder ungeschickt behandelt worden.

Diejenigen, welche leicht den Schnupfen bekommen, müssen sich häufig mäßige Leibesbewegungen machen, und solche Arzneien nehmen, welche die Lebhaftigkeit des Blutumlaufs vermehren, und den ganzen Körper stärken. Sie können die zu große Reizbarkeit ihres Körpers durch Opium, Chinarinde, durch das Wohnen an trocknen, kalten Oertern ꝛc. schwächen. Die Neigung des Körpers sich zu erkälten, kann in einem hohen Grade verringert werden, wenn man sich nach und nach angewöhnt sich schleunigen Veränderungen von Hitze und Kälte auszusetzen. Auch läßt sich im Anfange die Krankheit leicht dadurch heben, wenn man die Füße gerade vor dem Schlafengehen in warmes Wasser setzt.

Ein genauer Beobachter der Symptome des Schnupfens im nördlichen Deutschland, hat folgende

Bemerkungen an sich selbst gemacht. Ich rücke hier seine eigenen Beobachtungen wörtlich ein: *)

„Einst befand ich mich im Theater auf dem Parterre, wo es sehr voll und heiß war; das Stück hatte fünf Aufzüge, bei jedem Aufzuge war mein entblößter Kopf von einer so durchdringenden Kälte ergriffen, daß ich einem starken Schnupfen entgegensah, den zweiten Tag war der Schnupfen auch wirklich in vollem Anzuge, und er war mir um deßwillen nicht so unangenehm, da ich schon längst versuchen wollte, ob ich bei ihm nicht einen Unterschied finden würde, indem ich mir den Kopf durch Räuspern und Wasser reinigte. Der Unterschied war ziemlich auffallend, und ich fürchtete keinen Schnupfen mehr. Erstlich blieb die Beschwerde des Niesens weg, und zweitens blieb die Brust von Schleim frei. So lange ich einen leichten Schauer spürte, blieb ich zu Hause, und nahm nichts als des Morgens meinen gewöhnlichen Thee. Die Kopfschmerzen, die trüben brennenden Augen, und alle sonst gewöhnliche, höchst unangenehme Empfindungen bei einem starken Schnupfen fielen weg; ich wurde bloß von einem starken Zufluß von Schleim in der Nase beschwert, der mir drei Tage hintereinander nicht erlaubte die Luft durch dieselbe einzuziehen. Ich vermuthete nun, weil ich dennoch ein leichtes Fieber dabei gehabt und in drei Tagen nicht das Zimmer verlassen hatte, daß sich im Unterleibe Schleim und Schärfe abgesetzt haben möchten; deshalb machte ich alle Stunden sechs Minuten lang meine Bewegungen. Die Folge davon war, daß ich in vier und zwanzig Stunden neunmal ohne Zwang und Uebelkeit offnen Leib erhielt. Auch hatte ich nachher nicht die geringste Mattigkeit, wie dieses oft bei Purgiermitteln der Fall ist. Die Eßlust, der Geruch, die gute Verdauung, der Schlaf, kurz Alles blieb während der acht Tage

*) Die Heilkraft gewisser Bewegungen des Körpers zur Vertreibung hartnäckiger Hypochondrie, Gicht ꝛc. ꝛc. Leipz. 1817, S. 97 u. f.

dieses Schnupfenanfalls so gut wie vorher. Die gewöhnlichen Beschwerden des Schnupfens und Katharrs blieben hier also aus, und hieran war nichts schuld, als die fortwährende Reinigung des Kopfes; der Schleim wurde immer fortgeschaft und nicht aufgehalten, er konnte daher die benachbarten Theile sowohl, als diejenigen, wo er unmittelbar saß, nicht reizen. Ich habe seitdem die stärksten Katharre gehabt, wo der Auswurf von der Brust sehr wenig und nur des Morgens gekommen ist; der Schleim ist dagegen vom Kopfe durch die Gewohnheit der Reinigung, besonders in den Wintermonaten so häufig abgegangen, daß ich nicht genug auswerfen konnte. Dieses geschah aber ohne Kopfschmerzen, ohne Niesen, und überhaupt ohne das geringste Zeichen eines Schnupfens. Wollte ein starker Tabaksschnupfer meiner Art den Kopf zu reinigen sich angewöhnen, so muß er den Tabak nicht so geschwind und gewaltsam hinaufziehen, weil solcher die Nerven zu sehr reizt, und wenn man nun die Reinigung macht, leicht Kopfschmerzen entstehen. Wenn der Kopf recht rein ist, hört ohnedies die meiste Ursache auf, warum man den Tabak nimmt; der Kopf ist frei; es ist daher irrig Tabak zu nehmen, um sich, wenn man verstopft in der Nase ist, Luft dadurch zu verschaffen. Dies geschieht zwar zuweilen augenblicklich; allein die Verstopfung wird nachher ärger, als zuvor. In meinem dreißigsten Jahre wurde ich von einem sonderbaren Schnupfen täglich einmal überfallen, und zwar zu ungleichen Stunden. Plötzlich kam Niesen, ohne vorher das Geringste zu vermuthen. Das Wasser lief dabei häufig aus Augen, Mund und Nase. Dieser Zufall überraschte mich oft in der Kirche, in Gesellschaften und in den wichtigsten Geschäften, so daß ich, ohne ein Wort sprechen zu können, abtreten mußte. Er hielt zuweilen eine Stunde, aber nie länger an; denn wenn sich der Kopf von diesen scharfen Feuchtigkeiten gereiniget hatte, konnte ich sogleich wieder erscheinen, als wenn nichts vorgefallen wäre. Von Natur mußte ich stark niesen, und aus diesem Grunde wurde mir dieser Zufall, der mehrere Jahre dauerte, bedenklich. Alle meine Freunde sahen sich nach Hülfsmitteln um, es fand sich aber Niemand,

der mir etwas rathen oder helfen konnte. Ich dachte daher sehr ernstlich über diesen Zufall nach, und gab mir viel Mühe die Ursache desselben zu entdecken. Indessen verstrichen dennoch einige Jahre, ehe ich, ungeachtet ich höchst aufmerksam auf Alles war, entdecken konnte, was doch so deutlich vor Augen lag. Die Ursache meines besondern Geschwindschnupfens, wenn ich ihn so nennen darf, war nun folgende: Ich war von Jugend auf gewöhnt sehr früh aufzustehen, und fand ein besondres Vergnügen darin, die Wirkung des Lichtes bei aufgehender Sonne zu beobachten. Mich ergötzte es ungemein, wenn ich bemerkte, wie die Gegenstände nach und nach erhellt, gestärkt und durch Licht und Schatten so schön geschieden wurden. Die Abwechselung von Tag und Nacht, die mannigfaltige herrliche Ansicht des Gewölks, wo die Größe des Schöpfers sich in ihrer ganzen Erhabenheit zeigt, die große Stille und das allmählige Lautwerden der mannigfaltigen Bewohner des Waldes und der Fluren, machte auf mich den größten Eindruck. In diesem Genusse nun, oder vielmehr in der Art, wie ich diese Schönheiten der Natur genoß, lag die Ursache dieses Geschwindschnupfens verborgen. Ich hatte mich nämlich so gewöhnt, daß ich täglich, so wie ich erwachte, mit dem noch ausdünstenden Kopfe zum Fenster hinaussah, um meine Begierde zu befriedigen, und die Sonne zu belauschen. Selbst im Sommer wird die Luft bei aufgehender Sonne sehr kühl; die Ausdünstung meines Kopfes mußte folglich plötzlich zurückschlagen und Steckungen verursachen, die sich jedoch zu meinem Glücke täglich zertheilten. Sobald ich dieses entdeckt hatte, öffnete ich das Fenster acht Tage lang gar nicht, und mein Schnupfen blieb weg. Um mich hiervon recht zu überzeugen, versuchte ich bei aufgehender Sonne wie zuvor den Kopf zum Fenster hinauszustecken, und siehe da, das Niesen kam denselben Tag weit heftiger wieder, als je. Hierauf verriegelte ich einige Zeit das Fenster, und so ward dieser unangenehme Zufall auf immer gehoben. So brachte ich also sechs Jahre zu, um die Ursache dieses Uebels, die doch leicht zu finden war, zu entdecken."

Der sogenannte Stockschnupfen, ist, wie schon oben bemerkt worden, ein Schnupfen, wo die Flüssigkeiten in dem Gehirne sich verstopft haben und nicht fließen wollen, man muß daher Alles versuchen, die Verstopfung zu heben, am besten ist es hier bei demjenigen, der an Schnupftobak nicht gewöhnt ist, so lange Tabak zu nehmen, oder sich die Nase nach der Stirn herauf zum öfteren mit warmen Wasser zu waschen, wodurch derselben, wie man zu sagen pflegt, Luft gemacht wird. Die innern Mittel, um die Transspiration zu befördern, sind die oben angeführten, worunter der Thee einen besondern Platz verdient. Der Geheime Staatsrath Hufeland *) räth denjenigen an, welche bei der geringsten Einwirkung einer kalten oder Zugluft, bei Veränderung des Wetters Husten, Schnupfen, Flüsse bekommen, täglich mit kaltem Wasser die ganze Körperfläche zu waschen und zu reiben, täglich die frische Luft zu genießen, sich viele Bewegungen zu machen, und wöchentlich ein oder zwei laue Bäder zu nehmen, auch sorgfältig feuchte Wohnungen und Gegenden zu meiden. Ist die Anlage schon zu weit gediehen, um sie zu heben, so ist flanellene Bekleidung das sicherste Mittel ihre Wirkung zu verhindern.

In Rücksicht der Sprache soll das Wort Schnupfen, nach Adelung, von der Krankheit selbst hergenommen worden seyn, das heißt, wo die Feuchtigkeiten noch stocken, weil man dabei nicht nur durch die Nase redet, sondern auch den Athem mit Heftigkeit durch die Nase einzieht.

---

*) Makrobiotik, 2. Th. Berlin, 1805, S. 256.

Schnupftabak, Pulvis Tabaci s. sternutatorius; Fr. Tabac en poudre, ein von gedörrten, geſtampften, geſtoßenen oder gemahlenen Tabaksblättern, entweder fein, oder gekörnt verfertigter Tabak, welcher von den Spaniern zuerſt gebraucht, und von dort nach Frankreich und Italien gebracht worden, ſ. unter Tabak, in T. — Die zum Schnupftabak beſtimmten, meiſtens von der Brühe noch triefenden, Blätter, werden dergeſtalt in einem leinenen Tuche zuſammengelegt, durch Hülfe des Karottenzugs zuſammengepreßt, und mit einem Seile umſchnürt, damit ein ſpindelförmiger Körper, den man Karotte*) nennt, entſteht. Die Karotten werden nachher aus dem Seile und Tuche wieder herausgenommen, und dagegen mit Bindfaden umwunden oder ſiſellirt **). Der Karottenzug iſt ein Geſtell, an dem der Faden feſt um die Karotten angezogen werden kann, ſowohl um dieſen die erſte Bildung und Feſtigkeit zu geben, als auch um ſie nachher ſiſelliren zu können. In einigen Fabriken, z. B. in Weende ward das Seil an zwei Wände beſeſtiget, und nicht mit einer Winde, ſondern mit einem Kloben angezogen. Ein Arbeiter legte die Blätter auf einem groben leinenen Tuche zu recht; ein Anderer zog die Karotten. Auf dieſe Weiſe wurden in einem Tage 60 große Karotten gezogen, welche einige Tage nachher noch einmal ſtärker geſchnürt und dann ſiſellirt wurden. In Frankreich wird der Schnupftabak geſponnen. Man windet nämlich das geſponnene Seil zu einer Rolle, die unter eine Preſſe gebracht wird. Die

*) Ein aus dem Franzöſiſchen entlehntes Wort, weil die Wurzel dieſes Namens Carotte heißt.

**) Dieſes Wort iſt aus ficeller, ficellage, mit Bindfaden umwickeln, entſtanden.

gepreßten Rollen zerschneiden sie in gleich große Enden, legen solche einzeln zwischen zwei Formen oder halbe Röhren. Dergleichen Formen bringen sie viele auf einmal unter eine große Presse, welche, nach Art der Tuchpressen, mit einem Hebel getrieben wird. Erst nachher werden diese walzenförmige Karotten, ohne Karottenzug, durch Hülfe einer hölzernen Nadel, mit Garn umwunden oder fisellirt, und zuletzt an beiden Enden mit einem Messer abgestutzt oder gleich gemacht. Das Karottiren oder Fiselliren geschieht, um durch Abhaltung der freien Luft die Gährung zu befördern, und die dadurch entwickelten Theile beieinander zu erhalten. Die Karotten werden dann, um wieder in Gährung zu gerathen, einige Zeit in einem Schranke verwahret, und hierauf entweder ohne weitere Zurichtung verkauft, oder sie werden rapirt, das ist, auf einer aus vielen großen Sägeblättern zusammengesetzten Reibe, die man die Rape nennt, zerrieben. Der rapirte Tabak wird gesiebt, und das Gröbere mit einer Handstampfe oder einem Stampfeisen zu einem gröblichen Pulver gemacht. Diese Arbeit wird auch in einigen Fabriken von einer vom Wasser getriebenen Stampfmühle verrichtet. Die Rapirmühle ist auf folgende Weise gebauet. Durch einen Kasten geht eine Welle, deren Oberfläche eine Reibe ist. In der obern Decke des Kastens ist eine Oeffnung, durch welche der Arbeiter die Karotte an die Welle hält, deren Kurbel er mit der andern Hand umdreht. Unten ist eine Schieblade, in welche der rapirte Tabak fällt. In einigen Fabriken Frankreichs und Hollands geschieht auch das Sieben des Tabaks durch Hülfe des Mühlwerks, da nämlich ein krummer Zapfen eine Ramme, worauf Siebe von verschiedener Feinheit stehen, über einem Kasten hin- und herzieht. So z. B. hob die Daumwelle in dem

oben angeführten Werke fünf Paar Stampfen, davon allemal zwei in eine Grube des Löcherbaums wechselsweise niederfielen. Jede Stampfe hatte zwei Stoßeisen. Diese waren zu dem Tabak, der naß zerstoßen ward, keilförmig oder spadenförmig; dahingegen wurde der trockene Tabak mit krausen Eisen zerkleinert. Durch dieses Stoß- und Siebwerk konnten täglich 100 Pfund und zwar 1/3 feuchter und 2/3 trockner Tabak gestoßen und gesiebt werden. Daselbst war auch die Einrichtung gemacht, daß eine horizontale vom Mühlwerke getriebene Welle, der Länge nach, mit dreihundert Sägeblättern besetzt werden konnte. Ueber der Welle war ein Gerüste gemacht worden, durch dessen Oeffnung jeder Arbeiter zwei Karotten an die Welle halten konnte. Der rapirte Tabak fiel in einen unter der Welle angebrachten Kasten. Die oben angeführte Handstampfe hat folgende Theile: An der Decke des Zimmers ist eine starke Prellstange befestiget, mit welcher Stange eine zweite vermittelst eines Gewindes zusammenhängt. An der letzten Stange sind am untersten Ende vier Klingen, die unter sich rechtwinklicht zusammengesetzt sind, angebracht, die zum öftern geschliffen werden müssen. Unter diesen Klingen steht ein hölzernes Faß, in welches man den Tabak schüttet. Die Stange mit den Klingen wird dergestalt in Bewegung gesetzt, daß die Klingen bald auf die eine, bald auf die andere Stelle des Tabaks in das Faß fallen, und den Tabak zermalmen. Nach einiger Zeit wird der zermalmte Tabak gesiebt. Das Stampfen und Sieben wird so lange fortgesetzt, bis der Tabak in dem Fasse völlig in Schnupftabak verwandelt worden. Die auf die oben erwähnte Mühle zu liefernden Blätter und Rippen werden erst in eine stark geheizte Trockenstube gebracht, und darin auf Horden ge-

worfen, die auf einem Gerüste liegen. In dieser Trockenstube werden nun die Blätter und Rippen vorbereitet, so daß sie auf der Mühle gemahlen werden können. Die feineren Arten des Schnupftabaks werden, nachdem die dazu dienlichen Rippen der Blätter und die Blätter selbst in der stark geheizten Trockenstube auf Horden in Gerüsten gedörrt worden, unter zwei senkrechten Mühlsteinen, auf einem, mit einer Einfassung versehenen, Herde fein gemahlen und zu Staub gesiebt. Eine solche Tabaksmühle kann auch vom Wasser getrieben werden. Die Welle des Wasserrades hat ein Kammrad, welches in ein Getriebe greift, dessen senkrechte Welle oben ein anderes Getriebe hat, welches ein Stirnrad, und mit demselben die auf den Armen der Welle dieses Stirnrades umlaufenden Mühlsteine umtreibt. In Weende war der Durchmesser des Bodensteins 7 Schuhe, der Durchmesser der beiden Läufer aber ungefähr 5 Schuh; die Dicke derselben war etwas über 1 Schuh. Nach Beckmann sollen dergleichen große und schwere Steine nicht nöthig gewesen seyn; auch wird der von solchen Steinen gemachte Schnupftabak leicht durch den abgeriebenen Staub verunreiniget. In Weende wurden die starken Rippen der Amerikanischen Blätter angefeuchtet, und zwischen zwei Walzen von gegossenem Eisen, die, wie bei einer Pleetmühle, mit einer Kurbel gedreht wurden, breit gequetscht. Dieses Plettwerk wurde gleichfalls von der Mühle getrieben, und daher war nur ein schwacher Arbeiter nöthig, um die Rippen zwischen die Walzen zu werfen.

Zu dem gestampften oder gröblich gemahlnen Tabak gehört der sogenannte Rapé, St. Omer ꝛc., zu dem gemahlenen der Tonka, Espagnol ꝛc. Bei denjenigen Schnupftabaken, welche nur aus Blättern gemahlen werden sollen, werden bei einigen

Arten die Blätter vor dem Mahlen, bei andern aber nach dem Mahlen saucirt, einige auch erst, nachdem sie gesiebt worden, weil die Rippen nicht so gleich mit den Blättern saucirt werden. Die Farbe erhält man durch Beimischung einer feinen Erde, manche Fabrikanten nehmen auch wohl Bleykalke, als Mennige; Vitriol, Alaun, ja sogar Sublimat dazu, welches aber der Gesundheit höchst nachtheilig ist. Der Geruch wird dem Tabake durch Beimischung wohlriechender Sachen gegeben, unter denen die Tonkafrucht besonders den ersten Platz einnimmt, ferner nimmt man auch Melilothen, die Wurzeln der Iris, Safran, Tamarinden; nach Beckmann soll man auch das Ruchgras, Anthoxantum odoratum, oder Asperula odorata, dazu gebrauchen können. So werden von dem St. Omer und St. Vincenttabak die Blätter in Salzsäuren und Tamarindensuppe saucirt, und hernach zu Karotten verarbeitet. Bei dem Rapé finden beide Behandlungen ebenfalls Statt. Zu den Spanischen, Portugiesischen und Holländischen Tabaksorten werden die Blätter und Stiele getrocknet, gepülvert und durch verschiedene Siebe nach Nummern gebeutelt. Ihre Parfümirung geschieht bald mit Bisam, bald mit Ziberh, die man mit Zucker abreibt, bald auch mit ersterem allein, wie beim Spanischen Tabak, oder mit Bisam, Wein, Zucker und Branntwein, wie beim Neapolitanischen, oder mit Vanille, wie beim Sevilla; mit Tonkabohnen, wie beim Spanischen sogenannten Tonca oder Son de Tonca, oder mit Ambra und Zucker abgerieben, wie beim feinen Italienischen; mit Ambra, Ziberh und Orangenblüthessenz, wie beim Maltheser; mit Ambra, Bisam und Zucker, wie beim Römischen Schnupftabak; mit Veilchenwurz, wie beim Straßburger Violetrapé; mit Steinkleeblumen, wie beim Hannöverschen Tabak ꝛc. In

den Ungarischen und Französischen Fabriken wird der Schnupftabak zum Theil ohne allen Zusatz fabricirt, man macht ihn aber auch mit mancherlei künstlichen Beitzen und Salzen an. Man kann auch Schnupftabak aus Landtabak machen. Dieser Tabak muß dann fermentirt und ein Centner Blätter mit folgender Anfeuchtung vermischt werden: 2 Pfund Weinhefen, 12 Quart Wasser, 1/2 Metze Kochsalz, 1 Pfd. Honig, und 1/2 Pfund Weinsteinsalz. Mit dieser Anfeuchtung oder Ansprengung muß der eingetretene Landtabak acht Tage lang fermentiren.

Man schlägt den Schnupftabak, nachdem er bereitet worden, entweder in blecherne Dosen oder in Bley ein, und dann in Papier. — Das Einschlagen oder Einpacken geschieht auf folgende Weise: Auf der obersten Fläche eines Klotzes steht eine vierkantige oder runde Form von Holz, die zum Theil in dem Kloß versenkt und gerade so weit ist, als das künftige Pack Tabak, nur etwas länger. Man kann in den Kloß eine Form zu 1/4, 1/2 und 1/1 Pfund einsetzen, und mit einem Keile befestigen. In jede Form paßt ein hölzerner Trichter; um den untern Theil desselben wird eine dünne Bleyplatte, und ein Papier um diese geschlagen, und beides an der untern Oeffnung des Trichters zusammengelegt. Man setzt hierauf den umwickelten Trichter in die Form, und wirft in den obern weitern Theil desselben etwas Tabak, zieht den Trichter heraus, und stampft den Tabak mit der hölzernen Stampfe in das Bley und Papier fest ein. Die Stampfe muß daher auch genau in die Form passen. Auf diese Weise wird das Papier und das Bley nach und nach mit Tabak angefüllt, und jede Lage eingestampft. Zuletzt, nachdem das Pack seinen gehörigen und abgewogenen Tabak erhalten hat, wird dasselbe aus der Form ge-

zogen, oben zuſammengelegt, geſiegelt und geſtempelt. Das Stempeln geſchieht auf jeder Zuſammenfügung.

Das Bley wird in vielen Fabriken auf folgende Weiſe zu Blechen gegoſſen. Man lehnt einen viereckigten mit grobem feuchtem Leinen beſpannten Rahmen an die Wand. Ein Arbeiter hält an das Leinen einen beweglichen Rahmen, der einem umgekehrten Fußſchemel gleicht; ein andrer gießt alsdann das geſchmolzene Bley auf dieſen beweglichen Rahmen, den jener darauf langſam von oben nach unten über das Leinen herunterzieht. Unter dieſer Zeit hängt ſich eine dünne Lage Bley an das Leinen, die abgenommen, und zu Stücken von beliebiger Größe zerſchnitten wird. In einer Zeit von ſechs Stunden können auf ſolche Weiſe 2 bis 300 Blätter gegoſſen werden, davon jedes ungefähr 6 Fuß lang und 2 Fuß breit iſt.

Die Namen der Schnupftabake ſind ſehr mannigfaltig, indem von Zeit zu Zeit Fabrikanten ihre Waaren durch neue Namen auszeichnen und empfehlen wollen. Viele fremde Tabake werden bei uns nachgemacht, und ihnen daſſelbe Etiquett gegeben, um ſie als fremde zu verkaufen. Noch zu Ende des verwichenen Jahrhunderts ließen einige Deutſche Fabrikanten ſogar aus England alte Zeitungen und alte beſchriebene Papiere kommen, um den von ihnen bereiteten Tabak ein Engliſches Gewand zu geben, und in Bremen ſammelten arme Leute das ſchon einmal gebrauchte Engliſche Papier, und verkauften es wieder an die Tabaksfabrikanten, um es noch einmal zum Umſchlage zu gebrauchen. Folgende Sorten Schnupftabak finden jetzt in dem Handel den ſtärkſten Abgang: 1) Der St. Omer oder Rapé, welcher entweder aus Karotten, die Dünkirchen, St. Omer, Strasburg, Oſtende, Al-

tona, Hamburg, St. Gallen und Holland liefern, gemacht, oder aus Virginischen, Ungarischen und zum Theil Ukrainischen Blättern verfertiget. Man erhält ihn auch in Fässern, bleyernen Büchsen ꝛc. von Dünkirchen, St. Omer, St. Gallen und Strasburg. Er muß gut rapirt und sanciri seyn, und einen angenehmen säuerlichen Geruch haben. — Eine Sauce zur Anfertigung des St. Omer oder Dünkircher Schnupftabaks. Man nehme 1 1/2 Pfd. gute reine weiße kalcinirte Pottasche, 3/4 Pfd. Salmiak, 1/2 Pfd. rothen Weinstein, nebst 1/2 Pfd. Küchensalz, und zerlasse es in so viel reinem Fluß-Wasser, als dazu nöthig ist. Diese Lösung wird hierauf mit 4 Pfd. rothem Wein, einem Pfunde Honig, und einem Pfunde Wachholdersaft gut untereinander gemengt, und bei gelindem Feuer eine Viertelstunde lang im Sieden erhalten. Nachdem dieses geschehen, werden 16 Loth Alandwurzel, 16 Loth Galgantwurzel, 12 Loth Sassafrasholz, 16 Loth Alchaewurzel, und 6 Loth gereinigte Potasche, alles im verkleinerten Zustande, mit 12 Pfd. Flußwasser eine Stunde lang gelinde im Sieden erhalten; dann das Fluidum durch Leinwand gegossen, der Rückstand ausgepreßt, und nachdem die Brühe mit der vorher gewonnenen Flüssigkeit gemengt worden, kann man die Sauce zum Gebrauche anwenden. Diese Sauce, welche der Geheime Rath Hermbstädt in seinem Bülletin *) mittheilt, giebt unserm Landtabak einen so guten Geruch und Geschmack, wie der beste uns zugeführte Dünkirchner nur haben kann.

2) Der Holländische Schnupftabak, von dem es braunen und schwarzen giebt, und der von

*) 5. Bd. 4s Heft, Berlin, 1810, S. 258.

Amſterdam, Rotterdam, Ameersfort ꝛc. häufig in den Handel kommt. Der ſchwarze iſt in viereckigten Stangen, und geht insbeſondere nach Polen, und in die angrenzenden Länder ꝛc. — 3) Der Marocco, welcher theils von Ungariſchen fetten Blättern, theils vom Maryländiſchen gemacht wird, und aus der Gegend um Frankfurt am Main kommt, beſonders von Offenbach. Er wird jetzt an vielen Orten nachgemacht, und kommt in Bley eingeſchlagenen Paqueten von 1/1, 1/2 und 1/4 Pfunden, welche noch in buntes Papier eingeſchlagen, mit Bindfaden umſchnürt, und mit dem Etiquette der Fabrik verſehen ſind. Seine Farbe iſt ein gelbröthliches Braun; er hat einen ſehr anziehenden und angenehmen Geſchmack und Geruch, und wird ſtark verbraucht, da er viele Liebhaber findet. — 4) Der Spaniſche Tabak, von welchem es verſchiedene Arten giebt, und der faſt durch ganz Europa geht. Die Hauptſorten dieſes Tabaks beſtehen aus Sevilla, welcher aus Havanna Blättern mit Zuſatz einer feinen Ochererde zubereitet wird. Man macht den ſehr fein gemahlenen Tabak mit dieſer rothen Erde an, wodurch er die ihm eigene Flüchtigkeit, Farbe, und Annehmlichkeit im Geruch und Geſchmack bekommt. Wenn man dann dieſe reine, flüchtige, in Europa einzige, Erde mit Blättern von dem Eylande Trinidad und vom San Spiritu auf der Inſel Cuba, welche zur kleinſten Sorte des Sevillatabaks dienen, vermiſcht hat, nachdem jene durch Mühlſteine von unterſchiedlicher Schwere zermalmt, und hernach auf das feinſte geſiebt worden ſind, ſo erhält man die Primaſorte, welche Garanza heißt, oder den allerfeinſten Tabak. Alle Sorten des Spaniſchen Tabaks, nämlich Sevilla, Havanna oder Eſpannol, Tonka, und Son de Tonca, Cuba, kommen in Vaſen von einem Spaniſchen Pfunde, in

doppelten dergleichen, in ganzen und halben Suronen ꝛc. zum Handel. — 5) Ungarischer Tabak, der entweder braun oder schwarz von Farbe aussieht, und sehr stark ist, wird am besten im Lande selbst, und zwar zu Presburg, Debreczin, zu Dioszeg, im Biharer Komitat, zu Janoschaza, im Eisenburger Komitat, zu Debree in der Heweſcher Gespannschaft, wie auch zu Hapar, Jant, klein Manok und Izmeny, verfertiget. Der Debreer ist in sogenannten Karren von einem halben Pfunde Wiener Gewicht. Auch der Fünfkirchner und Insulaner Schnupftabak in Ungarn findet starken Vertrieb. — 6) Brasilientabak ist nicht durchgängig beliebt, doch giebt es Länder und Gegenden, wo man Geschmack daran findet, z. B. die Afrikanischen Küsten, Italien, die Böhmischen Grenzen nach Sachsen zu ꝛc. — 7) Granirter oder granulirter, gekörnter schwarzer Tabak, der besonders in Italien stark verbraucht wird. Außer diesen hier angeführten Hauptsorten der Schnupftabake, welche größtentheils auch jetzt noch in Gebrauch geblieben, und durch keine anderen Sorten oder vielmehr andern Namen verdrängt worden, wie dies bei dem Rauchtabake fast täglich geschieht, hat man nun noch mehrere andere Sorten, welche theils den Namen der ersten Fabrikanten führen, theils auch ihre Namen von den Oertern entlehnt haben, wo die Art am ersten gemacht worden oder am meisten gemacht wird, oder auch ihren Ursprung von der Farbe, von dem Geruche, oder dem aufgedruckten Zeichen des Fabrikanten oder Kaufmanns haben ꝛc. So hatte und hat man, Schotten d'Hollande, Tabac de Chevalier, Cusco oder Cuzco, sowohl fleur de cusco, als grascusco, (von Cusco einer Stadt in Südamerika) Robillard, eine Gattung Pariser Tabaks, welche den Namen des Fabrikanten trägt, und

sehr beliebt ist; Tonka oder Son de
Marino, Dünkirchner, ꝛc. ꝛc., worüb
Preiscourante der Tabakshändler nachsehen
Die erste Eigenschaft, die man von gute
verlangt, ist die, daß er sich lange unverd
halte und gut von Geruch sei und bleib
erste erlangt der Fabrikant durch die gehör
saucirung, das andere durch Zusatz von Ing
welche den Tabak einen angenehmen Geruc
len, wie solches zur Befriedigung der Lieb
forderlich ist, und oben angeführt worden
die Bereitung des Schnupftabaks
den Art. Tabak, in T.

Was nun die Benutzung des S
tabaks anbetrifft, so sind die meisten Aer
dessen Gebrauch, weil er der Gesundheit k
vortheilhaft seyn soll, und statt die Augen z
aus welcher Ursache ihn sich viele Perso
wöhnt haben, sie nur schwäche; auch soll er, ü
gebraucht, sogar Verstopfungen im Kopfe
Hufeland verwirft das Schnupfen dur
er hält es in Absicht der Unreinlichkeit
schlimmer, als das Rauchen. Er sagt d
seiner Makrobiotik *): „Das Schnupfen
Nerven und schwächt sie am Ende, un
Kopf- und Augenkrankheiten. Zu al
kommt nun noch etwas, was die Nach
Schnupfens ausnehmend vermehrt, die
Zusätze und Beitzen, wodurch die Tabaksfa
die Käufer mehr zu reizen suchen, und die
wahre Vergiftungen des Publikums sind
mir unbegreiflich, daß die Gesundheitspoliz
alle Consumtiblien so genau beobachten,

*) Th. 2, Berlin, 1805, S. 209.

so wichtige Klasse derselben nicht genauer untersuchen; denn es ist doch wohl am Ende einerlei, ob ein Mensch durch Verschlucken oder durch Rauchen und Schnupfen vergiftet wird. Nur ein Factum zum Beispiel, was ich ganz genau weiß. In einer Tabaksfabrik war es herkömmlich, den Spanischen Tabak immer mit rother Mennige zu vermischen, um ihm schönere Farbe und Gewicht zu geben. — Hier schnupften also die Käufer täglich eine Portion Bleykalk, das fürchterlichste schleichende Gift. Muß man sich denn noch wundern, wenn manche Arten Schnupftabak unheilbare Blindheiten und Nervenkrankheiten nach sich ziehen, wie mir Fälle vorgekommen sind, und ist es nicht Zeit, diese, der öffentlichen Gesundheit so gefährlichen, Betrügereyen der Dunkelheit zu entziehen, und keinem Rauch- und Schnupftabak den Verkauf zu erlauben, bis er chemisch untersucht und unschädlich befunden worden ist." Dasselbe sagt auch Beckmann, der von dem Hofrath Mönch schon im Jahre 1778 den Beweis erhielt; denn dieser erhielt aus einem halben Pfunde Tabak durch Auslaugen, Einkochen und Reduciren ein Korn Bley von 9 Gran, ein Beweis, daß Bleyzucker ꝛc. beigemischt gewesen. Die gefährlichen Verfälschungen des Tabaks gehören nicht bloß der neueren Zeit an, sondern man findet auch schon in Johann Neander's Tabacologia, welche im Jahre 1626 zu Leiden herauskam, eine Anweisung Tabak mit schädlichen Brühen oder mit solchen, die der Gesundheit nachtheilig sind, anzumachen. Dieses geschah nicht in der Absicht um zu schaden, sondern weil man wahrscheinlich deren Schädlichkeit nicht kannte, wohl aber ihre reizende, anziehende Wirkung. Uebrigens ist bei den verschieden beobachteten Wirkungen des Schnupftabaks seine eigentliche Schädlichkeit und Nützlichkeit schwer

den zufügen, als ihm Nutzen gewähren, nur die Gewohnheit und ein anhaltender Gebrauch hat sie minder schädlich gemacht. Hierher gehören auch die schon oben erwähnte Getränke Kaffee, Thee und Chocolade, welches erst Arzneien waren, und jetzt alltägliche Getränke geworden sind, und so geht es auch mit dem Schnupftabak. Seine Schädlichkeit liegt daher wohl nur in den mancherlei Beitzen, wozu oft der Gesundheit schädliche Ingredienzen genommen werden; s. auch den Art. Tabak.

Schnupftabaksdose, s. Tabaksdose. Ein Kunststück mit einer Schnupftabaksdose vom Ritter Pinetti. Der Künstler bat sich von den Zuschauern zwei Schnupftabaksdosen aus, von denen er die eine ausleerte, die andere aber mit Tabak anfüllte. Die eine wurde hierauf auf den einen Tisch, die andere auf den zweiten Tisch in die Mitte der Schaubühne gestellt. Die Zuschauer überzeugten sich davon, daß die eine noch mit Tabak angefüllt, und die andere leer war. Auf die eine legte nun ein Zuschauer seine Hand, die andere wurde unter einen Leuchter mit einem großen hohlen Fuße gestellt, und sowohl die Dose, als der Leuchter wurden fest gehalten. Der Leuchter fing sich nun mit einem Male an zu bewegen, und die Dose, welche unter ihm lag, dergestalt an zu schwingen, daß es schien, als ob sie in die Luft springen wollte, und da man beide öffnete, fand man die gefüllte leer, und die leere gefüllt. In der anfangs mit Tabak gefüllten Dose entdeckte sich nun ein Billetchen, welches künftig vorsichtiger zu seyn und die Dose fester zu halten bat, damit so kostbare Sachen nicht verloren gehen möchten.

Die Enthüllung dieses Kunststückes ist folgende. Beide geliehene Dosen wurden sorgfältig unter mehreren ausgewählt, damit gewisse Platten, welche der Künstler besaß, in sie passen möchten.

ländischen Tücher werden wegen ihrer Güte und ihres billigen Preises in ganz Europa sehr gesucht; eben so die von Barcellona und Valencia, die man noch zu Anfange dieses Jahrhunderts in übergroßer Menge nach den Seestädten an der Ostsee und ganz Norden, ja selbst nach Frankreich verführte. In neuester Zeit hat freilich der politische Zustand Spaniens vieles geändert. Aus England gehen, besonders von Manchester und Spitalfields, viele leichte seidene Tücher nach dem übrigen Europa, vorzüglich aber nach Amerika. Auch die Schweitzer Waare wird sehr gesucht. — Die halbseidenen oder leinenen, mit Seide durchschossenen Tücher macht man in Schlesien, Sachsen und Böhmen von vorzüglicher Güte; floretseidene liefern das Mayländische und die Schweiz. Von baumwollenen Schnupftüchern kommen die schönsten und feinsten aus Ostindien, besonders von Bengalen, welche entweder ganz baumwollen, oder halb baumwollen und halb Seide sind. Sie haben verschiedene Farben, welche der Baumwolle oder Seide, woraus sie gewebt worden, erst vorher gegeben wird. Sie sind meist in ganzen Stücken, die nach Beschaffenheit bald mehr, bald weniger Tücher enthalten. Die von Cairo werden Bundweise verkauft; ein Bund von den feinern und mittleren Tüchern enthält achtzehn, von den gemeinen aber nur zehn Stück. Sie werden auf den Auctionen der Compagnien zu Kopenhagen, London, Amsterdam ꝛc. eingekauft; ihre Güte, Größe und Preise findet man unter den Artikeln Ketmis, Romals, Paliear, Musselins ꝛc. beschrieben. Man bekommt auch aus Ostindien gemalte Schnupftücher, welche mit unter die seidenen Zeuge gerechnet werden. Mittelfeine baumwollene Tücher kommen aus der Schweiz, besonders von Basel, Genf, Zürich, St. Gallen, Herisau, wie auch von Hamburg, Augsburg, Chem-

cher zu verfertigen. Man nehme 2 Pfund Felsalaun, 1 Pfd. Borax, Gummi Arabikum und Traganth, von jedem 4 Pfd. Auf Alles gieße man 2 Pfd. Malvasier und 2 Maaß Ziegenmilch. Dann nimmt man 2 Pfd. Bleyweiß, thut es in ein leinenes Tuch, und läßt es in einer hinlänglichen Menge gemeinen Wassers kochen. Dieses Wasser gießt man auf die vorher erwähnte Infusion. Man nimmt dann 2 Pfd. weißen Honig, 3 Pfd. Terpenthin, und eben so viel weißen Zucker, und läßt es in weißem destillirtem Weinessig kochen. Wenn es halb eingekocht ist, gießt man es zu dem vorigen Mengsel, thut dann 3 Unzen klein zerstoßene Myrrhe hinzu, und einige Schnecken ohne Schalen, die im gemeinen Wasser gut gereiniget werden müssen. Man rühre nun das Ganze eine halbe Stunde tüchtig um, damit sich Alles gehörig mische. Man werfe nun Alles in einen Kolben mit einem fetten Huhne, welches rein gewaschen und in Stücke geschnitten werden muß, thue 1 Unze Kampher, das Weiße von 10 frischen Eyern, und die Schalen von 5 Pomeranzen hinzu, und destillire es. Das erste Wasser, welches bei der Destillation zum Vorschein kommt, ist sehr klar, und dieses muß besonders aufgehoben werden; das zweite sehr weiße Wasser, dient zur Bereitung des Tuches, und wird auf folgende Weise genutzt: Man nimmt ein feines Tuch, wäscht es in Rosenwasser, und läßt es trocken werden. Hierauf läßt man es vier und zwanzig Stunden in dem vorher beschriebenen weißen Wasser liegen, und darauf im Schatten trocknen. Will man sich des Schnupftuchs bedienen, so sehe man vorher zu, daß das Gesicht recht rein sei, dann kann man damit über das Gesicht hin und her fahren, wovon man eine wunderbare Wirkung verspüren soll; denn die Haut wird davon klar, glänzend und so weich wie Atlaß. Man kann dieses Schnupftuch

in der Tasche tragen. Wenn das Gesicht voll Schweiß ist, und man wischt sich damit ab, so thut es eine herrliche Wirkung. Wenn man Bleyweiß unter diese Zubereitung nimmt, so kann der Gebrauch gefährlich werden.

Die Hottentotten bedienen sich des Schwanzes einer wilden Katze oder eines anderen Thieres, das einen Knebelbart hat, als Schnupftuch. Diese Art Schnupftuch ist an ein kleines Stöckchen befestiget, welches sie auf ihren Reisen immer bei sich führen. Sie wischen sich mit dem Schwanze das Gesicht und die Nase ab, auch den an den Augen sich festsetzenden Staub weg. Wenn dieser Schwanz schmutzig geworden, stecken sie ihn ins Wasser und schütteln ihn sehr geschickt hin und her, bis er trocken geworden ist. Dieses Hottentottische Taschentuch heißt in ihrer Sprache Schzock. — Das Gevatterschnupftuch, s. unter Gevatter, Th. 31, S. 18. — Vom Zuwerfen des Schnupftuchs, ein Türkischer Gebrauch des Großherrn bei seinen Frauen im Serail, s. den Art. Serail. — Von einem im Schnupftuche gemachten Knoten, als ein Gedächtnißmittel, s. Th. 16, S. 576.

Bergius neues Magazin, 3r Th., S. 171.
Prager Gewerbszeitung, 1787, S. 5.
Journal der Moden, Decemberheft, 1786, S. 422 u. f.
Hannöversches Magazin, 1791, Col. 1394.
Ludovici und Schedel, encyklopädisches Kaufmannslexicon, 5r Th., Leipzig, 1800, S. 1866.

Schnuppe, der ausgebrannte Docht von einem Lichte, welcher abgeschnuppt wird oder abgeschnuppt worden; die Lichtschnuppe. Die gesammelten Lichtschnuppen kann man auf das Leder eines Streichholzes streichen, oder vielmehr solches damit bekleiden, um Barbier- und Federmesser zu schärfen.

1. Schnuppen, Schnupfen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, welches eigentlich eine Onomatopöie

ist, und einen gröbern Laut als schnappen und schnippen ausdrückt. Es wird nur noch in einigen Fällen des gemeinen Lebens figürlich gebraucht; so sagt man, das schnupft ihm vor die Nase, wenn Jemand über einen unerwarteten, unangenehmen Vorfall, besonders über eine unvermuthete Beleidigung mit Worten, einen unvermutheten Verweis betreten oder stutzig wird, wofür man auch verschnupfen braucht; das verschnupft ihn, stieß ihn vor den Kopf, rührt ihn in die Nase, welche Redensart sich auf ähnliche Figuren gründet. Nach Adelung soll schnuppen hier einen unvermutheten Stoß oder Fall bezeichnen, weil schnuppen im Oberdeutschen und das verkleinernde snubbeln im Niederdeutschen noch für straucheln üblich sind.

2. Schnuppen, ein regelmäßiges thätiges und ein Zeitwort der Mittelgattung, wie schnupfen, s. dasselbe. In einigen Gegenden, besonders Ober-Deutschlands, bedeutet es auch das Licht putzen, entweder als eine Onomatopöie, oder auch nach derselben Figur, nach welcher auch schnäutzen in diesem Verstande gebraucht wird; s. diesen Artikel.

1. Schnur, Diminutivum das Schnürchen, Schnürlein, ein im Hochdeutschen veraltetes, aber noch im Oberdeutschen übliches Wort, die Schwiegertochter zu bezeichnen, welches auch in der Bibel vorkommt. Du sollt deiner Schnur Schaam nicht blößen; denn sie ist deines Sohnes Weib, 3 Mos. 18, 15, und so an andern Stellen mehr. Nach Adelung soll es aller Wahrscheinlichkeit nach von dem Hebräischen Naar, ein Sohn, dem Lappländischen und Finnländischen Nuori, ein Sohn, Jüngling, und dem veralteten Deutschen nar, klein, wovon noch im Schwedischen snert, dünn, schmächtig, und im Niedersächsischen nürig, nirig, klein und artig ist, abstammen, weil Söhne

und Schwiegertöchter in Ansehung der Aeltern und Schwiegeraltern doch allemal als klein und jung betrachtet werden können.

2. Schnur, Schnüre, das Schnürchen, Schnürlein, ein aus mehreren Fäden zusammengedrehetes rundes Band von mittlerer Stärke, wo denn die Schnur das Mittel zwischen dem schwächeren Faden und der stärkeren Saite hält. Ein Kleid mit Schnüren besetzen, einen Hut mit einer Schnur umziehen, die Hutschnur; so auch Angelschnur, Haarschnur, Meßschnur, Nabelschnur, Saitenschnur u. s. weiter unten. — In so fern eine Schnur dazu dient, gewisse Körper darauf zu reihen, hat man auch dergleichen Schnüre, die den Namen von dem Körper führen, der darauf gereihet worden. Zum Beispiel Perlen, Korallen, Tabaksblätter ꝛc. auf eine Schnur ziehen, daher eine Schnur Perlen, Korallen; eine Schnur Tabak, auf eine Schnur gereihete Tabaksblätter. So auch in den schönen Künsten Fruchtschnur, Blumenschnur. Nach Adelung scheint hierher auch die im gemeinen Leben übliche Redensart zu gehören: etwas an einem Schnürchen haben, Fertigkeit darin besitzen. — Ingleichen, wenn eine ausgespannte Schnur den Werkleuten, Gärtnern ꝛc., dient, gewissen Körpern eine gerade Richtung zu geben; die Richtschnur. Bäume nach der Schnur setzen, in der Gartenkunst sie ganz gerade nach einer Schnur pflanzen. Daher schnurgleich, schnurgerade, so gleich, so gerade, als wenn es nach der Schnur gemacht wäre. Hierher gehören auch die figürlichen Redensarten. Nach der Schnur leben, ordentlich, nach der Regel oder Vorschrift. Alles nach der Schnur haben wollen, pünktlich und ordentlich. Ueber die

Schnur hauen, das gehörige Maaß der Menge, der Billigkeit, der Wahrscheinlichkeit ꝛc. überschreiten; ſ. auch im Art. Hauen, Th. 22, S. 263. In ſo fern die Schnur zum Meſſen gebraucht wird, gehört hierher auch die ſchon oben erwähnte Meßſchnur. Etwas mit der Schnur ausmeſſen; daher im Bergbau die Schnur auch ein Lehen von ſieben Lachtern iſt. — In der, im gemeinen Leben üblichen Redensart, von der Schnur zehren oder leben, das iſt, von dem vorher erſparten oder erworbenen Vermögen mäßig leben, iſt es ein wenig dunkel. Nach Friſch's Erklärung ſoll dieſe Redensart aus dem ehemaligen Gebrauche, beſonders gemeiner Leute, ihre Gold- und Silbermünzen zuſammen zu bringen, ſie an eine Schnur zu reihen, und zur Zierde um den Hals zu tragen, herkommen. Im 14ten und 15ten St. der freiwilligen Beiträge zu den Hamburger Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrſamkeit aus dem Jahre 1779, S. 119, wird derſelbe Grund der Entſtehung dieſer Redensart angegeben. Es heißt daſelbſt: das Sprichwort von der Schnur zehren iſt in den Gegenden Oberdeutſchlands gewöhnlich und will ſo viel ſagen: nichts erwerben, zu ſeinem Unterhalte keine zureichende Einkünfte haben, ſo daß ein zum Nothpfennig beſtimmtes kleines Kapital angegriffen und ſolches nach und nach verzehrt werde. Der Urſprung deſſelben iſt vermuthlich folgender. Vor hundert und mehreren Jahren, da unſere Großväter und Großmütter auch ſchön geſchmückt erſchienen; aber bei ihrem Staate mehr auf Solidität, als auf glänzendes Flitterwerk ſahen, war es Mode, daß wohlhabende Frauen vom Bürgerſtande ihre Halsbänder aus zuſammengerollten und auf Schnüren gezogenen Dukaten und Roſenobeln verfertigten. Mit wem es alſo ſo weit gekommen war, daß er von dem Halsbande ein Stück nach dem an-

mit einem schweren Gewichte am Ende, damit die seigere Linie einer hohen Sache untersucht wird; s. Bleywurf, Th. 5, S. 721. 2) Ein Faden, daran der Bergmeister die Muthzettel fädelt, so lange noch nicht bestätiget ist. Daher kommt die Redensart: das Gemuthete an der Schnur halten, das ist, durch Erlangen das Recht am Gemutheten erhalten, damit es nicht ins Freie falle und die Muthung erlösche.

Ein Bindfaden, dessen man sich bedient, um die Werke mit Beihülfe der Absteckpfahle abzustecken, führt den Namen der Schnur, Fr. Cordeau.

Bei dem Bildhauer ist die Schnur ein mit Früchten, Blumen und Blättern ausgehauener Zierrath; daher die Fruchtschnur, Blumenschnur, Laubschnur, s. unten, das Register.

Bei dem Bortenwirker ist die Schnur das schwache Leinchen, welches von Garn, Zwirn, Seide, Gold oder Silber ꝛc., entweder über ein sogenanntes Schnürholz verfertiget, oder mit vier Klöppeln oder Kegeln bereitet worden, und in der Haushaltung zu vielerlei Sachen angewendet wird, z. B. zu Einschnürung der Bettüberzüge, zu den Schnürbrüsten, Lätzen und Leibern, zu den Fensterquasten ꝛc. Man theilt sie in gemeine, und in Rund- oder Schraubschnüre.

Bei dem Maurer ist die Schnur, Fr. Ligne de Chanvre, ein kleines Strick, dessen sie sich bedienen, um die Mauer nach der Länge in gleicher Dicke darnach aufzuführen und zu machen.

Bei dem Seiler ist die Schnur, wenn mehrere einfach gesponnene Fäden zu einem einzigen zusammengedrehet werden. Der Seiler wirkt nämlich mit den Fingern die äußersten Spitzen zweier Fäden neben dem Nachhalter zusammen, und hängt sie vereiniget auf den Haken des Nachhalters. An dem

hernach der Bindfaden rund gedrehet; s. Bindfaden, Th. 5, S. 317.

Bei dem Ziegelbrenner ist die Schnur, die in einem Ziegelofen rückwärts parallel liegende Ziegel, wenn solche zum Brand eingelegt worden. Diese Ziegel werden nach jeden zehn Feldern aufgesetzter Ziegel so gelegt, daß sie eine Oeffnung von 3 Zoll zwischen sich lassen, so daß das Feuer durchstreichen kann.

Bei dem Zimmermann ist die Schnur ein starker Bindfaden auf eine Rolle gewickelt, welche auf einem kleinen hölzernen Zapfen läuft, der einen Stiel hat. Mit dieser Schnur schnürt man das Bauholz.

Nach dem Adelung in Hinsicht der Sprache, schon in dem alten Fragmente auf Karl den Großen bei dem Schilter Snur, im Niedersächsischen Snoor, wo auch Snirre, eine Schlinge, daher ist im Engl. Snare, im Schwedischen Snara und Snöre, im Böhmischen und Polnischen Sznur, im Finnischen ohne Zischlaut Nuora, woraus die Verwandschaft mit dem Griechischen »νευ« und Lateinischen Nervus erhellt. Dem oben genannten Schriftsteller scheint die Zusammendrehung, welche zu einer Schnur nothwendig ist, der Grund ihrer Benennung zu seyn, so daß dieses Wort zu dem Niedersächsischen snar, schnell, schnurren und andern ähnlichen gehört, in welchen eine schnelle Bewegung, besonders in die Runde, der Stammbegriff ist.

Schnur (Angel-), s. unter Fisch-Fang, Th. 13.
—, im Bergwerke, s. oben, S. 564.
—, beim Bildhauer, s. das., S. 565.
—, ein Bindfaden, s. daselbst.
— (Blumen-), s. Th. 5, S. 783, und Feston, Th. 12, S. 647.
—, beim Buchbinder, s. Th. 68, S. 750 u. f.
— ohne Ende, s. unter Uhrmacher, in U.
— (Faisch-), s. unter Jagdhorn, Th. 28, S. 400.

Schnur (Frucht-), s. Th. 15, S. 311, und Feston Th. 12, S. 647.

— (geklöpelte), s. Th. 41, S. 654.

— (gekreuzte), beim Wollspinner. Das Garn zum Einschlage wird jederzeit loser und links gesponnen, und damit dieses bewerkstelliget werde, so wird die Schnelligkeit des Spinnrades beim Spinnen dadurch gehemmt, daß die Schnur des Rades, indem sie nach der Spille geleitet wird, sich durchkreuzt, wodurch die Spille sich langsamer dreht. Die Ursache, warum dieser Faden links gesponnen wird, ist diese, damit in der Folge bei dem Walken sich die Fasern der beiden entgegengesponnenen Fäden begegnen und besser sitzen können.

— (gemeine, s. oben, S. 564.

— (Haar-), s. Th. 20, S. 538.

— (Hals-), s. Th. 21, S. 305.

— (Hut-), s. Th. 27, S. 198.

— (Kegel-), s. Th. 36.

— (Ketten-), bei den Knopfmachern, s. unter Knopf, Th. 41.

— (Kleider-), Schnüre, welche zum Besatz ꝛc. der Frauenzimmerkleider, auch der Mannskleider dienen und aus Zwirn, Seide ꝛc. verfertiget werden.

— (Korallen-), s. oben, S. 562, und Th. 44.

— (Lachter-), s. Th. 58, S. 565.

— (Laub-), s. Th. 65, S. 629.

—, beim Maurer, s. oben, S. 565.

— (Meß-), in der Geometrie, s. Th. 60, S. 658.

— (Nabel-), s. Th. 99, S. 655.

— (Nagel-), Nahtschnur, an dem Kasten einer Kutsche, s. Th. 57, S. 294, u. 392.

— (Naht-), s. Schnur (Nagel-).

— (Perlen-), s. oben, S. 562 und Th. 108, S. 576.

—, bei den Pferden, eine Art eines schleichenden Fiebers, welches von einer Erhitzung herrührt. E

mit einem schweren Gewichte am Ende, damit die seigere Linie einer hohen Sache untersucht wird; s. Bleywurf, Th. 5, S. 721. 2) Ein Faden, daran der Bergmeister die Muthzettel fädelt, so lange noch nicht bestätiget ist. Daher kommt die Redensart: das Gemuthete an der Schnur halten, das ist, durch Erlangen das Recht am Gemutheten erhalten, damit es nicht ins Freie falle und die Muthung erlösche.

Ein Bindfaden, dessen man sich bedient, um die Werke mit Beihülfe der Absteckpfähle abzustecken, führt den Namen der Schnur, Fr. Cordeau.

Bei dem Bildhauer ist die Schnur ein mit Früchten, Blumen und Blättern ausgehauener Zierrath; daher die Fruchtschnur, Blumenschnur, Laubschnur, s. unten, das Register.

Bei dem Bortenwirker ist die Schnur das schwache Leinchen, welches von Garn, Zwirn, Seide, Gold oder Silber ꝛc., entweder über ein sogenanntes Schnürholz verfertiget, oder mit vier Klöppeln oder Kegeln bereitet worden, und in der Haushaltung zu vielerlei Sachen angewendet wird, z. B. zu Einschnürung der Bettüberzüge, zu den Schnürbrüsten, Lätzen und Leibern, zu den Fensterquasten ꝛc. Man theilt sie in gemeine, und in Rund- oder Schraubschnüre.

Bei dem Maurer ist die Schnur, Fr. Ligne de Chauvre, ein kleines Strick, dessen sie sich bedienen, um die Mauer nach der Länge in gleicher Dicke darnach aufzuführen und zu machen.

Bei dem Seiler ist die Schnur, wenn mehrere einfach gesponnene Fäden zu einem einzigen zusammengedrehet werden. Der Seiler wirkt nämlich mit den Fingern die äussersten Spitzen zweier Fäden neben dem Nachhalter zusammen, und hängt sie vereiniget auf den Haken des Nachhalters. An dem

Schnur (Frucht-), ſ. Th. 15, S. 311, und Feſton, Th. 12, S. 647.

— (geklöpelte), ſ. Th. 41, S. 654.

— (gekreuzte), beim Wollſpinner. Das Garn zum Einſchlage wird jederzeit loſer und links geſponnen, und damit dieſes bewerkſtelliget werde, ſo wird die Schnelligkeit des Spinnrades beim Spinnen dadurch gehemmt, daß die Schnur des Rades, indem ſie nach der Spille geleitet wird, ſich durchkreuzt, wodurch die Spille ſich langſamer drehr. Die Urſache, warum dieſer Faden links geſponnen wird, iſt dieſe, damit in der Folge bei dem Walken ſich die Faſern der beiden entgegengeſponnenen Fäden begegnen und beſſer filzen können.

— (gemeine, ſ. oben, S. 564.

— (Haar-), ſ. Th. 20, S. 538.

— (Hals-), ſ. Th. 21, S. 305.

— (Hut-), ſ. Th. 27, S. 198.

— (Kegel-), ſ. Th. 36.

— (Ketten-), bei den Knopfmachern, ſ. unter Knopf, Th. 41.

— (Kleider-), Schnüre, welche zum Beſatz ꝛc. der Frauenzimmerkleider, auch der Mannskleider dienen und aus Zwirn, Seide ꝛc. verfertiget werden.

— (Korallen-), ſ. oben, S. 562, und Th. 44.

— (Lachter-), ſ. Th. 58, S. 565.

— (Laub-), ſ. Th. 65, S. 629.

—, beim Maurer, ſ. oben, S. 565.

— (Meß-), in der Geometrie, ſ. Th. 60, S. 65

— (Nabel-), ſ. Th. 99, S. 655.

— (Nagel-), Nahtſchnur, an dem Kaſten einer Kutſche, ſ. Th. 57, S. 294, u. 392.

— (Nahr-), ſ. Schnur (Nagel-).

— (Perlen-), ſ. oben, S. 562 und Th. 108, S. 57

—, bei den Pferden, eine Art eines ſchleichenden Fiebers, welches von einer Erhitzung herrühret.

hat den Namen Schnur daher erhalten, weil sich bei dem Athemholen an jeder Seite nach den Rippen zu, eine Rinne bildet, in welche man eine Schnur legen kann.

Schnur (Rad-), Spinnradschnur, eine Darmsaite, welche an dem Spinnrade die Spule und das Rad, um welche beide sie geschlagen worden, herumlaufend macht.

— (Richt-), s. oben, S. 562, und Th. 123.

— (Rund-), s. oben, S. 564, und Th. 128, S. 690.

—, beim Seiler, s. oben, S. 565.

— (Spinnrad-), s. Schnur (Rad-).

— (Schraub-), s. oben, S. 564, 565, und Th. 128, S. 690.

— (Schweiß-), s. unter Jagdhorn, Th. 28, S. 400.

—, beim Ziegelbrenner, s. oben, S. 567.

—, beim Zimmermann, s. daselbst.

— (Zwirn-), Schnüre von Zwirn werden von den Frauenzimmern mit vier Kegeln oder Klöppeln, einer Spanne lang von Holz gedreht, von weißem, zuweilen auch von blauem oder weißem Zwirne in einander geschlungen, und zu den Kissen-, Deck- und Bettzügen, um solche damit einzuschnüren, gebraucht.

Die übrigen Benennungen der Schnüre nach der Materie, woraus sie gemacht worden, als baumwollene, flachsene, hanfene, seidene, wollene ꝛc. können hier nicht mit einregistrirt werden, weil sie oben, unter den Angeführten schon mit begriffen sind, indem man wollenes, seidenes, Kamelgarnenes, zwirnenes Rundschnur ꝛc. hat.

Schnürband, Schnurfenkel, Schnurnestel, ein Band oder eine Schnur, gewisse Kleidungsstücke damit zusammen zu schnüren. Ist ein solches Band von Leder, so heißt es ein Schnürriemen.

Schnürbret, beim Buchbinder, Bretter, welche

ſteckt wird. Aus dieſer Urſache zeichnet ſich d Schneider die Lage des Fiſchbeins auf jedem Th vermittelſt eines Lineals mit Kreide durch Paral linien ab. Je breiter und dicker das Fiſchbein i um ſo mehr müſſen die Parallellinien von einand abſtehen, damit in der Folge das Fiſchbein gut ei geſteckt werden kann. Auf jeder Parallellinie wir mit Hinterſtrichen eine Steppnath durchgeſteppt, ſo daß für jede Fiſchbeinſtange eine Scheide oder ei Futteral entſteht. In jede dieſer Scheiden wird nunmehr eine Stange Fiſchbein eingeſteckt, das Bruſtſtück und vorzüglich die Mitte deſſelben, erhält die ſtärkſten Stangen, und wenn die Theile dieſes Bruſtſtücks zuſammengefügt ſind, ſo wird das Ganze entweder durch eine gekrümmte eiſerne Stange, oder durch eine krummgebogene Fiſchbeinſtange oben, wo die Bruſt zu liegen kommt, nach einem Bogen gerundet. Bei den Seitenſtücken wird bei dem Zwikkel, da wo jedes Theil mit dem andern zuſammengeſetzt wird, und ein Stück von jedem Theile, ohne mit dem andern zuſammengenäht zu werden, loß bleibt, ein beſonderes Zwickelſtuck untergeſetzt, worin das Ende des daſelbſt befindlichen Fiſchbeins unten ruht. An beiden Hinterſtücken an ihrer einen äußeren Kante wird gleichfalls ein Eiſen oder eine vorzüglich ſtarke Stange Fiſchbein angebracht, damit die daſelbſt vorhandenen Schnurlocher nicht ausreißen. Dieſe werden mit einem ſtarken Pfrieme oder Pfriemen durchgeſtochen, und wie ein Knopfloch benähet. Jetzt werden alle einzelne Theile mit der überwindlichen Nath zuſammengeſetzt. Erſtlich die Bruſtſtücke, dann an jeder Seite derſelben die Seitenſtücke, und an jeder das ihm zugehörige Hinterſtuck. Dieſe ſind der Länge nach rund ausgeſchnitten, und bei dem Zuſammennähen zieht der Schneider die vordere Seite derſelben nach und nach ein, damit der Schluß

der Taille entstehe. Es versteht sich, daß vor dieser Zusammensetzung der Hauptheile erst alle einzelne Theile jedes Haupttheils auf eben die Art zusammengenähet werden. Hierauf wird das Schulterstück auf beiden Seiten zugeschnitten, und an das Hintertheil angesetzt, und an dem Vorder- und Brusttheile vermittelst zweier Schnürlöcher und einem Bande zusammen gebunden. Dann wird der ganze Umfang der Schnürbrust mit einem seidenen Bande eingefaßt, auch wohl mit Seide statt Zwirn gesteppt, auch wohl mit seidenem Zeuge überzogen.

Ob die Schnürbrüste oder Schnürleiber, und das Schnüren des Körpers schädlich sei, darüber ist in dem verwichenen Jahrhunderte, wo das Schnüren Mode und also an der Tagesordnung war, viel gestritten worden. Die Meisten, sowohl Aerzte als Erzieher der weiblichen Jugend, erklärten sich dagegen. Es wird daher hier nicht unwichtig seyn, dasjenige darüber einzurücken, was damals von unterrichteten und erfahrenen Männern darüber gesagt worden, besonders da jetzt die Mode oder die Sucht, den Körper einzuschnüren, um ihm eine schlanke Gestalt zu geben, wieder anfängt in einem hohen Grade einzureissen. — Was nun das Schnüren anbetrifft, so ist dabei sowohl bei den Erwachsenen, als auch bei kleinen Kindern die höchste Vorsicht nöthig; denn sowohl die erwachsene Jugend, als auch kleine Kinder können verschnürt werden. Unter dem Verschnüren wird das Verfahren der Anziehenden verstanden, wenn sie von unten anfangend gleich in den untersten oder allerersten Zügen schon aufs Allerfesteste so zuziehen, daß damit auf gleiche Weise bis oben hinauf fortgefahren und beschlossen wird. Diese Art zu schnüren, wenn sie besonders in der Eile und mit starken Rukken geschieht, kann schon einen Rückgratswirbel ver-

renken, oder eine Schulter hochwachsen und schief werden lassen, welches noch bis zum zwölften Jahre und wohl noch darüber hinaus geschieht. Fast der sechste Theil der Töchter haben in der Modezeit des Schnürleibes im verwichenen Jahrhunderte von Verschnüren eine hohe Schulter bekommen, die in der Folge von dem Schneider verkleidet und dem Auge entzogen werden mußte. Obgleich dieser Mangel der geraden Schulter nur ein geringerer Fehler, als der Auswuchs des Rückgrades zu einem Buckel von vorn oder nach hinten zu ist; so ist es doch immer ein wahrer Fehler, und macht die jungen Mädchen auf die ganze Lebensdauer schwächlich und zu Brustbeschwerden geneigt, wovon sie dann gewöhnlich frühzeitiger, als andere sterben müssen; und gesetzt auch, sie schleppten sich mit ihren Schwächlichkeiten bis ins Alter hinein, so können sie doch dem Geschäfte des Hauswesens nicht ganz obliegen. Dieses auf alle Weise so schädliche Schnüren, muß daher auf jede nur mögliche Weise abgewendet werden. Da nun das Schnüren auf die oben angezeigte Weise, das Schnürleib unvermerkt nach einer Seite in die Höhe zieht, hiermit aber Rücken und Schultern gleichfalls mit gehoben werden, und nach einiger Zeit so stehen bleiben, und ihre feste schiefe Richtung davon auch nach abgelegtem Schnürleibe nun völlig behalten, so muß die schnürende Person in den zwei untersten Schnürlöchern zuerst noch nicht feste, sondern nur lose den Schnürsenkel lassen. und nach diesem Anfange in allen übrigen Löchern eben so lose Züge machen, und den Schnürsenkel in allen Schnürlöchern so weit auseinander stehen lassen, daß man mit zwei Fingern ganz gemächlich zwischen dem Leibe des Kindes und dem Schnürsenkel hindurch kommen kann. Ist man nun mit dem Schnüren bis an das oberste letzte Schnürloch ge-

kommen, so wird der Senkel mittelst einer Schleife darin befestiget. Jetzt geht man wieder zu den untersten Schnürlöchern zurück, hebt mit dem Zeigefinger die erste Linie des Senkels in die Höhe, und zieht ihn mit der andern Hand fester an, und fährt mit gleicher Verrichtung durch alle Linien des Senkels bis zu dem Ende oben hinan fort, wo man dann das Schnürleib mittelst des Senkels zubindet. Bei dieser Art zu schnüren muß Schnürleib und Körper gerade bleiben. Sie müssen daher nie zu feste geschnürt werden. Hierbei ist noch zu bemerken, daß der Schnürsenkel lieber zu lang, als zu kurz seyn kann. Bei zu kurzen Senkeln ist das Verschnüren unvermeidlich, indem sie nicht zureichen, daß die gute, oder die der Gesundheit nicht schädliche Art zu schnüren damit ausgeführt oder vollendet werde. So muß man auch seine Aufmerksamkeit darauf richten, daß bei abgetragenen Schnürleibern kein Fischbein hervorstehe und das Kind nöthige, die Achsel in die Höhe zu ziehen, und sie dahin zu verwöhnen, um dem Schmerz des stechenden Fischbeins auszuweichen. Endlich muß man noch auf die Stellung des Kindes während des Schnürens eben so sehr, als auf die schon vor dem Schnüren angelegten Röcke Acht haben. Steht das Kind ungerade, oder es ist ein einziger Platz dazu angenommen, der seiner besondern Lage nach dem Kinde zur Angewöhnung eines Ungeradestehens dienen kann, so entsteht, bei sonst richtiger Art zu schnüren, doch eine schiefe Anlegung des Schnürleibes zur Hervorbringung einer hohen Schulter. Ein gleiches muß geschehen, wenn die Unterröcke nicht über den Hüften gerade, sondern schief aufsitzen. Das Schnürleib muß dann von ungerade ansitzenden Röcken ebenfalls schief werden. Eine achtsame Mutter soll wenigstens zweimal an einigen dazu bestimmten Tagen, sowohl den kleineren

als größeren Kindern den Rücken entblößen, und mit dem Zeigefinger vom Halse an bis gegen das Kreuz zu, die Rückgratswirbel betasten. Schrett oder zuckt das Kind, bei der Berührung eines Ortes, so giebt es zu erkennen, daß eine Verrenkung geschehen, und daß man entweder gleich selbst dawider Hülfe brauchen, oder solche bei einem geschickten Wundarzte suchen muß, bevor der Schaden alt wird und dann nicht mehr abzuhelfen ist.

Wenn Kinder ihre Spiele abwarten, so können sie unter andern Kindern sich so schnell und gewaltsam mit den Hüften wenden, daß eine davon verrenkt wird. Die größeren Kinder verhehlen gern dergleichen sich zugezogene Uebel. Die Hüften können nun durch eine stäte ungehinderte Bewegung wieder schadlos werden; allein die Kinder können sich dabei eine im Anfange unmerkliche, und nur mit der Zeit und den Jahren erst recht in die Augen fallende Erhöhung der einen Schulter sich zugezogen haben. Dieses begegnet am meisten den in Schnürleibern gehenden Mädchen, weshalb man sie auch beim Aus- oder Anziehen, öfters an beiden Hüften begreifen und damit erforschen soll, ob sie einen Schmerz beim Angriffe äussern. So hat man auch Beispiele, daß junge Mädchen unter vierzehn Jahren, bevor sie ihrer Glieder sich geschickt zu bedienen gewußt haben, beim Tanzenlernen, besonders der Englischen zu raschen Tänze, sich eine Verrenkung der Hüften zugezogen haben. Wenn eine hohe Schulter zu erscheinen anfängt, so muß man versuchen das Schnürleib gegen die zu niedrige Seite höher, als auf die andere zu bringen, und ein solches Verfahren im Zuschnüren gegen die niedrige Seite eine Zeitlang zu beobachten, als vorher widerrathen worden, um das Verschnüren zu vermeiden. Es muß daher in Ansehung der niedrigen Seite das

Gegentheil geschehen: es muß gerade darauf angelegt werden, sie zu verschnüren. Die Kinder, die einiger Ueberlegung fähig sind, müssen sich ferner Zwang anthun, die niedrige Schulter beständig hoch zu tragen, auch täglich auf der hohen Seite eine schwere Last, z. B. einen Eymer voll Wasser zu tragen, und zwar eine gute Zeit hindurch, etwa in einem Garten, von einem entfernten Orte her, um Blumen oder Küchengewächse zu begießen. Mit der Hand und dem Arme der niedrigen Seite muß eine Zeitlang gar keine Last gehoben oder getragen werden, wenn es schon die rechte Hand oder der rechte Arm seyn sollte. Es ist nicht nur unschädlich, sondern sogar in vielen Fällen nützlich, wenn man mit der linken Hand auch Fertigkeiten erlangt, und sich eben so gut links, als rechts gewöhnen kann.

Die erste Absicht bei Einführung der Schnürbrüste ist wohl gewesen, den Körper in einer geraden Stellung zu erhalten, und sich gegen einen jeden gefährlichen Stoß in Sicherheit zu setzen; man hat aber nachher noch eine andere Absicht damit verbunden, den Kindern, besonders den Mädchen, einen schlanken, dünnen Leib, und eine schöne Taille zu verschaffen. Man hat dadurch die armen Kinder in ihren Schnürleibern dem größten Zwange unterworfen. Der große, daraus entstandene, Schaden hatte die engen und steifen Schnürleiber bei vielen Aeltern endlich in Mißkredit gebracht, nachdem mehrere berühmte Männer, als Andry, Winslow, Plattner, des Essarz ꝛc. sie eifrigst widerriethen. Winslow behauptet besonders, daß unter hundert gegen einander gestellten Frauen kaum zehne zu finden wären, deren Achseln gleich hoch und stark seyen. Zückert sagt, daß die rechte Schulter und das rechte Schulterblatt größer, stärker und mehr hervorstechend wären, als die der linken Seite. Dieses

kommt daher, weil die Armlöcher der Schnürleiber gemeiniglich ſo enge ſind, daß ſie auf die Schultern drücken, weil aber der rechte Arm am meiſten zur Bewegung gebraucht wird, ſo ziehen ſie dieſen Arm aus dem Loche in die Höhe, welcher dann, da er mehrere Freiheit hat, beſſer wächſt, und alſo höher und ſtärker wird, dagegen bleibt die linke Schulter niedergedrückt, und daher in ihrem Wachsthume auch gehindert. — Man hat jedoch die Bemerkung gemacht, daß bei nicht engen Armlöchern der Schnürleiber der Zufall der hohen Schultern und des auswachſenden Rückens vom Verſchnüren am meiſten entſtehe, wie ſolches oben geſagt worden. — Die Knochen der Bruſt und des Rückens werden gedrückt, der freie Wachsthum und die Stärke des Körpers verhindert, Bleichſucht, Schwindſucht, Mutterbeſchwerden, und nicht ſelten Unfruchtbarkeit der Frauen hervorgebracht. Die von den Schnürleibern eingepreßten Brüſte, bleiben klein und flach, ihre Gefäße enge und verwachſen zuweilen gänzlich. Dieſes ſoll der Grund ſeyn, warum viele Mütter oft ſo wenigen Vorrath von Milch in den Brüſten haben, und wovon ſie zum Stillen untüchtig ſind, und ſich, wenn ſie ſolches unternehmen, durch Auszehrungen und Schwindſuchten dem Tode in die Hände liefern. Um die Nothwendigkeit der Schnürleiber zu widerlegen, darf man nur die Dorfmädchen oder andere Mädchen in den Städten anſehen, welche ihrer Arbeit wegen keine Schnürleiber tragen können; man erblickt unter ihnen viele, welche ganz gerade ſind, und einen ſchlanken Körper haben. Zückert ſagt ferner: es habe mit dem jungen menſchlichen Körper eben die Bewandniß, wie mit einer Pflanze, die, ſich ſelbſt überlaſſen, gerade wachſe; zwinge man ſie aber ſich zu biegen, ſo werde ſie anfangs der Gewalt nachgeben, aber bald darauf ihre

erste Richtung wieder annehmen. Es sei ausgemacht, daß diejenigen Kinder, welche ihren Leib vorwärts fallen ließen, mehrentheils solche sind, welche zu lange gewohnt gewesen, sich vermittelst eines Schnürleibes gerade zu halten. Dieses bemerkt man nun täglich bei Kindern und solchen Personen, welche ihre Schnürleiber erst abgelegt haben. Auch der dicke Leib der Jungfern, der freilich nicht schön läßt, kommt dann größtentheils zum Vorschein, wenn sie ein Schnürleib zu tragen gewohnt waren, und solches eine Zeitlang ablegen. Die aber dergleichen niemals tragen, bekommen keinen stärkeren Leib, als diejenigen, welche beständig geschnürt gehen. Kein Arzt wird den Gebrauch der Schnürleiber gänzlich verbannen; es ist aber nöthig, daß sie eine solche Beschaffenheit haben, wodurch der Zweck, den Körper wider alle äußere Gewalt zu schützen, ohne Nachtheil der guten Bildung und der Gesundheit des Körpers erreicht werde. Wenn daher die Schnürleiber den Körper nicht einst verunstalten sollen, so müssen sie aus biegsamen, wohl ausgefüttertem Fischbeine bestehen, vorn an der Brust weit sind und abstehen, nach dem Unterleibe nicht zu eng und spitz zugehen, mäßig zugeschnürt werden, so, daß sie nur locker ansitzen, und weite Armlöcher haben, damit die Arme zureichend auswärts gestreckt werden können. Dieses sind die Eigenschaften eines guten Schnürleibes. Einige wollen diejenigen ganz und gar abgeschafft wissen, welche von Fischbein verfertiget werden, und so hart sind, daß man sie nicht umbiegen kann. Zu Ende des verwichenen Jahrhunderts wurden von mehreren Aerzten zum Gebrauche des erwachsenen Frauenzimmers wollene, seidene, oder auch aus anderem Zeuge verfertigte Leibchen angerathen, welche vorn mit sehr breiten Bändern zugestochen werden, und unter deren Schnüren Lätze, die

tungen und das Eindrücken der Ränder der Darmbeine befürchten.

Unter dem 14ten August 1783 erschien zu Wien ein K. K. Hofdecret, in welchem den Waisenhäusern, Klöstern, wie auch allen öffentlichen weiblichen Erziehungsanstalten und Schulhaltern anbefohlen ward, in Rücksicht der schädlichen Wirkungen der Schnürleiber auf die Gesundheit, den Wuchs und die Fruchtbarkeit des weiblichen Geschlechts, das Tragen derselben nicht zu gestatten, und keine Mädchen, die mit Miedern von dieser oder jener Gattung angethan sind, in ihren Schulen aufzunehmen. Am 30sten August desselben oben angeführten Jahres, meldete man von Prag, daß eine Kleiderordnung erscheinen und das Tragen der Schnürbrüste verboten werden würde, theils weil dieses unnatürliche Pressen des Körpers eine Hauptursache so vieler Auswüchse und das Beförderungsmittel nicht weniger Krankheiten ei; theils auch, damit der Mann bei der Wahl seiner Frau, nicht mit sehenden Augen betrogen werde, weil das schöne Geschlecht hier und da unglücklicherweise existirende Vertiefungen und Erhöhungen sehr künstlich auszugleichen und zu verbergen wisse, nach welcher Entdeckung sich nicht selten Stoff zu mißvergnügten Ehen ergäbe. Auch in Ungarn wurden die Schnürbrüste im Jahre 1784 in den Waisenhäusern, Klöstern, Stiftern und andern Erziehungshäusern für Mädchen zu tragen auf das strengste verboten.

Aus dem Allen gewahret man nun, wie wichtig es ist, besonders bei der Jugend, auf die Schnürleiber Rücksicht zu nehmen, damit solche nicht aus weniger biegsamen Materien verfertiget werden, die dem Körper beim festen Zusammenschnüren Nachtheil bringen können. Das Schnüren ist besonders jetzt wieder an der Tagesordnung, und geschieht, um eine

ſchlanke Taille und den Cul de Paris recht ſichtbar werden zu laſſen, mit ungewöhnlicher Strenge, ſo daß ſehr oft junge Mädchen im Schauſpiele, auf Conzerten, Bällen ꝛc. ohnmächtig davon geworden ſind. Man achtet aber dennoch nicht auf die Warnungen, welche die Natur ſelbſt durch dergleichen Unfälle giebt, man hört nicht auf die Stimme der Aerzte, ſo viel auch ſchon von denſelben darüber geſchrieben und der Nachtheil für die Geſundheit gezeigt worden iſt. Bei ſchon in jeder Hinſicht ausgewachſenen Perſonen würde dieſes Schnüren, da es ihren eigenen Körper betrifft, und ſie ſelbſt den Nachtheil fühlen müſſen, immer hingehen, nur bei der aufkeimenden Generation, bei der Blüthe des weiblichen Geſchlechts, ſollte dieſes doch beſonders berückſichtiget werden, weil oft davon ein kränklicher, ſicher Körper auf die ganze Lebensdauer bleibt. — Etwas über den Nachtheil des Tragens der Schnürbrüſte bei den Kindern, ſ. auch unter Kind, Th. 37, S. 640 u. f. und 651. Was das Tragen der Schnürbrüſte bei Verwachſenen anbetrifft, um dadurch den Körper wieder ſeine gerade Geſtalt zu geben, ſ. unter Verwachſen, in V. — Ueber die Schnürbrüſte und Schnürleiber, ſehe man noch von älteren Schriften nach:

Der deutſche Merkur. Febr. 1776, in K.
Taſchenbuch zum Nutzen und Vergnügen aus dem Jahre 1778, S. 65, u. f.
Leipziger Intelligenzblatt, 1780, S. 115.
Wittenberger Wochenblatt, 1781, S. 113.
Hausmutter, Th. V.
Gothaiſches Wochenblatt, 1781, S. 73.
Der Arzt für Liebhaber der Schönheit. Heidelberg, 1781, S. 236.
Funk, mediciniſche Polizey III, 756.
Rahn's gemeinnütziges Magazin IV, S. 404. — Deſſen Archiv. 2, S. 727.

Kostiski, vom Schaden des Einwickelns und des Tragens der Kinder, wie auch der Schnürbrüste. Erlangen, 1788.
Göttingisches Taschenbuch, 1789, S. 102.
Journal der Moden. Febr. 1791, S. 47.
Streit, Schlesische Monatsschrift, 1792, 8tes Stück, S. 111.
Scherf's, Archiv der medizinischen Polizey. III, S. 273.

Schnurbund, Trochus conulus, eine Art Kräuselschnecken, s. unter Schnecke.

Schnüre, s. Schnur.

Schnüre austrodeln, beim Buchbinder, wenn sie den Bindfaden an beiden Enden auseinander drehen, und mit dem Messer ein wenig schaben, daß er wieder ganz zu Fasern wird, damit, wenn solcher auf die Flügel angekleistert, und die Pappen oder Späne darauf angesetzt werden, durch seine Dicke keine Erhöhungen auf der glatten Fläche verursache.

Schnüreisen, bei dem Pergamentmacher, ein Eisen, womit die Haut, die in Pergament verwandelt werden soll, in dem Rahmen ausgespannt und angeschnürt wird. Der Arbeiter stellt sich vor eine Bank, legt die Schnur zwischen die beiden Zacken des eigentlich senkrecht stehenden Eisens auf der Bank, so daß der Stein, der in der Schlinge ist, hinter die Zacken fällt, und zieht die Schlinge fest an. Auf diese Weise wird in jedem Zipfel der Haut eine Schnur befestigt. Der eingeschnürte Kieselstein hält die Schnur fest, daß sie nicht abgleiten kann, und mit den Schnüren selbst wird die Haut in dem Rahmen ausgespannt; s. unter Pergament, Th. 108, S. 456.

Schnürerz, eine Zinnobererz, in etwas breiten geraden Bändern, die durch die ganze Gangart setzen. Man findet es besonders bei Idria.

ist es vermuthlich eine Figur dieses Gebrauchs, wenn schnüren im gemeinen Leben oft für prellen und schnellen gebraucht wird, das ist, Jemandem mit List oder unter einem falschen Vorwande um sein Geld bringen; wenn es hier nicht zu dem Niedersächsischen schnor, geschwinde, schnell gehört, und so wie schnellen eine Figur der Geschwindigkeit ist.

2. Mit einer durchgezogenen Schnur befestigen. Den Mantelsack auf das Pferd schnüren; besonders in den Zusammensetzungen abschnüren, anschnüren, aufschnüren ꝛc. Die Schnürbrust lockerer schnüren, daher in engerer Bedeutung sich schnüren, bey dem andern Geschlechte so viel ist, als eine Schnürbrust, oder ein Schnürleib tragen; geschnürt gehen; daher die Ausdrücke: sich locker, sich fester schnüren, das Schnürleib oder die Schnürbrust lockerer oder fester schnüren. Der Ausdruck ein geschnürter Styl, welchen Adelung, in seinem Wörterbuche anführt, und womit eine Art des gezwungenen Styls bezeichnet werden soll, der gleichsam so steif, als ein geschnürtes Frauenzimmer ist, ist jetzt nicht mehr gebräuchlich, wenigstens kommt er selten vor. — 3. Mit der Richtschnur zeichnen, welches die Maurer, Zimmerleute, Steinmetzen ꝛc. thun, indem sie gerade Linien mit einer, mit Kreide Röthel, Kohle ꝛc. gefärbten Schnur machen. So z. B. beschreibt der Zimmermann mit der Schnur auf dem Bauholze eine gerade Linie, nach welcher dasselbe behauen werden soll. Er bestreicht nämlich zu diesem Ende die Schnur mit Kreide oder Kohle, spannt die Schnur auf dem Stücke Holz der Länge nach aus, und läßt sie auf demselben an beiden Enden fest halten; dann wird sie in der Mitte aufgehoben, und so gegen das Holz geschnellt, das sich die zu beschreibende Linie auf dem Holze gefärbt zeigt.

In einigen Zuſammenſetzungen, z. B. abſchnüren, bedeutet es auch zuweilen mit einer Schnur abmeſſen. — 4. Auf eine Schnur reihen, eine am häufigſten in Niederſachſen übliche Bedeutung, ſo reiht man Perlen, Korallen ꝛc. auf eine Schnur. Im Oberdeutſchen ſchnüret man auch die Tabaksblätter, wenn man ſie auf eine Schnur reihet. Schnüren beim Buchhändler, die Ballen mit Bücher, welche zur Fuhre nach Leipzig in der Oſter- oder Michaelimeſſe geſandt werden, mit Bindfaden oder vielmehr Stricken überſchnüren, nachdem vorher die Leinwand, die darum gezogen worden, mit einer Packnadel feſtgenähet worden iſt; ſ. auch Schnüren, beim Kaufmann.

Schnüren, beim Frauenzimmer, ſ. unter Schnürbruſt, und oben, S. 585.

—, beim Kaufmann, Paquete und Kiſten, mit Schnüren, Bindfaden oder Stricken, überziehen, wenn man ſie verſendet. Der Bindfaden oder die Stricke werden nämlich um das Colli kreuzweis gezogen, damit, wenn die Nahr ꝛc. auch aufgeht, doch das Ganze noch zuſammengehalten werde.

—, beim Marktſcheider, geſchiehet beim Vermeſſen, wenn eine Schnur von dem Orte des Anhaltens fortgezogen, und die Fundgruben oder Maaſen dadurch gemeſſen werden. — Mit verlornen Schnüren vermeſſen oder überſchlagen, in der Marktſcheidekunſt, wenn man das auf Gängen, Flötzen, Stockwerken und Seifen verliehene Feld am Tage, ohne daß es ordentlich vermeſſen wird, abpfählt. — Das Schnüren mit einander, iſt in der genannten Kunſt, mit dem Felde an einander ſtoßen und gemeine Gränzen haben. — In die Schnur greifen, iſt im Bergwerke das Vermeſſen eines Berggebäudes hindern, und nicht geſtatten, daß damit verfahren werde.

Schnüren, mit der Meßschnur, Richeschnur, s. oben, S. 585.

—, beim Probirer, die Probirwage mit neuen Schnüren versehen.

—, mit der Richtschnur, s. Schnüren, beim Markscheider, und S. 585.

—, in der Schriftstellerey, s. oben, S. 585.

—, beim Tuchmacher, heißt, wenn diesen Handwerkern ihre Tücher auf Ballen gesetzt und gebunden werden.

—, beim Zimmermann ꝛc., s. Schnüren, mit der Richtschnur.

— der Zuschauer und Fremde, s. oben, S. 584.

Schnurfeuer, in der Feuerwerkskunst, eine Art eines künstlichen Feuers, welches an einer Schnur herabläuft. Wenn nämlich eine Rakete auf einer hohlen Röhre, die auf einer ausgespannten und mit Seife beschmierten Schnur steckt, erforderlich befestiget ist, so treibt die angezündete Rakete die hohle Röhre nach der Länge der Schnur fort. Befestiget man nun an jedem Ende der hohlen Röhre eine Rakete, so daß die eine, wenn sie ausgebrannt ist, die andere durch eine Stopiene anzündet, so treibt die letzte Rakete die Röhre wieder zurück. Durch dieses Schnurfeuer wird man in den Stand gesetzt, das Feuer nach einer andern Gegend des Feuerwerkes hinzuleiten.

Schnurfliege, Tipula monilis, s. unter Fliege, im Supplement.

Schnurfolge, Richtung nach der Schnur, Fr. Alignement, in der Baukunst, wenn etwas nach einer abgesteckten Schnur, oder einer daran gekielspitzten Rinne aufgeführt wird. So sagt man nach der Schnurfolge erbauen, wenn die Häuser in einer Straße in einer geraden Linie erbauet sind, und keines vor dem andern vorsteht.

Schnurgerade, Bei- und Nebenwort, in der vertraulichen Sprechart, ſo gerade, als wenn es nach der Schnur oder Richtſchnur gemacht wäre.

Schnürhaken, ſ. Schnurkette.

Schnürholz, ein Werkzeug von feinem Holze oder Elfenbein, die runden Schnüre damit zu verfertigen.

Schnürkaſten, ein Stück des weiblichen Schmucks, welches in einem einzigen oder einzeln gefaßten Edelſteine beſteht, durch welches das an eine ſaubere Schnur geknüpfte Angehenke feſt um den Hals geſchnürt wird.

Schnürkette, eine ſilberne, auch wohl goldene Kette, womit das Frauenzimmer an einigen Orten, beſonders im Reiche oder in dem ſüdlichen Deutſchlande, die Schnürleibchen oder Schnürbrüſte zu befeſtigen pflegte; es waren dann ſtatt der Schnürlöcher, einige Schnürhaken an den Kleidungsſtücken befeſtiget.

Schnürkleid, ein Frauenkleid, welches zugeſchnürt wird, das heißt, wo der Leib daran ſo gemacht worden, daß er gleich einem Schnürleibe zugeſchnürt werden kann.

Schnürlatz, ſ. Schnürleib.

Schnürleib, Schnürleibchen, Bruſtleib, Bruſtleibchen, Schnürlatz, Fr. Corsett, beim Schneider, ein enges, dicht an den Leib paſſendes Kleidungsſtück ohne Ermel für das Frauenzimmer, welches nur den Oberleib bis an den Buſen bedeckt, und vom Zuſchnüren die erſte Hälfte des Namens erhalten hat. Gemeiniglich wird es auch bloß Leibchen genannt. Es unterſcheidet ſich von der Schnürbruſt dadurch, daß dieſe mehr ausgeſtopft und an der Bruſt mehr gewölbt iſt.

Schnürleibchen, ſ. Schnürleib.

Schnürloch, beim Schneider, runde, beſchlungene

Löcher an den Kleidungsstücken, die zum Zuschnüren gemacht sind, z. B. an einer Schnürbrust.

Schnürlocheisen, beim Handschuhmacher, ein rundes hohles, als ein abgekürzter Kegel gestaltetes Eisen, womit die Schnürlöcher durch das Leder gestochen werden.

Schnürlzinoble, ein eisenschüssiger Jaspis mit Adern, s. Sinopel.

Schnurmacher, s. Posamentier, Th. 115, S. 621.

Schnurmühle, ein künstlicher Webestuhl, auf welchem ein Arbeiter viele Schnüre zugleich verfertigen kann; s. Bandmühle, Th. 5, und Kratzmühle, Th. 47, S. 727.

Schnurnachbar, im Bergbaue, der nächst angränzende Besitzer einer Zeche, dessen Zeche mit der des Andern schnürt.

Schnürnadel, beim Nadler, Nadeln mit einem Oehre, womit die Schnürsenkel der Schnürbrüste zusammengeschnürt werden. Sie werden von einem doppelt zusammengelegten Drahte zusammengedreht, und auf dem einen Ende wird ein Oehr oder eine Oeffnung gelassen, um den Schnürsenkel durchziehen zu können. Dieses Oehr wird flach geschlagen und befeilt. Man schlägt sie auch aus einem einzigen Stücke, oder aus Flachdraht, von Messing, Silber oder Eisen; das Oehr wird dann eingeschlagen, die Spitze befeilt, und das Ganze geglättet. Man macht sie auch aus Elfenbein und hartem Holze, als aus Ebenholz.

Schnürnestel, Schnürsenkel, s. Schnürband.

Schnurperlen, Schnurkorallen, Perlen oder Korallen, welche auf eine Schnur gereihet werden können.

Schnurquäcke, s. unter Quecke, Th. 119.

Schnurrbart, Knebelbart, Schweitzerbart, im gemeinen Leben und in der vertraulichen Sprech-

art, ein Bart auf der Oberlippe, un
der besonders beim Militär getragen
Soldaten ein martiales Ansehen zu ge
ders trugen sie ehemals die schweren
Kürassier, und die Husaren, beim Fuß
nadier. Bei den Husaren wurden die
ben ineinander gedrehet, so daß sie wi
schwanz von beiden Seiten wegstan
schweren Reitern und Grenadieren wm
genannten Barrwachs gewichst, damit e
an der Oberlippe anlag und glänzte; au
schwarz gefärbt. Wer daher bei den beider
Truppentheilen kein solches Haar hatte,
es erst färben, welches man auch scho
schwarz gefärbten Wachs erreichte, wel
auch den Namen Barrwachs erhielt. D
trugen ihn aber ganz so, wie ihn die Na
brachte, nur waren die Enden, wie sch
wähnt, gedrehet. Im Mittelalter war de
bart auch eine Zierde beim Civilisten, wi
ches noch auf den Gemälden aus jener Zei
s. auch Knebelbart, Th. 41, S. 268.
Urtheil über die Schnurr-, Bac
Stutzbärte der Soldaten, s. Th. 52
642. — Der Gadus Cimbrius, eine Art
fisch, führt auch den Namen Schnurrba
eine Art Phalänen, Phalaena Bomby
großer Schnurrbart genannt.

Schnurre, die, ein nur in den niedrigen Sp
einiger Oerter übliches Wort, einen Nach
Häscher zu bezeichnen, welcher die öffentli
auf den Gassen oder auf den Straßen hen
sichert. Adelung leitet dieses Wort
Schnurrbärten, welche sie an manchen
gen, her; daher wurden auch ehemals aufein
swertäten, besonders zu Jena, die Soldaten,

sie Schnurrbärte trugen, zum Spotte Schnurren genannt.

Schnurre, die. 1. Von dem Zeitworte schnurren, ein Werkzeug, womit man schnurrt, ein schnurrendes Ding. (1) Eigentlich. Im Niedersächsischen nennt man noch häufig die Nase und das Maul die Schnurre, weil damit in manchen Fällen gleichfalls ein schnurrender Laut hervorgebracht wird. Jemanden über die Schnurre hauen, im Niedersächsischen [illegible]. — Eine Schnarre, welche [illegible] einen dumpfigen Laut verursacht, wird auch [illegible] eine Schnurre genannt, welchen Namen [illegible] im gemeinen Leben auch ein schnurrendes Spinnrad [illegible] im verächtlichen Verstande bekommt. — (2) Figürlich. Im gemeinen Leben nennt man [illegible] schlechtes Hausgeräth Schnurren. Nach Adelung vielleicht wegen des schnurrenden Lautes, welchen es im Handthieren macht, und aus welcher Ursache man es auch Gerümpel nennt. In weiterer Ausdehnung ist Schnurre, ein jedes schlechtes elendes Ding seiner Art.

2. In Niedersachsen nennt man einen jeden scherzhaften Einfall, eine jede komische Erzählung im gemeinen Leben eine Schnurre. Daher allerlei Schnurren vorbringen, allerlei Possen. Da nach Adelung die gleichbedeutenden Schnack, Schwank ꝛc. alle zunächst lächerliche gaukelhafte Bewegungen, und ihrem Ursprunge noch näher, schnelle Bewegungen überhaupt bedeuten, so scheint auch Schnurre in dieser Bedeutung auf ähnliche Art gebildet worden zu seyn, da es denn zu schnurren, so fern es der Ausdruck einer schnellen kreisförmigen Bewegung, ja einer jeden schnellen Bewegung ist, und zu dem Schwedischen und Niedersäch-

fischen sind, snarre, schnell, hurtig, gehört würde. S. auch Schnarren.

Schnurren, ein regelmäßiges Zeitwort, welches in doppelter Gestalt üblich ist. I. Als ein Zeitwort der Mittelgattung, einen bewegenden, brummenden, zitternden Ton von sich geben oder hervorbringen. 1. Eigentlich. Die Maikäfer schnurren im Fliegen, ein altes Sprichwort schnurrt; die Nachtwächter schnurren in einigen Orten mit einer Schnurre. Die Bauern schnurren auch die Sauen, wenn sie in der Brunft sind, und da man ehemals die Zeitwörter von mehrern Arten der menschlichen Stimme, auch thierischen Laute brauchte, so wird die Schnauze im Niedersächsischen noch jetzt die Schnurre genannt. — 2. Figürlich. (1) Sich schnell im Kreise bewegen, wird in einigen Gegenden auch schnurren genannt; daher schnurret der Kreusel, wenn er mit der Peitsche schnell im Kreise herumgetrieben wird. Diese Benennung rühret daher, weil eine schnelle kreisförmige Bewegung sehr oft mit einem schnurrenden Laute verbunden ist. In weiterer Bedeutung sich nach jeder Richtung schnell bewegen, daher snarren, snarrig im Niedersächsischen schnell bedeutet. Schnell, hurtig, rasch ꝛc. gründen sich auf ähnliche Onomatopöien; s. auch Schnärkel. (2) Jemanden anschnurren, ihn heftig anfahren; ihn über die Schnurre hauen, s. auch oben, unter Schnurre. Hier wird schnurren auf ähnliche Art gebraucht, wie brummen. Wenn aber schnurren im gemeinen Leben mancher Gegenden, seinen Unwillen durch ein murrisches Stillschweigen an den Tag legen bedeutet, so soll es nach Adelung unmittelbar von dem Niedersächsischen Schnurre, die Schnauze, wie das gleichbedeutende mausen von Maul abstammen. (3) Zusammen-

schnurren ist im gemeinen Leben zusammentrocknen, dürre werden, einkriechen. Der oben genannte Schriftsteller glaubt auch, daß es eine Figur von schnurren, sich schnell bewegen, schnell einkriechen sei. II. Als ein thätiges Zeitwort, für betteln Schnurren gehen, betteln, daher ein Bettelsude ein Schnurrer genannt wird. Auch die Handwerksburschen schnurren, wenn sie hier und da um einen Zehrpfennig ansprechen. Sich etwas schnurren, erbetteln. Nach Adelung soll es auch für listig stehlen üblich seyn, allein in dieser Bedeutung findet man es in der Umgangssprache wohl nicht, auch würde sich der Begriff dieses Wortes nicht damit verbinden; denn schnurren heißt hier von einem Hause zum andern laufen, um sich etwas zu erbetteln; dahingegen stehlen oder mausen wohl immer an einem bestimmten Orte haftet.

Schnürriemen, ein schmaler, dünner Riemen, der statt einer Schnur zum Zuschnüren gebraucht wird.

Schnurrig, Bei- und Nebenwort, welches für possierlich, lächerlich, schnackisch, drollig, doch nur in der vertraulichen Sprechart Niederdeutschlands üblich ist; daher die Ausdrücke: das ist schnurrig. Ein schnurriger Einfall. Ein schnurriger Mensch. Ein schnurriger Witz ꝛc.

Schnurring, beim Pictorius, eine Art Wasserhühner, welche in unsern Gegenden unter dem Namen der Schnarre bekannt ist; s. diesen Artikel.

Schnurrolle, die große Rolle unter der Karottentafel.

Schnurrpfeife, nach dem Frisch, ein schnarrendes oder schnurrendes messingenes Blech, welche Bedeutung Adelung jedoch nie gehört haben will. Am üblichsten ist Schnurrpfeife und Schnurrpfeiferey im gemeinen Leben von altem unbrauchbarem Hausrathe, schlechtem Gerumpel, und nach einer noch weiteren Figur, von schlechten Zierrathen, ja

von einer jeden schlechten unerheblichen Sache. Daher, nach Adelung, die Ausdrücke: Bedenken sie, daß dergleichen Schnurrpfeifen oder Schnurrpfeifereyen nichts werth sind. Das ist eine Schnurrpfeiferey, ein nichtswürdiges Ding, ein Ding ohne Werth. Hier scheint jedoch das Wort Schnurrpfeife oder Schnurrpfeiferey nicht jedes alte unbrauchbare Geräth zu bezeichnen, sondern kleinliche, keinen großen Werth habende, Dinge, Spielereyen. Dies sind Schnurrpfeifereyen, Kleinigkeiten ohne Werth, z. B. kleine Figuren und anderes Schnitzwerk, Dosen, Pfeifenköpfe ꝛc. ꝛc. Nach des schon oben erwähnten Schriftsteller's Meinung scheint es, wenn es nicht eine Figur einer ehedem üblichen schlechten schnurrenden Pfeife ist, die erste Hälfte dieses Wortes das Wort Schnurre zu seyn, welches, besonders in Niederdeutschland, von einem jeden untauglichen Stücke Geräthes gebraucht wird, wenn es nicht aus dem Niedersächsischen Snörpipe, Schnürpfeife, verderbt ist, welches die blecherne kleine Röhre ist, womit die Schnürbänder am Ende beschlagen werden, und welches unerhebliche Dinge von geringem Werthe sind. Das letztere scheint gerade zu beweisen, daß die oben angeführten Spielereyen wohl eigentlich damit gemeint seien, welches man eigentlich als Dinge ohne Werth betrachtet, so wie alle Kleinigkeiten, welche der Mode unterworfen sind.

Schnurrposten, einzelne Schildwachen, welche dicht bei den Feldwachen ausgestellt werden, um Acht zu geben, daß sich Niemand unerwartet denselben nähern kann. Auch in der Garnison werden dergleichen Schnurrposten ohne Obergewehr an diejenigen Orte gestellt, welche der Posten vor dem Gewehre nicht übersehen kann, um die Wache benachrichtigen zu

können, wenn sich der Officier du jour oder ein Vorgesetzter, dem die Honneurs gemacht werden müssen, nähert.

Schnurschaft, Schnurstecken, beim Tuchmacher, ein runder Stecken, der im Geschrenke neben der Schnur steht, daran die Gänge angeheftet oder angeschränkt sind. Die Werft wird gelennert, wenn sie vom Garnbaum herunter geht, man bindet da den Schaft an vier Strickchen, und läßt es nachgehen, bis eine Hand breit ans Geschirr, so lange, als der Schütze hindurch will.

Schnurseide, Cordonseide, von der gezwirnten Nähseide die 4te, 5te und 6te Nummer.

Schnürsenkel, s. Schnürband.

Schnurstab, beim Mechanikus, ein Spielwerk, welches aus einer hohlen Walze von Holz besteht, die auf beiden Seiten mit einem Knopfe versehen ist. Diese Walze hat acht Löcher, wo seidene Schnüre von verschiedenen Farben herausgezogen werden; zieht man nämlich eine schwarze Schnur heraus, so geht auf der entgegengesetzten Seite eine weiße Schnur hinein, und so wieder umgekehrt; es gewinnt hierdurch das Ansehen, als wenn die Schnüre im Durchziehen umgefärbt wurden.

Schnurstecken, s. Schnurschaft.

Schnurstein, im Bergwerke, ein Gränzstein der Fund- und Erzgruben, weil solche mit der Schnur abgemessen werden.

Schnurstock, beim Tapetenweber, der Stab, der in die Schnürung oder in das Untergelese der Kette zu den Hautelisse-Tapeten gesteckt wird. Er ist 1 Zoll dick und paßt in die Fuge des Unterbaums am Weberstuhle, als worein er mit dem untern Ende der Kettenfäden gelegt wird, um solche darin zu befestigen. Auch in das Obergelese wird ein dergleichen Schnur-

stock gesteckt, und derselbe mit dem Gelese in dem Oberbaume befestiget.

Schnurstracks, Nebenwort, in gerader Linie. Den Gesetzen schnurstracks zuwiderlaufen. Das läuft ihrem Glücke schnurstracks zuwider. Es ist von Schnur, Richtschnur abgeleitet, so fern sie das Maaß einer geraden Linie ist.

Schnurstrecken, mit der Schnur von dem Punkte des Anhaltens das Feld einer Zeche vermessen.

Schnürung, beim Weber, die Vereinigung der Schäfte mit den Fußtritten, wodurch der Kieper eines Zeuges entsteht. Der Weber hat hierzu eine Vorschrift oder Patrone auf Papier, die aus lauter Quadraten besteht, die zum Theil punktirt sind. Wenn er nun die Fußtritte mit den Schäften vereinigen will, so sieht er nur nach der Patrone, zeigt ihm diese gleich zuerst ein punktirtes Quadrat, so nimmt er den ersten Schaft, geht die ganze erste Reihe von Quadraten durch, und nimmt so viele Schäfte zu einem Fußtritte, als die Patrone Punkte zeigt, die aber leer sind, geht er vorbei. Die Quadrate bedeuten die Schäfte. Alle genommene Schäfte bindet er an den ersten Fußtritt, und so fährt er fort, alle Reihen zu behandeln, bis alle Fußtritte angeschnürt sind.

Schnutenfeger, im Niedersächsischen, besonders im Delmenhorstischen, eine Benennung des Barbiers.

Schob, Schaub, Schoof, Cova; Fr. Javelle; Engl. Sheaf, in der Landwirthschaft Ober- und Niedersachsens, aus glattem Rockenstroh in einer gemessenen Stärke verfertigte Bündel, dergleichen z. B. diejenigen sind, womit die Strohdächer auf dem Lande gedeckt werden; daher sagt man ein Schob Stroh, ein Haufen Stroh. Bei den Dachdekkern werden die Strohbunde aus glattem Rockenstroh in gemessener Stärke verfertiget, davon zwei und zwei oben bei den Sturzen vermittelst eines

Strohseils fest zusammen und ordentlich platt gebunden werden. Es werden gewöhnlich zehn in ein Bund gebunden, und die Arbeit wird nach den Schocken gedachter Bunde bezahlt. Man theilt die Schoben in gemeine Deckschöbe, Forstschöbe und Satzschöbe. Diese letzte kommen unten längst dem ganzen Gebäude in der Länge an den Giebeln zu liegen.

Schobendecker, derjenige, der die Schoben verfertiget, und damit ein Strohdach deckt.

1. **Schober**, ein Wort, in welchen nach der Sprachforschung der Begriff der Vertiefung, des hohlen Raumes der herrschende ist, welches aber nur im gemeinen Leben einiger Gegenden vorkommt. So sind in den Salzkothen die Fegeschober kleine Pfannen, welche in die größeren gesetzt werden, ehe das Salz körnet, damit sich der Schlamm in solche ziehe. Das Schlammpfännchen.
2. **Schober**, in der Landwirthschaft, ein Haufen Heues oder Strohes von beträchtlicher Größe. So werden z. B. die großen Haufen Heues, in welchen das getrocknete Heu zusammengesetzt wird, ehe man es einfähret, Heuschober oder nur Schober schlechthin genannt. Ein solcher großer Schober wird aus den vorher gemachten Brechschobern oder Windhaufen zusammengesetzt; s. unter Heu, Th. 23, und auch Schoberfleck. — In einigen Gegenden führen diesen Namen auch ähnliche Haufen noch nicht ausgedroschenen Getreides, welche jedoch häufiger Feimen genannt werden; s. Th. 12, S. 425. In andern Gegenden ist der Schober ein Haufe von bestimmter Größe oder Zahl. So hält in Nürnberg ein Schober Stroh 60, ein Schöberlein aber 10 Büschel Stroh.

Schoberfleck, in der Landwirthschaft, runde Flecke oder Plätze auf den Wiesen, von 5, 6 oder 8

Klaftern im Umfange, welche eine Elle hoch mit Heu bestreut werden. Sie werden aus den Brechschobern oder Windhaufen gemacht, so wie aus den Schoberflecken nachher die Schober zusammengesetzt werden; s. unter Heu, Th. 23. In den gemeinen Sprecharten heißen sie Schoberflatschen.

Schöberl, heißt in Oesterreich ein Gericht von Mehl, Semmel und Eyern.

Schobern, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, in Schober setzen. Das Heu schobern; Stroh schobern.

Schobhut, ein aus grobem Stroh geflochtener und zusammengenäheter Hut, mit einem breiten, unter sich gezogenen Rande. Die gewöhnlichen Frauenzimmer bedienen sich desselben gegen Regen und Sonnenschein. Manche dieser Hüte sind auch von zusammengeflochtenen Strohborten dicht auf einander genähet, und theils nach der beschriebenen, theils auch nach einer andern Form verfertiget.

Schoblatte, s. Th. 65.

Schock, in eigentlicher Bedeutung, sowohl ein Haufe, als auch eine Menge; eine im Hochdeutschen veraltete Bedeutung; nur im gemeinen Leben pflegt man noch eine beträchtliche unbestimmte Menge ein Schock zu nennen. In einigen Oberdeutschen Gegenden wird ein Schober und Feimen, noch jetzt ein Schoch genannt; daselbst hat man auch das Zeitwort schochen und schöcheln, in solche Schoche oder Haufen setzen. Bei dem Horneck ist geschockt, gehäuft, häufig. Nach Adelung's Vermuthung gehört hierher auch die bei den Jägern mancher Gegenden übliche Bedeutung, wo ein dicker Strauch ein Schock genannt wird.

In engerer Bedeutung ist das Schock ein Menge einzelner Dinge von einer bestimmten Zahl, wo aber die Schocke nicht überall gleich sind. Man hat

eigentlich im Zählen zweierlei Schock, das alte, welches 20 Stück, und das neue, welches 60 Stück enthält. In Schlesien besteht ein schwer Schock aus 60, ein leichtes Schock aber aus 40 Stücken. In vielen Gegenden beträgt ein Schock nur 20 Einheiten; hierunter sind aber immer alte Schock verstanden. Am üblichsten ist das oben angeführte neue Schock von 60 Stück, nach welchem gewöhnlich gezählt wird. Ein Schock Eyer, Käse, Nüsse, Gurken, Garben, Aepfel, Stabholz, Klammern, Krebse, Froschkeulen ꝛc. Das Schock hat vier Mandeln, die Mandel zu 15 Stück; daher nach Schocken zählen, Schockweise. Man sagt auch ein Schock Leinwand, das ist, 60 Ellen; ja man nennt auch sehr oft diejenige Leinwand, die gewöhnlich bei Stücken von 60 Ellen verkauft wird, Schockleinwand; s. unten.

In noch engerer Bedeutung ist ein Schock eine Zahl von 60 Stück der an jedem Orte gangbarsten Münzsorte, welche Rechnungsart ehemals sehr gewöhnlich war, und noch in einigen Gegenden, z. B. in Böhmen, Sachsen, Schlesien ꝛc. nicht ganz veraltet ist, wo aber die Verschiedenheit der nach Schocken gezählten Münzsorten, auch eine große Verschiedenheit dieser Schocke verursacht. Im 13ten und 14ten Jahrhunderte prägte man in Böhmen Groschen, davon 60 eine Mark Silber ausmachten, und damals waren eine Mark und ein Schock, oder vielmehr ein Schock Groschen gleichbedeutende Wörter. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß 60 Stück auf 1 Pfund oder eine Mark gegangen, und da so viel Stück, wie schon erwähnt, der Zahl eines Schocks gleich sind, so hat man letzteres, weil es im gemeinen Leben gewöhnlicher und bei den Münzsorten bequemer zu zählen, als zu wägen ist, mit dem Gewichte verwechselt. Man hat

auch noch späterhin, als der Gehalt der Münzen leichter wurde, oder man leichtere Münzen zu schlagen anfing, den Zählsatz von 60 Groschen beibehalten. Ein Schock breiter Groschen hieß ein breites Schock, ein Schock Schwertgroschen ein Schwertschock, ein Schock schmahler Groschen ein Schmahlschock, ein Schock Kreuzgroschen ein Kreuzschock, ein Schock Silbergroschen ein Silberschock. — In der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts wurden in Thüringen und Sachsen zweierlei Groschen gemünzt; man prägte Groschen, deren 20 auf einen Gulden gingen, und dieses nannte man ein altes Schock, man prägte aber auch welche, deren 60 einen Gulden machten, und dieses hieß ein neues Schock. In Sachsen ist die Rechnungsart nach Schocken noch bei den Steuern, bei den Geldstrafen in den Gerichten, und bei dem gemeinen Manne auf dem Lande gangbar; da man aber zu Ende des verwichenen Jahrhunderts nur einerlei Groschen hatte, so ist ein altes Schock jetzt 20, und ein neues Schock 60 Meißnische Groschen oder 2½ Rthlr. Als um die Mitte des 16ten Jahrhunderts die Landsteuern oder die beständigen Abgaben von den Feldgütern in Sachsen ihren Anfang nahmen, schätzte man den Werth der Feldgüter nach damals üblichen Schocken, und legte auf jedes Schock 5 Pfennige, welche 1606 auf 8 Pfennige erhöhet wurden. Diese in Sachsen noch bis auf die neueste Zeit gangbare Art der Landsteuer wird der Stockanschlag genannt, und die von den nach Schocken taxierten Feldgütern bestimmte Steuer gleichfalls mit dem Namen der Schocke belegt. In Böhmen, der Mark, in Schlesien ꝛc. rechnet man noch zuweilen nach Schocken, allein sie sind anders bestimmt. So ist z. B. ein Schock Böhmischer Groschen so viel als 2 Rthlr. Es giebt nämlich in Böhmen zweierlei Schock, das Schock

Bäumchen Gerüste zu 60 Schocken, die
Bäume (180 Kreuzer) und das ganze Gerüst
zu 30 neue Schocken, die 90 Kreuzer, wovon
bezahlt 45 Schock 6 Gr. und ferner angefertigt
60 Stück geringere Sorten, welche bei jenen
2 Stück für eines gerechnet werden,
sen mögen. Da Schocken nach der Landesart
das schwere Schock (60 Schreibergroschen oder 180
Kreuzer, das leichte Schock zu 40 Schreibergroschen
oder 120 Kreuzer, nennt es nachstehende Orte so
Beispielsweise, da nur den Schreibern gehörige
In manchen Gegenden gilt nun Schock auch so
Pfennige nach Schocken, und es war ein Schock
oder ein Schock Pfennige, so pfennige und be
damals üblichen Währung, und so man zu der Zeit
Pfennige hatte, welche jetzo als jetzt 4 Pfennige
galten, so schreibt das Meißnische alte Schock,
welches 20 Gr. hält, eigentlich nach (a) solche Pfen-
nige zu bekommen.

Schock, bei den Jägern, die Wage an den
Hörnern des Steinbocks. Es ist jedoch nur in ei-
nigen Gegenden gebräuchlich. Adelung sagt, daß
es hier zunächst zu Schake, der Ring, das Glied
einer Kette, gehöret.

Schockanschlag, die Bestimmung der Abgaben nach

Schocken, s. unter Schock.

Schocke, s. Schockleinwand.

Schockel, s. unter Schocken.

1. Schocken, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort und
ein Zeitwort der Mittelgattung. I. In Schocke
setzen, nach Schocken zählen. Das Unter-
holz schocken, in der Forstwirthschaft, das
Unterholz zu Reißbündeln schlagen und diese in Hau
fen von 60 Stück setzen. — In der Landwirth
schaft ist schocken so viel, als in Schocken sich
ergeben. Die Gerste schockt gut, wenn sie

viel Körner aus einem Schocke Garben giebt, oder auch wenn sie viele Schocke Garben giebt. Der frühe oder Augusthafer schockt besser, als anderer Hafer, er giebt mehr Schocke. Das Korn schockt dieses Jahr besser, als im vorigen, das heißt, man bekommt mehr davon Schocken. Auf ähnliche Art sagt man auch mandeln, scheffeln ꝛc. — In dem Zusammengesetzten beschocken bedeutet es auch mit einer nach Schocken bestimmten Steuer belegen. —

2. Schocken, ein regelmäßiges thätiges und ein Zeitwort der Mittelgattung, Fr. choquer; Engl. joggle, stoßen, in welcher Bedeutung es noch in einigen gemeinen Sprecharten, besonders am Nieder-Rhein üblich ist. — Ferner heißt es hin und her bewegen, schweben, schaukeln. So sagt man in der Schifffahrt ein Schiff schockt, wenn es von einer Seite gegen die andere wankt, welcher Fehler vom schlechten Bau des Körpers des Schiffes, falscher Bemastung oder Schichtung, auch vom üblen Gebrauch der Segel herrühret. Dieses Schocken kann durch einen Pendel bemerkt und geschützt werden, wenn es bei gewissen Beobachtungen oder beim Sehen des Gleichgewichtes nöthig ist. — Auch die Schaukel wird in einigen Gegenden Schockel genannt, s. Schaukel; daher Jemanden schockeln oder schocken, ihn schaukeln.

Schockfrei, Bei- und Nebenwort, frei von der nach Schocken bestimmten Abgabe; daher ein schockfreies Gut.

Schockgroschen, s. oben, unter Schock. Von den ältesten Schockgroschen gingen 60 auf eine Mark; in den folgenden Zeiten wurden sie immer geringer, bis man endlich in Sachsen die Kreuzgroschen, welche ein Kreuz zum Gepräge hatten, und deren

nen Gulden machten, am häufigsten mit dem
en der Schockgroschen belegte.

Kholz, im Forstwesen, Holz, welches nach
ocken verkauft und aus den Aesten der gefällten
ume geschlagen wird. In einigen Gegenden
gt man auch das Reisholz, welches in Bündeln
chockweise verkauft wird, Schockholz zu
nen.

ockleinwand, Schocke, in den Böhmischen
einwandmanufakturen die ordinaire 5/4 und 6/4
reite Leinwand in Stücken von 60 Ellen, welche
rößtentheils zum Druck bestimmt ist, und um Rei-
henberg, Friedberg, Arnau, Bömischaicha, Neu-
packa, Politz ꝛc. gewebt wird. In Böhmen heißt
man auch Schocke die von weißem oder indigblauem
Garn gestreiften und gegitterten Leinwande, die in
der Breite 5, 6 und 7 Viertel in der Länge aber 60
Ellen halten. Diese werden größtentheils in der
Gegend um Reichenberg, wie auch auf der Böh-
mischaicher Herrschaft im Bunzlauer Kreise, in den
sogenannten Siebendörfern verfertiget, als Lange-
brück, Harzmanitz, Saskal, Dörstel ꝛc. Dergleichen
Leinwand von weißen Leinen und rothem Türkischem
Garne in obiger Breite und Länge werden im Leut-
meritzer Kreise, in der Gegend von Romburg, An-
spach und Schlatenau, und in dem Bunzlauer Kreise
in der Gegend von Krottau, Friedland und Krahau
verfertiget. Bunte Schocke, von leinenem ge-
färbtem Garne, zum Theil auch wohl mit Seide
durchwebt, von oben gedachter Länge und Breite,
macht man häufig um Romburg, Schluckenau,
Böhmischkamnitz ꝛc. In den Schlesischen Lein-
wand-Manufakturen hat man auch dergleichen
Schockleinwand; s. unter Leinwand und
Leinwandmanufaktur, Th. 75.

Schoenus, heißt eigentlich ein Seil von Binſen, weil man damit aber auch zu meſſen pflegte, wurde es daher auch ein gewiſſes Maaß genannt, welches zwei Parasangis oder 60 Stadien enthielt. Dieſes hieß ein Schoenus major; ein Schoenus minor war dagegen nur 30 Stadien. Erſterer war üblicher oder mehr im Gebrauch.

Schofel, Schofelig, Bei- und Nebenwort, welches nur in den gemeinen Sprecharten einiger Gegenden üblich iſt, und im hohen Grade ſchlecht, armſelig bedeutet; z. B. das ſieht ſchofel oder ſchofelig aus, ſchlecht. Schofelige Waare, ſchlechte Waare. Das iſt Schofel, ſchlechtes Zeug, Ausſchuß.

Schofen, im Deichbau, eine alte Doſſirung eben und glatt machen, abſtechen, gleichſam abſchaben, um ein Settels davor aufzuziehen.

Schoff, ſ. Schaff.

Schöffe, ſ. Schöppe.

Schöffengericht, ſ. Schöppengericht.

Schöffenmeiſter, ſ. Schöppenmeiſter.

Schofung, ſ. Krautung.

Schöker, ſ. Schäker.

Schokolade, ſ. Chokolade.

Schola, ſ. Schule.

Scholar, aus dem Lateiniſchen Scholaris, ein Schüler, wo es, nach dem Adelung, für edler gehalten wird, als das durch den häufigen Gebrauch gemeiner gewordene Schüler. Beſonders gebrauchte man es ohne Rückſicht des Alters und Geſchlechts von Perſonen, welche, außer den gewöhnlichen Schulen, von Andern eine anſtändige Kunſt oder Wiſſenſchaft erlernen; daher ſagt man ein Sprachmeiſter, Tanzmeiſter, Fechtmeiſter, Muſikus ꝛc. hat viele Scholaren, wenn viele Perſonen ſeine Kunſt von und bei ihm erlernen, beſonders, wenn

solches Stundenweise geschieht, um sie von den Lehrlingen der mechanischen Künstler und Handwerker zu unterscheiden. Man hat aber in neuester Zeit das Wort Schüler wieder für Scholar zu gebrauchen angefangen, und sagt der Tanzmeister, Fechtmeister ꝛc. hat so und so viel Schüler; dagegen wird das Wort Scholar, wenn man es anwendet, von den Schülern der obersten Klassen in den Gymnasien gesagt. — Bei den Griechischen Kaisern waren die Scholares Garde-Soldaten.

Scholarch, aus dem Griechischen und Lateinischen Scholarcha, eine Person von Ansehen, welche die Aufsicht über eine oder mehrere Schulen hat. Daher das Scholarchat, dessen Amt und Würde, zuweilen auch dessen Wohnung.

Scholarchat, s. Scholarch.

Scholaster, Scholaster, derjenige Kanonikus oder Domherr an einem Dom- oder Kanonikatstifte, welcher nach der ersten Einrichtung solcher Stifter der Lehrer in der damit verbundenen Schule war, und auch Scholasticus genannt wird. Ehemals hieß er im Deutschen auch der Schulmeister, der Schulherr.

Scholastisch, Bei- und Nebenwort, aus dem mittleren Latein scholasticus, welches im 11ten Jahrhundert aufkam, da man die Wissenschaften bloß in den Klöstern trieb, und die Lehrer derselben Scholasticum nannte, welcher Name blieb, als man die Universitäten errichtete, und die Lehrer der Philosophie die Aristotelische Weisheit mit einer Menge unnützer Schulfragen vermengten. Daher die Scholastische Philosophie, die Philosophie dieses mittleren Zeitraumes von dem 11ten oder 12ten Jahrhunderte an. Die scholastische Theologie, die dogmatische Theologie des mittlern Zeitalters, welche in einer Verbindung der Aristote-

lischen Philosophie mit den Lehren des Christenthums bestand. Die Lehrer beider Wissenschaften pflegt man auch wohl nach dem Lateinischen Scholasticus, Scholastiker zu nennen.

Schölbretter, im Deichbau, diejenigen Bretter, welche bei einem schnellen und starken Anhäufen des Wassers, wenn der Deich die Höhe nicht hat, und in der Geschwindigkeit mit Erde nicht erhöht werden kann, oben auf der Koppe der Deiche befestiget werden, um den Ueberlauf des Wassers über den Deich zu verhüten.

Schölbusch, im Wasserbau, ein gemöhnlicher Busch, der diesen Namen erhält, wenn er bei starken Sturmwinden vor die Deiche gebracht wird, um die Aushöhlung oder Ausspülung derselben zu verhindern. Hierzu ist der Tannenbusch der beste. Er wird schräg mit dem Laufe des Stromes vorgelegt, und ordentlich mit zwei Reihen Faschinen befestiget. Einige legen den Busch nur an den Deich, und stecken durch jeden Bundbusch einen Pfahl.

Schölfaschine, im Deichbau, diejenige Faschine, die auf der obersten Fläche eines Stockwerkes hinter dem Kantenzaun festgepfählt wird, um zu verhindern, daß das Wasser die Erde von der Schwipp- und Stapellage nicht so leicht abspüle.

Schölferr, s. Kropftaucher, unter Taucher.

Schölkraut, s. Schöllkraut.

1. Scholle, ein unförmliches, durch Zerbrechung entstandenes Stück von einer beträchtlichen Größe, in welchem Verstande es jedoch nur von solchen Stükken Erde und Eis gebraucht wird. Die Erdscholle, ein zusammenhängendes, unförmliches Stück Erde, so wie es von der Pflugschar oder von dem Grabscheite ausgeworfen wird; und die Eisscholle, ein solches unförmliches Stück Eis, welches entsteht, wenn das Eis der Flüsse, Gräben ꝛc.

aufgeht, oder aufgehauen und zersprengt wird. — Nach der Sprachforschung im Oberdeutschen auch Zolle und Schrolle, im Niederdeutschen Schulle, Schulpe, im Ital. Zolla, im Lothringischen Cholle. Es kommt, nach Adelung, entweder von schellen, in zerschellen, so daß es zunächst ein Bruchstück bedeutet, oder auch mit dem sinnverwandten Begriff der Dicke und Größe, also eine Anhäufung, welches auch schon Pretorius anführet, indem bei ihm auffschollen, aufhäufen, ist; oder auch mit der folgenden Scholle aus einer Quelle, weil die Schollen gemeiniglich breiter zu seyn pflegen, als sie dick sind. Im Niedersächsischen ist Schulle auch ein ausgestochenes Stück Rasen mit seiner Erde.

2. Scholle, Platteiße, Pleuronectes Platessa, oculis dextris, corpore glabro, tuberculis 6, capitis Linn. Pleuronectes laevis tuberculis post oculos, caude rotundata, dentibus contiguis obtusis. Gronov. Z. n. 246. Passer laevis. Jonst. tab. 22 Quadratulus Rondeletii. Passer ex obscuro cinereo marmoratus etc. Klein. M. 4. p. 34. Passer Marinus; Fr. la Plie ou Solo; Ital. Passere.

Die Scholle ist ein Seefisch, dessen Körper rautenförmig oder einem geschobenen Quadrate ähnlich ist; die Augen stehen an der rechten Seite, und an eben dieser Seite hat der Kopf sechs Höcker. Sie hat eine braune Farbe, mit rothen Flecken, und ist fast auf allen Seiten mit Floßfedern umgeben; s. auch den Art. Schollen. Man hat verschiedene Arten von Schollen; gewöhnlich theilt man sie aber in schuppichte Schollen, Passeres squamosas, und in glatte Schollen, Passeres laeves. Diese werden zu uns gebracht, und wieder in große und kleine unterschieden; von jenen giebt es wieder drei Arten: die erste heißt Schuppplatteiße, Li-

manda; sie ist flach und länglicht, und mit kleinen rauhen Schuppen bedeckt, welche fest auf der Haut zu sitzen pflegen. Ihr Fleisch ist weiß und weich, und ein wenig schleimig; die andere Art wird Flunder, Flök genannt, und ist mit roth und schwarz marmorirten Schuppen bedeckt; die dritte Art heißt Fletelet, und ist ein wenig kleiner, als die Flunder. Alle drei Arten werden gegessen, jedoch ist der Schuppenplatteiß darunter die beste Art. Diese letztern werden unter dem Namen Flunder als eine besondere, jedoch zu den Schollen gehörige Gattung gerechnet. Der Aufenthalt der Scholle ist zwar das Weltmeer, allein sie kommen auch in die großen Meerbusen der Ost- und Nordsee und des Mittelländische Meeres, ja selbst treibt sie ihre Lüsternheit in die Mündung der Ströme, obgleich der größte Haufe von ihnen in dem großen Weltmeere bleibt. Von diesem ihrem verschiedenen Aufenthalte wird ihr Fleisch dergestalt unterschieden, daß a) die aus dem Meere, welche man an der dunkleren Farbe erkennen kann, das beste Fleisch haben, weil es trockner und köstlicher von Geschmack ist; b) diejenigen, welche in den Meerseen gefangen werden, haben ein weichlicheres und weißeres Fleisch, welches einen leimartigen Nachgeschmack hat; c) diejenigen, welche eine Zeitlang in den Strömen gelebt haben, haben das weichlichste Fleisch, und sind fast ohne Geschmack. In der Nordsee wird dieser Fisch in Menge von den Holländischen Schiffern gefangen, an der Sonne getrocknet, und unter dem Namen der getrockneten Schollen oder Holländischen Butten verkauft. In der Ostsee fängt man ihn gleichfalls in Menge, besonders in Preußen, Curland und Livland. Er wird hier auf eine besondere Art geräuchert, oder im Rauche getrocknet, und unter dem Namen der Rigischen Butten verführt. Diese werden größtentheils

roh gegessen, können aber auch auf dem Roste gebraten werden; da man hingegen die getrockneten erst einweichen muß, ehe sie zur Speise zugerichtet werden können. Von diesen getrockneten Schollen wird jährlich eine ansehnliche Menge, nicht allein aus Holland, sondern auch aus Dännemark und Hollstein in die Seestädte zum Kauf gebracht, und daselbst bei großen Hunderten, deren eins 2 Schock oder 60 Stiege oder 120 Stück; oder bei großen Tausenden, deren eins 10 große Hunderte oder 20 Schock oder 60 Stiege, oder 1200 Stück hält; auch wohl bei Bünden nach dem Gesichte, oder auch nach sogenannten Rosen von 20 Stück verkauft. In Lübeck handelt man die Schollen oder Platteißen nach Kiepen von 30 Stiegen oder zusammen 600 Stück. In Hamburg verkauft man die Schollen nach Schockstück und nach Rosen zu 20 Stück. Ueberhaupt treiben mit diesem Artikel Hamburg, Stettin, Danzig Elbing, Königsberg, Bremen und Holland einen ansehnlichen Handel, besonders nach den katholischen Ländern. Diejenigen Schollen, welche schön weiß, fleischigt und frisch sind, werden für die besten gehalten. Diese trocknen Schollen sind von nicht geringem Vortheile in der Haushaltung, besonders im Sommer, wo sie mit grünen Erbsen ein angenehmes Essen geben. Die kleinern sind sehr gemein, die großen und fleischigten aber schon seltener. Die frischen Schollen dienen in der Kochkunst zum Braten auf dem Roste, in Mehl und Butter gebraten; s. unten. Man verschreibt sie aus den Seestädten.

Schollenpotage an Festtagen. Man nehme gute und frische Schollen, schabe sie ab und wasche sie. Von diesen Fischen nehme man zwei, wenn sie klein seyn sollten, wo nicht, so nur einen, zum Füllen, um sie nachher in die Mitte zu legen. Diese nun zum Füllen bestimmten Schollen werden

beim Kopfe genommen, oben zusammengedrückt, damit die Gräten alle herausgehen, und umgekehrt. Hierauf nehme man etwas von ihrem Fleische, dazu Karpfenfleisch, einige Champignons, nebst ein wenig gehackter Petersilie und kleinen Zwiebeln; würze es mit Salz, Pfeffer, feinen Gewürzen und guten Kräutern, thue das Gelbe von zwei bis drei rohen Eyern, wie auch so viel in Sahne geweichte Semmelkrume, als ein Ey groß ist. Man hacke alles zusammen, zerstoße es in einem Mörser, und fülle damit die Schollen. Hierauf streiche man eine Tortenpfanne oder Schüssel mit frischer Butter aus, thue ein wenig Pfeffer, Salz, gehackte Petersilie und feine Kräuter hinein, lege die Schollen darin ordentlich bei einander, befeuchte sie mit geschmolzener Butter, solche eben so oben, wie unten, gewürzt, mit feiner Semmelkrume bestreut, sie im Ofen oder unter einem Deckel gar werden und wohl färben lassen. Man brate ferner drei bis vier Schollen in Butter, schneide sie in Stücke, und thue diese mit einigen Scheibenweise geschnittenen Trüffeln, kleinen Champignons, ein wenig frischer Butter, und einem Bündchen feiner Kräuter in eine Kasserolle, dazu etwas Weniges von Fleischbrühe, und lasse es bei gelindem Feuer kochen; dann gut abgefettet, mit dem unten folgenden Schollen-Coulis dicklich gemacht, die Fleischstücke der Schollen hineingelegt und zusammen auf heißer Asche gelinde kochen lassen. Zuletzt lasse man Semmelrinde in einer Potagenschüssel aufschwellen, die gefüllten Schollen zierlich darüber legen, hernach die Potage mit den Fleischstücken von Schollen belegen, zuletzt das Ragout und Coulis, welches einen guten Geschmack haben und nicht zu dicklich seyn muß, darüberschütten, und zwar so, daß die Schollen frei und bloß bleiben, und es warm anrichten. — Das **Coulis von Schollen** wird auf folgende Weise

bereitet. Man nimmt eine oder zwei Schollen, bratet sie in Butter, schneidet hernach den Kopf ab; stößt nachher ein Dutzend abgeschälte Mandeln, und ein Dutzend Krebsschalen im Mörser, thut die Schollen dazu, stößt sie damit, schneidet ein wenig gelbe Rüben, Pastinaken und eine große Zwiebel in Scheiben, wirft sie mit ein wenig Butter in eine Kasserolle, läßt sie auf dem Kasserollochе braun werden und gut färben; gießt dann etwas Fleischbrühe daran, würzt es mit 2 bis 3 Gewürznelken, ein wenig Petersilie, einer kleinen ganzen Zwiebel, wie auch mit in Scheiben zerschnittenen Trüffeln und Champignons, thue Semmelrinde dazu, lasse es zusammen gelinde kochen, nehme hierauf das gestoßene Coulis aus dem Mörser, zerlasse es mit dem in der Kasserolle, schlage es durch ein Haartuch, schütte das Durchgeschlagene in einen Topf oder in eine Terrine, und gebrauche es zu der Potage von Schollen und zu dem Ragout.

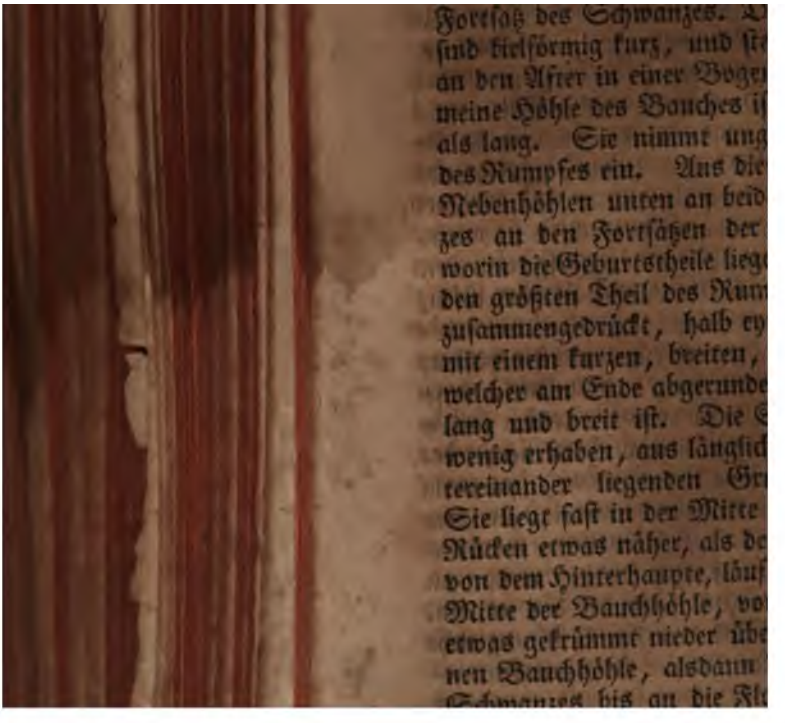
Schollenpotage an Fleischtagen. Hier werden die Schollen eben so, wie bei der vorhergehenden Schollenpotage angezeigt worden, zubereitet. Wenn solches geschehen, macht man ein Füllsel von Federvieh, ein wenig blanschirtem Speck, etwas Rindsfett, kleinen Zwiebeln, einigen Champignons und gehackter Petersilie, würzt es mit Salz, Pfeffer, guten Gewürzen, als Muskatennuß, Englischem Gewürz, und feinen Kräutern, thut das Gelbe von drei bis vier rohen Eyern, eines Ey's groß in Sahne geweichte Semmelkrumen, ein wenig gar gekochten Schinken dazu, hacke alles zusammen wohl, stößt es im Mörser und füllt mit dieser Fullsel die Schollen, nachdem sie zuvor wieder umgekehrt worden. Wenn man sie nun gefüllt hat, kann man eine Schüssel oder Tortenpfanne mit Butter bestreichen, Salz, Pfeffer, gehackte Petersilie, feine Gewürze und Kräu-

ter h[illegible], die Schollen darauf legen, ſolche mit geſchmolzener Butter oder zerlaſſenem Speck befeuchten. ſo oben, wie unten, würzen, mit Semſtreuen, ſie im Ofen gar werden und [illegible]ſſen. Wenn ſolches geſchehen, muß m[illegible] vier Schollen in Butter oder Schmalz braten, [illegible]leiſch daran ſchneiden, in Scheiben geſchnitten, [illegible]ſſeln und kleine Champignons, nebſt etwas a[illegible] in eine Kaſſerolle thun, ſie nu[illegible]ſetzen, ein Bündchen guter Kräute[illegible] es gelinde kochen laſſen. Wenn es [illegible] gut abgefettet, die Fleiſchſtücke von d[illegible]azu gethan, darin einen Augenblick kochen. [illegible] das Ragout mit einer klaren Schinken- un[illegible]ch-Coulis dicklich gemacht. Man laſſe Sem[illegible]den in einer Potagenſchüſſel in guter Fleiſchbrühe aufſchwellen, lege die mit Semmelkrumen beſtreuete Schollen darüber, garnire die Potage mit den Fleiſchſtücken von Schollen, ſchütte das Ragout und Coulis in die Potage, jedoch nicht über die Schollen, und richte es warm an. Wenn das Coulis von Kalbfleiſch und Schinken bereitet wird, ſchneide man eine oder zwei Schollen in Stücke, thue ſolche mit dazu, damit das Coulis einen Geſchmack davon erhalte. Man kann auch die Fleiſchſtücken von Schollen mit eben der Füllſel füllen, wenn nämlich das rohe Fleiſch von den Schollen abgelöſet worden. Man reibe eine Tortenpfanne mit Butter aus, ſtreue Salz, Pfeffer, Peterſilie und etwas von feinen Kräutern, als Eſtragon, Thymian ꝛc. hinein, mache das Füllſel über die Fleiſchſtücke, und beſtreiche ſolche, damit ſie um ſo beſſer haften und dicker werden, mit geklopftem Ey. Man lege dann die Stücke in die Tortenpfanne, befeuchte ſie mit zerlaſſener Butter oder Speck, beſtreu[illegible] zarten Semmelkrumen, und backe ſie im O[illegible]ofen

unter einem Deckel, damit sie sich gut färben. Man belege die Potage damit.

Schollen mit einer braunen Coulis. Die Fische werden ausgenommen, geschuppt, gewaschen und getrocknet. Der Rücken wird aufgespalten, dann werden sie in Mehl umgewendet und in Butter ausgebacken. Wenn solches geschehen, wird der Kopf und das äußerste des Schwanzes abgeschnitten, ein kleines Stück Butter in eine Kasserolle gethan und solche auf dem Kasserolloche schmelzen lassen. Man bratet darin ein wenig gehackte kleine Zwiebeln und Petersilie, gießt etwas Fleischbrühe dazu, würzt es mit Salz und Pfeffer, und läßt es bei gelindem Feuer kochen, thut einige Kapern dazu, macht die Sauce mit einer braunen Coulis dicklich, läßt die Fische darin dicklich kochen, sieht zu, daß sie einen guten Geschmack haben, legt sie dann ordentlich in die Schüssel, in welcher man anrichten will, macht die Sauce etwas scharf, schüttet dieselbe darüber, und richtet warm an.

Schollen mit Ragout. Die Schollen werden geputzt und ausgenommen, mit Mehl bestreut und in einer Kasserolle passirt, bis sie braun werden. Wenn solches geschehen ist, läßt man sie wieder kalt werden, thut die Gräten davon, und füllt sie mit einem Gehackten von Champignons, Trüffeln, Karpfenmilch, frischer Butter, geriebener Semmel, und gehackten kleinen Zwiebeln. Wenn nun die Schollen gefüllt worden, werden sie in eine Kasserolle mit Fleischbrühe oder klarer Erbsenbrühe, und ein wenig Weinessig gethan, zusammen kochen lassen und die Sauce mit geröstetem Mehle dicklich gemacht. Einige pflegen statt des oben erwähnten Füllsels ein anderes zu machen, nämlich von Petersilie, kleinen Zwiebeln und Thymian, welches gehackt und mit einem Stücke Butter versehen wird, womit die Schollen ge-



Feuer um, und wenn sie etwas dicklich geworden, thue man so viel Coulis von Krebsen dazu, bis die Sauce dieselbe Farbe erhält. Hierauf nehme man die Schollen aus ihrer kurzen Brühe, und lasse sie ablaufen, gehörig in eine Schüssel gelegt, die Sauce, nachdem man sie gekostet, und sie einen kräftigen Geschmack hat, darüber gegossen, und warm angerichtet.

Schollen mit einer Sardellensauce und Kapern. Wenn die Schollen in der vorher beschriebenen kurzen Brühe gekocht worden, bereite man folgende Sauce: Man thue frische Butter, ein Paar Sardellen, Kapern, und zwei kleine ganze Zwiebeln in eine Kasserolle, würze sie mit Salz, Pfeffer, Muskatennuß, thue etwas Mehl, Weinessig und Wasser dazu, rühre die Sauce um, nehme darauf die Schollen aus der kurzen Brühe, laße sie wohl abdampfen, lege sie gehörig in eine Schüssel, koste die Sauce, ob sie einen guten Geschmack hat, gieße sie darüber, und richte sie warm an.

Schollen zu backen. Die Fische werden oben an der Seite des Kopfs ausgenommen, abgeschuppt, gewaschen und wieder abgetrocknet, im Mehl umgewendet, der Rücken aufgespalten und in Butter gebacken. Wenn solches geschehen, und sie sich wohl gefärbt haben, so nimmt man sie heraus, läßt sie abtropfen, legt eine Serviette über die Schüssel, darin sie angerichtet werden sollen, legt die Schollen darauf und richte sie mit gehackter Petersilie an. Gewöhnlich ißt man sie mit gestoßenem Pfeffer, Salz und Citronensaft.

Pastete von Schollen oder Schollenpastete. Wenn die Schollen abgeschuppt worden, werden sie halb gar gebacken und Filets daraus geschnitten. Man bildet nun eine Pastete von mittelmäßiger Höhe, macht ein kleines Füllsel von Aalfleisch, frischer Butter, Salz, Pfeffer, Champignons, Trüf-

fein und feinen Kräutern, belegt damit den Pasteteboden, legt die länglich geschnittenen Schollenstücke ordentlich darauf, würzt sie mit Pfeffer, Salz, guten Kräutern und Gewürzen, bedeckt sie mit frischer Butter, schließt die Pastete mit einem Deckel von eben dem Teige, bestreicht sie mit dem Gelben von Eyern, setzt sie in den Ofen, und macht ein Ragout von Trüffeln darauf. Wenn die Pastete gar ist, kann man sie öffnen, wohl abseyen, das Trüffelragout hineinthun, sie zu einem Gerichte warm anrichten, und auf den Tisch geben.

Schollentorte. Nachdem die Gräten aus den Schollen genommen und die Köpfe abgeschnitten worden, muß man sie in Butter braten, auch das Fleisch von der Torte mit Morcheln, Champignons und Trüffeln in der Butter backen; sie mit Salz, Pfeffer, kleinen Zwiebeln und gehackten guten Kräutern würzen, dann zudecken, im Anrichten Citronensaft hineinthun, und um den Rand der Schüssel die Gräten und Köpfe legen.

Schollen zu mariniren. Sie werden gehörig geputzt, abgewaschen, ausgenommen und der Rücken hier und da eingeschnitten, damit die Marinade eindringe. Die Marinade besteht aus Weineſſig, Salz, Pfeffer, kleinen Zwiebeln, Lorbeerblättern und Citronenscheiben. Man taucht die Fische in zerlassene Butter, bestreut sie mit Salz und fein geriebenen Semmelkrumen, setzt sie in einer Tortenpfanne in den Ofen, und wenn man vermuthet, daß sie gar sind, und sich wohl gefärbt haben, werden sie angerichtet, und mit kleinen Pasteten oder geröſteten Semmelrinden und Peterſilie, oder mit Riſſolles, oder auch mit Spießchen, welche mit Aalfleisch gefüllt worden, belegt.

Schollen, als Salat zuzubereiten. Die Schollen werden in einer kurzen Brühe gekocht,

wenn sie kalt geworden, werden sie in kleine Stücke geschnitten, der Teller mit denselben belegt, wie mit einem kleinen Salat, und dann solche mit Salz, Pfeffer und Weinessig gewürzt, Provenzeröl darauf gegossen, und als ein Beigericht angerichtet.

Kleine Schollen oder Platteißen, mit einer kurzen Brühe. Man nimmt eine Stunde vorher, ehe man diese Fische kochen will, so viel Salz, als zu der Größe der Fische nöthig ist, löset solches in Wasser auf, läßt es darauf stille stehen, und gießt es hernach langsam durch ein leinenes Tuch, damit das Grobe zurückbleibe; legt dann den Fisch in eine Kasserolle, die sich zu seiner Größe schickt, gießt das Salzwasser und so viel anderes Wasser dazu, daß solches über den Fisch gehe, thut einige Gewürznelken, Lorbeerblätter, große Zwiebeln und weißen Pfeffer dazu, kocht den Fisch gar, nimmt ihn ab, setzt denselben auf nasse Asche, gießt ein Maaß oder Quart Milch daran, und richtet ihn nachher auf einer weißen Serviette auf einer Schüssel trocken an, und belegt ihn mit grüner Petersilie. Hierbei ist zu bemerken, daß diese Fische nicht lange gekocht werden dürfen. Einige wickeln den Fisch in eine Serviette, und kochen ihn darin; dieses kommt jedoch auf eines jeden Belieben an.

Zubereitung der kleinen Schollen oder Platteißen auf eine andere Art. Wenn man kein Essen mit einer weißen Brühe hat, so kann man die Platteißen ganz lassen, und mit einer weißen dicklichen Brühe mit Rahm, Salz und weißen Pfeffer gewürzt anrichten. Oder man schneidet die kleinen Schollen in Stücke und richtet sie mit Sardellensauce an, oder sie werden in kurzer Brühe gekocht und kalt auf einer Serviette angerichtet, oder auch zu grünen Erbsen gegeben, wie auch schon oben, S. 609 angeführt worden. Es kann auch eine

Pastete davon bereitet werden. Sonst dürfen sie nicht zu lange kochen.

Schollen, Pleuronectes; Fr. Pleuronectes, im Wasserreiche die einzigen bekannten Thiere, deren Körper nicht symmetrisch ist. Er ist von den Seiten völlig platt zusammengedrückt. Die Flossen, die Seitenlinien und das Maul liegen wie gewöhnlich, aber die beiden Augen liegen [illegible] Seite. Dasjenige, welches über dem andern [illegible] ist kleiner; dasselbe ist auch der Fall mit den [illegible]löchern. Die Seite des Körpers, an welcher [illegible]ugen liegen, ist von dunkler Farbe, die andere S[illegible]te ist weiß; der Kiemendeckel dieser Seite ist [illegible]m Theil geschlossen. Diese Fische haben eine längs dem Rücken laufende Flosse, und eine andere, welche fast der ganzen Länge des Bauches nach läuft, weil der After sehr weit vorwärts liegt. Ihre Rippen sind sehr klein. Sie haben keine Schwimmblase und bleiben im Schlamme; sie schwimmen in schräger Richtung, die Augenseite nach oben gewandt. Ihr Magen besteht nur in einer leichten Auftreibung des Darmkanals, welcher entweder ganz ohne Blinddärme ist, oder deren nur zwei bis drei kleine hat. Die Leber ist klein und ohne Einschnitte. Die Bauchhöhle verlängert sich zu beiden Seiten der unteren Dornfortsätze der Schwanzwirbel. Die Zeugungstheile und selbst ein Theil der Därme liegen in diesen beiden Verlängerungen. In einigen Gattungen, z. B. den Zungen, vereinigen sich die erwähnten beiden Flossen mit der Schwanzflosse; in andern Gattungen ist die Rücken- und Sterzflosse von der des Schwanzes abgesondert, wie z. B. bei den Butten, Schollen ꝛc. Eine genaue Beschreibung von den Schollen liefert der Doctor Walbaum in Lübeck in dem Hannöverschen Magazin vom Jahre 1781, S. 1003 u. f., wovon ich hier einen Auszug geben will; denn da dieser Fisch,

nach der Beschreibung des genannten Schriftstellers, eben so gut eine Butte, als eine Scholle seyn kann, so führe ich ihn hier auf.

Bei den Hamburgern führt dieser Fisch den Namen Schulle, bei den Lübeckern Goldbütt, bei den Holländern Scholle, bei den Engländern Plaise, bei den Franzosen le Quarlet, bei den Schweden Skalla oder Rodsputta, bei den Dänen Skuller, bei den Normännern Hellebult. Der Kopf ist mittelmäßig, über die Hälfte schmäler, als der Rumpf, wovon er auf die Hälfte eingeschlossen ist; er ist ferner sehr zusammengedrückt, eyförmig, vorn verengt, hervorstehend, mit einer kurzen, stumpfen und schiefen Schnauze; diese ist sehr kurz, breiter, als lang, zusammengedrückt, vorn stumpf und nach der linken Seite gewendet. Zwischen und vor den Augen ist der Kopf höckerig und wie der Rumpf gefärbt. — Die Mundspalte befindet sich überzwerg am Ende des Kopfes und geht an der linken Seite weiter nach hinten zu, so daß der linke Mundwinkel viel tiefer eingeschnitten ist, als der rechte. — Die Kiefer sind fast gleich, an der linken Seite und vorn gezähnt, und an der rechten meistens zahnlos, beweglich, etwas nach der linken Seite gewendet, bogigt, so daß der linke Arm des Bogens den rechten an der Länge weit übertrifft; um sie her liegen etwas dicke häutige Lippen, welche gegen die Mitte enger werden und an den Winkeln des Mundes abgetheilt sind. — Die Zähne in den Kinnbacken sind nur klein, gleich hoch, unten walzenförmig, am Ende kielförmig abgestutzt, und stumpf, stehen aufgerichtet in einer Reihe dicht aneinander, wie die Schneidezähne der Menschen, nehmen bei dem linken Mundwinkel und an der Mitte des Kiefers in der Länge nach und nach ab. Die meisten sitzen fest in dem linken Arme des Bogens. Auf dem rechten Arme des Oberkiefers,

itte befinden sich drei dergleichen Zähne, von den andern durch einen Zwischenraum nd nach innen gerichtet sind, und noch zwei liche an eben der Stelle des Unterkiefers. des Schlundes sind gleich groß, oben doppelte Reihen, an den obern Höckern in drei Felder, und an den untern in zwei Felder geordnet und ab e Zunge ist glatt, kegelförmig, seh freif, und liegt weit zurück in dem M nen. — Der Gaumen ist glatt, kiel , mit länglichten Runzeln begabt, un durch zwei unterbrochene Gruben vo abgesondert. — Vor dem Anfange des wahrt man vier rauhe, oval gezähnte Höcker, wov ie beiden obersten dreifach getheilt, schief auf den vorn Enden der Kiemen durch die Muskeln befestiget sind; die untern sind schmal, wie zwei Hörner in einem spitzigen Winkel zusammengewachsen, und liegen hinter dem untern Ende der letzten Kieme auf den Knochen des Schlundes. — Die Augen sind mittelmäßig groß, fast rund, vorn flach, haben einen ovalen schwarzen Stern, welcher mit einem weißgelben Regenbogen umgeben ist. Sie liegen frei auf der rechten Seite des Kopfs nahe bei einander, jedoch so, daß das obere ein wenig weiter von der Schnautze entfernt ist. — Die Augenhöhle desselben, ist eine ovale, flache, weit ausgebreitete Grube, welche vorn einen scharfen, hervorstehenden Rand hat. Das untere Auge liegt in keiner Höhle, sondern auf dem rechten Backenbeine unter der Höhle des obern Auges. Es wird von dem hervorstehenden rechten Seitenrande des Stirnbeins beschützt. — Die Nasenlöcher sind klein, von einander entfernt, wovon zwei auf jeder Seite der Schnautze hintereinander liegen; die vordersten umgiebt eine röhrichte Klappe, die beiden hintersten,

Retorte übrig gebliebene schwarze Masse wog 2 Unzen, 7 Drachmen und 18 Gran, welche, nachdem sie gehörig kalcinirt worden, 1 Unze, 2 Drachmen und 36 Gran Asche zurückgelassen, woraus durchs Auslaugen 6 Drachmen und 27 Gran fixes, bloß alkalisches Salz gezogen worden. Der Verlust der Theile hat in der Destillation 2 Unzen und 18 Gran, in der Kalcination aber 1 Unze, 4 Drachmen und 54 Gran betragen.

Das Schöllkraut innerlich genommen, soll die Verstopfung heben, den Urin und Schweiß erregen, die Cacherie und Wassersucht heilen, das Fieber und die gelbe Sucht vertreiben. Man verschrieb das Pulver von der getrockneten Wurzel zu einer halben bis ganzen Drachme, oder man goß auf eine Unze von der frischen Wurzel zwei Pfund Wein, oder kochte sie im Wasser und ließ es zu 6 Unzen trinken; von dem safranfarbigen Safte aber wurden 3 oder 4 Tropfen in einem Glase Wein oder in einer andern bequemen Feuchtigkeit verschrieben. Man hielt die Wurzel auch ehemals in bösartigen und pestilenzialischen Fiebern für ein vortreffliches schweißtreibendes Mittel, wenn sie mit Essig gekocht wird. Wenn man nach dem Tragus eine Handvoll von dieser Wurzel nimmt, solche reiniget, in einem halben Maaße Rosenessig kocht, hernach durchseiht, 1½ Drachme Theriak dem Dekocte zusetzt, und eine Schale davon zu trinken giebt, so soll es diejenigen, die an der Pest leiden, davon befreien; sie müssen aber dabei im Bette liegen und schwitzen. Mehrere ältere Aerzte, z. B. Emanuel König, Lobel, Rajus stimmen zwar für ihre Benutzung in der Heilkunde, jedoch nicht in zu großen Dosen. Nach des Ersten Versicherung sollen 2 Unzen von der Infusion dieser Wurzel schreckliche Zufälle erregen. Lobel will sie nur selten innerlich genommen wissen, und dieser Meinung ist auch Rajus. Das Schwal-

benkraut äußerlich gebraucht, reiniget die Wunden, besonders alte, auch die Geschwüre, man mag nun die zerstoßenen Blätter auflegen, oder das Pulver davon einstreuen, oder den Saft von solchen eintröpfeln. Der safranfarbige Saft soll die Warzen wegnehmen, wenn sie damit bestrichen werden. Auch bei den Augenkrankheiten soll das Schöllkraut sehr dienlich seyn. Einige preisen den aus dem abgerissenen Stängel herauslaufenden gelben Saft an, und tröpfeln ihn in die Augen, die Augengeschwüre damit zu reinigen und die Flecken zu vertreiben. Da er aber sehr scharf ist, so muß er mit einer jeden bequemen Feuchtigkeit verdünnt werden, oder man gebraucht das destillirte Wasser von demselben, welches milder ist. Nach dem Fabricius Hildanus soll der Extract von dem Schöllkraute nicht allein bei äußerlichen Flecken, sondern auch beim angehenden Staar sehr dienlich seyn, jedoch müsse man es wegen der Schärfe nicht größer als ein Stecknadelknopf auflegen. Ehemals hatte man in den Apotheken ein destillirtes Wasser von diesem Kraute, welches für ein vortreffliches Augenmittel gehalten wurde. — Leonhardi hat aus dem Schöllkraute vollkommenen Salpeter erhalten.

2) Großblüthiges Schöllkraut, großes Schöllkraut aus Virginien und Kanada, gelber, gehörnter Mohn, Hörnermohn; Chelidonium glaucium, pedunculis unifloris, foliis amplexicaulibus sinuatis, caule glabro. Linn. Spec. plant. Tom. I., p. 724. Chelidonium glabrum, pedunculis unifloris. Hort. ups. 137. Papaver corniculatum luteum. Bauh. pin. 171. Papaver corniculatum, flavo flore. Clus. hist. 2, p. 91. Die Pflanze ist gräulich, der Stängel glatt, unbehaart, die Wurzelblätter sind lang, breit, dick, fleischigt, rauh, gelappt,

ben und vor dem Anfange der Afterflosse steht nach vorn zu ein kurzer starker Stachel hervor. Die Glieder bestehen in sieben Flossen mit biegsamen Strahlen, deren weiche Spitzen etwas über die gemeinschaftliche Haut hervorragen. Eine derselben liegt längs dem Rücken, zwei zur Seite der Brust, zwei unter der Brust, eine unter dem Schwanze, und die letzte am Ende desselben. — Die Rückenflosse ist mondförmig lang ausgestreckt, abgesondert, deren gröste Breite sich zu der Länge verhält, wie 1 zu 6. Sie nimmt bei dem obersten Auge ihren Anfang, läuft über den Nacken und Rücken fort, und nimmt in der Breite nach und nach zu, bis kurz vor der Mitte des Schwanzes, alsdann wird sie wieder nach und nach schmaler und endiget sich bei dem Fortsatze des Schwanzes. Sie enthält über siebzig einfache, von einander entfernte zu- und abnehmende Strahlen, wovon die hintern sich gegen die vordern neigen. — Die Brustflossen sind klein, sitzen hinter den Kiemendeckeln, schief aufsteigend, fast in der Mitte, doch etwas näher nach dem Rande des Bauches. Die rechte ist schief abgestutzt, hat zwölf dicht aneinander sitzende Strahlen, nämlich drei einfache zunehmende und neun abnehmende, worunter sieben gespalten, und die beiden letzten einfach sind. Sie ist so lang, als der dritte Theil des Kopfes, und ihre Breite am Grundtheile verhält sich zu ihrer Länge, wie 2 zu 5. Die linke ist kürzer, spitz winklicht, und nur mit eilf einfachen zu- und abnehmenden Strahlen begabt, worunter die fünfte die längste ist. — Die Bauchflossen sind wenig kleiner, als die Brustflossen, spitzig, sitzen unter der Brust hinter der Kehle nahe bei einander, haben sechs einfache ab- und zunehmende Strahlen, worunter die dritte am längsten ist. Ihre Breite verhält sich zur Länge, wie sieben zu neunzehn. — Die Afterflosse ist

men, Deutschland ꝛc. auf dem Felde und in den Gärten.

4) **Violetter gehörnter Mohn, unechter Mohn**, Chelidonium hybridum, pedunculis unifloris, foliis pinnatifidis linearibus, caule laevi, filiquis trivalvibus. Linn. Spec. plant. Tom. I., p. 724, Papaver corniculatum violaceum. Bauh. pin. 172, Papaver corniculatum, violaceo flore. Clus. hist. 2, p. 92. Die Blätter dieser Pflanze sind noch kleiner, als die der vorhergehenden, auch viel zarter ausgeschnitten und grauer in der Farbe. Die Stängel derselben sind klein und zart, und ein wenig rauh. Die Blumen gleichen den vorigen, nur sind sie dunkler violett. Die rauhen Schoten enthalten schwärzliche Samenkörner. Die Wurzel ist dünn. Man trifft sie in dem südlichen Europa auf dem Felde wildwachsend an.

Die beiden letzteren Arten zieht man der Veränderung wegen in den Gärten. Von der ersten Art wird nur eine Abänderung, nämlich **das große Schöllkraut mit gefüllter Blume**, Chelidonium majus, flore pleno in den Gärten gezogen, wo sie schön gefüllte Blumen trägt. Sie wächst in schattigen Rabatten, wo sie zur Abwechselung der Schönheit vieles beiträgt; auch vermehrt sie sich in kurzer Zeit so sehr, daß man weiter keine Mühe mit ihr hat, als nur ihre Wurzeln zu theilen. Die aus Virginien und Kanada zu uns gebrachte Sorte, welche auch, wie schon oben erwähnt worden, in England, der Schweiz, Frankreich und Italien wachsend angetroffen wird, erträgt auch in Deutschland das Klima im Freien.

Das perennirende Schöllkraut kann durch Theilung der Wurzel fortgepflanzt werden, die einjährigen Arten erzieht man aus Samen, den man, gleich nach

auch benannt wird, als ein ganz anderer Fisch beschrieben; und sie hat im Lat. den Namen Pleuronectes Hippoglossus erhalten, soll sich an den Isländischen Küsten vorzüglich in großer Menge aufhalten, sehr groß und bis zu 150 Pfund schwer werden. Ihre Nahrung besteht in Krebsen und kleinen Fischen. Man fängt ihn mit starken Hammen; s. auch unten. Zu dieser Fischgattung gehören:

1) Die Schollen, Pleuronectes platessa, s. oben, S. 607.

2) Die Butten, Bütten, Meerbutten, Pleuronectes Rhombus Linn.; s. auch, Th. 87, S. 20. Diese Fischart ist in Ansehung ihrer äußerlichen Gestalt mit den eigentlichen Schollen nahe verwandt, nur daß jene dicker oder fleischiger, und auf der weißen Seite mit kleinen Flecken besetzt, dagegen längs dem Rücken etwas schärfer anzufühlen ist. Sie sind gleich den Schollen nicht von einerlei Art; denn man hat Dornbutten, Glattebutten und Winkelbutten.

Eine besondere Art der Schollen ist ferner die Steinbutte, Hillbutte oder Heilbutte, Pleuronectes maximus; Dänisch Hellefisk; Norwegisch Helleflynder oder Queite; Fr. le Flétan, Flettan ou Turbot; Engl. Holibut, Turbot, Turbut. Sie hat einen raurenförmigen, höckerigen Körper, und die Augen an der linken Seite. Oben und unten hat sie eine doppelte Reihe etwas gekrümmter und einwärts gebogener sehr harter Zähne; ferner hat dieser Fisch eine große steife Zunge, und über derselben vor dem Schlunde an dem Oberrachen zwei runde, aus vielen spitzigen Zähnchen bestehende und daher ganz rauhe Stellen; er hat ferner auf seinen Kiefern spitzige Stacheln, mit dreifachen Kieferdeckeln oder Ohren. Die Augenseite hat eine schöne schwarze Farbe. Die Größe dieses Fisches

raunroth; getrocknet aber ſchwarz. Die Blätter
ßen auf langen Stielen, ſind groß und auf beſon-
ere Art zuſammengeſetzt, ſo daß jedes Blättchen
ieder in einige Lappen getheilt wird, davon die un-
teren kleiner ſind, das oberſte aber das größeſte iſt.
Sie ſind ſämmtlich am Rande weitläuftig einge-
ſchnitten und haben eine hellgrüne Farbe. Zwiſchen
den Blättern k[illegible]ele hervor, worauf
die gelben, vierb[illegible] ſchirmförmig ſitzen.
Das Samenbehält[illegible]nde, dünne Schale,
1½ Zoll lang, zweifa[illegible] nur mit einer Kap-
ſel verſehen. In dieſe[illegible]nen, nachher braun-
röthlichen Schale befinde[illegible]chwarze, glänzende
rundliche, glatte und ½[illegible]eite Samen. Man
findet dieſe Pflanze in [illegible]ropa an altem Ge-
mäuer ꝛc. wildwachſend an; u[illegible]Deutſchland an allen
trocknen Hügeln, aufgeworfenen Graben und auf
alten verfallenenen Mauern. Sie wird, da ſie ſehr
gemein iſt, ſelten in den Gärten gezogen. Kraut
und Wurzel ſind officinell; jedoch findet man ſie in
neueren Arzneimittellehren noch ſelten angeführt. Sie
geben, ſo lange ſie friſch ſind, wenn ſie verletzt wor-
den, einen ſafrangelben ſcharfen Saft, der das blaue
Papier roth färbt, und haben einen widerlichen Geruch,
der ſich aber im trocknen Zuſtande verliert. Aeltere Che-
miker, die dieſe Pflanze unterſucht haben, erhielten
aus fünf Pfund Schwalbenkrautblättern und Strän-
geln, welche in einer Retorte deſtillirt wurden, 1 Pfd.
11 Unzen, 3 Drachmen und 18 Gran klare, faſt
nicht ſchmeckende und riechende, etwas ſcharfe, kaum
merklich ſaure Feuchtigkeit; 2 Pfd., 13 Unzen und
18 Gran klare, ſaure, und kaum merklich herbe
Feuchtigkeit; 1 Unze, 7 Drachmen und [illegible] Gran
braunröthliche, etwas ſalzige, urinöſe F[illegible]
1 Drachme feſtes flüchtiges urinöſes Salz, [illegible]
Drachmen und 36 Gran dickes Oel. Die [illegible]

Retorte übrig gebliebene schwarze Masse wog 2 Unzen, 7 Drachmen und 18 Gran, welche, nachdem sie gehörig kalcinirt worden, 1 Unze, 2 Drachmen und 36 Gran Asche zurückgelassen, woraus durchs Auslaugen 6 Drachmen und 27 Gran fixes, bloß alkalisches Salz gezogen worden. Der Verlust der Theile hat in der Destillation 2 Unzen und 18 Gran, in der Kalcination aber 1 Unze, 4 Drachmen und 54 Gran betragen.

Das Schöllkraut innerlich genommen, soll die Verstopfung heben, den Urin und Schweiß erregen, die Cacherie und Wassersucht heilen, das Fieber und die gelbe Sucht vertreiben. Man verschrieb das Pulver von der getrockneten Wurzel zu einer halben bis ganzen Drachme, oder man goß auf eine Unze von der frischen Wurzel zwei Pfund Wein, oder kochte sie im Wasser und ließ es zu 6 Unzen trinken; von dem safranfarbigen Safte aber wurden 3 oder 4 Tropfen in einem Glase Wein oder in einer andern bequemen Feuchtigkeit verschrieben. Man hielt die Wurzel auch ehemals in bösartigen und pestilenzialischen Fiebern für ein vortreffliches schweißtreibendes Mittel, wenn sie mit Essig gekocht wird. Wenn man nach dem Tragus eine Handvoll von dieser Wurzel nimmt, solche reiniget, in einem halben Maaße Rosenessig kocht, hernach durchseiht, 1½ Drachme Theriak dem Dekocte zusetzt, und eine Schale davon zu trinken giebt, so soll es diejenigen, die an der Pest leiden, davon befreien; sie müssen aber dabei im Bette liegen und schwitzen. Mehrere ältere Aerzte, z. B. Emanuel König, Lobel, Rajus stimmen zwar für ihre Benutzung in der Heilkunde, jedoch nicht in zu großen Dosen. Nach des Ersten Versicherung sollen 2 Unzen von der Infusion dieser Wurzel schreckliche Zufälle erregen. Lobel will sie nur selten innerlich genommen wissen, und dieser Meinung ist auch Rajus. Das Schwal-

benkraut äußerlich gebraucht, reiniget die Wunden, beſonders alte, auch die Geſchwüre, man mag nun die zerſtoßenen Blätter auflegen, oder das Pulver davon einſtreuen, oder den Saft von ſolchen eintröpfeln. Der ſafranfarbige Saft ſoll die Warzen wegnehmen, wenn ſie damit beſtrichen werden. Auch bei den Augenkrankheiten ſoll das Schöllkraut ſehr dienlich ſeyn. Einige preiſen den aus dem abgeriſſenen Stängel herauslaufenden gelben Saft an, und tropfeln ihn in die Augen, die Augengeſchwüre damit zu reinigen und die Flecken zu vertreiben. Da er aber ſehr ſcharf iſt, ſo muß er mit einer jeden bequemen Feuchtigkeit verdünnt werden, oder man gebraucht das deſtillirte Waſſer von demſelben, welches milder iſt. Nach dem Fabricius Hildanus ſoll der Extract von dem Schöllkraute nicht allein bei äußerlichen Flecken, ſondern auch beim angehenden Staar ſehr dienlich ſeyn, jedoch müſſe man es wegen der Schärfe nicht größer als ein Stecknadelknopf auflegen. Ehemals hatte man in den Apotheken ein deſtillirtes Waſſer von dieſem Kraute, welches für ein vortreffliches Augenmittel gehalten wurde. — Leonhardi hat aus dem Schöllkraute vollkommenen Salpeter erhalten.

2 Großblüthiges Schöllkraut, großes Schellkraut aus Virginien und Kanada, gelber, gehörnter Mohn, Hörnermohn; Chelidonium glaucium, pedunculis unifloris, foliis amplexicaulibus sinuatis, caule glabro. Linn. Spec. plant. Tom. I., p. 724. Chelidonium glabrum, pedunculis unifloris. Hort. ups. 137. Papaver corniculatum luteum. Bauh. pin. 171. Papaver corniculatum, flavo flore. Clus. hist. 2, p. 91. Die Pflanze iſt gräulich, der Stängel glatt, unbehaart, die Wurzel-Blätter ſind lang, breit, dick, fleiſchigt, rauh, gelappt,

am Rande ausgezackt oder eingekerbt, meergrün, und liegen auf der Erde. Der Blumenstiel ist unbehaart, theilt sich in viele Aeste und treibt Blätter, welche viel kleiner, als die Wurzelblätter, und nicht so tief gekerbt sind. Die Blumen wachsen auf den Gipfeln, haben die Größe derjenigen des zahmen Mohns, vier gelbe Blätter in Rosenform; so bald sie abgeblühet, erscheint eine lange, rauh anzufühlende Hülse, worin die Samenkörner, welche dem gemeinen Mohne ähnlich sind, liegen. Die Wurzel hat die Dicke eines Fingers, ist lang und schwärzlich. Auch diese Pflanze enthält einen gelben Saft, der einen üblen Geruch hat, und bitter schmeckt. Das Vaterland ist England, die Schweiz, Frankreich, Italien, Virginien, und Kanada, wo sie an sandigen an der See gelegenen Orten angetroffen wird.

3) Gehörntes Schöllkraut, Chelidonium corniculatum, pedunculis unifloris, foliis sessilibus pinnatifidis, caule hispido. Linn. Spec. plant. Tom. I., p. 724. Chelidonium hispidum, pedunculis unifloris, Hort. ups. 137. Glaucium hirsutum, flore phoeniceo, Tournef. inst. 254. Papaver corniculatum phoeniceum, hirsutum. Bauh. pin. 171. Papaver cornutum, phoeniceo flore. Clus. hist. 2, p. 91. Die Stängel dieser Pflanze sind viel schwächer und schlanker, als die an der vorhergehenden, und liegen auf dem Boden. Ihre Blüthen sind gleichfalls kleiner, anfangs roth, nachher blässer, und endlich ganz blaßroth oder gelblich roth. Wenn die Blumen abgefallen, so erscheinen lange schlanke Schoten, welche Samen enthalten, die viel dicker sind, als diejenigen des gemeinen Mohns, und runzlich. Die Wurzel ist lang, ziemlich dick, weiß und in Seitenwurzeln getheilt. Man findet diese Art in Ungarn, Böh-

sang etwas Melodisches hat, z. B. den der Nachtigallen, Grasmücken, Kanarienvögel ꝛc. Im gemeinen Leben auch zuweilen von dem Geschmacke und Geruche. Das schmeckt, das riecht schön. Von dem Gefühle braucht man es wohl nur in so fern, als es in weiterer Bedeutung von der ganzen heimlichen Empfindung gesagt wird. Schönes Wetter, welches uns in einem hohen Grade angenehm ist. Ein schöner Frühling, Herbst ꝛc., ein angenehmer, dessen Witterung auf unser Gefühl eine angenehme Wirkung hervorbringt. Unsere schönen Tage, die Jugend. — (3) In noch weiterem Verstande, was von der Seele und ihren Fähigkeiten unmittelbar mit einem vorzüglichen Wohlgefallen empfunden wird, da es denn wieder von den untern Fähigkeiten der Seele, in weiterem Umfange auch von den obern gebraucht wird. Ein schöner Gedanke. Eine schöne Antwort. Ein schönes Buch. Eine schöne That, welche in uns ein vorzügliches Vergnügen erweckt; daher der Ausdruck: sie müssen noch viel schöne Thaten thun, wenn sie das Gewebe von Unedlem vertilgen wollen. Eine schöne Seele haben. Schöne Gesänge künstlicher Saitenspieler entzücken das Ohr, Geßn. Hier bezieht sich schön nicht bloß auf die Musik. Welches Lob ist größer, blühende Wangen, oder eine schöne Seele, Dusch.

Auch unter schlauen Scherzen
Bleibt doch die Liebe schön. Weiße.

Nimmt man die vorige und die erste Hälfte dieser Bedeutung zusammen, so ist schön, was von den Sinnen und der Einbildungskraft mit Wohlgefallen empfunden wird, was sinnliches Vergnügen erweckt. In diesem Verstande sagt man die schöne Natur, dasjenige in der Natur zu bezeichnen, was einen ho-

schon wie junge Leute sind. Lauter Ausdrücke, welche man beim Gellert findet. Das ging schon noch an. Sie wird mit den Jahren schon anders werden. Die Zeit wird mich schon rechtfertigen. Sie können einander schon heirathen. Ich muß nun schon Wort halten. Und in der vertraulichen Sprechart. Das muß ich schon thun, das war ihm schon recht, das ging schon noch an. Schon gut!

II. Als ein Bindewort. 1. Als ein zugestehendes für zwar, welcher Gebrauch im Hochdeutschen fremd, und nur in Niedersachsen nach Adelung geläufig ist. Es ist schon war. — 2. Als ein bedingendes, welches einen Gegensatz begleitet, wo es im gemeinen Leben besonders Niederdeutschlands sehr üblich ist, für auch, gleich, besonders mit den Nebenwörtern wenn und ob. Wenn sich schon ein Heer wider mich leget, so ꝛc. Ps. 27, 3. Und ob ihr schon viel betet, höre ich euch doch nicht, Es. 1, 15. Er denkt es, oder es schon nicht sagt. Ingleichen mit Auslassung des wenn und ob, wie gleich. Muß ich schon kümmerlich leben, so ꝛc. — Für dennoch, gleich wohl, eine im Hochdeutschen unbekannte Bedeutung.

Schön, Bei- und Nebenwort. 1. Im eigentlichen Verstande glänzend, hell, und in weiterer Bedeutung rein, sauber. Diese Bedeutung ist im Hochdeutschen veraltet; es sind nach Adelung jedoch noch Spuren genug vorhanden, daß sie ehemals gangbar gewesen. Im Niedersächsischen und Holländischen ist schön noch jetzt sauber, rein, hell; ein schönes Hemd anlegen, ein reines; schön machen, putzen, reinigen. Lauterer Wein, abgezogener reiner Wein ohne Satz, heißt im Holländischen blank-

schön. Der schöne Glanz Gottes, Pſ. 50, 2. Nach Adelung der helle Glanz, ſo wie wir noch jetzt von ſchönem Wetter und von einem ſchönen Tage reden, worunter gleichfalls ein heiteres, helles Wetter verſtanden wird. Siehe auch die Artikel Schönbaum, Schönblind, Schöndruck, Schönfärber, in welchen Wörtern dieſe Bedeutung noch zum Grunde liegt. In einigen Altdeutſchen Bibeln des 15ten Jahrhunderts lieſet man Richt. 5, 10 für ſchöne Eſelinnen, ſcheinende Eſelinnen, woraus erhellt, daß man ſcheinend und ſchön ehedem als gleichbedeutend gebraucht habe. — 2. In weiterer und gewöhnlicherer Bedeutung nennt man alles dasjenige ſchön, was mit Bewunderung und Wohlgefallen empfunden wird, wo es dann wiederum in verſchiedenen Fällen gebraucht wird. (1) Was durch ſeine äußere Geſtalt Bewunderung und Vergnügen erweckt, wozu oft helle Farben, Glanz und Reinlichkeit im Aeußeren hinlänglich ſind, oft aber auch noch Uebereinſtimmung aller Theile zu einem vollkommenen Ganzen erfordert wird; im Gegenſatz des häßlich. Schöne Kleider, ſchönes Hausgeräth, ein ſchöner Edelſtein, ein ſchönes Gemälde, ein ſchönes Haus, ein ſchöner Garten, ein ſchöner Baum, eine ſchöne Blume, ſchöne Haare, ſchöne Farben. Ein ſchönes Pferd. Eine ſchöne Hand ſchreiben. Ein ſchönes Colorit im Gemälde; eine ſchöne Gegend; eine ſchöne Stadt. Schön laſſen, ſchön ausſehen, ſchön ſtehen. Schön, ſchön iſt die ganze Gegend in des Herbſtes feierlichem Schmucke, Geßn. O wie ſchön biſt du Natur, in deiner kleinſten Verzierung wie ſchön. Ebend. Wunderſchön, im gemeinen Leben, im hohen Grade ſchön. Beſonders von der

Gesichtsbildung, Gestalt des Leibes und dessen Theile. Ein schönes Gesicht. Eine schöne Gestalt. Eine schöne Person. Ein schöner Körper. Bildschön, so schön wie ein gemahltes Bild. Schön von Gesicht, von Gestalt. Schöne Augen, schöne Zähne, schöne Hände haben. Das schöne Geschlecht, das weibliche, weil die Schönheit demselben vorzüglich eigen ist. Wo die schöne Welt beim Spieltische sich sammelt, von mehreren Personen des zweiten Geschlechts nach Adelung, auch wohl von der Jugend beider Geschlechter aus den höheren Ständen. Die Schöne, eine schmeichelhafte Benennung einer Person weiblichen Geschlechtes. Aus dem Obigen erhellt, daß man in dem gewöhnlichen Sprachgebrauche alles schön nennt, was mit Bewunderung und Wohlgefallen durch das Gesicht empfunden wird. Die Schönheit kann nur empfunden werden, und daher nur Empfindung ist und aus dem inneren Gefühle des Anschauens hervorgeht, so rührt daher auch die große Verschiedenheit in dem Urtheile über dasjenige, was schön ist. In Afrika ist eine stumpfe Nase schön, in Europa nicht. Rothes Haar war bei vielen alten Völkern eine Schönheit, bei uns findet man es häßlich. Lichtwehr führt dieses Wort in seinen Fabeln an: Schön ist, was da gilt, wo wir wohnen. Von dem Begriff des Schönen in den Wissenschaften, s. weiter unten. — (2) In weiterer Bedeutung ist schön, was auch durch die übrigen Sinne, wenigstens durch einige derselben, mit einem hohen Grade des Wohlgefallens empfunden wird. Vornehmlich in Ansehung des Gehöre. Eine schöne Musik. Eine schöne Melodie. Eine schöne Stimme. Eine schöne Arie. Schön singen, spielen. Der Vogel schlägt schön, sagt man von allen Gesangvögeln, deren Ge-

betrachtet. So stellt die Kunst des Schönen z. B. nie einen todten Menschen dar, insofern er todt ist und verweset, sondern in sofern er nur in einem schlummerähnlichen Zustande liegt, und sich in seinem Gesichte noch das vorige Leben und sein Geist ausdrückt, ja selbst die Alten sollen sogar in Statüen oder Bildsäulen wohl einen Sterbenden, aber nie einen schon völlig entseelten Leichnam abgebildet und dargestellt haben. Es ist daher wohl unbezweifelt wahr, daß die Kunst nur das Leben, und zwar das geistige, schöne Leben vor Augen hat. In sofern sie aber mehr oder weniger, bald nach innen, bald nach außen wirkt, muß sie bald mehr körperlicher, bald mehr geistiger Art werden, und sich nach denselben Grundelementen in Körper und Geist, in Plastik und Musik theilen, zwischen welchen die Poesie die Mitte hält. Es ist daher ein Bedingniß der Kunst überhaupt, daß man überall in derselben das Schöne zu wählen wisse. So ist es in der Malerei nicht genug, daß man die Natur so male, wie sie sich überall unsern Augen zeigt, sondern man muß in derselben das Schönste, was sie hat, zu wählen wissen; man muß sie von Allem, was schlecht und gemein ist, frei machen, und sie in ihren vollkommensten Werken studieren. Die meisten Maler aus der Niederländischen Schule nahmen die Natur, unter dem Vorwande, dieselbe nachzuahmen, ohne allen Unterschied, und oft selbst in demjenigen, was sie am Niedrigsten und Gemeinsten hat. Man muß das Schöne nicht mit dem Reize verwechseln, den eine Sache haben kann; denn dieser ist davon ganz verschieden. Das Schöne ist sehr selten, und wenigen bekannt, und daher ist es auch schwer zu wählen, und sich Begriffe davon zu machen, welche zum Muster dienen könnten. Man muß es daher nach den Gesetzen, den Basreliefs und andern alten

hen Grad dieses Wohlgefallens in uns hervorbringt. Daher die schönen Künste, s. unter Kunst, Th. 55, S. 95, die schönen Wissenschaften, s. unter Wissenschaft, in W., deren Absicht es ist zu gefallen und zu vergnügen. Ein schöner Geist, bei welchem sinnliche Empfindungen, Einbildungskraft und Geschmack vorzüglich wirksam sind.

3. Figürlich. (1) Schön mit einer Person thun, in der vertraulichen Sprechart, verliebt. Jemandem schöne Worte geben, freundliche, schmeichelhafte. Jemanden schön oder auf das Schönste grüßen, freundlich; so auch schön danken, zum schönsten bedanken. (2) Oft, jedoch nur im gemeinen Leben, braucht man es als eine Art einer Intension. Eine schöne Summe Geldes, eine beträchtliche. Ein schönes Alter, ein hohes. (3) Noch öfter ist es im gemeinen Leben für sehr gut, das ist, seiner Bestimmung sehr gemäß, üblich. Eine schöne Gelegenheit. (4) Ingleichen, doch höchstens nur in der vertraulichen Sprechart, wird es ironisch gebraucht, das Gegentheil zu bezeichnen. Er ist mir ein schöner Herr. Du bist ein schöner Vogel. Das wäre schön! Da würde ich schön ankommen. Das wird ihm schön bekommen seyn. ꝛc.

In der Kunst ist schön, Fr. Beau, dasjenige, was die Natur, in Rücksicht auf unsere Sinne, in den Gegenständen am vollkommensten hat. So sagt man von einem Gemälde, welches viele Vollkommenheiten der Kunst in sich faßt, es hat ein schönes Kolorit, eine schöne Haltung, eine schöne Anordnung ꝛc. Man hat den Begriff dessen, was schön ist, fest zu setzen gesucht, und es bald durch sinnliche Vollkommenheit, bald durch genaue Uebereinstimmung aller regelmäßigen

Theil erklärt; allein hierdurch ist der Begriff des Schönen nicht erschöpft, indem die Uebereinstimmung aller regelmäßigen Theile nur eine Art der Schönheit ausmacht. Hierbei kann man sich jedoch nicht aufhalten; denn wenn auch sinnliche Vollkommenheit ein eben so schwankender Ausdruck, als Schönheit selbst ist, so ist doch die Kunst des Schönen eine Darstellung des höchsten oder idealen Lebens. Jedes Leben fällt in den Begriff der Zeit, sagt St. Schütze *), und setzt daher Veränderungen voraus, es muß daher auch jedes Kunstwerk ein Mannigfaltiges enthalten, das sich nach innerer Uebereinstimmung, Zweckmäßigkeit genannt, zur schönen Einheit verbindet. Was daher die Kunst auch jemals zum Gegenstande ihrer Darstellung wählen mag, so wird sie immer in das Todte Leben und Geist, in das Lebendige Ruhe und Würde, in das Vielfache Einheit, in das Einfache Mannigfaltiges oder Vielfaches, und in das Ganze Uebereinstimmung bringen; das höchste Leben zu empfinden, ist dem Menschen nur in dem freiesten, glücklichsten Zustande, in der Vereinigung aller Seelenkräfte, in der Regsamkeit der Phantasie möglich; sie flieht alles Todte und Bedürftige, und unterscheidet daher das Schöne und Edle von dem Gemeinen sehr wohl, aber auch in dem Gemeinsten erblickt man gern das Edle, Schöne, Freie, Göttliche und Ewige. Tiefer dringt das Schöne in den Kreislauf der Dinge, überall Leben, Geist und Saft; auch das Verworfenste erscheint wieder thätig und belebend, selbst das Leblose, der Fels in seiner Urkraft steht vor ihr, als eine redende Gottheit da. Für den Gebrauch oder die Auffassung der äußeren Dinge würden Verstand

*) Zeitung für die elegante Welt, Jahrg. 1806, S. 718.

und Erinnerung schon hinreichen, wie wir an Menschen in beschränkten Verhältnissen wirklich wahrnehmen; die Phantasie begnügt sich aber mit diesen bloß sinnlichen Beziehungen nicht, sie geht über die Gränze der Erscheinungen hinaus, sucht in das Innere, in den Geist und das Wahre der Dinge einzudringen, das Vorhandene sowohl nach seiner innern Lebendigkeit zu ergreifen, als auch nach der Beziehung des Unermeßlichen nach seiner ganzen Bedeutsamkeit zu ergründen und zu verstehen; und wo die Kunst des Schönen von außen die Dinge durchforscht und, überall den schaffenden Geist ahnend, wieder schafft und gebiert, so wendet sie sich nach innen zu sich selbst, zur denkenden Seele zurück, und strebt auch hier das Leben, mit allen seinen Erscheinungen, (Empfindungen, Gedanken, Trieben und Leidenschaften) aufzufassen und darzustellen. So in Besitz der ganzen Natur bleibt sie endlich bei der Wirklichkeit, bei dem, was einst geworden ist, nicht stehen, sondern erhebt sich zu dem Denkbaren und Möglichen, erweitert die Verhältnisse der Kräfte zu einer größeren Wechselwirkung. Ueber das Leben über die Erde hinaus baut sie sich einen Himmel, wovon ihr die sichtbare Welt nur ein schwaches Abbild ist. Sie verläßt ihre eigene Brust, um in der Seele einer Gottheit zu wohnen, und mit ihr das Weltall zu überschauen. Indem die Phantasie zwischen der äußeren und inneren Welt, zwischen der Empfindung des eigenen Geistes und den Gestalten der Dinge schwankt, und beides auf einander bezieht, erkennt sie als zwei Grundelemente der Welt und ihrer eigenen Vorstellung das Daseyn eines Körpers, als das Todte, und das Daseyn eines Geistes, als das Lebendige, das sie aber im Sinn des Ganzen immer, als etwas Verbundenes, immer, als etwas Unzertrennliches, wie es auch ist,

betrachtet. So ſtellt die Kunſt des Schönen z. B. nie einen todten Menſchen dar, inſofern er todt iſt und verweſet, ſondern in ſofern er nur in einem ſchlummerähnlichen Zuſtande liegt, und ſich in ſeinem Geſichte noch das vorige Leben und ſein Geiſt ausdrückt, ja ſelbſt die Alten ſollen ſogar in Statüen oder Bildſäulen wohl einen Sterbenden, aber nie einen ſchon völlig entſeelten Leichnam abgebildet und dargeſtellt [illegible] iſt daher wohl unbezweifelt wahr, daß [illegible] nur das Leben, und zwar das geiſtige, ſchon[illegible]ben vor Augen hat. In ſofern ſie aber mehr o[illegible] weniger, bald nach innen, bald nach außen n[illegible]t, muß ſie bald mehr körperlicher, bald mehr ge[illegible]er Art werden, und ſich nach denſelben Grundel[illegible]nten in Körper und Geiſt, in Plaſtik und Muſik t[illegible]ilen, zwiſchen welchen die Poeſie die Mitte hält. Es iſt daher ein Bedingniß der Kunſt überhaupt, daß man überall in derſelben das Schöne zu wählen wiſſe. So iſt es in der Malerei nicht genug, daß man die Natur ſo male, wie ſie ſich überall unſern Augen zeigt, ſondern man muß in derſelben das Schönſte, was ſie hat, zu wählen wiſſen; man muß ſie von Allem, was ſchlecht und gemein iſt, frei machen, und ſie in ihren vollkommenſten Werken ſtudieren. Die meiſten Maler aus der Niederländiſchen Schule nahmen die Natur, unter dem Vorwande, dieſelbe nachzuahmen, ohne allen Unterſchied, und oft ſelbſt in demjenigen, was ſie am Niedrigſten und Gemeinſten hat. Man muß das Schöne nicht mit [illegible]em Reize verwechſeln, den eine Sache haben kann; denn dieſer iſt davon ganz verſchieden. Das Schöne iſt ſehr ſelten, und wenigen bekannt, und daher iſt es auch ſchwer zu wählen, und ſich Begriffe davon zu machen, welche zum Muſter dienen könnten. Man muß es daher nach den Geſetzen, den Basreliefs und andern alten

Werken der Griechen und Römer studieren, weil die Alten aus den Vollkommenheiten der Natur ein besonderes Studium gemacht haben. Die im höchsten Grade schönen Gegenstände sollen, nach den Regeln der alten Maler, etwas große edle Umrisse haben, sie müssen entwickelt rein und ohne Veränderung seyn, sauber und unter einander verbunden, aus großen, aber wenigen Parthieen zusammengesetzt, und endlich durch lebhafte und jederzeit freundschaftliche Farben unterschieden seyn. Man sagt auch figürlich, daß die Werkzeuge schön sind, welche man zur Verfertigung des Werkes gebraucht hat, und dann fällt das Lob auf die Hand des Künstlers zurück; daher sagt man ein schöner Pinsel, ein schöner Meissel, ein schöner Grabstichel. Man nennt auch schön ein geschmeicheltes Portrait, welches dem Originale von der schönen Seite ähnlich ist, wenn in demselben nur sonst das Original zu erkennen ist. Ueber das Schöne, s. auch den Artik. Schönheit.

Daß das Beiwort schön auch häufig als ein Hauptwort gebraucht wird, wird man schon aus dem vorhergehenden Artikel, schön, in der Kunst, ersehen. Man sagt auch noch die Schöne, eine schöne Person weiblichen Geschlechtes, und in weiterer schmeichelhafter Bedeutung, eine jede weibliche Person. Das Schöne, dasjenige, das an einem Dinge schön ist, wofür man in manchen Fällen auch die Schönheit braucht, s. diesen Artikel. Sulzer sagt, die Natur, die Malerey, die Baukunst und die Musik geben uns das Schöne für die Sinne. Nach dem Frisch stammt es von schonen ab, Wachter will es aber von scheinen abgeleitet wissen, so daß dieses Wort zunächst glänzen bedeutet. Adelung sagt, wenn man lieber die Niedersächsische Bedeutung, in welcher es für rein,

ſauber gebraucht wird, als die erſte urſprüngliche annehmen, ſo würde man es von ſcheuen, dem veralteten Stammworte des heutigen intenſiven ſcheuern abſtammen laſſen, welches jedoch mit ſcheinen auch nahe verwandt iſt.

Schönadel, in einigen Gegenden ein Stamm derjenigen Weintrauben und ihrer Stöcke, welche am häufigſten Gutadel genannt werden; hier ſteht alſo ſchön, für

Schönbaum, Scho[illegible] Pinus Larix, in einigen Gegenden ein Name des Lerchenbaums, vermuthlich wegen ſeines gu[illegible]en Wuchſes und ſeiner röthlichen Rinde; daher er auch Brechtanne, von brechen, glänzen, und [illegible]hbaum genannt wird; ſ. Lärchenbaum, Th. [illegible] S. 2.

Schönblatt, Calophyllum, eine Pflanzengattung, welche in die erſte Ordnung der dreizehnten Klaſſe (Polyandria Monogynia) des Linnéiſchen Pflanzenſyſtems gehört und in Indien angetroffen wird. Es iſt ein baumartiges Gewächs, von welchem es zwei Arten giebt, wenigſtens führt Linné nur zwei Arten davon an: Calophyllum Inophyllum, und Calophyllum Calaba. Die erſte Art wird auch Indianiſcher Baum genannt. Da beide Arten nur in botaniſchen Gärten gezogen werden, und ſonſt keine Anwendung finden, ſo wird ihre nähere Beſchreibung hier übergangen.

Schönblind, Bei- und Nebenwort, welches im gemeinen Leben von den Pferden üblich iſt, wenn ſie den Mondſchein nicht vertragen können, beim Mondſchein blind ſind; mondblind. Adelung leitet dieſe Bedeutung des Wortes von ſchön, in ſo fern es ehemals Schein, Glanz bedeutet hat.

Schöndruck, beim Buchdrucker, die erſte bedruckte Seite eines noch weißen Bogens, im Gegenſatz des Widerdruckes. Der Schöndruck iſt die in-

nere Seite des Bogens, der Widerdruck die äußere. Die Form, die den Schöndruck enthält, wird die Schöndrucksform genannt.

Schöne, die, eine schöne weibliche Person; s. oben, unter Schön.

Die Schöne, das Abstractum von schön, der Zustand, die Eigenschaft eines Dinges, da es schön ist; die Schönheit, s. diesen Artikel. Bei dem Ottfried, Scone und Sconi. Ir Schoene lengert mir den tod, Markg. Heinrich von Meissen, und bei allen Schwäbischen Dichtern sehr häufig.

Sy sey auch bekleyd,
Mit Schön und Schicklicheyt, Theuerd. Kap. 25.

Seine Schöne wird verzehrt wie von Motten, Ps. 39, 12. Der König wird Lust an deiner Schöne haben, Ps. 45, 12. Laß dich ihre Schöne nicht gelüsten, Sprichw. 6, 25, und so in andern Stellen mehr. Im Hochdeutschen ist es veraltet, seitdem Schönheit üblicher geworden. Zu Ende des verwichnen Jahrhunderts haben es einige Dichter wieder einzuführen gesucht, jedoch ohne Erfolg, oder wenigstens ohne Nachahmer zu finden.

Schöne von Rocmont, eine Benennung der großen gemeinen Marmorkirsche, Fr. Gros bigarreau commun ou belle de Rocmont; s. unter Kirsche, Th. 39, S. 61. — Die Schöne von Vitry, oder spätreife Wunderschöne, Fr. la Belle de Vitry ou l'Admirabel tardive, eine Pfirsiche, s. Th. 111, S. 246.

Der Schöne, eine Art Papageyenfische, wegen seiner schönen Farbe.

Schöne Künste, s. unter Kunst, Th. 55, S. 95.

Schönen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort, machen, ein weiteres Beiwort, mehrere, beschönen, noch mehr aber in dem Zusammensetzen schönerem üblich ist.

Das Schönen bei den Weinhändlern ist eine Art des Weinklärens oder Reinens, der Mittel, um ihn aufzuhellen. Die beste Art Schönen ist, wenn man Hausenblase dem Weine anrührt, in Schaum schüttelt, das schäumende Gemenge unter langem, anhaltendem Umrühren des Weines nach und nach eingießt. Vorher wird die Hausenblase lange gekocht und umgerührt, und warm und schäumend eingegossen. Nach dem Schönen wird der Wein bald auf ein anderes Faß gebracht, wo er sich vollig wieder aufhellt. Das Schönen drückt daher ein Verschönern oder Aufhellen, ohne alle Wolken, und eine durchgängige, klare Durchsichtigkeit aus. Zu solcher Zeit sorgt man auch für den Saum des Weins, indem man das Faß daselbst durch ein dichtes, feines, dickes, wollenes oder seidenes Tuch, oder eins von Baumwolle durchgießt, damit der flüchtige Geist verrauche bei warmer Luft. Das Schönen wird auch durch das öftere Schwefeln durch den Schlauch befördert, da man die Hefen wegschafft. Man kann den Wein auch auf folgende Art schönen. Man schlägt Hausenblase mit einem Beile mürbe, erweicht sie eine Nacht im Wasser, gießt das Wasser ab und dagegen einen Finger hoch Wein darüber, läßt es zwei Tage und zwei Nächte stehen, oder so lange, bis aus der Hausenblase eine Gallerte geworden ist, preßt sie dann durch Leinwand, damit alles klar werde, nimmt davon einen Löffel voll auf sechs Imi, verdünnt es mit anderem Wein, gießt es ins Faß, rührt die Weinmasse wohl um, und läßt sie Tag und Nacht in Ruhe.

Nach dieser Zeit wird der Wein in ein gutes Faß abgezogen, welches einen guten Schwefeleinschlag bekommen. Die Formel des Mannhartschen Schönens ist: Man gebe dem Moste vor der Weingährung oder einem trüben Weine, die beschriebene Hausenblase; man rühre ihn darauf gut um, und schütte auf jeden Würtemberger Eymer ein Pulvermengsel von einem Lothe Weinsteinkrystallen und einem halben Lothe Weinsteinsalz, welches man nochmals in den Wein einrührt; s. auch den Art. Wein.

Schonen, ein regelmäßiges thätiges Zeitwort. 1. Sich scheuen, etwas zu thun; eine veraltete Bedeutung. Sie schonen nicht vor meinem Angesichte zu speyen, Hiob 30, 10. Man braucht es nur noch zuweilen in engerer Bedeutung, sich scheuen etwas aus- oder wegzugeben. Die Unkosten, das Geld schonen. — 2. Am häufigsten ist schonen, durch Behutsamkeit vor Verletzung, Schaden, Verminderung oder Verschlimmerung, und in weiterer Bedeutung vor unangenehmen Empfindungen zu bewahren suchen, wo es im Hochdeutschen in der gewöhnlichen Schreib- und Sprechart mit der vierten Endung gebraucht wird. Den Acker schonen, ihn vor Verschlimmerung bewahren. Seine Kleider schonen, sie vor Verletzung oder Abnutzung bewahren. Keine Unkosten, kein Geld schonen. Die Soldaten schonen, ihnen Beschwerden zu ersparen suchen, ingleichen ihre Anzahl unverletzt zu erhalten suchen. Ich will ihn nicht weiter schonen, ihn nicht weiter mit Nachsicht behandeln. Sich schonen, sich vor Beschwerden, Ausgaben, unangenehmen Empfindungen ꝛc. zu bewahren suchen. Im Oberdeutschen und in der höheren Schreibart der Hochdeutschen auch mit der zweiten Endung. Du sollt ihrer

nicht schonen, 5 Mos. 7, 16. Ein frech Volk das nicht schonet der Jünglinge, Kap. 28, 50. Schone mein nach deiner Barmherzigkeit, Nehem. 13, 22. Herr, schone dein, Matth. 16, 22. Der Unkosten, der Zeit schonen. Schonet ihr Sturmwinde, schonet des herbstlichen Schmuckes, Geßn. Mit dem Infinitiv ist es im Hochdeutschen ungewöhnlich. Er schonte zu nehmen von seinen Schafen und Rindern, 2 Sam. 12, 4. So auch das Schonen und die Schonung. Kannst du vergessen, wie viel Schonung du ihm jetzt schuldig bist? Es war entweder Eigennutz oder Schonung, daß er nichts Entscheidendes sagen wollte. Nach Adelung kommt es bei unsern alten Oberdeutschen Schriftstellern sehr wenig vor, als in den verwandten Sprachen. Es stammt entweder von dem veralteten schon, ganz, welches noch bei dem Kaisersberg vorkommt, her, so daß es eigentlich ganz, unverletzt, erhalten bedeuten und mit dem Lateinischen sanus eines Geschlechtes seyn würde, oder auch, und zwar noch wahrscheinlicher von scheuen, von welchem es als ein Intensivum, vermittelst des Suffixo von gebildet worden, sich scheuen, schonen, sich scheuen, entsehen.

Schoner, in der Schifffahrt, in England eine übliche Art platter Chaluppen, welche zum Anbinden an größere Schiffe sehr bequem sind; s. unter Schiff, Th. 142.

Schönfahrsegel, in der Schifffahrt, das große Segel an dem Mittelmaste. Nach Adelung soll dieses Wort nicht von schön und fahren zusammengesetzt worden seyn, sondern aus einem andern Niederdeutschen Worte.

Schönfärber, s. unter Färber, Th. 12.

Schönfeiler, beim Weingärtner, eine Art Weintrauben und Weinreben, deren Trauben grünlicher und kürzer sind, als diejenigen des Gutädels; s. unter Wein, in W.

Schönfleckchen, s. Schönpflaster.

Schönhaar, Callitrix, eine Art der Meerkatzen, s. unter Meerkatze, Th. 87.

Schönheit, Fr. Beauté, als ein Abstractum des Wortes schön, der Zustand, die Eigenschaft eines Dinges, da es schön ist, in allen Bedeutungen dieses Wortes, in der Allgemeinheit dieses Ausdruckes. Es ist daher die Eigenschaft, da ein durch die Sinne, besonders durch das Gesicht und Gehör, und durch die Einbildungskraft empfundener Körper einen hohen Grad des mit Bewunderung verknüpften Wohlgefallens in uns erweckt; also Vollkommenheit, sofern sie durch die Sinne und Einbildungskraft empfunden wird. Daher die Ausdrücke: Die Schönheit des Regenbogens, des Wetters, des Gesichts, einer Person oder eines Gemäldes, einer Gegend, der Seele, des Geistes ꝛc. — 2. Als ein Concretum (1) dasjenige, was an einem Dinge schön ist, ein schöner Theil eines Dinges. Das Grübchen in den Wangen wird für eine Schönheit gehalten. Wie begierig blieb dein Auge auf allen Schönheiten haften! Freuden, die die Schönheiten der Natur in endlosen Mannigfaltigkeiten uns anbiethen. Geßn. — (2) Eine schöne Person, besonders weiblichen Geschlechtes. Chloris ist eine wahre Schönheit.

In der bildenden Kunst ist die Schönheit, die richtige Uebereinstimmung oder Harmonie der einzelnen Theile zu einem Ganzen, welche Harmonie dermaßen unser Gefühl in Anspruch nimmt, daß es uns rühret und unsere Bewunderung erregt. Den

Begriff der Schönheit deutlich zu definiren, iſt eine ſchwere Aufgabe; denn es kann leichter, wie Cotta beim Cicero *) vom Gott meint, von der Schönheit geſagt werden, was ſie nicht iſt, als was ſie iſt, und es verhält ſich einigermaßen mit der Schönheit und ihrem Gegentheile, wie mit Geſundheit und Krankheit: dieſe fühlen wir, und jene nicht. Die Schönheit iſt eins von den großen Geheimniſſen der Natur, ſagt Winkelmann, deren Wirkung wir ſehen und alle empfinden, von deren Weſen aber ein allgemeiner deutlicher Begriff unter die unerfundenen Wahrheiten gehört. Wäre dieſer Begriff geometriſch deutlich, ſo würde das Urtheil der Menſchen über das Schöne nicht verſchieden ſeyn, und es würde die Ueberzeugung von der wahren Schönheit leicht werden; noch weniger würde es Menſchen entweder von ſo unglücklicher Empfindung, oder von ſo widerſprechendem Dünkel geben können, daß ſie ſich auf der einen Seite eine falſche Schönheit bilden, auf der andern dagegen keinen richtigen Begriff von derſelben annehmen und mit dem Ennius ſagen würden: Sol mihi neutiquam cor consentit cum oculorum adspectu **). Dieſe Letzteren ſind ſchwerer zu überzeugen, als jene zu belehren. — Die Schönheit iſt der höchſte Endzweck und der Mittelpunkt der Kunſt; allein es fehlt uns die Regel und der Canon des Schönen, nach welchem, wie Euripides ſagt, das Gartige beurtheilt wird, und dieſes iſt auch die Urſache, warum wir über das, was wahrhaft ſchön iſt, verſchieden ſind. Dieſe Verſchiedenheit der Meinung zeigt ſich noch mehr in dem Urtheile über abgebildete Schön-

*) De nat. deor. L. 1. c. 21.
**) Ap. Cic. Lucull. c. 17.

heiten in der Kunst, als selbst in der Natur; denn weil jene weniger, als diese reizen, so werden auch jene, wenn sie nach den Begriffen hoher Schönheit gebildet und mehr ernsthaft, als leichtfertig sind, dem unerleuchteten Sinne weniger gefallen, als eine gemeine hübsche Bildung in der wirklichen Welt, die reden und handeln kann; denn jene ist ein Ideal des Künstlers, wenn gleich ihm die wirkliche Welt Originale dazu geliefert. Die Ursache liegt in unsern Lüsten, welche bei den mehrsten Menschen durch den ersten Blick erregt werden; die Sinnlichkeit ist dann schon bestochen oder vielmehr gewonnen, wenn der Verstand suchen wollte, das Schöne zu genießen; es ist dann aber nicht die Schönheit, die uns einnimmt, sondern die Wollust. Dieser Erscheinung nach, werden jungen Leuten, bei welchen die Lüste in Gährung oder Wallung gerathen sind, mit schmachtenden und brünstigen Reizungen bezeichnete Gesichter, wenn sie auch nicht wirklich schön sind, Göttinnen erscheinen, und sie werden weniger gerührt werden bei dem Anblicke einer schönen Frau, die Zucht und Wohlstand in Geberden und Handlungen zeigt, wenn sie auch die Bildung und die Majestät der Juno hätte. Nach Winkelmann bilden sich die Begriffe der Schönheit bei den mehrsten Künstlern nur aus solchen unreifen ersten Eindrücken, welche selten durch höhere Schönheiten geschwächt oder vertilgt werden, besonders wenn sie, von den Schönheiten der Alten entfernt, ihren Schönheitssinn nicht verbessern können; denn es ist mit dem Zeichnen, wie mit dem Schreiben; wenige Knaben, welche schreiben lernen, werden mit Gründen von der Beschaffenheit der Züge und des Lichtes und Schattens an denselben, worin die Schönheit der Buchstaben besteht, angeführt, sondern man giebt ihnen die Vorschriften, ohne weiteren Unterricht nachzumachen, und die

nun ein Grund von den mancherlei Eindrücken auch bei denen, die sich mit Abbildung derselben beschäftigen, vorhanden seyn muß, so kann man die gedachte Muthmaßung nicht schlechterdings verwerfen. In andern hat die Natur das sanfte Gefühl der reinen Schönheit nicht zur Reife kommen lassen, und es ist ihnen entweder durch die Bemühung in der Kunst, ihr Wissen allenthalben anzuwenden, in Bildung jugendlicher Schönheiten worden, wie an Michael Angelo, oder es hat sich dieses Gefühl durch eine pöbelhafte Schmeichelei des groben Sinnes, um demselben alles begreiflicher vor Augen zu legen, mit der Zeit gänzlich verderbt, wie im Bernini geschehen ist. Jener hat sich mit Betrachtung der hohen Schönheit beschäftiget, wie man es aus seinen, theils gedruckten, theils ungedruckten Gedichten sieht, wo er in würdigen und erhabenen Ausdrücken über dieselbe denkt; dieser sucht Formen aus der niedrigsten Natur genommen, gleichsam durch das Uebertriebene zu veredlen.

Diejenigen von der zweiten Art, nämlich die Zweifler wider die Richtigkeit der Begriffe der Schönheit, gründen sich vornämlich auf die Begriffe des Schönen unter entlegenen Völkern, die nach ihrer verschiedenen Gesichtsbildung, auch verschieden von den unsrigen seyn müssen; denn so wie viele Völker die Farbe ihrer Schönen mit Ebenholz, welches glänzender, als anderes Holz, und als eine weiße Haut ist, vergleichen würden, da wir dieselbe mit Elfenbein vergleichen, eben so werden vielleicht, nach ihrem Ausspruche, bei jenen die Vergleichungen der Formen des Gesichtes mit Thieren gemacht werden, an welchen uns eben die Theile ungestaltet und häßlich erscheinen. Es ist freilich wahr, daß man auch in den Europäischen Bildungen ähnliche Formen mit der Bildung der Thiere finden kann, und Otto van

nicht im Streite seyn, und diese, wenn sie die Schönheit in den vollkommenen Bildern der Alten untersucht haben, finden in den weiblichen Schönheiten einer stolzen und klugen Nation, die gemeiniglich so sehr gepriesenen Vorzüge nicht, weil sie nicht von der weißen Haut geblendet worden. Die Schönheit wird durch den Sinn empfunden, aber durch den Verstand erkannt und begriffen, wodurch jener mehrentheils weniger empfindlich auf Alles, aber richtiger gemacht wird. In der allgemeinen Form sind aber beständig sowohl die mehresten und die gesittesten Völker in Europa, als in Asien und Afrika übereingekommen; daher sind die Begriffe derselben nicht für willkührlich angenommen zu halten; ob wir gleich nicht von allen einen Grund angeben können. — Das Geschmacksurtheil über das Schöne beruht zwar nicht wie das Erkenntnißurtheil auf bestimmten Begriffen; allein die Erkenntnißkräfte kommen doch bei ihm mit ins Spiel. Die Allgemeingültigkeit der Erkenntniß fordert nämlich ein allgemeingültiges, bei Jedermann sich findendes Verhältniß der zur Erkenntniß erforderlichen Seelenkräfte, Sinnlichkeit und Verstand; ist nun ein Gegenstand von der Art, daß er Sinnlichkeit und Verstand in eine zweckmäßige Thätigkeit versetzt, so daß sich beide untereinander wechselseitig beleben, so entspringt ein Gefühl der Lust, was wir Jedermann ansinnen, weil es auf einem, bei Jedermann vorauszusetzenden, Verhältniß der Erkenntnißkräfte beruht; da nun dieses Verhältniß nur im Subjecte gegeben ist und nicht objectiv dargestellt werden kann, so ist das Gefühl der Lust am Schönen zwar als allgemein mittheilbar zu betrachten, es kann aber dem andern nicht durch objective Gründe, wie die Wahrheit, aufgedrungen werden. Man nennt das Geschmacksurtheil rein, wenn es bloß das Wohlgefallen an Schön ausdrückt,

mit den Affen in ihrem Lande gemein haben, ist ein überflüssiges Gewächs und ein Schwulst, welchen die Hitze ihres Klimas verursacht, so wie uns die Lippen von Hitze oder von scharfen, salzigen Feuchtigkeiten, auch einigen Menschen im Zorn, aufschwellen. Die kleinen Augen der entlegenen nördlichen und östlichen Völker, sind in der Unvollkommenheit ihres Gewächses mit begriffen, welches kurz und klein ist. Solche Bildungen wirkt die Natur allgemeiner, je mehr sie sich ihren äußersten Enden nähert, und entweder mit der Hitze oder mit der Kälte streitet, wo sie dort übertriebene und zu frühzeitige, hier aber unreife Gewächse aller Art hervorbringt; denn eine Blume verwelket in unleidlicher Hitze, und in einem Gewölbe ohne Sonne bleibt sie ohne Farbe, ja die Pflanzen arten in einem verschlossenen feuchteren Orte aus; regelmäßiger bildet aber die Natur, je näher sie nach und nach wie zu ihrem Mittelpunkte geht, unter einem gemäßigten Himmel. Daher sind unsere und der Griechen Begriffe von der Schönheit, als welche von der regelmäßigsten Bildung genommen sind, richtiger, als diejenigen, die sich Völker bilden können, die von einem schönen Ebenmaaße in der Körperbildung weit entfernt sind; denn was nicht schön ist, kann auch, nach dem Euripides, nirgends schön seyn. In diesen Begriffen sind wir aber selbst verschieden und vielleicht verschiedener, als selbst im Geschmack und Geruch, wo es uns an deutlichen Begriffen fehlt, und es werden nicht leicht hundert Menschen über alle Theile der Schönheit eines Gesichtes einstimmig seyn, sie müßten denn vorher sämmtlich von den Schönheitsregeln unterrichtet und über dieselben nachgedacht haben; diejenigen aber, welche die Regeln der Schönheit zu ihrem Studium gewählt haben, können über das wahre Schöne, da es nur eins und nicht mancherlei ist,

bildung schön ist, und ein Reisender versichert, daß der tägliche Umgang mit Mohren das Widrige der Farbe benimmt, und was schön an ihnen ist offenbart; so wie die Farbe des Metalls und des schwarzen oder gräulichen Basalts der Schönheit alter Köpfe nicht nachtheilig ist. Ein schöner weiblicher Kopf in der letzten Art Stein würde in weißem Marmor nicht schöner erscheinen. Es offenbart sich daher bei uns eine Kenntniß des Schönen auch in einer ungewöhnlichen Einkleidung desselben, und in einer der Natur unangenehmen oder nicht zusagenden Farbe, die Schönheit ist daher verschieden von der Gefälligkeit oder von der Lieblichkeit; denn lieblich und angenehm ist eine Person zu nennen, die durch ihr Wesen, durch ihre Rede und ihren Verstand, auch durch ihre Jugend, Haut und Farbe reizen kann, ohne schön zu seyn. Es verhält sich mit dem verschiedenen Urtheile über eine schöne Person, wie mit der verschiedenen Neigung gegen weiße und braune Schönen; derjenige, welcher eine bräunliche Schönheit einer schönen weißen vorzieht, ist dieserhalb nicht zu tadeln, ja man könnte ihm beipflichten, wenn er nämlich weniger durch das Gesicht, als durch das Gefühl gereizt wird; denn eine bräunliche Schönheit kann vielleicht eine sanftere Haut, als eine weiße schöne Person zu haben scheinen, da eine weiße Haut mehr Lichtstrahlen, als eine bräunliche zurückschickt, und also enger, dichter, und folglich stärker, als diese seyn muß. Eine bräunliche Haut würde daher durchsichtiger zu achten seyn, weil diese Farbe, wenn sie natürlich ist, von dem Durchscheinen des Blutes verursacht wird, und aus eben diesem Grunde färbt sich eine bräunliche Haut in der Sonne eher, als eine weiße; daher ist auch die Haut der Mohren weit sanfter anzufühlen, als die unsrige. Bei den Griechen war die bräunliche Farbe schöner

gemischt hingegen, wenn mit diesem Wohlgefallen noch andere Gefühle von Lust und Unlust verbunden sind. Wenn man das Schöne mit dem Erhabenen vergleicht, so findet man, daß beide darin übereinkommen, daß die über sie gefällten Urtheile auf Allgemeingültigkeit Anspruch machen, ohne daß man dem Andern diese ihre Gültigkeit objektiv durch Begriffe darthun kann; daß aber beide sich auch in folgenden Stücken von einander unterscheiden. Bei dem Schönen befindet sich das Gemüth in ruhiger Betrachtung, da es hingegen beim Erhabnen in Bewegung ist; wir fühlen uns beim Schönen sanft angezogen, da wir beim Erhabenen wechselsweise bald angezogen, bald abgestoßen werden; bei dem Schönen, als solchem, findet bloß ein reines Gefühl von Lust statt, was aus der beförderten Thätigkeit der Erkenntnißkräfte entspringt, beim Erhabenen findet sich hingegen ein gemischtes Gefühl von Lust und Unlust, welches uns anzeigt, daß bei demselben Beförderung und Hemmung der Gemüthskräfte sich findet.

Die Farbe träget zur Schönheit bei; allein sie ist nicht die Schönheit selbst, sondern sie erhebt nur dieselbe und ihre Formen, sie macht sie uns anschaulicher, so wie der Geschmack des Weines lieblicher wird durch dessen Farbe in einem durchsichtigen Glase, als aus der kostbarsten goldenen Schale getrunken. Da nun die weiße Farbe diejenige ist, welche die mehrsten Lichtstrahlen zurückschickt, folglich sich empfindlich macht, so wird auch ein schöner Körper um so schöner seyn, je weißer er ist, ja er wird nackend dadurch größer, als er in der That ist, erscheinen, so wie wir auch gewahren, daß alle neu in Gyps geformte Figuren größer, als die Bildsäulen, von welchen jene genommen sind, sich vorstellen. Ein Mohr könnte schön heißen, wenn seine Gesichts-

Knaben eine Deutung auf ihre Tapferkeit, die von weißer Farbe aber wurden Kinder der Götter genannt.

Die Weisen, welche den Ursachen des allgemeinen Schönen nachgedacht haben, indem sie dasselbe in erschaffenen Dingen erforscht und bis zur Quelle des höchsten Schönen zu gelangen gesucht, haben dasselbe in der vollkommenen Uebereinstimmung des Geschöpfs mit dessen Absichten, und der That unter sich und mit dem Ganzen desselben gesetzt. Da dieses aber mit der Vollkommenheit gleichbedeutend ist, so bleibt unser Begriff von der allgemeinen Schönheit unbestimmt, und bildet sich in uns durch einzelne Kenntnisse, die, wenn sie richtig sind, gesammelt und verbunden, uns die höchste Idee menschlicher Schönheit geben, welche wir erhöhen, je mehr wir uns über die Materien erheben können. Da nun ferner diese Vollkommenheit durch den Schöpfer aller Wesen in dem ihnen zukommenden Grade gegeben worden, und ein jeder Begriff aus einer Ursache besteht, die außer demselben in etwas anderm gesucht werden muß, so kann die Ursache der Schönheit nicht außer ihr, da sie in allen erschaffenen Dingen ist, gefunden werden. Eben daher, und weil unsere Kenntnisse Vergleichungsbegriffe sind, die Schönheit aber mit nichts Höherem verglichen werden kann, rührt die Schwierigkeit einer allgemeinen und deutlichen Erklärung derselben her.

Die höchste Schönheit ist in Gott, und der Begriff der menschlichen Schönheit wird vollkommen, je gemäßer und übereinstimmender derselbe mit dem höchsten Wesen gebracht werden kann, welches uns den Begriff der Einheit und der Untheilbarkeit von der Materie unterscheidet. Dieser Begriff der Schönheit ist wie ein aus der Materie durchs Feuer gezogener Geist, welcher sich ein Geschöpf nach dem

Die Schönheit ist jedem Alter eigen, jedoch in verschiedenen Graden, wie an den Göttinnen der Jahreszeiten; sie gehört jedoch vornämlich der Jugend an, und daher ist der Kunst größtes Werk diese zu bilden. In derselben fanden die Künstler mehr als in dem männlichen Alter die Ursache der Schönheit in der Einheit, in der Mannigfaltigkeit und in der Uebereinstimmung, indem die Formen der schönen Jugend der Einheit der Fläche des Meeres gleichen, welches in einiger Entfernung eben und stille, als ein Spiegel erscheint, ob es gleich stets in Bewegung ist, und Wogen wälzt; denn so wie die Seele, als ein einfaches Wesen, viele verschiedene Begriffe auf einmal und in einem Augenblicke hervorbringt, eben so ist es auch mit dem schönen jugendlichen Umriß, welcher einfach erscheint, und unendliche verschiedene Abweichungen auf einmal hat. Da nun in der großen Einheit der jugendlichen Formen die Gränzen derselben unmerklich eine in die andere fließen, und von vielen der eigentliche Punkt der Höhe und die Linie, welche dieselbe umschreibt, nicht genau bestimmt werden kann, so ist aus diesem Grunde die Zeichnung eines jugendlichen Körpers, in welchem alles ist und seyn, und nicht erscheint und erscheinen soll, schwerer, als einer männlichen oder betagten Figur, weil in dieser die Natur ihre Bildung theils ausgeführt hat, theils anfängt, ihr Gebäude wiederum aufzulösen, und also in beiden Stufen dieses Alters die Verbindung der Theile deutlicher vor Augen liegt; in jener ist hingegen die Bildung zwischen dem Wachsthume und der Vollendung gleichsam unbestimmt gelassen. Dieser Fehler in stark muskulirten Körpern aus den Umrissen herauszugehen, oder die Andeutung der Muskeln und anderer Theile zu verstärken oder zu übertreiben ist auch nicht so bedeutend, als es die geringste Abweichung in ei-

Jedoch mit dieser Erinnerung, daß etwas Idealisch heißen kann, ohne schön zu seyn; denn die Gestalt der Aegyptischen Figuren, in welchen weder Muskeln, noch Nerven und Adern angedeutet sind, ist idealisch, bildet aber darum noch keine Schönheit, so wenig als die Bekleidung ihrer weiblichen Figuren, da solche nur gedacht werden muß, und also idealisch ist, schön genannt werden kann. Die Bildung der Schönheit hat angefangen mit dem einzelnen Schönen in Nachahmung einer schönen menschlichen Gestalt, auch in Vorstellung der Götter, und es wurden noch in der Blüthe der Kunst Göttinnen nach dem Ebenbilde schöner Weiber, sogar die ihre Gunst gemein und feil hatten, gemacht, und eine solche war Theodote, von welcher Xenophon redet. Denn die Alten dachten darüber ganz verschieden von uns, so daß Strabo sogar diejenigen, die sich dem Dienste der Venus auf dem Gebirge Eryx gewidmet hatten, heilige Leiber nennt; und der Anfang einer Ode des Pindarus zum Lobe des Xenophon aus Corinth, eines dreimal gekrönten olympischen Siegers, welcher für Mädchen zum öffentlichen Dienste der Venus geweihet war, hieß: „Ihr viel vergnügende Mädchens, und Dienerinnen der Ueberredung in dem reichen Corinth.“ Die Gymnasien und die Orte, wo sich die Jugend im Ringen und in andern Spielen nackend übte, und wohin man wanderte die schöne Jugend zu sehen, waren die Schulen, wo die Künstler die Schönheit des Gebäudes sahen, und durch die tägliche Gelegenheit das Schönste nackend zu sehen, wurde ihre Einbildung erhitzt und die Schönheit der Formen machte sich ihnen eigen und gegenwärtig. In Sparta übten sich sogar junge Mädchen entkleidet, oder fast ganz entblößt, im Ringen.

chen man wohlgebildete Knaben wählte. Diese zweideutigen Schönheiten, wie sich Winkelmann ausdrückt, in welchen die Männlichkeit, durch Benehmung der Samengefäße, sich der Weichlichkeit des weiblichen Geschlechts in zärtlichern Gliedern, und in einem fleischigern und rundlichern Gewächse nähert, wurden zuerst unter den Asiatischen Völkern hervorgebracht, um dadurch den schnellen Lauf der flüchtigen Jugend, nach dem Petronius, einzuhalten; ja unter den Griechen in klein Asien wurden dergleichen Knaben und Jünglinge, nach dem Strabo, dem Dienste der Cybele und der Diana zu Ephesus gewidmet. In männlichen Knaben suchte man auch unter den Römern die Bekleidung der Männlichkeit durch den Saft von Hiacynthenwurzeln, die in süßem Weine abgekocht wurden, zurückzuhalten, indem man damit das Kinn und andere Theile bestrich. Ja die Kunst ging noch weiter, und vereinigte die Schönheiten und Eigenschaften beiderlei Geschlechter in den Bildern der Hermaphroditen, die wenigstens, so wie wir dieselben von den alten Künstlern vorgestellt sehen, idealische Geschöpfe sind. Alle Figuren dieser Art haben eine jungfräuliche Brust, nebst den Zeugungsgliedern des männlichen oder unsern Geschlechtes, im übrigen aber eine weibliche Gestalt, so wie auch die Züge des Gesichts. Von Hermaphroditen befindet sich, außer den zwei liegenden Statüen in der Großherzoglichen Gallerie zu Florenz, und der noch berühmteren und schöneren Bildsäule in der Villa Borgheſe, eine kleine nicht weniger schöne stehende Figur in der Villa Albani, die den rechten Arm auf dem Haupte ruhen läßt.

Nach der Wahl und der harmonischen Vereinigung und Einverleibung vorzüglicher einzelner schönen Theile der Bildung verschiedener Menschen,

Man gewahrt nun aus dem oben Gesagten, daß die Schönheit in der Vollkommenheit aller Theile eines Körpers beruhet, und die Maler müssen daher aus verschiedenen Körpern die Theile wählen, welche sie für die schönsten halten, und aus denselben eine Figur mit so vieler Klugheit und Geschicklichkeit zusammensetzen, daß es scheint, als wenn sie nur eine einzige Schönheit zum Muster gehabt hätten, welche Regel sowohl den Bildhauer, als den Maler angeht. Da nun die Alten diese Regel genau beobachtet haben, so sind auch ihre Werke noch bis auf die gegenwärtige Zeit die besten Muster zur Nachahmung. — Ueber die körperliche Schönheit s. auch im Art. Leibes-Schönheit, Th. 72, S. 182 u. f.

In der Baukunst ist die Schönheit eines Gebäudes, wenn es nach gehöriger Symmetrie aufgeführt worden, das heißt, wenn Uebereinstimmung und wohl angebrachte Ordnung sich in allen Theilen des Gebäudes zeigt, so, daß sich Alles wohl mit einander verhalte, z. B. daß die Theile, die ihres gleichen nicht haben, oder nur in der Einheit vorhanden sind, in der Mitte stehen, die andern hingegen zu den Seiten in ihrer Größe, Figur, Zahl, Höhe, Breite ꝛc. mit einander übereinkommen, daß nicht ein Theil in Ansehung des andern, oder des ganzen Gebäudes zu groß oder zu klein, nicht zu reichlich oder zu schlecht verziert, daß die Stärke, Bequemlichkeit und Zierrath der Absicht des Gebäudes gemäß sei, nichts ohne Noth gegen den Wohlstand und gemeinen Gebrauch gemacht worden. Ueberhaupt muß in dem Ganzen eine solche Harmonie, eine solche Gleichheit der Theile seyn, daß kein Theil zum Schaden des Ganzen weder hervorstehe, noch durch Mangel und Unvollkommenheit die Aufmerksamkeit störe; kurz alle Schönheit, die man im Bau eines

den aus verschiedenen Knaben möchte. Die [illegible] Schönheit, wie sich Winkelmann ausdrückt, [illegible] die Mannichfaltigkeit, durch Zusammensetzung der Schönheiten, sich der Beschaffenheit des weiblichen Geschlechts in jüngerm Gliederbau, in einem feinern und zärtlichern Gewächse nähern, wurde zuerst unter den Griechischen Völkern hervorgebracht, und durch den schnellen Lauf der [illegible] nach dem Petronius, empfohlen. [illegible] der Griechen in dem Asien wurden dergleichen Knaben und Jünglinge, nach der Sitte, dem Dienste der Venus und der Diana zu Ephesus gehalten. In männlichen Knaben sahen sie die unter den Römern die Bekleidung der Toga erhielten, den Zeit von Hiacynthen-Knaben, die in jenem Meere abgekocht wurden, [illegible] Kinn und andere Theile [illegible]. Diese Kunst ging noch weiter und suchte [illegible] Schönheiten und Eigenschaften [illegible] in den Bildern der Hermaphroditen, die [illegible], so wie von dieselben von den [illegible] gebildet sehen, idealische Gestalten sind. Die Statuen dieser Art haben eine jungfräuliche Weichheit in den Formungsgliedern des männlichen, oder auch [illegible], im übrigen aber eine männliche Stärke, so wie auch die Züge des Gesichts. Von Hermaphroditen befindet sich, außer den zwey liegenden Statuen in der Großherzoglichen Galerie zu Florenz und der noch berühmteren und schönern Statue in der Villa Borghese, eine kaum nicht weniger schöne stehende Figur in der Villa Albani, die den rechten Arm auf dem Haupte ruhen läßt.

Nach der Wahl und der harmonischen Vereinigung und Einverleibung vorzüglicher einzelner schönen Theile der Bildung verschiedener Menschen,

ging die Betrachtung der Künstler zu Hervorbringung idealischer Schönheiten hinüber zu der Natur edler Thiere, so daß sie nicht allein die Formen der menschlichen Gesichtsbildung mit der Gestalt des Hauptes einiger Thiere in Vergleichung stellten, sondern sie unternahmen sogar ihre Bilder auch durch Thiere zu veredlen und zu erhöhen, wie man solche in den Köpfen des Jupiters und des Herkules wahrnimmt. Denn an der Bildung der Köpfe des Jupiters gewahre man die ganze Gestalt des Löwen, des Königs der Thiere, nicht allein in den großen und runden Augen, in der Völligkeit der anwachsenden und gleichsam geschwollenen Stirn und in der Nase, sondern auch in den Haaren, die gleich den Mähnen der Löwen, von dessen Haupte herabfallen, von der Stirne aber sich erheben und getheilt in einem Bogen sich wiederum heruntersenken, welches kein Haarschlag am Menschen, sondern gedachtem Thiere eigen ist. Am Herkules aber zeigt sich die Form eines gewaltigen Stiers in dem Verhältnisse des Kopfes zum Halse, in dem jener kleiner, und dieser stärker, als gewöhnlich in der menschlichen Proportion ist, und so wie sich der Kopf zum Halse des Stiers verhält, um in diesem Helden eine Stärke und Macht zu bilden, welche die menschlichen Kräfte übersteigt. — Dieser Auszug der schönsten Formen wurde gleichsam zusammengeschmolzen, und aus diesem Inbegriff erstand, wie durch eine neue geistige Zeugung, eine edlere Geburt, deren höchster Begriff eine immerwährende Jugend war, zu welchem nothwendig die Betrachtung des Schönen führen mußte. Die Jugend hat in beiderlei Geschlecht ihre verschiedenen Stufen und Alter, in deren Vorstellung die Kunst alle ihre Schönheiten zu zeigen gesucht hat. Dieselbe ist ein Ideal, theils von männlichen schönen Körpern, theils von der Natur schöner Verschnitte-

zur Nahrung unſers Körpers beſtimmten Theile nicht den mindeſten hat. An den Bildungen der Götter in reifem Alter iſt noch deutlicher, als an den jugendlichen Gottheiten offenbar, daß ſie allenthalben in männlichen Bildern ähnlich ſind, ſo daß die Köpfe derſelben vom Jupiter an bis auf den Vulkanus nicht weniger kenntlich ſind, als die Bildniſſe berühmter Perſonen des Alterthums. Nicht weniger, als durch die Heftigkeit des Blickes iſt Jupiter durch ſeine Stirn, durch den Bart und durch die Haare kenntlich. So wie nun die Alten Stufenweiſe von der männlichen Schönheit bis an die göttliche hinaufgeſtiegen waren, ſo hatte jene Staffel der Schönheit. In jenen Bildern näherten ſie ſich bis an die Gränzen der Weiblichkeit, ohne ſie zu überſchreiten, und den ſehr feinen Unterſchied zu vermiſchen. In allen dieſen Verwandlungen war die Schönheit ſtets die vornehmſte Abſicht des Künſtlers, und die Fabel nebſt den Umſtänden beſtimmte ſie, in Bildung auch der jungen Göttin bis zur Zweideutigkeit des Geſchlechts zu gehen, wie an der Figur des Achilles geſchehen kann, wo man nicht ohne Verwunderung ſeiner Geſtalt, und in weiblicher Kleidung unter den Töchtern des Lycomedes, da es ihm Ulyſſes unerkannt blieb, und auch erſt nach der Lüftung der Verkleidung auf einem erhabenen Werke in der Villa Borgheſe zu Frescati, ſo wie in andern ähnlichen Werken der Villa Pamfili. Die Beurtheilung der alten Künſtler, von der Schönheit der Göttinnen urtheilt, kann auch die neueren Künſtler die Natur des Geſchlechts zu ehren, und denſelben die vorzügliche Verſtärkung ähnlich machen ſollen, die ihm, als den Schönen der Menſchenkinder ankündigten. In den mehreſten Bildern aber, und vom Michael Angelo anzufangen, ſcheint man die Idee von den barbariſchen Arbeiten der mittleren Zeit genommen zu haben, und man kann nichts unedleres

von Gesichtsbildung, als solche Köpfe des Timanthes sehen. Wie weit edler Raphael gedacht hat, gewahrt man in einer kleinen Originalzeichnung desselben, die sich in dem Königlichen Farnesischen Museum zu Neapel befindet, und die die Verklärung des Heilands vorstellt, wo das Haupt desselben die Schönheit eines jungen Helden ohne Bart zeigt. Hannibal Carracci ist der Einzige, der ihm hierin gefolget ist. Sollte, sagt Winkelmann, eine solche Bildung des Heilands wegen der abgenommenen bärtigen Gestalt desselben, eine anstößige Neuerung scheinen können, so betrachte der Künstler den Heiland des Leonardo da Vinci, besonders einen sehr schönen Kopf von der Hand dieses Künstlers, welcher sich in dem Kabinette des Fürsten Wenzel von Lichtenstein zu Wien befindet. Denn in diesem Bilde ist, ungeachtet des Bartes, die höchste männliche Schönheit abgebildet, und man kann diesen Kopf als das vollkommenste Muster anpreisen. Will man nun die Staffel, die wir von den Göttern, bis zu den Helden herabgestiegen sind, von diesen bis zu jenen wiederum hinaufsteigen, auf eben die Art, wie aus Helden Götter entstanden sind, so geschieht dieses mehr durch Abnehmen, als durch Zusätzen, durch Stufenweise Absonderung desjenigen, was eckigt und von der Natur selbst stark angedeutet worden, bis daß die Form dergestalt verfeinert wird, daß nur allein der Geist in derselben gewirkt zu haben scheint. Eben so viele Stufen verschiedener Formen und Gewächse sind dagegen in den Figuren weiblicher Schönheit nicht, als deren Gewächs nur allein nach ihrem Alter verschieden ist; denn ob sich gleich nebst den Göttinnen, auch Heldinnen abgebildet finden, so sind dennoch sowohl an dem einen, als an dem andern die Glieder auf gleiche Art rundlich und völlig, und die Künstler würden durch eine stärkere Andeutung einiger

nus, deren schönste Bildsäule, ohne Arme, in dem Theater der alten Stadt Kapua entdeckt worden, und den linken Fuß auf einen Helm gesetzt hat. Sowohl diese, als jene Venus hat in den sanft geöffneten Augen das Schmachtende und Liebäugelnde. Dieser Blick ist jedoch von den geilen Zügen entfernt, durch welchen einige neuere Bildhauer ihre Venus haben kenntlich machen wollen; denn die Liebe ist von den alten Künstlern eben so, wie von ihren vernünftigen Weltweisen, als der Besitzer der Weisheit, wie sich Euripides ausdrückt, angesehen worden. Man findet übrigens die Venus nicht beständig unbekleidet, wie wir von der Venus des Praxiteles zu Gnidus wissen, Juno ist außer dem gipflichten Diadem an ihren großen Augen kenntlich, und an dem gebieterischen Munde, dessen Zug dieser Göttin so eigen ist. Pallas und Diana sind jederzeit ernsthaft und die erstere ist besonders ein Bild jungfräulicher Züchtigkeit, die alle weibliche Schwäche ausgezogen, ja die Liebe selbst besiegt zu haben scheint. Sie hat die Augen mäßiger gewölbt und weniger offen, als die Juno; ihr Haupt erhebt sich nicht stolz und ihr Blick ist gesenkt, wie in stiller Betrachtung. Diana hat mehr, als alle andere obere Göttinnen die Gestalt und das Wesen einer Jungfrau, und ist mit allen Reizungen ihres Geschlechtes begabt, ohne sich derselben bewußt zu seyn; allein ihr Blick ist nicht niedergeschlagen, wie das Auge der Pallas, sondern frei, munter und fröhlich, und auf den Gegenstand ihres Vergnügens die Jagd gerichtet, und so sind auch nach gewissen Graden die Bildung der übrigen Göttinnen. — Die Gratien waren in den ältesten Zeiten, wie die Venus, deren Nymphen und Gespielinnen jene sind, völlig bekleidet abgebildet, nachher hat man sie unbekleidet dargestellt. Die Horen, als Begleiterinnen der Gratien und Göttinnen der

Jahreszeiten und der Schönheiten werden tanzend vorgeſtellt, auch in langen Kleidern und in verſchiedenem Alter die Jahreszeiten anzudeuten. Was die Nymphen anbetrifft, ſo hatte eine jede obere Gottheit, ſowohl männlichen, als weiblichen Geſchlechts, ſeine eigenen Nymphen, zu welchen auch die Muſen, als Nymphen des Apollo gezählt werden; die bekannteſten ſind die Nymphen der Diana, oder die Oreaden, und die Nymphen der Bäume oder Hamadryaden, und dann die Nymphen des Meers oder die Nereiden, und nebſt denſelben die Sirenen. Von den Parcen, welche Catulus in betagtem Alter mit bebenden und zitternden Gliedern, mit runzlichtem Angeſicht und gebeugtem Rücken, und mit einem ſtrengen Blicke gebildet, findet man das Gegentheil auf mehr als einem alten Denkmale, nach dem Winkelmann, wo ſie als ſchöne Jungfrauen, mit oder ohne Flügel auf dem Haupte, dargeſtellt worden, und unterſcheiden ſich durch die ihnen beigelegten Zeichen, die eine ſchreibt jederzeit auf einem aufgerollten Zettel. So gar die Furien ſind als ſchöne Jungfrauen, mit oder ohne Schlangen an dem Haupte vorgeſtellt. Zu den Göttinnen geſellen ſich als idealiſche Bilder die Heldinnen oder Amazonen, die alle von ähnlicher Bildung, auch ſogar in den Haaren ſind, und im Geſichte nach einem und eben demſelben Modelle gearbeitet ſcheinen. Es zeigen dieſelbe eine ernſthafte und mit Betrübniß oder mit Schmerz vermiſchte Mine; denn ihre Bildſaulen ſind alle mit einer Wunde in der Bruſt gebildet. Bei den weiblichen idealiſchen Schönheiten, ſind noch die weiblichen Larven zu erwähnen, von welchen ſich Bildungen der höchſten Schönheit, auch auf mittelmäßig gearbeiteten Werken, finden, wie ein Aufzug des Bacchus in einem Saale des Palaſtes Albani.

Man gewahret nun aus dem oben Gesagten, daß die Schönheit in der Vollkommenheit aller Theile eines Körpers beruhet, und die Maler müssen daher aus verschiedenen Körpern die Theile wählen, welche sie für die schönsten halten, und aus denselben eine Figur mit so vieler Klugheit und Geschicklichkeit zusammensetzen, daß es scheint, als wenn sie nur eine einzige Schönheit zum Muster gehabt hätten, welche Regel sowohl den Bildhauer, als den Maler angeht. Da nun die Alten diese Regel genau beobachtet haben, so sind auch ihre Werke noch bis auf die gegenwärtige Zeit die besten Muster zur Nachahmung. — Ueber die körperliche Schönheit s. auch im Art. Leibes-Schönheit, Th. 72, S. 182 u. f.

In der Baukunst ist die Schönheit eines Gebäudes, wenn es nach gehöriger Symmetrie aufgeführt worden, das heißt, wenn Uebereinstimmung und wohl angebrachte Ordnung sich in allen Theilen des Gebäudes zeigt, so, daß sich Alles wohl mit einander verhalte, z. B. daß die Theile, die ihres gleichen nicht haben, oder nur in der Einheit vorhanden sind, in der Mitte stehen, die andern hingegen zu den Seiten in ihrer Größe, Figur, Zahl, Höhe, Breite ꝛc. mit einander übereinkommen, daß nicht ein Theil in Ansehung des andern, oder des ganzen Gebäudes zu groß oder zu klein, nicht zu reichlich oder zu schlecht verziert, daß die Stärke, Bequemlichkeit und Zierrath der Absicht des Gebäudes gemäß sei, nichts ohne Noth gegen den Wohlstand und gemeinen Gebrauch gemacht worden. Ueberhaupt muß in dem Ganzen eine solche Harmonie, eine solche Gleichheit der Theile seyn, daß kein Theil zum Schaden des Ganzen weder hervorstehe, noch durch Mangel und Unvollkommenheit die Aufmerksamkeit störe; kurz alle Schönheit, die man im Bau eines

vollkommenen menſchlichen Körpers bewundert, muß auch, nach Beſchaffenheit des Gegenſtandes, an einem vollkommenen Gebäude zu bemerken ſeyn; daher hat der Baumeiſter, wie jeder anderer Künſtler, die Natur für ſeine eigene Schule zu halten; denn jeder organiſirte Körper iſt ein Gebäude, das in ſeiner Art ſich durch gute Verhältniſſe, durch genaue Uebereinſtimmung der Theile, durch Glanz und Farbe ſchön darſtellt, und dieſe Eigenſchaften muß auch jedes vollkommene Bauwerk haben. Ueberhaupt bedarf der Baumeiſter wohl mehr Erfindungsgeiſt, als der Maler; denn dieſer kann ſchon durch eine genaue Nachahmung der Natur ein gutes Gemälde ſchaffen; auch erfindet er nicht ſeine Formen, indem ſie ſchon in der Natur vorhanden ſind; der Baumeiſter muß aber erſt ſchöne Formen ſchaffen und ſich dabei nach dem Geſchmack ſeiner Zeit richten. — Ueber die landſchaftliche und Gartenſchönheit, ſ. Th. 16, S. 204 u. f. —

Ueber die Schönheit im Anzuge oder in der Kleidung beider Geſchlechter iſt hier noch Einiges zu erwähnen. Bei der Bekleidung des Frauenzimmers wäre es ſehr wünſchenswerth, wenn dabei die Bekleidung der ſchönſten alten Bildſäulen zu Hülfe genommen würden, die immer als Muſter des reinſten Geſchmacks galten; es würden dann die Ellenlangen Taillen verſchwinden, wobei überdies der Leib puppenmäßig beim Zuſammenſchnüren erſcheint; man erinnert ſich unwillkührlich an die ſogenannten Klapperpuppen auf dem Chriſtmarkte, worein Erbſen geſchüttet werden, um die Kinder zu beluſtigen. Ein ſolcher Anzug iſt nichts weniger, als ſchön, und macht einen unangenehmen Eindruck auf jedes Schönheitsgefühl. Die Mode wird ſehr oft mit dem reinen Geſchmack verwechſelt. Mode in der Kleidung gründet ſich oft auf körperliche Fehler ganzer Nationen

oder einzelner Menschen, welche die Kleidung verstecken oder verbergen soll, oder auf Laune und Zeitumstände, und bei einer genauen Untersuchung zeigt sich das Mangelhafte in derselben sogleich, aber Regeln des Schönen lassen sich nicht aus ihr entwickeln, sie müßte denn zufällig sich dem wahren Schönen nähern. Anders verhält es sich mit dem wahren Geschmack in der Kleidung, der nun auf körperliche Fehler gegründet seyn kann. Er gilt in jedem Zeitalter das nämliche für eine Gestalt, die seiner empfänglich ist. Er gewinnt nur bei einer genaueren Untersuchung, und läßt sich, wenn auch nicht in seinen kleinen Launen, doch im Allgemeinen auf Regeln zurückbringen, die in ihm verborgen liegen. Wenn wir nicht von jedem den Grund angeben können, warum dieses oder jenes schön ist; dann liegt die Ursache gewiß nicht in einer Gesetzlosigkeit des Schönen, sondern in der Schwäche unserer Geistesgaben, es aufzusuchen. Im Ganzen mag dieses recht gut seyn, da wir doch nur an wahrem Vergnügen bei jeder Entwickelung des Schönen verlieren. Wollen wir uns aber gern des Vergnügens, welches wir in Betrachtung des Schönen genießen, berauben, und auf Kosten dieses Verlustes unsere Kenntnisse berichtigen, so können wir nicht anders verfahren, und müssen die Gesetze des Schönen immer erst aus den Kunstwerken entwickeln, was uns ein Genie dieser Kunst lieferte. Das Dichtergenie giebt uns die trefflichsten Werke der Poesie, ohne ihre Regel studirt zu haben; dem schöpferischen Genie der Malerei, der Bildhauer- und Baukunst danken wir die vollendeten Werke, und aus diesen Werken zieht der Kunstverständige erst die Gesetze; denn man hat nicht erst die Regeln des Versbaues, der Harmonie, der Aesthetik und der Säulenordnung entworfen, bevor man sie

in Bildung brachte, die Künſtler ſchönere [redacted] Geſchöpfe vorzeigen.

Bei einer weiblichen Kleidung kommen mancherlei Zwecke in Betracht, die alle erfüllt werden müſſen; denn die Regel des Schönen allein kann uns hier nicht leiten. Dieſem zufolge müſſen wir dieſe Unterſuchung von folgendem anlegen. Die Kleidung muß den Körper bedecken, muß ihn gegen den Einfluß der Witterung ſchützen, ſie muß der Geſundheit nicht nachtheilig ſeyn, die Geſchäfte nicht hindern, den Geſchlechtscharakter ausdrücken, und der ſchönen Form des Körpers entſprechen, dieſe nicht zwingen, nicht vernichten, und da, wo es der Anſtand erlaubt, ſie uns ganz, oder ihre größere Umriſſe zeigen. Finden wir nun dieſe Requiſite in dem modernen Anzuge unſers ſchönen Geſchlechts mehr, als in dem ehemaligen, dann kann er unſtreitig auch mehr Anſpruch auf Schönheit und Zuverläßigkeit machen, als der veraltete. Je mehr wir uns aber von den angegebenen Grundſätzen entfernen, je ſchädlicher und häßlicher wird der Anzug. Verbirgt und entſtellt er die ſchöne Geſtalt ganz, läßt er uns, ſtatt den ſchönen Wuchs ahnen zu laſſen, eine verkrüppelte, widernatürliche Form ſehen, raubt er uns von der wahren Geſtalt des Körpers Alles, als ein allenfalls geſchmücktes Geſicht und zwei Hände; drückt eine Schnürbruſt die Rippen zuſammen, zwängt ſie den Unterleib ein, hat ſie endlich der ganzen Taille eine zerbrechliche Feinheit gegeben, hat ſie widernatürlich den ſchön gewölbten Buſen zuſammen und nach oben gepreßt, hindert ſie ſeinen Wachsthum, und giebt ſie zu verheerenden Krankheiten ſeiner Schönheit Anlaß, verunſtalten künſtliche Hüften und künſtliche Cul de Paris dieſen Theil, und die Wellenform der Hüften, verbergen lange und weite Aermel, die Hammelkeulen-Aermel, die ſchön gebogenen Arme, erhebt ſich wi-

dernatürlich ein Putz auf dem Kopfe, verunstaltet dieser und schlecht geformte Schuhe das Ebenmaaß des Körpers; dann mag eine solche Kleidung immer einmal Mode gewesen und geschmackvoll genannt worden seyn, auch einer übelgewachsenen Figur mehr Reiz gegeben haben; allein ewig dauert er so wenig und seine Schönheit, als ihn ein Künstler wählen wird, seine Gemälde damit zu schmücken, deren Ruhm seine Jahre überleben soll, und indem er nicht sein oder ein anderes Zeitalter schildern will, dessen Costüm er beibehalten muß. Aber auch dann muß der Künstler, der Anspruch auf ein längeres Leben in seinen Werken macht, das Costüm modificiren, das Widersinnige mindern, und Alles idealisiren, sonst bringen so bekleidete Figuren, in uns die Empfindung des Lächerlichen, und der Aengstlichkeit hervor. Noch weniger wird ein Bildhauer, wenn er bekleiden muß, seinem Marmor solche Formen geben. Dieses kann zuweilen wegen eines feinen Gefühls bei lebenden weiblichen Figuren, die der Künstler darstellen will, nöthig werden; man sehe aber nur in der Agrippina zu Florenz, wie geschickt sich ein großer Künstler auch dann durch nasse Gewänder zu helfen weiß. Versteht dies der Arbeiter nicht, dann merken wir erst recht das Widersinnige einer verunstalteten modigen Kleidung, wenn sie sich in kostbaren Formen ausdrückt, mehr noch als der täuschenden Malerei. Ein Herr G. Ph. Michaelis *) sagt:

„Es machte den höchsten Eindruck des Lächerlichen auf mich, als ich in Cleve in Gränsländten, da ich

*) Neues Hannöverisches Magazin, 6r Jahrgang, Hannover, 1797, S. 1532. Diesem Schriftsteller bin ich auch größtentheils bei diesem Artikel gefolgt. K.

eben von den göttlichen Formen einer mediceischen Venus und des ganzen Florentinischen Schatzes so durchaus erfüllt war, einen der Grafen von Salis in Stein gehauen, ganz in neumodiger Tracht, mit dem Hute unter dem Arme, auf einem Brunnen erblickte. Unmöglich kann' ich's lassen; eine Vergleichung mit dem wahrhaft göttlichen Neptun von Johann Bologneſe anzuſtellen, der einen Brunnen zu Bologna zu einer Quelle des Olymps verklärt, der mir seiner Form nach so frisch im Gedächtniß schwebte. Daß jener Handwerker eben so tief in seiner Kunst unter dem Künstler von Bologna stand, wie ihr Geschmack verschieden war, that im Ganzen wenig; denn selbst die Kunst des Johann Bologneſe mit dem Geschmack des Clevischen Arbeiters gepaart, würde nichts weniger Lächerliches hervorgebracht haben. Auffallend war es mir zugleich, daß der Geschmack vom wahrhaft Schönen, bei einer so geringen Entfernung, schon so verschieden war. Nur wenige Meilen südlicher nach Mailand versetzt, würde das Komische dieser Bildsäule den Pöbel zum Stillstehen gebracht haben, und hier bewundert man die Schönheit. Ich erinnere mich auch nicht, an dem kleinsten Orte in Italien etwas ähnliches Lächerliches bemerkt zu haben, wenn es nicht heilige Bilder waren, bei deren Ausschmückung nie Geschmack angebracht war. Es zeigt dies, wie viel Einfluß sowohl die höhere Kultur der Völker, als auch das Beispiel auf die Ausbildung des Gefühles für das Schöne hat. Die Bewohner von Graubünten sind unstreitig jetzt ein ganz anderes, nicht so fein fühlendes Volk, wie selbst die Bewohner von Oberitalien, und diesen fehlt wieder sehr viel, ehe sie wieder das feine Gefühl für das Schöne erlangen, wie sie es vor dem Einzuge der Longobarden hatten. Wie viel die rohen Sitten, der schlechte Geschmack, den diese mitbrachten, zur Verminderung des Kunstgefühls beitrugen, das beweißt besonders in Paria die abscheuliche Mischung des Gothischen und des alten Griechischen Geschmacks in der Baukunst. Nirgends sah ich solche Ausbrüche der übertriebensten Einbildungskraft in der Gothischen Bauart, wie an einigen Kirchen daselbst. Welches von

beiden der wahre Geschmack ist, wird aber darum doch nicht schwerer zu bestimmen."

Es wird bei der Bekleidung des Körpers zwar von Vielen eingewendet, daß man dabei nichts unbedeckt lassen müsse, dessen Entblößung unser sittliches Gefühl beleidige; daß ganze Nationen gewisse Theile des Körpers gar nicht bekleideten, durch deren Entblößung unser Gefühl beleidiget werden würde; andere ganz unbekleidet gingen, und es sei daher unmöglich zu bestimmen, welche Theile entblößt werden dürften, ohne dem moralisch Schicklichen zuwider zu handeln, da dieses, aus der angeführten Erscheinung zu schließen, keine gewisse Regeln habe. Diesen Schluß darf man aber nicht machen, weil man sonst mit eben dem Rechte behaupten könnte, das moralische Gefühl habe überhaupt keine gewissen Regeln; denn einigen Nationen erlaubt es zu rauben, andern seine Freunde zu verzehren, ohne daß diese Handlungen ihnen unerlaubt scheinen; allein hier ist auch ausgemacht, daß das moralische Gefühl erst durch die Kultur zu dem richtigen Takte erhoben wird, welches man nun freilich bei den erwähnten Nationen nicht suchen darf, die dergleichen Handlungen begehen. Man muß sich daher, um die Gesetze des Schicklichen im Anzuge zu beurtheilen, immer eine gebildete kultivirte Klasse von Menschen vorstellen, und für diese Klasse sind auch nur Regeln des Schicklichen zu entwerfen. Die Hauptbestimmung des weiblichen Anzuges liegt immer in dem moralischen Schicklichen, welches wir aus dem Charakter des Weibes selbst entwickeln müssen; und auch eben in der Verschiedenheit des weiblichen Charakters, weniger in dem Ausdrucke, den Rubens für das eigentlich Weibliche zu halten scheint, der uns nur wollüstige Fleischmassen darstellte, sondern neigt sich auf Raphael's

deckung der Füße erforderte; es bleibt aber immer noch die Frage, ob nicht damals das zarte Gefühl des Geschmackvollen und Schönen, diesem Gefühl des Schicklichen zum Grunde lag. Sind die Füße nicht von der schönsten Form, so möchten sie leicht bei wenigerer Bedeckung zu einem ähnlichen Wortspiele Veranlassung geben, wie die Füße der Frau von Stael, die auf einer Maskerade in Paris an ihrem Piedestal erkannt wurde. Was die Form der Schuhe anbetrifft, so muß sie sich mehr dem Natürlichen des Fußes nähern. In jedem Alter, in jedem Zustande des weiblichen Körpers kann dieser Anzug der nämliche bleiben. Eine Kleidung hingegen, die dem Leibe, der Ausdehnung der Brust und des Busens beständige Schranken setzt, wird in jedem Alter, in jeder Lage nachtheilig.

Der weibliche Putz kann und soll keinen andern Zweck haben, als die natürliche Schönheit des Körpers zu erhöhen, sie mit der Sittlichkeit in Harmonie zu bringen, und den Eindrücken derselben noch mehr Gefälliges oder auch noch mehr Bestimmtes zu geben. Das Interesse des Weibes erfordert es, wie auch schon oben erwähnt, durch Schönheit, Bescheidenheit und Anmuth im Wesen Herz und Sinn zu gewinnen. Jeder Putz ist also diesem Interesse durchaus entgegen, der die Reize verbirgt, die sich nicht nur frei zeigen können, ohne zu beleidigen, sondern selbst durch ihn anziehender werden sollen, der das Auge durch zu großem Reichthume blendet, ohne es auf das zu heften, worauf er es eigentlich heften soll; der durch zu bunte Mannigfaltigkeit auffällt; der eine schlanke, edle, weibliche Figur, zu einer Caricatur umgestaltet, die da zu viel andeutet, wo ein zartes unverdorbenes Gefühl mit etwas Wenigerem zufrieden wäre. Vor dem Kriege 1806 näherte sich die weibliche Bekleidung mehr der schönen Form des

eine deutlichere Darstellung ihres Körpers unschicklich und unnöthig, den der Ausdruck des männlichen Charakters und sein thätiges geschäftvolles Leben unverhüllter darzustellen erfordert und erlaubt. Bei dem Manne muß auch im Einzelnen seine ganze Muskelkraft sich mehr zeigen können und die Kleidung ihn nicht in seinen Arbeiten stören. Es würde lächerlich seyn, Männer in langen Röcken, die sittsam bis auf den Boden herabhingen, kleiden zu wollen, und da, wo der fremde Charakter, den der Mann bei einigen Religionen als Priester angenommen hat, eine Kleidung nöthig macht, die seinen männlichen Charakter verbirgt, kann diese Kleidung wohl Ehrfurcht erregen, wenn das Alter mitwirkt, aber nie wird ein so gekleideter Mann durch den Ausdruck des Männlichen wirken. Soll aber der Mann durch seinen ihm eigenen Charakter bei feierlichen Gelegenheiten Eindruck machen, dann darf der Mantel, der etwa von seinen Schultern herabhängt oder herabfällt, nie den vordern Theil des Körpers verhüllen. Dieser muß stets sichtbar bleiben, und so wird selbst bei Bildsäulen eine halb nackte Vorstellung, mit einem Gewande verbunden, welches mehr als Hintergrund dient, keinen üblen Eindruck machen. Bei dem Manne kann auch die ganze Form deutlicher dargestellt werden, weil offenbar die Liebe der Frau zum Manne sich nicht, wie es umgekehrt der Fall ist, auf die Form bezieht, und überhaupt Liebe zu ihm mehr Mittel, als Zweck ist. Bei der weiblichen Form ist es anders; sie zieht den Mann unwiderstehlich an, und hat daher auf die Erhaltung seiner Liebe einen großen Einfluß. Sie darf ihm nie etwas Gewöhnliches werden, er muß sie mehr ahnden, als sehen, und das Weib, was dieses recht zu benutzen versteht, wird sich gewiß länger die Liebe des Mannes erhalten. Die weiblichen Beschäf-

gungen, ihre häuslichere Lebensart und ihre Bestimmung erlauben und erfordern aber auch wieder eine leichtere Bekleidung und Entblößung von Theilen, die man bei Männern zwar ohne Beleidigung des moraliſch Schicklichen entblößen konnte, wo aber weder Schönheit, noch Beſtimmung eine Urſache dazu giebt, und ihre weniger häusliche Lebensart es verbietet. Hierher gehört die Entblößung der Arme und einen Theil der Bruſt. Die Kleidung muß der ſchönſten Form des Körpers angemeſſen ſeyn, darf dieſe nicht zwängen, nicht verunſtalten, und der Geſundheit nicht nachtheilig ſeyn, liegen ſo nahe zuſammen, und indem das eine erfüllt wird, thut man ſchon einen Schritt zur Vollendung des andern. Nichts iſt ſchön im Anzuge, was die freien Bewegungen und Lebensverrichtungen hindert, was alſo der Geſundheit nachtheilig iſt; denn Zwang verträgt ſich nicht mit Schönheit. Dieſer Zwang mag nun offenbar am Tage liegen oder nicht; dem Geſchmackloſen wird er nie ſichtbar, und der Geſchmackvolle findet ſich oft, ohne daß er den Zwang deutlich ſieht, in ſeinen innerſten Empfindungen beleidigt. Wie ſehr dies bei unſrer ehemaligen weiblichen Tracht der Fall war, z. B. bei den Reifröcken und Schnürleibern, die jetzt wieder Mode geworden, kann man noch aus Gemälden jener Zeit gewahren. — In Sömmering's Schrift über die Nachtheile der Schnürbrüſte, 2te Ausgabe, findet man auf der Kupfertafel die Schnürbruſt einer ſchönen Mainzer Dame, welche Schnürbruſt er mit der ſchönſten bekannten Form, mit der der Mediceiſchen Venus, und mit einigen ſchön gebildeten Mainzer Frauenzimmern, die nur wenig durch das Schnüren litten, verglich. Er zeichnete den Umriß einer Venus, und unter ſelben das Gerippe; eben ſo ſtellt er die Taille durch die Schnürbruſt veränderten Frauen-

zimmers dar. Die Mißproportion, die diese Vergleichung uns zeigt, wie sehr und unnatürlich die kurzen Rippen zusammengepreßt werden, wie dieser Druck auf die noch nachgiebigen Knochen angebracht, bei den widernatürlich langen Taillen selbst die Hüften zusammendrückt; wie dadurch die Eingeweide, das Geschäft der Verdauung und Ernährung leiden, und endlich die edelsten weiblichen Pflichten, die Mutterfreuden, gestört werden. Bei der Mediceischen Venus beträgt der Durchmesser des Kopfes nur die Hälfte des schmalsten Umfangs der Taille, bei einer geschnürten Dame ist aber der Umfang des Kopfes größer, als der schmalste Umfang des Leibes, daher kann man eine solche Kleidung wohl nicht schön nennen. Daß eine Schnürbrust nicht zum schlanken, geraden Wuchse beiträgt, beweisen die schön gewachsenen Nationen, die ihre Kinder nie in Schnürbrüste preßten, und ihnen die Jahre der heiteren Freude nicht dadurch zu Jahren der Qual machten; die ihre Kinder aber auch nicht zu Arbeiten und einer sitzenden Lebensart zwangen, denen die Kräfte des Körpers und des Geistes nicht gewachsen waren. Ueberdies zeigen die Schnürbrüste, wie auch schon unter Schnürbrust, oben, S. 573, gezeigt worden, die Unzweckmäßigkeit um Verwachsungen vorzubeugen; denn die vielen Verwachsenen aus höheren Ständen und aus dem schönen Geschlechte beweisen zur Genüge, welchen Antheil die Schnürbrüste daran haben; denn statt Schiefwerden zu verhüten, müssen sie dasselbe durch den ungleichen Druck, den sie bei anfangender Verwachsung machen, nur vermehren, da die Knochen überdies noch weich sind, und jedem anhaltenden, selbst schwächerem Drucke leicht nachgeben. Sehr beherzenswerth ist dasjenige, was der Geheime Staatsrath Hufeland in seiner Abhandlung über

durch dunklere, und dunklere jederzeit durch hellere, die mit ihnen in Harmonie stehen, verziert werden müssen. Die Bekleidung des Menschen und vorzüglich des weiblichen Geschlechts sollte sich jederzeit nach der Farbe des Gesichts, des Haars und der Augen richten. Der Anzug einer Blondine sollte z. B. in weichen, nicht weit von einander entfernten, sondern ineinander spielenden Farben bestehen; nämlich aus Grün und Rosa, helles Meergrün und helles Lila, Himmelblau und Grau ꝛc.; da hingegen die Brünette sich dunklerer und etwas abstechenderer, von einander entfernterer Farben mit Vortheil bedienen kann, als z. B. Ponceaur und Braun, Hellgelb und Violett, Feuerfarben und Schwarz ꝛc. Alles weiße Zeug, sowohl Spitzen, Leinen, als auch Seide, muß niemals ins Bläuliche, sondern immer etwas ins Gelbliche spielen, wenn es mit der Fleischfarbe gehörig harmoniren soll. Manche Mängel der Gesichtsfarbe können durch eine gute Wahl der Bekleidung vermindert werden. Ist die Gesichtsfarbe durchaus zu roth, so wird eine sehr dunkelrothe Bekleidung zu empfehlen seyn; spielt die Gesichtsfarbe ins Gräuliche oder Graue, so wird Dunkelgrün und Dunkelgrau am vorzüglichsten seyn; denn die stärkere Farbe der Bekleidung dringt die schwächere Farbe des Gesichts so zurück, daß sie wenig oder gar nicht mehr auffällt. Die hellsten Farben müssen dem Kopfe oder dem Gesichte am nächsten gebracht werden; der Zweck ist nicht nur den Blick des Beschauers auf das Angesicht zu lenken, sondern die dunklen Farben sollen auch darum so viel, als möglich, in der Bekleidung hinab, und die lichteren empor geordnet werden, weil wir immer mit jenen die Idee des Schweren, mit diesen aber den Begriff des Leichten verbinden, und weil man es nicht gern

ſieht, wenn die leichteren Maſſen zum Fundamente der ſchwereren gemacht werden. Aus einem noch andern Grunde dürfen zu einer dunklen oder ſchwarzen Bekleidung niemals Schuhe von einer ſehr hellen Farbe, als Roth, Roſa, Paille ꝛc. gewählt werden; denn ſie machen alsdann den Fuß etwas groß und breit erſcheinen, daher eine Mittelfarbe für die Schuhe am ſchicklichſten iſt und bleibt. Doch findet hier auch wieder manche Abänderung Statt. So müßen, z. B. zu einem weißen oder jedem andern hellen Kleide keine zinnoberrothe, carmelitrothe, grasgrüne, mineralblaue, ſchwarze Schuhe getragen werden, weil dieſe das helle Kleid überſtrahlen, und die Blicke oder das Auge nur auf den Fuß lenken oder führen, ſondern ſanftere Farben, als ein lichtes Grün, helles Blau, ein lichtes Gelb, z. B. Erbsfarbe, heller Ocher, Weiß ꝛc. Iſt man genöthiget etwas grelle oder abſtechende Farben zu tragen, ſo muß man ſie zu vertheilen und nicht in Maſſen anzubringen ſuchen. Auf dieſe Art wird das Auge nicht zu ſehr gereizt, mithin das Grelle nicht ſo bemerkbar werden. Hieraus erhellt, daß die meiſten ſchreienden Farben ſelten die Hauptfarbe des Putzes, ſondern nur die Decoration oder Verzierung ſeyn darf. Je weniger Farben in einem Anzuge zuſammengeſtellt ſind, deſto angenehmer und lieblicher erſcheint er dem Auge. Alles Bunte, Auffallende, Prahlende iſt uns widrig. Man bringe nie mehr, als höchſtens drei Farben in ſeinen ganzen Anzug; je weniger, deſto ſchöner. Ein ganz weißer Anzug, ſelbſt in Bändern und Schleifen übereinſtimmend, iſt ſehr zart, und gewiß keine Sache des gemeinen Geſchmacks, der immer farbige, bunte Bänder haben muß. Die ſeltene Erſcheinung eines ſolchen Anzugs verdoppelt ſeinen Reiz und ſeine Schönheit noch mehr. Auch iſt es zugleich der ſchönſte Putz

bei fröhlichen Festen, nur muß er dann, um ihm das allzu Feierliche zu benehmen, einen leichten Ausputz irgend einer lichten Farbe, als Rosa, Himmelblau, Blasgrün, eine Blätter- und Blumenguirlande ꝛc. erhalten. Ferner muß das Alter stets bei der Wahl der Farben berücksichtiget werden. Die Jugend erfordert helle Farben, das Alter dunklere, ernstere, vermischte, zweifelhafte. Zu blühenden schönen Gesichtern stehen dunkle Farben selten übel; aber zu einem frischen und sehr rothen Teint nur die hellrothen und rothbraunen; einem blassen thut Gelb, Violett und Müllerblau nicht wohl, und ein bräunlich gelber Teint wird durch Incarnatroth und Orange gehoben, Himmelblau, Rosa, Gelb, Lila, Violett und Weiß steht ihm aber nicht wohl. Schwarze Bekleidungen stehen den jungen Blondinen sehr reizend; da sie aber den Ton des stillen Ernstes und der tiefen Trauer ausdrücken, so muß es uns widrig seyn, in einem schwarzen Gewande ein übermüthiges und ausschweifend lustiges Frauenzimmer zu sehen. Zuletzt ist auch bei der Wahl der Farben im Putz auf die Verzierung der Zimmer, in welchen man erscheinen soll, zu achten, wenn nicht jene durch diese zuweilen sehr merklich leiden sollen. So nimmt sich z. B. ein glänzender Putz in einem schönen blauen Zimmer nicht gut aus; denn außerdem, daß die weißen Farben auf einem hellblauen Grunde einen üblen Effect machen, indem die hellblaue Tapete das Auge vor allen Objecten im Zimmer auf sich zieht, so macht auch noch der Wiederschein der blauen Tapeten auf die Gegenstände ein widriges Ansehen, und thut besonders den Gesichtsfarben offenbaren Schaden, welchen eine Tapete von gebrochenen Farben so leicht nicht verursachen wird.

lassen. Ueberhaupt kann man das Gesicht ja nur als den Diener des Gefühls betrachten, der für seinen Herrn Neuigkeiten zu erhaschen sucht, wo es diese nur erhaschen kann, woraus es für sich keinen Nutzen zu schöpfen im Stande ist. Alles Vergnügen, was der Mensch beim Anblick einer lebenden Schönheit empfindet, verschafft ihm das Gefühl, und Weniges ausgenommen, empfindet er es nur durch die Reducirung der sichtlichen Eindrücke auf diesen Sinn. Es ist daher eine kleine Verrätherin des Gewandes schon hinreichend, dem Gesichte Stoff zu großen Begebenheiten zu geben. Und dieser Sinn ist oftmals mit Wenigem besser zufrieden, wie mit Vielem; denn beim Ersteren bleibt seiner Thätigkeit so viel über, und beim Letztern merkt er nur zu deutlich seine Schwäche und daß er beim Ganzen nur eine Nebenrolle spielt. Es würde daher zwecklos seyn, wenn man die Art der Kleidung zu sehr den nassen Gewändern der älteren Griechischen Bildsäulen ähnlich machte. Die Füße dürfen, wenn auch der niedlichste Schuh sie zierte, nicht zu weit, und nie sichtbar werden; denn es läßt ungereimt, wenn eine so breite Figur, wie ein bekleideter Körper ist, auf zwei so feinen oder zarten Stützen ruht. Der ganze Körper muß auf einer breiten Grundfläche zu ruhen scheinen, wodurch er das Ansehen der Festigkeit erhält, daher muß die Kleidung etwas schleppen. Diese Regel findet man auch bei allen älteren bekleideten Bildsäulen und Gemälden beobachtet, sobald nicht ein heftiger Ausbruch von Leidenschaft, oder die Handlung, in der sie vorgestellt werden, dies unthunlich macht. In diesem Falle wird der Ausdruck der Handlung Haupt-Gegenstand, und was der Ausführung dieses Ausdruckes widerspricht, muß wegfallen. Es kann aber auch seyn, daß das damalige Gefühl des hergebracht Schicklichen eine völlige Be-

deckung der Füße erforderte; es bleibt aber immer noch die Frage, ob nicht damals das zarte Gefühl des Geschmackvollen und Schönen, diesem Gefühl des Schicklichen zum Grunde lag. Sind die Füße nicht von der schönsten Form, so möchten sie leicht bei wenigerer Bedeckung zu einem ähnlichen Wortspiele Veranlassung geben, wie die Füße der Frau von Stael, die auf einer Maskerade in Paris an ihrem Piedestal erkannt wurde. Was die Form der Schuhe anbetrifft, so muß sie sich mehr dem Natürlichen des Fußes nähern. In jedem Alter, in jedem Zustande des weiblichen Körpers kann dieser Anzug der nämliche bleiben. Eine Kleidung hingegen, die dem Leibe, der Ausdehnung der Brust und des Busens beständige Schranken setzt, wird in jedem Alter, in jeder Lage nachtheilig.

Der weibliche Putz kann und soll keinen andern Zweck haben, als die natürliche Schönheit des Körpers zu erhöhen, sie mit der Sittlichkeit in Harmonie zu bringen, und den Eindrücken derselben noch mehr Gefälliges oder auch noch mehr Bestimmtes zu geben. Das Interesse des Weibes erfordert es, wie auch schon oben erwähnt, durch Schönheit, Bescheidenheit und Anmuth im Wesen Herz und Sinn zu gewinnen. Jeder Putz ist also diesem Interesse durchaus entgegen, der die Reize verbirgt, die sich nicht nur frei zeigen können, ohne zu beleidigen, sondern selbst durch ihn anziehender werden sollen, der das Auge durch zu großem Reichthume blendet, ohne es auf das zu heften, worauf er es eigentlich heften soll; der durch zu bunte Mannigfaltigkeit auffällt; der eine schlanke, edle, weibliche Figur, zu einer Carricatur umgestaltet, die da zu viel andeutet, wo ein zartes unverdorbenes Gefühl mit etwas Wenigerem zufrieden wäre. Vor dem Kriege 1805 näherte sich die weibliche Bekleidung mehr der schönen Form des

Körpers, und dieses ist auch geblieben bis auf die neueste Zeit, wo die Schnürleiber wieder ihr Recht geltend zu machen angefangen. Je weiter die Mode sich von alberner Etiquette entfernt, und sich einem natürlichen Negligée nähert, das noch nicht darum, weil es Negligée heißt, nachlässig seyn darf, je mehr wird sie dem Auge schmeicheln; je mehr sie aber der Etiquette, der Nachahmungssucht fröhnt, je mehr wird sie sich von dem Schönen entfernen, und nicht dieses allein ist zu erwägen, sondern auch die Gesundheit, die sehr oft dabei eingebüßt wird. Man denke sich nur ein Kind, das mit einer schwachen, zusammengepreßten Brust zum Mädchen heranwächst und die Jahre erreicht, in denen der ruhigere, gleichmäßigere, nur fröhliche Schlag der Empfindungen verschwindet, und körperliche und geistige Einflüsse stürmischer auf das Mädchen wirken. Beim Tanz, wo Bewegung, Musik und der Leidenschaften freies Spiel das Blut erhitzt, wo allenthalben dem Blute der Raum mangelt, verhindert eine harte Schnürbrust, oder eine andere enge Kleidung den freien Umlauf desselben in der Oberfläche des Körpers. Es wird zurück auf die innern Theile getrieben, besonders die Lunge, durch die doch alles Blut muß, was sich in unserm Körper bewegt; diese findet es nun durch den von Jugend auf erlittenen Druck verengt, der noch fortdauert. Es kann nicht so geschwinde vordringen, und wird doch immer heftiger getrieben; daher macht es sich durch Zersprengung seiner Gefäße Platz; ein Blutsturz und heftige Entzündung der Lunge, und ihr trauriges Gefolge, eine langsame Auszehrung machen der Scene ein Ende. Ein leichter, nirgends drückender Anzug, eine nie gepreßte Lunge, wird dies nie bewirken. Was nun die Wahl der Farben beim weiblichen Anzuge anbetrifft, so ist hier das höchste Studium

ihr Talente nöthig, um Schönheit durch Harmonie des Körpers mit der Bekleidung zu erwecken. Beim weiblichen Putz kommt Alles auf eine schicklichere Wahl und Verbindung der Farben an. Die Gesichtsfarbe wird an dem Widerschein der Farben in der Bekleidung merklich abgeändert, entweder erhöhet oder gemildert, je nachdem die Farben heller oder dunkler gewählt sind. Ein Gewand, woran Rose- und Nelkenfarbe die hervorstechendste ist, ein hochrothes Band auf dem Kopfputze, eine lichtfarbene Schleife, giebt der Gesichtsfarbe ein frischeres Ansehen, als eine blaue, eine grasgrüne oder gelbe Kleidung. Die Farben des Gewandes heben aber auch den natürlichen Ausdruck des ganzen Charakters, und stellen ihn in einem schönen Lichte dar. Welch einen erhöheten Ton von Fröhlichkeit und Aufheiterung kann nicht ein rosenfarbnes oder lichtgestreiftes Gewand in die Gesichtsbildung bringen? So wie ein himmelblaues Gewand diesen Ton schon mehr zum Sanften, Wehmüthigen oder einer stillen Zufriedenheit herabstimmt. Es giebt in der Natur eigentlich nur drei Hauptfarben, nämlich gelb, roth und blau, die man auch die gebornen Farben nennt, und aus denen alle übrige als Mischung entstehen; weiß und schwarz können hier nicht mitgezählt werden, weil sie das Licht und Dunkel anzeigen, und zu diesen beiden müssen alle Farben harmoniren; indessen wird ein gutes Auge von selbst bemerken, in welchem Tone, und ob sich eine Farbe hoch oder niedrig am schicklichsten zu schwarz oder weiß gesellen lasse. Nie wird der gute Geschmack, z. B. das dunkelste Blau, das dunkelste Grün oder das dunkelste Braun mit schwarz oder weiß verbinden. Die aus den drei Hauptfarben entstehenden Mischungen sind vorzüglich Orange, Grün, Purpur und Violett, die sich in der Malerei und im Färben der Zeuge ins

Unendliche verändern und vervielfältigen lassen. Die verschiedenen Töne der Hauptfarben und ihrer Mischung stehen mit sich selbst in sehr guter Harmonie, und es werden sich zum Beispiel Hellblau und Dunkelblau, Hellgelb und Dunkelgelb, Hellroth und Dunkelroth ꝛc. sehr wohl mit einander verbinden lassen, wenn sie nur, was wohl zu bemerken, harmoniren. Wie unnachahmlich schön ist die Harmonie der Nelken, Tulpen und anderer Blumen, welche oft aus einer und derselben Farbe hell und dunkel geflammt oder gesprengt sind. Grün ordnet die Natur allen ihren Blumen zu, daher harmonirt es auch mit allen Farben, wenn es nur in seinen Nebenfarben in Ansehung der Töne in gehörigem Verhältniße steht. Disharmonirende Farben sind zum Beispiel: Gelb und Roth, Roth und Hellblau, Gelb und Violett, Gelb und Braun, Blau und Rosenroth, Rosenroth und Ziegelroth, Violett und Hellblau, Feuerfarbe und Blau, Lila und Dunkelroth, Grau und Hellroth, Hellblau und Grau, Silberfarbe und Gelb, Schwarz und Braun; harmonirend sind: Schwarz und Paille, Himmelblau zu Weiß und Paille; zu blond: Weiß, sanftes Blau, und mattes Rosenroth; zu Schwarz: Weiß, Bois, Orange; zu Kardinal und Lila nur Weiß, Silberfarbe und mattes Paille; zu Dunkelbraun: Weiß und Paille, Gelb und Blaßgelb, Blau und Hellblau; zu Himmelblau: Gelblich, Weiß, Perlenfarbe, Dunkel- und Braun, Dunkelroth zu Hellgelb, Violett, Meergrün, Dunkelbraun, Dunkelroth; zu Purpur: Blau, Carmoisin; zu Brandgelb· Violett lichtes Himmelblau, Meergrün, Hellgrün; zu stark Blau: Rosenroth, Blaßgelb, Lichtgrün; zu Hellgrün: Hellroth, Hellgelb, Hellviolett und Rosenroth. Als allgemein ist anzunehmen, daß hellere Farben immer

bei fröhlichen Festen, nur muß er dann, um ihm das allzu Feierliche zu benehmen, einen leichten Ausputz irgend einer lichten Farbe, als Rosa, Himmelblau, Blasgrün, eine Blätter- und Blumenguirlande ꝛc. erhalten. Ferner muß das Alter stets bei der Wahl der Farben berücksichtiget werden. Die Jugend erfordert helle Farben, das Alter dunklere, ernstere, vermischte, zweifelhafte. Zu blühenden schönen Gesichtern stehen dunkle Farben selten übel; aber zu einem frischen und sehr rothen Teint nur die hellrothen und rothbraunen; einem blassen thut Gelb, Violett und Müllerblau nicht wohl, und ein bräunlich gelber Teint wird durch Incarnatroth und Orange gehoben, Himmelblau, Rosa, Gelb, Lila, Violett und Weiß steht ihm aber nicht wohl. Schwarze Bekleidungen stehen den jungen Blondinen sehr reizend; da sie aber den Ton des stillen Ernstes und der tiefen Trauer ausdrücken, so muß es uns widrig seyn, in einem schwarzen Gewande ein übermüthiges und ausschweifend lustiges Frauenzimmer zu sehen. Zuletzt ist auch bei der Wahl der Farben im Putz auf die Verzierung der Zimmer, in welchen man erscheinen soll, zu achten, wenn nicht jene durch diese zuweilen sehr merklich leiden sollen. So nimmt sich z. B. ein glänzender Putz in einem schönen blauen Zimmer nicht gut aus; denn außerdem, daß die weißen Farben auf einem hellblauen Grunde einen üblen Effect machen, indem die hellblaue Tapete das Auge vor allen Objecten im Zimmer auf sich zieht, so macht auch noch der Wiederschein der blauen Tapeten auf die Gegenstände ein widriges Ansehen, und thut besonders den Gesichtsfarben offenbaren Schaden, welchen eine Tapete von gebrochenen Farben so leicht nicht verursachen wird.

Ueber das Schöne und die Schönheit sehe man nach:

J. Winkelmann, von der Fähigkeit der Empfindung des Schönen in der Kunst. Dresden, 1763.
— dessen Geschichte der Künste des Alterthums. Wien, 1776, S. 248. u. f.
C. G. Schulz, de origine et sensu pulchritudinis. Halle, 1768.
J. Kant, über das Gefühl des Schönen und Erhabenen. Königsberg, 1764.
— dessen Kritik der Urtheilskraft, 3te Aufl., Berlin, 1790, S. 74 u. f.
Burke's philosophische Untersuchung über den Ursprung unserer Begriffe vom Erhabenen und Schönen. Riga, 1773.
Sulzer's Theorie der schönen Künste. Neu vermehrte 2te Auflage. Leipzig, 1792, 4r Bd.
Pernety Handlexicon der bildenden Künste. Aus dem Französischen übersetzt. Berlin, 1764, S. 287.

Schönheiten des Tages, eine Benennung der Blüthen des Kalopaßbaumes oder Kalabassienbaumes, welchen Adanson diesen Namen beigelegt.

Schönheitsmittel, eine Benennung der Schminken, s. diesen Artikel.

Schönmüller, werden diejenigen Müller genannt, welche recht klares Mehl liefern.

Schönpflaster, Schönfleckchen, s. Schminkpflaster.

Schönsäulig, in der Baukunst, eine Säulenstellung, wo zwei und eine halbe Säulendicke Raum zwischen den Säulen gelassen wird, so daß die Säulenweite sieben Modul beträgt.

Schönschreibekunst, Calligraphia, s. unter Schreibekunst.

Schönschreiber, Calligraphus, s. daselbst.

Schonung, die Schläge oder Gehaue schonen, in der Forstwissenschaft, den Nachwuchs der-

ten Boden ihre Vollständigkeit in achtzig Jahren, in einem schlechten aber erst in hundert Jahren erlangen, jeden Gutsbesitzer, der mit fremden Hütungsdienstbarkeiten in seinen Fichten- und Kiefer-Wäldern belästiget ist, den 80sten und 100sten Theil jährlich in Schonung zu schlagen frei gelassen worden. Bei den eben erwähnten Unglücksfällen hat es aber eine ganz andere Bewandniß; denn durch einen unglücklichen Brand wird z. B. der vierte Theil des Waldes zu Grunde gerichtet. Hier kann nun der Eigenthümer das angeführte Maaß der Schonung nicht beobachten, weil sonst halbe Jahrhunderte, ehe der neue Holzbau vollendet werden könnte, hingehen würden. In diesem Fall muß also von der vorgedachten Regel eine Ausnahme gemacht werden. Es ist zwar wahr, daß die Hütungsberechtigten in Ansehung der Schonungen offenbar verlieren, ohne von denselben in Ansehung des Holzes, wie der Eigenthümer, einen Nutzen zu haben; vielmehr wächst auf den Waldblößen, welche zuerst in Schonungen eingeschlagen werden müssen, die meiste Zeit das häufigste und beste Gras, weil solches nicht von den hohen Bäumen verdämmt worden, sondern die Sonne und freie Luft ungehindert genießen kann. Das Holz ist aber in jedem Walde die Hauptsache, und die Hütung darin nur als eine Nebennutzung anzusehen; denn er würde ein Wald zu seyn aufhören, wenn nicht das darin von Zeit zu Zeit abgehende oder absterbende Holz durch eine junge Baumzucht wieder ersetzt werden sollte. Die Wiederersetzung des alten Holzes durch eine junge Baumzucht kann aber nicht auf die gehörige Art geschehen, wenn nicht die jungen Stämme auf eine bestimmte Zeit mit der Behütung des Viehes verschont werden, und davon frei bleiben. Die ersten Constituenten solcher Hütungsservituten können wohl nicht die Absicht ge-

habt haben, den hütenden Theil so weit zu berechtigen, daß er auch sogar den Eigenthümer für die Erhaltung seines Waldes die gehörigen, und von der Natur selbst an die Hand gegebenen, Mittel anzuwenden, verhindern könnte. Ein jeder Nießbraucher, zu welcher Zahl die Hütungsberechtigten, in Ansehung der Befugniß, fremde Wälder behüten zu dürfen, ebenfalls zu rechnen sind, muß die ihm zum Mitgenuß eingeräumte Sache dergestalt gebrauchen, daß die Sache selbst in ihren wesentlichen Theilen nicht verändert werde. Das Holz ist aber ein wesentlicher Theil des Waldes, und seine Substanz wird gänzlich geändert, wenn in demselben nicht ein ungehinderter Anbau von jungem Holze frei bleibt. An der Erhaltung der Wälder ist dem ganzen Staate gelegen, und muß ihm gelegen seyn, weil die Nachkommen, besonders in nördlichen Ländern, nicht erfrieren können, auch würde ein großer Theil der darin gangbaren Gewerbe, ungangbar werden, wenn durch die verhinderte Erhaltung der Wälder ein allgemeiner Holzmangel entstehen sollte. Auch sind in allen landesherrlichen Forstordnungen die Schonungen ausdrücklich befohlen, und den Hütungsberechtigten solche ebenfalls gehörig zu respectiren auferlegt worden. Dieses sind Gründe genug, einen Eigenthümer zur Anlegung nöthiger Schonungen in seinem eigenthümlichen Walde, auch wider den Willen der Hütungsberechtigten, zu authorisiren. Es erfordern indessen alle Forstordnungen, so wie die Billigkeit, daß dergleichen anzulegende Schonungen der in einem jeden Walde befindlichen und in den Schonungen wiederum anzuziehenden jungen Holzart verhältnißmäßig seyn müsse; denn nur unter dieser Bedingung kann keinem Hütungsberechtigten, den von dem Eigenthümer anzulegenden Schonungen zu widersprechen oder sie zu verhindern gestattet werden;

jährlich ein Theil davon abgetrieben, von neuem besamt und zur Sicherheit des neuen Aufschlages in Schonungen eingeschlagen, so folgt auch von selbst, daß keine andere, als nur bloß verhältnißmäßige Schonungen, Statt finden können. Eine dergleichen Eintheilung des Waldes darf nicht sowohl nach dessen Flächeninhalt, als vielmehr nach der verschiedenen Güte des darin befindlichen Holzes eingerichtet werden, und es kann daher leicht geschehen, daß ein Theil vor dem andern in Ansehung der Morgenzahl, einen ganz merklichen Unterschied ausmache. Hierbei kann nun leicht ein Zweifel vorfallen, ob sich auch solches die Hütungsberechtigten gefallen zu lassen schuldig sind, indem es für dieselben, wie schon oben erwähnt worden, nicht gleichgültig ist, wenn sie in einem Jahre nur 30 bis 40 Morgen, und in einem andern 100 und mehrere Morgen schonen, und mit ihrem Vieh davon zurückbleiben müssen, weil dadurch ihre ganze Viehhütung verrückt werden würde, und sie niemals auf einen sichern und allemal gleichen Viehstand Rechnung machen könnten, besonders da diejenigen Hütungsplätze, welche nöthig machen, daß eine größere Morgenzahl zu Schonungen eingeschlagen werde, gemeiniglich, weil sie am wenigsten bewachsen gewesen sind, die beste und meiste Hütung gewährt haben. Die Eintheilung der Wälder und folglich auch der darin anzulegenden Schonungen muß nicht nach der Morgenzahl des Flächeninhalts, sondern nach der verschiedenen Beschaffenheit und Güte des Holzes geschehen. Die Holzabnutzung und die dabei beobachtende Ordnung ist ein wesentliches Stück aller Waldungen; dahingegen kann die Behütung derselben, nur als etwas Zufälliges angesehen werden, daß aber das Zufällige dem Wesentlichen, wenn beides nicht zusammen bestehen kann, sondern dabei eine Ausnahme zu machen erfordert

Holzarten nicht ein gleiches Alter annehmen, indem einige weit eher, als andere zur Vollständigkeit gelangen. Nach den Bemerkungen erfahrener Forstmänner haben die in unsern Gegenden bekannten Holzarten zu ihrer Vollständigkeit folgende Jahre nöthig:

Die Fichte	. .	100 Jahre.
Die Tanne	. .	120 —
Die Kiefer	. .	120 —
Die Eiche	. . .	400 —
Die Rothbüche	.	150 —
Die Weißbüche	.	100 —
Die Linde	. . .	200 —
Die Rüster	. .	100 —
Die Birke	. . .	80 —
Die Erle	. . .	40 —
Die Esche	. . .	120 —
Die Espe	. . .	60 —

Fällt man das Holz eher, so thut man sich, wenigstens in den ersten acht Arten, in Absicht der Nutzung, Schaden. Hierbei muß ferner vorausgesetzt werden, daß der ganze Wald in so viele Theile, als nach dem Alter der verschiedenen darin vorhandenen Holzsorten erforderlich sind, eingetheilt, und folglich auch nicht mehr, als nur jährlich ein Theil davon zur Schonung eingeschlagen werde. Dieses macht den wahren Begriff von verhältnißmäßigen Schonungen. Man muß hierbei annehmen, daß wenn jährlich ein solcher Theil des Waldes abgenutzt und wiederum geschont wird, der ganze Wald nach so vielen Jahren, als seine Eintheilungen betragen, sich wieder in eben demjenigen Zustande, worin er vor dieser Eintheilung gewesen, befinden, und folglich die immerwährende Erhaltung desselben dadurch auf die beste Art bewirkt werden kann. Wird nun ein Wald in so viele Theile, als es das Alter der Vollständigkeit der darin befindlichen Holzarten erfordert, eingetheilt, und nur immer

thumsherrn ſelbſt, oder den Hütungsberechtigten zugehören, zurückbleiben muß. Solches muß daher den Hirten und beſonders denen, die das Vieh der Hütungsberechtigten hüten, bekannt gemacht werden. Man kann ſich jedoch nur ſelten auf dergleichen Leute verlaſſen. In den erſten Paar Jahren bleiben ſie zwar von ſelbſt zurück, weil durch das Abtreiben des Holzes auch zugleich der Graswuchs zerſtört und verhindert wird; weil aber in den folgenden Jahren auf ſolchen Schonungsplätzen mehr und beſſeres Gras wächſt, ſo hält es ſchwer, dieſelben davon abzuhalten, indem ſie ſich, beim Antreffen darauf, damit entſchuldigen, daß ſie nicht gewußt, wie weit eigentlich die Schonungen gehen. Dieſes macht es daher nothwendig, dergleichen Schonungsplätze mit gewiſſen ſicheren Merkmalen und Kennzeichen zu verſehen. Nach den Verſchiedenheiten der Holzarten, die in den eingeſchlagenen Schonungen gezogen werden, müſſen auch dieſe Merkmale und Kennzeichen verſchieden ſeyn. In den Kiefer- und Tannenwäldern muß man die Schonungen durch beſondere Graben bezeichnen, um ſolche von den Seiten, wo das Vieh eindringen kann, zu verſchließen. In den landesherrlichen Waldungen trifft man ſolches überall an; auch in den meiſten Privatwäldern. In großen landesherrlichen Waldungen iſt ein vorzüglich in die Augen fallendes Merkmal der angelegten Schonungen deshalb nöthig, damit nicht allein Durchreiſende, weil dergleichen große Forſten mit vielen Wegen und Landſtraßen durchſchnitten zu ſeyn pflegen, ſolche gehörig beachten, ſondern auch die Holzberechtigten oder Holzkäufer ihre Pferde darin zu weiden abgehalten werden mögen; denn nichts iſt gewöhnlicher, als daß beide, die Durchreiſenden, als auch diejenigen, welche Holz aus dem Walde holen, wenn ſie Gras antreffen, ihre Pferde ausſpannen und ſolche daſelbſt recht ſatt freſ-

sen lassen, woraus in großen landesherrlichen Forsten oder Wäldern auch nicht viel gemacht wird; weil aber in den angelegten Schonungen, wie auch schon angeführt worden, das beste und frischeste Gras angetroffen wird, so werden diese Leute angelockt, ihre Pferde vorzüglich da zu hüten. Ist daher eine Schonung mit Graben eingefaßt, so kann dieses nicht Statt finden, und auch jede Entschuldigung des Nichtwissens, wenn es dessen ungeachtet geschehen sollte, fällt dann von selbst weg, und es wird daher Niemand so leicht die bezeichnete Gränze der Schonungen übertreten. In den Privatwäldern ist dieses nicht gleich, da sie nur einen mäßigen Umfang haben, und den landesherrlichen Forsten hierin nicht gleich kommen. Ein Privateigenthümer hat daher schon mehr Ursache mit dem Grund und Boden seines Waldes sparsam umzugehen, und solche nicht nutzloser Weise zu verschwenden. Denn es ist gewiß, daß wenn ein Wald von etwa 3000 bis 4000 Morgen, in 100 verschiedene Schonungen eingetheilt, und eine jede solche Schonung mit einem dergleichen Graben umschlossen wird, dadurch viel Erdreich, welches mit Holz besetzt werden könnte, verloren gehen muß, welches hingegen in einer Forst von 20 bis 30,000 Morgen nur wenig zu achten ist, zumal ein solcher Graben, die Schonung mag groß oder klein seyn, immer einerlei Breite haben muß, wenn der dabei abgezielte Endzweck erreicht werden soll. Bei einer Schonung von 30 Morgen wird durch diesen Graben wenigstens jährlich 1 Morgen zum Holzanbau unnütz gemacht. In hundert Jahren beträgt solches 100 Morgen, welche ein Privat-Eigenthümer, der solches den landesherrlichen Forsten nachmachen will, weniger an Holz hat. Daher sind in Privatwäldern ausgesetzte Warnungstafeln schon hinlänglich, die Schonungen zu bezeichnen; man darf nur auf einer jeden Ecke der einzu-

schlagenden Schonung eine dergleichen Tafel aufrichten, so werden sie ganz bequem von allen Seiten übersehen werden können, so daß daselbst kein Vieh eingelassen werde; ihre Wegnahme ist dagegen das sicherste Kennzeichen, daß die Schonung wieder aufgehoben ist. Die Kosten dergleichen Tafeln sind, wenn selbst die Tafel mit Oelfarbe überstrichen würde, gegen die Unkosten, welche Graben verursachen, nur geringe. Auch können diese Tafeln, sobald eine Schonung aufgehoben worden ist, wieder zu den neuen gebraucht werden. Dergleichen Warnungstafeln kann man sich auch bei den in dem Unterholze nöthigen Schonungen, es mögen solche unter dem Oberholze stehen, oder einen eigenen Platz einnehmen, bedienen.

Was bisher von den Begränzungen und Verhägung der Schonungen gesagt worden, begreift nur diejenigen, die in den Kiefer- oder Tannenwäldern eingeschlagen worden; denn was die Eichen- und Buchenwälder betrifft, so müssen solche ganz anders geschätzt werden, indem es dabei nicht auf die Sicherheit gegen das zahme Vieh und die dabei bestellten Hirten, sondern auch zugleich auf den Schaden, den das große, und besonders Rothwild darin verursachen kann, ankommt. Aus dieser Ursache trifft man in den landesherrlichen Forsten öfters 6 bis 8 Fuß hohe Stackenzäune an, womit dieselben umgeben sind, damit die darin befindlichen jungen Eichenstämme gegen das Wild sicher gestellt werden können. Diese Art Zäune kosten aber viel Holz, und wenn man auch dazu nur Kiefernholz gebrauchen sollte; es ist daher besser, statt dieser kostbaren Zäune, die Eichelkämpe ganz durch geflochtene und oben mit Dornensträuchern versehene Strauchzäune zu sichern; denn wenn dergleichen Zäune nur gehörig und regelmäßig angefertiget sind, so wird kein Hirsch Lust

durchzubringen haben. Um die gepflanzten jungen Eichenstämme in den Eichenbaumschulen gegen das Wild zu bewahren, muß man jeden gepflanzten jungen Baum mit Dornsträuchern umwinden, damit das Wild ihn nicht berühren kann. Die zu verpflanzenden jungen Bäume müssen aber schon eine solche Höhe erreicht haben, daß weder das Wild, noch das größere zahme Vieh ihnen an ihren Kronen einen merklichen Schaden zufügen kann.

Die Zeit, wie lange eine junge Holzart zu schonen ist, und mit keinem Vieh behütet werden darf, hängt sowohl von der Verschiedenheit der Holz- als auch der Vieharten ab. In den meisten Forstordnungen ist zwar die Zeit festgesetzt; allein die beiden oben angeführten Grundsätze geben uns einen noch besseren Leitfaden an die Hand. Der erste Satz ist demnach, daß die Zeit der Schonungen nach der Verschiedenheit der Holzarten bestimmt und festgesetzt werden muß. Die Absicht aller Schonungen besteht bloß darin, daß den jungen neu aufgeschlagenen Baumpflanzen kein Schade zugefügt werden soll. Der hauptsächlichste Schaden, den nun das Vieh darunter anrichten kann, besteht in dem Anbeißen und Abfressen des Herzens der Baumpflanze, aus welchem der nachherige Stamm entstehen und gebildet werden soll; sobald daher die junge Baumpflanze eine solche Höhe erreicht hat, daß das weidende Vieh die Krone seines Stammes nicht mehr erreichen kann, so hört es auch auf demselben schädlich zu werden, und es ist daher keine weitere Ursache vorhanden, warum das Vieh von solchen neu aufgeschlagenen Holzplätzen zurückgewiesen werden soll. Da nun die Holzarten langsam und geschwinde wachsen, so folgt auch daraus, daß die Schonungen nicht bei allen auf einerlei Fuß bestimmt und festgesetzt werden können, sondern man sich nach dem schnelleren und langsameren

Wachsthum der jungen Baumpflanzen zu richten habe. Eine junge Kiefer oder Tanne geht weit schneller in die Höhe, als eine junge Eiche, und kommt daher auch weit eher zu einer solchen Höhe, wo ihr durch den Biß des Viehes am Hauptstamme weiter keinen Schaden zugefügt werden kann; daher müssen auch die Schonungen in den Kiefer- und Tannenwäldern weit eher, als die Eichelkämpe zur Hütung wieder aufgegeben werden. Eben so ist auch bekannt, daß der junge Aufschlag der Erlen weit eher in die Höhe schießt und aus der Gefahr des Viehverbisses kommt, als die Birke, folglich ist es auch nöthig, daß der Birkenaufschlag länger, als der erlene zu schonen ist.

Bei der Bestimmung einer richtigen Schonungszeit sind auch die Vieharten zu berücksichtigen. Die Schweine sind die Verderber und Verwüster aller beraseten Hütungsplätze, daher sollten sie aus den Wäldern gänzlich verbannt werden. Die eigentliche Wald-Hütung bleibt also nur den Pferden, Ochsen, Kühen, dem jungen Rindvieh, nebst den Schafen offen. Die jungen Stämme entwachsen nun den Schafen weit eher, als den Pferden und dem Rindvieh, daher muß das junge Holz auch vor den erstern weit länger geschont werden. Daher kann eine eingeschlagene Schonung für die Schafe wieder aufgegeben werden, und dennoch dem Rindvieh und den Pferden eine geraume Zeit versperrt bleiben. Die Schonungen werden nun nach der Verschiedenheit der Holzarten, nach der verschiedenen Güte des Bodens, und endlich nach der Verschiedenheit der Vieharten eingetheilt. Jede Holzart kann hier nicht erwähnt werden, da es der Arten zu viel giebt; allein die Hauptarten müssen hier angeführt werden. Bei dem Kiefer- und Tannenholz hat man zuerst auf die Verschiedenheit des Bodens Rücksicht zu nehmen.

Man kann denſelben in drei Klaſſen bringen, nämlich in guten, Mittel- und ſchlechten Boden. Nach der Erfahrung gelangen die Kiefern oder Tannen in einem zur erſten Klaſſe gehörigen Boden gemeiniglich ſchon im 80ſten Jahre zu ihrer Vollkommenheit, in einem Boden zweiter Klaſſe brauchen ſie aber 100, und in dem zur dritten Klaſſe 120 Jahre. Nach dieſem Verhältniß wird nun auch das weidende Vieh dem jungen Holze in der dritten Klaſſe länger, als in der zweiten, und in dieſer wieder länger, als in der erſten Klaſſe Schaden zufügen können. Dieſes iſt nun der eigentliche Grund, warum nicht in allen Wäldern die Schonungen gleichmäßig aufgehoben werden können, ſondern ihre Dauer bald kürzer, bald länger iſt. Ein in Anſehung ſeines Bodens und folglich auch ſeines Holzwuchſes zur erſten Klaſſe gehöriger Kiefer- oder Tannenwald kann ſicher angenommen werden, daß die jungen Baumſtämme nach fünf Jahren ſchon zu einer ſolchen Höhe gelangt ſind, daß das Schafvieh die Krone des Hauptſtammes nicht mehr langen, folglich auch durch das gewöhnliche Verbeißen weiter keinen Schaden zufügen, und daher die Schonung nach dieſer Zeit wieder aufgegeben werden kann. Es verſteht ſich, daß es hier mit den Pferden und dem Rindvieh eine andere Bewandniß hat, als mit den Schafen; denn die jungen Baumpflanzen wachſen nicht ſo ſchnell empor, daß ſie auch dieſen nicht mehr zugänglich ſind, daher können die Schafe ſchon weiden, wenn das Rindvieh und die Pferde noch nicht zugelaſſen werden dürfen. Ein vernünftiger Schäfer wird auch ſo früh ſeine Schafe, wenn ſie in voller Wolle ſtehen, nicht in die dick bewachſenen Schonungen treiben, weil er und der Eigenthümer durch die Wolle, welche in einem dergleichen dicken Aufſchlage hangen bleibt, mehr verlieren,

als die Schafe durch die darin befindliche frische Weide gewinnen.

In einem guten zur ersten Klasse gehörigen Boden werden die jungen Kiefer- und Tannenstämme nach Verfließung von acht Jahren schon zu einer solchen Höhe gelangt seyn, daß ihnen auch das große Vieh an ihren Kronen nicht mehr schädlich werden kann, besonders da die Kiefern und Tannen nach Verfließung dieser Zeit schon zu einer gewissen Steifigkeit gediehen sind, welche verhindert, daß das Vieh ihre Gipfel nicht mehr herunterbeugen und verbrißen kann. Man kann daher nach der genannten Zeit die Schonung aufgeben. Ein Kiefern- oder Tannenwald von dieser Güte wird ohnedies nicht in hundert-, sondern nur in 80jährige Haue eingetheilt, und folglich wird ein solcher Hau, und daher auch die einzuschlagende Schonung, ein Fünftel stärker, als die in den zur zweiten Klasse zu rechnenden Wäldern, fallen. In einem Walde von der zweiten Klasse, dessen Flächen-Inhalt aus 3000 Morgen besteht, beträgt eine jede jährliche Schonung nur 30 Morgen; dahingegen sie in der ersten Klasse aus 40 Morgen bestehen müßte. Sollten nun in den Wäldern der ersten Klasse die Schonungen eben so lange, als in der zur zweiten Klasse gerechneten, dauern, so würde daraus in der Weide ohne Noth eine offenbare Verkürzung entstehen, und ein fruchtbarer Wald in diesen Stücken weit weniger brauchbar, als ein schlechter seyn. Wären auch gleich keine Hütungsberechtigte, denen dadurch ein Nachtheil erwüchse, und die daher auf eine kürzere Schonungszeit zu dringen Ursache hätten, so liegt doch einem jeden Gutsbesitzer selber daran, daß auch seinem eignen Vieh nicht mehr Weide, als es die Erhaltung des Holzes nothwendig macht, entzogen werde. Die Erhaltung des Holzes ist zwar in einem jeden Walde die Hauptsache; denn wenn

solche nicht mit der Hütung bestehen kann, so muß diese weichen und eingeschränkt werden. Ist aber schon für die Erhaltung des Holzes hinlänglich und auf die gehörige Art gesorgt worden, so ist dann kein Grund vorhanden, warum die Hütung derselben noch ferner aufgeopfert werden sollte. Ist nun ein Wald von fremden Aufhütungen frei, so kann der Eigenthumsherr durch eigene Besichtigung der Schonungen die richtige Zeit, wenn sie, ohne Gefahr des jungen Holzes, wieder aufzugeben sind, am besten beurtheilen, und ihre längere oder kürzere Dauer, nachdem er es für gut befindet, und die Weide für sein Vieh darin missen kann, einrichten. Denn es können öfters unvermuthete Fälle vorkommen, in welchen die Schonungen wohl noch eher aufzugeben sind, theils aber auch länger geschont werden müssen, und hierin kann ein Eigenthümer, der von keinem fremden Hütungsberechtigten eingeschränkt ist, nach freiem Gefallen, wie er es rathsam findet, die nöthigen Verfügungen treffen. Bei der Eintheilung des Waldes in 80 Schläge, wovon jährlich ein Schlag in Schonung geschlagen wird, steht fest, daß eine solche Schonung nach Verlauf von fünf Jahren für die Schafe und nach acht Jahren für die Pferde und das Rindvieh wieder aufgegeben, bis dahin aber von den Hütungsberechtigten unverbrüchlich respectirt werden muß. Dasselbe ist auch bei den Kiefer- und Tannenwäldern, die zur 1ten und 3ten Klasse gehören, nach dem Verhältniß der mehreren oder wenigeren Schläge zu beobachten. Mit einem Worte, die Eintheilung des Waldes in Schläge bestimmt auch zugleich die Zeit der Schonungen, wodurch denn allen sonst zwischen dem Eigenthümer und den Hütungsberechtigten darüber entstehen könnenden Irrungen gänzlich vorgebeugt wird.

Die Wälder der zweiten Klasse haben einen etwas schlechteren Boden, als die der ersteren; daher haben auch die darin erzeugten jungen Baumpflanzen ein verhältnißmäßig langsameres und wenig schnelleres Wachsthum, welches denn auch die Ursache ist, daß dergleichen Kiefer- oder Tannenwälder in hundertjährige Schläge oder Haue eingetheilt zu werden pflegen. Nach diesem verschiedenen Verhältnisse muß auch die Schonungszeit eingerichtet und bestimmt werden. Die Schafe dürfen hier nur nach Ablauf des siebenten Jahres in die Schonungen gelassen werden; die Pferde und das Rindvieh aber erst nach zehn Jahren. Das Uebrige findet hier wie bei der ersten Klasse Statt. Was die dritte Klasse betrifft, so werden die dazu gehörigen Wälder in 120jährige Haue oder Schläge eingetheilt, welches wegen des schlechten Bodens auch nicht anders angeht. Die Wälder der dritten Klasse verhalten sich wie 2 zu 3; dasselbe Verhältniß muß denn auch bei denselben in Rücksicht der Schonungszeit beobachtet werden. Die Schonungen können selbst für die Schafe nicht eher, als nach Verfließung von neun Jahren wieder aufgegeben und frei gelassen werden; bei den Pferden und dem Rindvieh aber erst vor Ablauf des zwölften Jahres, und auch dann ist öfters noch der junge Aufschlag von solcher Art, daß er noch immer der Gefahr, von dem größeren Vieh in seinen Hauptheilen beschädiget werden zu können, ausgesetzt bleibt; denn das Verhältniß zwischen einem schlechten und guten Boden nimmt, in Absicht seiner Wirkungen, jederzeit mehr ab, als zu.

Die Schonungen in den Eichen- und Buchenwerden theils durch angelegte Eichelkämpe, durch einzelne Anpflanzungen auf kleinere [illegible] gebracht. Hier wird es nur noch [illegible], wie lange die angelegten Eichel-

kämpe zu schonen sind, und in wie weit auch in Ansehung der ausgepflanzten Eichen überhaupt, eine Schonung nöthig sei. Was die Eichelkämpe, welche die Stelle der Schonungen in den Eichenwäldern vertreten, anbetrifft, so ist aus der Natur des Eichbaumes bekannt, daß derselbe zwar von weit längerer Dauer sei, aber auch ein weit langsameres Wachsthum habe, und überhaupt ungleich mehr Zeit, um zu seiner Vollständigkeit zu gelangen, erfordert. Aus diesem Grunde ist schon oben gesagt worden, daß ein Eichenwald, der Anzahl nach, in noch einmal so viele jährliche Haue oder Schläge, als ein zur zweiten Klasse gehöriger Kiefer- oder Tannenwald eingetheilt werden muß. Aus dieser seiner Eintheilung in mehrere Schläge folgt auch von selbst eine größere Anzahl seiner Schonungen, weil Holz und Schonungen zwei genau mit einander verbundene Dinge sind, und ein jeder Holzhau oder Schlag, sobald er abgetrieben oder sonst vom Holze entblößt worden ist, auch wieder geschont werden muß. Der langsamere Wuchs der Eichen macht also auch länger dauernde Schonungen von selbst nothwendig. Es werden daher hier folgende Sätze anzunehmen seyn: I. Eine junge Eichenpflanze erfordert noch einmal so viel Zeit, als eine Kieferpflanze, um zu einer solchen Höhe zu gelangen, daß sie auch selbst von den Schafen nicht beschädiget, noch in ihrer Krone verbissen werden kann. Der Boden der Eichen muß in drei verschiedene Klassen eingetheilt, und nach deren Verhältniß auch das verschiedene Verhältniß der Schonungszeit bestimmt werden. Da aber Niemand einen schlechten Boden zu einer langsam wachsenden dauernden Holzart nehmen wird, so muß auch hier bei den Eichelkämpen ein gleich guter und fruchtbarer Boden vorausgesetzt werden. Wenn nun die Schafe nach Verlauf von

ſechs Jahren wieder in den Schonungen der Kieferwälder, die nach der Güte ihres Bodens zu der erſten Klaſſe gerechnet worden ſind, zu hüten verſtattet worden, ſo kann ſolches in den Eichelkämpen, nach dem Verhältniß des langſameren Wachsthumes dieſer Holzart, nur erſt nach Verlauf von zwölf Jahren geſchehen, und auch dann noch wird eine junge Eiche immer eher, als eine ſechsjährige junge Kiefer von dieſer Viehart verletzt zu werden Gefahr laufen. Die Biegſamkeit der jungen Eichenſtämme, deren ſich die Schafe, um des ſüßen und zarten Holzes ihrer jungen Kronen zu genießen, bedienen, iſt die eigentliche Urſache von dieſer größern Gefahr. Nach demſelben Verhältniß müſſen denn auch die Pferde und das Rindvieh wenigſtens ſechzehn Jahre von den angelegten Eichelkämpen zurückgehalten werden, und einige Forſtmänner wollen dieſe Schonungszeit bis auf das 20ſte Jahr verlängern. Hieran iſt beſonders die lange anhaltende Biegſamkeit der jungen Eichen Schuld; denn die unter derſelben weidenden größeren Vieharten biegen den Gipfel derſelben vermittelſt des Maules herunter, um den friſch ausgeſchlagenen Schuß des Hauptſtammes, der ihm ſtets eine ſehr reizende Nahrung iſt, zu genießen. Auch hierbei würden ſich ſelbſt die Hütungsberechtigten niemals zu beſchweren eine gegründete Urſache haben, indem die Hütung dann ebenfalls nicht mehr, als in den zur zweiten Klaſſe gehörigen Kieferwäldern eingeſchränkt wird. Man nehme einen Kieferwald von der 1ten Klaſſe, und auch einen Eichenwald, beide von einem Flächeninhalt an, ſo wird der erſtere in hundert, der zweite aber in zweihundert jährliche Haue eingetheilt werden. Werden nun gleich die Schonungen in dem Kieferwalde nach zehn, die in dem Eichenwalde aber erſt nach zwanzig Jahren wieder aufgegeben, ſo bleibt doch der Zuſtand der Hütungsberechtigten

in beiden einerlei, indem dadurch im Ganzen genommen, niemals mehr, als der zehnte Theil der ganzen Waldhütung verloren geht. Warum ein Eichenwald nicht immer durch ordentlich angelegte Eichelkämpe geschont werden kann, sondern auch sehr oft der Abgang des Holzes in den kleinen Zwischenräumen durch Anpflanzung ersetzt werden müsse, ist schon bemerkt worden. Es kommt jetzt nur noch darauf an, ob dergleichen kleinere Pflanzstellen von allen Vieharten ebenfalls zu schonen nöthig sei, und wie lange diese Schonung dauern müsse. Es ist schon bemerkt worden, daß die ausgepflanzten jungen Eichenstämme theils schon von einer gewissen Stärke und Alter seyn, theils aber auch mit Dornen umflochten und überdies mit tauglichen Pfählen versehen werden müssen; und wenn dies geschieht, so ist an und für sich keine Ursache vorhanden, warum dergleichen Pflanzstätte mit den Schafen geschont werden sollten; denn von diesen ist offenbar, daß sie solchen, ihnen schon entwachsenen und gut bewaffneten Eichenstämmen weiter keinen Schaden zufügen können. Selbst die großen Arten des Viehes, als Pferde und Ochsen, können diesen gepflanzten jungen Eichbäumen nur wenigen Schaden thun, indem ihnen wegen des sonst gewöhnlichen Herunterbeugens und Verbeißens der Kronen durch die dabei veranstalteten Pfähle und umwundene Dornen schon von selbst ein Riegel vorgeschoben worden ist. Bei Schafen findet unter dergleichen Umständen eine Schonung gar nicht Statt; in Ansehung der großen Vieharten aber kann allenfalls eine Schonung solcher Plätze von fünf bis sechs Jahren nicht undienlich seyn, damit die neugepflanzten Eichenstämme erst die gehörige Zeit sich gehörig einzuwurzeln erhalten mögen; denn durch das Treten der schweren Vieharten unter dem Weiden kann es leicht geschehen,

ſechs Jahren wieder in den Schonungen der Kieferwälder, die nach der Güte ihres Bodens zu der erſten Klaſſe gerechnet worden ſind, zu hüten verſtattet worden, ſo kann ſolches in den Eichelkämpen, nach dem Verhältniß des langſameren Wachsthumes dieſer Holzart, nur erſt nach Verlauf von zwölf Jahren geſchehen, und auch dann noch wird eine junge Eiche immer eher, als eine ſechsjährige junge Kiefer von dieſer Viehart verletzt zu werden Gefahr laufen. Die Biegſamkeit der jungen Eichenſtämme, deren ſich die Schafe, um des ſüßen und zarten Holzes ihrer jungen Kronen zu genießen, bedienen, iſt die eigentliche Urſache von dieſer größern Gefahr. Nach demſelben Verhältniß müſſen denn auch die Pferde und das Rindvieh wenigſtens ſechzehn Jahre von den angelegten Eichelkämpen zurückgehalten werden, und einige Forſtmänner wollen dieſe Schonungszeit bis auf das 20ſte Jahr verlängern. Hieran iſt beſonders die lange anhaltende Biegſamkeit der jungen Eichen Schuld; denn die unter derſelben weidenden größeren Vieharten biegen den Gipfel derſelben vermittelſt des Maules herunter, um den friſch ausgeſchlagenen Schuß des Hauptſtammes, der ihm ſtets eine ſehr reizende Nahrung iſt, zu genießen. Auch hierbei würden ſich ſelbſt die Hütungsberechtigten niemals zu beſchweren eine gegründete Urſache haben, indem die Hütung dann ebenfalls nicht mehr, als in den zur zweiten Klaſſe gehörigen Kieferwäldern eingeſchränkt wird. Man nehme einen Kieferwald von der 2ten Klaſſe, und auch einen Eichenwald, beide von einem Flächeninhalt an, ſo wird der erſtere in hundert, der zweite aber in zweihundert jährliche Haue eingetheilt werden. Werden nun gleich die Schonungen in dem Kieferwalde nach zehn, die in dem Eichenwalde aber erſt nach zwanzig Jahren wieder aufgegeben, ſo bleibt doch der Zuſtand der Hütungsberechtigten

in beiden einerlei, indem dadurch im Ganzen genommen, nkemals mehr, als der zehnte Theil der ganzen Waldhütung verloren geht. Warum ein Eichenwald nicht immer durch ordentlich angelegte Eichelkämpe geschont werden kann, sondern auch sehr oft der Abgang des Holzes in den kleinen Zwischenräumen durch Anpflanzung ersetzt werden müsse, ist schon bemerkt worden. Es kommt jetzt nur noch darauf an, ob dergleichen kleinere Pflanzstellen von allen Vieharten ebenfalls zu schonen nöthig sei, und wie lange diese Schonung dauern müsse. Es ist schon bemerkt worden, daß die ausgepflanzten jungen Eichenstämme theils schon von einer gewissen Stärke und Alter seyn, theils aber auch mit Dornen umflochten und überdies mit tauglichen Pfählen versehen werden müssen; und wenn dies geschieht, so ist an und für sich keine Ursache vorhanden, warum dergleichen Pflanzstätte mit den Schafen geschont werden sollten; denn von diesen ist offenbar, daß sie solchen, ihnen schon entwachsenen und gut bewaffneten Eichenstämmen weiter keinen Schaden zufügen können. Selbst die großen Arten des Viehes, als Pferde und Ochsen, können diesen gepflanzten jungen Eichbäumen nur wenigen Schaden thun, indem ihnen wegen des sonst gewöhnlichen Herunterbeugens und Verbeißens der Kronen durch die dabei veranstalteten Pfähle und umwundene Dornen schon von selbst ein Riegel vorgeschoben worden ist. Bei Schafen findet unter dergleichen Umständen eine Schonung gar nicht Statt; in Ansehung der großen Vieharten aber kann allenfalls eine Schonung solcher Plätze von fünf bis sechs Jahren nicht undienlich seyn, damit die neugepflanzten Eichenstämme erst die gehörige Zeit sich gehörig einzuwurzeln erhalten mögen; denn durch das Treten der schweren Vieharten unter dem Weiden kann es leicht geschehen,

daß die noch zarten Wurzeln der gepflanzten Eichenstämme wieder losgerissen würden, und dadurch der ganze Baum ins Verderben geriethe. Jetzt ist nun noch die Bestimmung der Schonungszeit in Ansehung des Unterholzes übrig. Der schnellere oder langsamere Widerwuchs, nebst den Jahren ihrer Vollständigkeit und Brauchbarkeit sind bei allen Unterholzarten der Hauptgrund, worauf die Bestimmung ihrer Schonungszeit gebauet werden muß. Die Birke ist beinahe dem Kiefer- oder Tannenholze in den Wäldern, so zur zweiten Klasse gerechnet werden, gleich zu schätzen. In einem Mittelholzboden wird das birkene Unterholz mit gutem Fuge nach Verfließung von fünf und zwanzig Jahren wiederum gehauen und genutzt; es geht aber anfangs mit dem Ausschuß der jungen Birkensprößlinge etwas langsam her, und sie werden nur sehr selten vor dem sechsten in die Umstände kommen, daß man vor dem ihnen von den Schafen zuzufügenden Schaden gesichert seyn kann, zumal da diese junge Sprößlinge sehr lange biegsam bleiben, und daher von allen Viehearten durch das Herunterziehen und Umbiegen leicht Schaden gemacht werden kann. Dessenungeachtet werden sie doch nach Verlauf von sechs Jahren schon von einer solchen Höhe und Stärke seyn, daß sie von den Schafen weiter nichts zu befürchten haben. Man kann daher gegen das Verhältniß der Schonungen in den Kieferwäldern zweiter Klasse füglich ein Jahr zurückschlagen, und die eingeschlagenen Birkenplätze schon nach Verfließung des sechsten Jahres für die Schafe wieder aufgeben. In Ansehung der Pferde und des Rindviehes hat es eine gleiche Bewandniß, und es wird nur selten Bedenken haben für diese Viehearten die eingeschlagenen Schonungen des Birkenholzes nach Verlauf des 4ten Jahres wieder frei zu lassen; denn

wenn sich schon die Birke nach fünf und zwanzig Jahren wiederum in dem Stande, zu Stangen- und Klafterholz genutzt werden zu können, befinden sollte, so muß sie nach Verfließung von neun Jahren schon eine solche Höhe erreicht haben, bei welcher dem Hauptstamme weder von den Pferden, noch von dem Rindvieh eine Verletzung widerfahren kann. An den Zweigen und auch an dem mit aufschlagenden Strauchwerke, woran es in reich besetzten Birkenwäldern nur selten fehlt, werden sich zwar immer noch die Schafe, als auch die größeren Vieharten, nach dieser Zeit noch immer vergreifen; allein auch bei dieser Art der Schonungen kommt es hauptsächlich auf die unverletzte Erhaltung des Hauptstammes an. Sobald dieser gegen alle Verletzung des Viehes sicher gestellt worden, so ist auch der Endzweck der Schonung erreicht, und folglich weiter keine gegründete Ursache, warum das Vieh von dergleichen Plätzen noch zurückbleiben soll, vorhanden. An den Orten, wo Mangel an Brennholz ist, wird auch das zu seiner Vollkommenheit gediehene Birkenstrauchholz zu Reisig gebunden wohl genutzt, und davon ebenfalls eine baare Einnahme, die leicht die Weideabnutzung übersteigen möchte, gemacht. Kann demnach ein Gutsbesitzer seine Birkenbüsche von der Viehweide, ohne dadurch seinen Viehstand schwächen zu dürfen, entbehren, so ist es nicht unwirthschaftlich dergleichen Plätze gänzlich zu schonen, und sie niemals zu behüten. Dieses wird nur an wenigen Orten möglich seyn, weil gewöhnlich unter allen Waldhütungen, die Weide in den Birkenbüschen die reinste und gesundste, besonders für die Schafe zu seyn pflegt. Daher ist die Erinnerung hier bloß von solchen Oertern und Gegenden gemacht worden, wo ein Ueberfluß an Weide, und hingegen Mangel an Brennholz ist, wo dies aber nicht der Fall ist, da

iſt es beſſer, das an und für ſich nur ſchlechte Strauchholz zu entbehren, als ſich ſeine Weide, deren Ueberfluß niemals ſchädlich ſeyn kann, zu verkürzen.

Das Erlenholz kann man gewiſſermaßen in Anſehung ſeines Widerwuchſes mit den Kiefer- und Tannenwäldern der erſten Klaſſe, jedoch ebenfalls unter gewiſſen Einſchränkungen, in Vergleichung ſetzen. Auch hier kann ebenfalls bei der Schaf- und Rindviehhütung von den ſonſt in den Kieferwäldern dieſer Art angenommenen Schonungen, in Rückſicht ihrer Dauer, ein Jahr zurückgeſchlagen werden, dergeſtalt, daß in den Schonungen der Erlenbüſche bereits nach Verfließung des vierten Jahres das Schafvieh, und nach Ablauf des ſiebenten Jahres die Pferde und das Rindvieh wieder zugelaſſen werden können. Die Erlen, die in einem ihrer Natur nach paſſenden Grunde ſtehen, gelangen nach einer Zeit von 18 bis 20 Jahren ſchon wieder zu einer ſolchen Stärke, daß ſie auf's Neue gehauen und abgenutzt werden können. Man gewahrt hieraus von ſelbſt, daß dieſe zu ihrer Schonung ausgeſetzte Zeit mit derjenigen, die oben in Anſehung der Birken feſtgeſetzt worden, vollkommen verhältnißmäßig iſt. Uebrigens muß hier alles dasjenige, was wegen Schonungen des Birkenholzes bemerkt worden, wiederholt werden, weil es in den meiſten Fällen auch hier anwendbar iſt. Ein Mehreres über die Schonung, ſ. unter Wald und Waldnutzung.

Schonzeit, Hägezeit, die Zeit der Schonung, zu welcher das Wild, die Wieſe oder ein Wald geſchont wird, das iſt, wo das Wild nicht gejagt, die Wieſe und der Wald aber nicht mit dem Viehe betrieben wird.

Schooß, ein Wort, welches in einer doppelten Bedeutung gangbar iſt. 1. Der Bug am Unterleibe eines Menſchen, beſonders wenn er ſitzt, wo es bald

von diesem Buge, und in der anständigen Sprechart auch von den in dessen Gegend befindlichen Theilen gebraucht wird. Die Mutterscheide erstreckt sich von der Bärmutter bis in den weiblichen Schooß. Bald von der Vertiefung, welche im Sitzen in dieser Gegend zwischen den Schenkeln entsteht; einen Schooß machen, besonders von weiblichen Personen, im Sitzen die Schenkel ein wenig von einander thun, damit eine Vertiefung entstehe. Das Schäflein schlief in seinem Schooß, 7. Sam. 12, 3. Bald aber auch von den Schenkeln eines Sitzenden, mit dem Vorworte auf: ein Kind auf den Schooß nehmen; jemanden auf dem Schooße sitzen. Daher die figürliche Redensart: die Hände in den Schooß legen, müßig gehen. Dem Glücke im Schooße sitzen, ein anhaltendes Glück, eine fortdauernde Glückseligkeit genießen. Ingleichen in einigen Fällen figürlich, das Innere, das Mittel eines Dinges. In den Schooß der Kirche zurückkehren, in die Gemeinschaft der Glieder derselben. Den süßen Frieden, welchen man im Schooße seiner Familie genießt. Sein Herz in den Schooß eines Freundes ausschütten.

2. Derjenige Theil der männlichen Kleidung, welcher sich zur Seite des Schooßes von dem Leibe an erstreckt. Der Schooß eines Kleides. Ein Kleid mit gesteiften Schößen. Das Niedersächsische Schoot bedeutet nicht allein diesen Theil des männlichen Kleides, sondern den Zipfel eines jeden Kleidungsstückes, ja auch eines Segels; der Schweif, die Schleppe, ferner einen jeden Keil, Zwickel oder Gehörn an einem Kleidungsstücke. Bei den Niedersächsischen Schneidern ist schöteln, das Stück Zeug, welches das Kleid länger und

weitläuftiger machen, und Falten verurſachen ſoll, anſetzen. Die Oberſächſiſchen Fleiſcher nennen auch das lappige dünne Fleiſch an einem Rinde, welches noch unter den Lappen hängt, den Schooß. Aus welchem allen erhellt, daß dieſes Wort hier etwas hervorragendes, eine Ecke, einen Zipfel bedeutet, und wahrſcheinlich zu ſchießen und Schoß gehört. Man hat es ſchon lange für nöthig gehalten, das lange o in dieſem Worte, wodurch ſich daſſelbe von Schoß, tributum, mit dem kurzen o unterſcheidet, ausdrücklich zu bemerken.

Schooßfall, in den Rechten einiger Gegenden, derjenige Fall oder Erbfall, vermöge deſſen bei dem Tode eines Kindes der Nießbrauch ſeines väterlichen Vermögens der Mutter anheimfällt, oder wie es in den Bautzner Statuten heißt, in den Schooß der Mutter fällt, wobei jedoch das Eigenthum den übrigen Kindern verbleibt.

Schooßfell, nur in einigen, beſonders Niederdeutſchen Gegenden, ein Schurzfell, weil es den Schooß bedeckt.

Schooßhund, ein kleiner zierlicher Hund, dergleichen die Damen gern auf dem Schooße zu haben pflegen.

Schooßjünger, eine ſpöttliche Benennung des geliebteſten unter den Schülern, Clienten oder Nachfolgern eines Lehrers oder Gönners; eine von Johannes, der ſeinem Lehrer Jeſu im Schooße lag, entlehnte Figur.

Schooßrippe, bei den Fleiſchern, die mit Fleiſch bewachſenen Rippen, welche aus dem Schooße des Rindes gehauen werden; eine ſprüchwörtliche Benennung, weil das Wort Schooß von Thieren ſonſt nicht üblich iſt.

Schoote, ſ. Schote.

Schöten, im Schiffbau, ſ. Stützen.

Schooten, in der Schifffahrt, Taue, womit die Segel ausgespannt werden. Sie bekommen von den Segeln, wozu sie gehören, auch verschiedene Namen.

Schooten des großen Bramsegels, s. große Bramschoten.

Schooten des großen Marssegels, s. große Marsschoten, beides unter Schiffbaukunst.

Schooten des großen oder Schönfahrsegels, s. große Schooten, unter Schiffbaukunst.

Schoothören, s. große Stagsegel, unter Schiffbaukunst.

Schoothörner, im Schiffbau, s. Hals, unter Schiffbaukunst.

Schöp, der Kalkstein oder Pfannenstein in den Salzwerken, s. Schepp.

Schopf, im Forstwesen, heißen die verworrenen Zweige auf einem Baume; auch eine Laube führt diesen Namen. Der Schoppenschlag oder Schuppenschlag ist in einigen Gegenden ein Collectivum, abgehauene Schöpfe und Aeste von den Bäumen zu bezeichnen; der Afterschlag. Wipfelschlag. — 2. Ein Bündel oder Büschel mehrerer Dinge, wo es doch nur von weichen Körpern, dergleichen Haare, Federn ꝛc. sind, gebraucht wird. Jemanden einen Schopf oder Schöpfchen Haare ausreißen. Besonders werden die in Gestalt eines Busches gewachsenen Haare auf dem Wirbel der Menschen und mancher Thiere ein Schopf genannt. Manche orientalische Völker scheeren das Haupt und lassen nur auf der Mitte des Kopfes einen Schopf stehen. Der Schopf an einem Pferde, die Mähne auf der Stirn. Auch die in Gestalt eines Büschels gewachsene Federn auf den

Köpfen mancher Thiere werden ein Schopf genannt, z. B. bei einigen Lerchen, Meisen ꝛc. ꝛc.

Schöpfbehälter, im Wasserbau, ein Wasserbehälter, wohin durch Hülfe einer Maschine Wasser gebracht und durch neue Pumpen höher hinauf geführt wird.

Schöpfbrunnen, Ziehbrunnen, ein Brunnen, wo man das Wasser durch Eymer vermittelst eines Schwengels aus der Tiefe hinaufzieht; s. unter Brunnen, Th. 7, S. 72.

Schöpfbuhnen, im Wasserbau, Buhnen, die angelegt werden, den verlassenen Stromarm aufzuräumen, oder auch Kanäle zu vertiefen. Diese müssen den Strom auffangen, um dessen eigene Kraft und die Strombahn in den zu eröffnenden Kanal hineinzu leiten; s. unter Buhne, Th. 7, S. 253.

Schöpfe, der Tritt oder die etlichen Stufen, welche man an das Ufer eines Flusses oder Deiches in das Wasser hinein anlegt, damit man bequem dahingehen und Wasser herausschöpfen kann; auch eine Benennung des Schöpflöffels, s. diesen.

Schöpfeimer, ein Eimer, Wasser damit zu schöpfen, dergleichen die Eimer an den Schöpf- und Ziehbrunnen sind.

Schopfen, zwei regelmäßige thätige Zeitwörter, das erste, mit einem Schopfe versehen; das zweite stopfen, s. Schoppen.

Schöpfen, ein regelmäßiges Zeitwort, welches der Form nach ein Intensivum von schaffen und schieben ist, seinem Wesen und Ursprunge nach aber eigentlich eine unmittelbare Nachahmung des Tones ist, welchen es bezeichnet, und daher von mehreren, dem Anscheine nach, verschiedenen Handlungen und Veränderungen gebraucht wird, welche aber mit diesem Laute verbunden sind, oder doch anfangs unter demselben gedacht worden. Es kommt in dop-

pelter Gestalt vor. I. Als ein Zeitwort der Mittelgattung. 1. Das Wasser durch eine Ritze oder Oeffnung einlassen. Das Schiff, der Kahn schöpft Wasser, wenn beide einen Leck haben. Man sagt auch in einigen Gegenden die Schuhe schöpfen Wasser, wenn sie Wasser ziehen; die Sonne schöpft Wasser, wenn sie Wasser zieht. — 2. Trinken, ein nur bei den Jägern üblicher Gebrauch, welche es von dem Wildpret, dem wilden Geflügel ꝛc. brauchen. Der Falk schöpft, er trinkt. Eben daselbst wird es auch thätig gebraucht: Einen Habicht schöpfen, ihn tränken, ingleichen ihn baden oder zu baden geben. — 3. Blühen, wo es doch nur im Hopfenbau von dem Hopfen gebraucht wird. Der Hopfen schöpft, wenn er blühet. Es soll hier zunächst von Schopf oder Kopf abstammen, weil der Hopfen, wenn er blühet, Schöpfe oder Köpfe bekommt.

II. Als ein thätiges Zeitwort. I. Mit einem Gefäße einen Theil eines flüssigen Körpers aus einem größeren Vorrathe auffassen und wegnehmen. (1) Im eigentlichen Verstande. Wasser schöpfen, es geschehe nun mit einem Eimer, einer Gelte ꝛc. Wasser mit dem Siebe schöpfen, vergebliche Arbeit verrichten. Aus einem Brunnen schöpfen. Einen Brunnen leer schöpfen. Einen Zuber voll schöpfen. Das Fett mit dem Löffel oben abschöpfen. Bernstein schöpfen, ihn mit geflochtenen Körben aus dem Wasser holen, so daß das Wasser durchläuft, der Bernstein aber zurückbleibt. (2) In weiterer Bedeutung gebraucht man es auch von der Einziehung des Athmens und der Luft. Athmen schöpfen, Luft schöpfen.

Bütte, worein der Zeug aus dem Rechen gegossen und von der Blase in der Butte erwärmt wird. Er schöpft mit der Form den Zeug, welcher sich auf den Drahtgatter der Form setzt und dieses durchgängig bedeckt. Bloß nach dem Augenmaaße beurtheilt er bei jeder Papierart ob er Zeug genug geschöpft hat; s. unter Papier. (2) In der dritten Bedeutung des thätigen Zeitwortes. (a) Eine jede Person, welche ein Werk hervorbringt, wo man es nur noch theils im Scherze, theils aber auch in der höheren Schreibart von dem Urheber eines künstlichen oder großen, wichtigen Werkes braucht. (b) In der engsten Bedeutung, so fern das veraltete schöpfen, und das heutige schaffen, aus nichts hervorbringen bedeutet, wird es besonders von Gott gebraucht, so fern er der Grund und Urheber aller vorher nicht vorhandenen Wesen ist. **Gedenke an deinen Schöpfer in deiner Jugend. Gott, der Schöpfer aller Dinge.**

Schöpferisch, Bei- und Nebenwort, in den Fähigkeiten eines Schöpfers gegründet, jedoch nur in der dritten Bedeutung dieses Hauptwortes, und in der dichterischen Schreibart. **Ein wahrer Mäcen von allen schöpferischen Geistern. Zacher.** von allen Urhebern künstlicher Werke des Witzes. Desgleichen von Gott: **der mit schöpferischer Kraft die Welt aus dem Nichts hervorgehen hieß.**

Schöpferstuhl, s. unter Schöpfer.

Schöpfgebäu, s. Kunstgezeug, Th. 55.

Schöpfgelte, eine kleine hölzerne Gelte, Wasser damit aus Pfannen, Kübeln ꝛc. zu schöpfen. Zu demselben Gebrauche hat man auch einen Schöpfeimer, Schöpfnapf, Schöpflöffel, Schöpftopf, eine Schöpfkelle, Schöpfkanne.

Schöpfhalten, im Salzwerke, den Salzstein aus der Pfanne heben.

Schöpfig, Bei- und Nebenwort, einen Schopf habend, geschopft.

Schöpfkelle, s. Schöpfgelte. In der Glashütte ist diese Kelle 9 Zoll lang, 6 Zoll breit und 3 bis 4 Zoll tief. Sie hat einen eisernen Stiel mit einer Dille 5 Fuß lang. Mit dieser Kelle wird das Glas aus dem Schmelzhafen in den Arbeitshafen übergeschöpft. — In der Küche ist die Schöpfkelle ein rundes und hohl ausgetriebenes kupfernes Gefäß, mit einer Schnautze an der Seite, und mit einem langen eisernen Stiel versehen, womit man in den Küchen das Wasser aus den Ständern zu schöpfen pflegt. — Bei dem Seifensieder ist diese Kelle ein kupfernes rundes Gefäß an einem Stiele, mit welchem der geschmolzene Talg aus dem Kessel in den Talgtopf geschöpft wird. — Beim Färber, ist sie ein kleines Gefäß, womit man die allzu häufige Blume von der Blaukúpe und den Unrath abnimmt. — In den Eisenhütten ist es diejenige eiserne Kelle, womit das flüssige Eisen in die thönernen Formen eingegossen wird. Sie wird zu diesem Gebrauche mit Thon überzogen, der von Pferden getreten worden, damit das Gußeisen sich nicht daran anhängen kann; man läßt sie dann glühend werden. Die Schöpfkelle hat gemeiniglich einen eisernen Stiel, den der Arbeiter mit zwei ausgehöhlten und mit einem eisernen Ringe zusammengehaltenen Stücken Holz umgiebt. Wenn man gießen will, so wird der Stiel der Schöpfkelle in die linke Hand genommen und das Gußeisen wird oberhalb der Dame aus dem Werke geschöpft. Die Schöpfkelle, welche durch den linken Arm unterstützt wird, wird von der Rechten gehalten, und so

umgekehrt, und das Gußeisen wird in den Einguß der Formen gegossen.

Schöpfkopf, nennt Shemerl in seiner Abhandlung an Flüssen und Strömen zu bauen, was Silberschlag und Andere Schöpfbühne nennen.

Schöpfkübel, ein Kübel, Wasser darein zu schöpfen. Besonders ist er bei dem Feuergeräthe gebräuchlich, das Wasser damit aus den großen Kuffen in die Spritzen zu gießen.

Schöpflöffel, s. oben Schöpfgelte. Es ist ein eiserner Löffel, womit das Blaufarbenglas auf dem Blaufarbenwerke aus den Häfen geschöpft wird. — Beim Färber, ein kupferner, beinahe als ein abgestutzter Kegel gebildeter großer Löffel an einem hölzernen Stiele, womit die Farbenbrühe aus einem Kessel oder Gefäße in das andere geschöpft und übergetragen wird. — In den Glashütten, ein großer Löffel, der neun Zoll lang, sechs breit, und drei bis viere tief ist. Er hat einen eisernen Stiel mit einer fünf Fuß langen Dille. Man schöpft damit das Glas aus dem Schmelzhafen in den Arbeitshafen. Wahrscheinlich die schon oben beschriebene Kelle.

Schöpfmeise, eine Art Meisen, welche einen Schopf oder Federbusch auf dem Kopfe hat; s. unter Meise, Th. 88, S. 2.

Schöpfmühle, im Mühlenbau, ein Mühlwerk mit Schöpfrädern, das Wasser aus Deichen, Kanälen, Gräben ꝛc. zu schöpfen.

Schöpfproben, im Hüttenwerk, Proben, die von dem Abtreiben auf den Treibeöfen aus den lautern Werken der flüssigen Metalle ausgestellt und in feuchte Asche gegossen werden, um solche zu probiren. Dieses gilt auch von gesaigerten Werken.

Schöpfrad, im Wasserbau, ein von fließendem Wasser getriebenes Rad, welches durch angehängte Eymer eine Menge Wasser in die Höhe

bringt und ausgießt. Die Erfindung dieser Räder ist alt. Man hat davon zweierlei Arten, wovon die eine in der Mitte oder durch das Mittel der Welle das Wasser ausgießt, die andere aber durch aufgesetzte Kasten. Ein Mehreres hierüber, s. unter Wasserbaumaschinen.

Schöpfschaufel, eine tiefe Schaufel, Wasser damit aus- und einzuschöpfen. Auf den Flußschiffen hat man dergleichen an einem Stricke befestigte Schaufeln, das Wasser damit über Bord zu werfen.

Schöpfung, etwas hervorbringen, etwas werden lassen, was noch nicht da ist oder da war; daher die Schöpfung der Welt aus Nichts, die Schöpfung des Menschen, der Engel. Schöpfung und Erschaffung sind zwar der Form nach sehr verschieden, sie werden aber doch in manchen Fällen als gleichbedeutend gebraucht. Nach Stosch Bemerkung, kann, wenn das Object ausdrücklich gemeldet wird, so wohl das eine, als das andere gebraucht werden, also kann man sowohl sagen: die Schöpfung des Menschen, als auch die Erschaffung desselben.

Schöpfwerk, eine zusammengesetzte Maschine, das Wasser damit aus einem Orte zu schöpfen. Ueberhaupt versteht man darunter alle diejenigen Instrumente, wodurch das Wasser aus einer geringen Tiefe ohne viele Kosten geschöpft werden kann. Dergleichen sind die Schöpf- und Schwungschaufel, die sogenannten Hebeschüsseln ꝛc., auch alle sogenannte Eimerkünste, da man durch Eimer, entweder durch Seil und Kloben, oder durch Rad und Getriebe das Wasser, nachdem es von den Eimern geschöpft worden, in die Höhe hebt; s. unter Wasserbaumaschinen.

Schopp, im Hüttenwerk, s. Stichseite.

Schöpp, der Salz- oder Pfannenstein, s. Schepp.

in den Hals stopft. In derselben Mundart werd auch die Flicksteine der Maurer, Schoppstei genannt. Geschoppt voll, gestopft, gepfro voll. Daher das Schoppen.

Schöppenbank, an den Orten, wo die Beisitzer ein Gerichtes noch unter dem Namen der Schöppe bekannt sind, der Sitz derselben in einem Gerich Ehedem auch wohl ein mit Schöppen besetztes G richt, ein Schöppenstuhl.

Schöppenbar, Bei- und Nebenwort, welches ehema gangbarer war, als jetzt, einem Schöppen in ein obern Gerichte an Würde und Vorzügen gleich.

Schöppenbar Freye, s. Th. 70, S. 455.

Schöppenbrod, heißt man zu Halle in Sachsen ei gewisse Anzahl Semmeln oder weißer Brode, welc die dortigen Bäcker einem jeden Besitzer des dortige Schöppenstuhls an allen hohen Festtagen ins Hau schicken müssen. Dieses soll der Bäckerzunft schon vor langer Zeit wegen eines gewissen Versehens, al eine Strafe auferlegt worden seyn.

Schöppenbuch, an einigen Orten das Gerichtsbuch in einem mit Schöppen besetzten Gerichte.

Schöppenpferd, an einigen Orten, das beste Pferd eines Dorfschöppen, welches bei dessen Absterben dem Gerichtsherrn anheim fällt, eine Art der Baulebung oder des Todfalles.

Schöppenschreiber, der Schreiber in einem mit Schöppen besetzten Gerichte.

Schöppenstube, eigentlich die Stube oder das Zimmer, worin sich die Schöppen versammeln, die Gerichtsstube; an einigen Orten auch ein mit Schöppen besetztes Gericht, wie Schöppenbank und Schöppenstuhl.

Schöppenstuhl. 1. In weiterer, aber jetzt gewöhnlicherer Bedeutung, ein mit Schöppen besetztes Gericht, in welchem Verstande in einigen

Gegenden noch die Ausdrücke Schöppenbank und Schöppenstube üblich sind. — 2. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung ist es ein Gerichtsstuhl, in welchem die Beisitzer noch nach alter Art den Namen der Schöppen führen, das ist, ein Collegium von Rechtsgelehrten, welche die Gesetze auf die ihnen vorgelegten Fälle anwenden, bloß Antworten und Entscheidungen geben, und sich dadurch von einem Gerichte in engerer Bedeutung, welches diese Ausbrüche in Vollziehung bringt, unterscheiden. Wo die Beisitzer eines solchen Collegii noch den Namen der Schöppen führen, da ist von demselben auch noch der Name Schöppenstuhl üblich.

Schöpps, ein Bier in Breslau; s. unter Bier, Th. 5. — Schöpps, ein verschnittener Schafbock, welcher auch ein Hammel genannt wird; daher Schöppsenfleisch, Schöppsenbraten, Schöppsenkeule ꝛc. Da die Zubereitungen des Schöppsenfleisches unter Hammel, Th. 21, hierher verwiesen worden, so will ich das Nöthige hier anführen:

Das Erste, was man beim Schöpsenfleisch oder Hammelfleisch zu merken hat, ist dahin zu sehen, daß es nicht zu alt oder bockigt ist; denn wenn es einen dieser Fehler hat, so schmeckt es schlecht.

Mit einer Brühe wird das Hammelfleisch auf folgende Weise bereitet: Man kocht das Hammelfleisch, wenn es gehörig gesalzen worden, mit Wasser ab; dann röstet man Brodkrumen und einen Löffel voll Mehl in Butter braun, und macht solches hernach mit der Fleischbrühe dünn. Hierauf werden Kapern, Citronenscheiben, Nelken, Lorbeerblätter, Pfeffer und Essig daran gethan; man lege nun das Fleisch dazu und läßt es noch etwas damit kochen.

Hammel- oder Schöpsenfleisch mit weißen Rüben, s. unter Rübe, Th. 128.

Savoyerkohl mit Hammel- oder Schöp-

ſenfleiſch. Man haue
wöhnliche mittelmäßige S
auch an einem Stücke; d
ſiedendem Waſſer in einen
geſetzt, damit es weich k
ſchäumt worden, binde
feſt zuſammen, thue Salz
zen Pfeffer und koche es v
man den Kohl mit einem
thut ihn in einen Durchſ
allmählig heraus. Die
findet, werden herausgen
man mit einem guten S
Nelken und Macisblumen
das Fleiſch angerichtet,
herum gelegt.

Hammelbruſt en
ſchalen. Man kocht
Salz gar, dann abgetro
ter umgekehrt, mit gerie
terſilie, Pfeffer und Salz
und auf einem Roſte
eine Sauce darüber na
Citronenſchalen in kleine
und gekocht, damit ſich
darüber geſtreut.

Hammelkeule gl
Hammelkeule muß wen
Tage alt ſeyn; dann k
mürbe werde, hierauf g
gethan, worin ſie ganz
thue Zwiebeln, Wurzel
und Peterſilienwurzeln,
Salz dazu, fülle Waſſe
kochen. Wenn ſie gar
gieße die Jus durch ein

wieder auf die Keule und begieße sie gut, wodurch sie ein schönes Ansehn erhält. Hierzu giebt man Spanische Zwiebeln, auch gefüllte Gurken oder Gemüse.

Hammel carré glacé. Man nehme Hammelrippen, schneide den Rückenknochen ab und koche sie wie die Hammelkeule glacé. Wenn sie gespickt werden sollen, schäle man die fette Haut ab, so auch die übrige feine Haut, spicke sie dann mit nicht zu grobem Speck, schneide sie, wenn sie gar sind, in Stücke, wie eine Cotelette, und glacire sie dann mit der Jus ein. Man giebt sie zu Gemüsen oder Péré von Zwiebeln.

Rollets von Hammelbrüsten glacé. Aus den Hammelbrüsten werden die Brustknochen sämmtlich herausgeschnitten, dann werden sie gewaschen, mit Kalbfleischfarce gefüllt, das obere oder fette Ende nach oben aufgerollt, mit Bindfaden bewunden, und in einer Brühe gekocht; wenn sie gar sind, mit dem Fond glacirt; auch kann man sie vor dem Glaciren in runde Stücke schneiden. Man giebt sie zu Gemüsen, als: Mohrrüben, Spinat ꝛc.; auch kann man ein Péré von Zwiebeln dazu geben.

Coteletts von Hammelfleisch. Diese Karbonnaden werden sehr gebraucht. Die Coteletts werden ausgeschnitten, von allen Knochen, ausser den Rippen, gesäubert, breit geklopft, mit Salz und Pfeffer bestreut, in Butter und Semmel umgekehrt, auf dem Roste scharf abgeröstet, und zu Gemüsen gegeben.

Coteletts sautée, das heißt, welche im Sprunge gar sind. Man schneide Hammel-Coteletts, wie im vorherigen angeführt worden, klopfe sie, so daß sie wie ein Messerrücken dick, nur etwas breit werden. Man nehme dann feine Kräuter, als Estragon, Schnittlauch und Petersilie, schwitze sie in Butter,

auch einige Champignons oder Trüffeln. Wer ein Freund von Oel ist, kann auch etwas darunter nehmen. Man kehre die Coteletts auf einem breiten Geschirre in diesen Kräutern um, und lege sie so, daß keine Seite trocken wird. Wenn man sie anrichten will, rasch, daß sie nur steif werden, von beiden Seiten gebraten. Man nehme das Fett von den Kräutern ab, versetze diese mit einer kräftigen Jus, und thue etwas Pfeffer und Citronensaft dazu.

Grillade von Hammelfleisch mit Sauce Robert. Hierzu nimmt man die Brust und den Hals. Beides muß gut ausgeputzt und das Blut gehörig ausgezogen werden; dann lasse man sie in einer Bräse gut gesalzen gar kochen. Wenn sie weich sind, herausgezogen, kalt werden lassen, alle ungleiche Knochen abgeputzt, und mit dem Bräsefett und geriebener Semmel, wozu noch etwas Salz und Pfeffer genommen werden muß, panirt. Ehe man das Fleisch panirt, wird solches in ansehnliche Stücke geschnitten und geröstet. Man giebt hierzu eine Sauce Robert, die auf folgende Weise bereitet wird: Man schneide Zwiebeln in grobe Würfel, schwitze sie mit Butter gelbbraun, thue ein paar Löffel Mehl dazu, fülle Jus auf, lasse die Sauce mit Weinessig und wenig Zucker klar kochen und thue zuletzt noch Möstrich darein. Wenn die Grillade geröstet worden, thue man die Sauce erst auf die Schüssel, dann jene. Man giebt die Grillade auch zu Gemüsen, als Mohrrüben, grünen Erbsen und Pére von Kartoffeln.

Coteleres en Beefsteeks. Das Hammelfleisch muß nicht zu frisch seyn. Die Coteletts werden wie die oben angeführten behandelt, von allen Knochen gereiniget, nur nicht alles Fett abgenommen, und sie auch nicht zu klein geschnitten. Man nimmt hierzu immer drei Rippen, schläge sie breit, aber nicht dünn, klopft sie mit einem Messer von beiden Seiten ein

wenig und kehrt sie in Butter und Kräutern um, wie oben angeführt worden, und bratet sie rasch auf dem Roste, so daß sie zwar braun, aber nicht trocken werden. Auf die Schüssel, auf welcher sie angerichtet werden, streiche man mit frischer Butter und ein wenig Knoblauch, thue die warmen Coteletts darauf, bestreiche sie mit der Butter von drei Sardellen, und gebe dazu eine gute Jus, auch ein wenig Pfeffer und Citrone.

Coteletts en surprise von Hammelfleisch. Die Coteletts werden so fein gearbeitet, wie oben, bei den Coteletts angeführt worden, und auf Butter steif gemacht, das heißt, man läßt sie auf beide Seiten so heiß werden, daß sie nicht nur eine Festigkeit, sondern auch eine Steife annehmen. Nachdem sie kalt geworden, setze man von Kalbfleischfarce, s. unter Farce, einen Rand eines Querfingers breit auf die Coteletts, und bearbeite ihn recht fest. Man mache ein feines Ragout von Kälbermilch, Trüffeln und Champignons, Krebsschwänzen, feinen Kräutern und Austern auf folgende Weise. Die Kräuter müssen in Butter ein wenig geschwitzt, Coulis, so viel, als Sauce nöthig ist, darauf gethan, mit einem Leson von vier Eyern, der Butter von drei Sardellen ablegirt, nachdem das Ganze zusammen gesetzt worden, mit dem Safte von einer Citrone abgeschärft, und wenn es kalt geworden, auf obige Coteletts gefüllt werden. Es versteht sich hier, daß alles Uebrige, als Kälbermilch, welche schon in Butter gar geschwitzt worden, in feine Würfel, so auch die Krebsschwänze, Champignons und Trüffeln geschnitten werden müssen, nur die Austern bleiben ganz in der Sauce. Dann mit einer St. Menü von einem Ey und Butter kalt über das Ragout mit geriebenem Parmesankäse gestreut, und im Ofen oder in einer Tortenpfanne

backen laſſen. Man giebt ſie mit einer guten Jus zur Tafel.

Hammelzungen en Matelote. Die Hammelzungen werden gut blanchirt, die dicke Haut herunter gezogen, und in einer Bräſe gar gekocht. Man ſchneide ſie in der Länge auf, ſo daß jede Zunge zwei Stücke bilde. Dann nehme man Krebsbutter, ein Stück magern Schinken, zwei Schalotten, auch Champignons und Kräuter, als Estragon und Baſilikum, ſchwitze dieſe Ingredienzen weich, thue von dem weißen Coulis darauf und laſſe Alles gut einkochen, die Zungen darein gethan, etwas Salz und Pfeffer dazu, und das Ganze mit einem Leſon von drei Eyern und der Butter von ungefähr zwei Sardellen ablegirt, und die Krebsſchwänze mit einem Glaſe Wein dazu gethan.

Eminé oder Ragout von Hammelbraten. Man brate eine Hammelkeule ab, nachdem ſie kalt geworden, löſe man alle Knochen heraus und ſchneide ſie in recht feine Filets, wie ein Achtgroſchenſtück groß. Man mache eine Sauce von Zwiebeln, welche erſt in der Mitte durch, und dann vor der Hand in feine Scheiben geſchnitten, und mit 1/4 Pfd. Butter gelbbraun geſchwitzt worden; dazu thue man 2 oder 3 Eßlöffel voll Mehl, fülle es mit Jus und Weineſſig auf, und laſſe die Sauce mit ein wenig Zucker gut verkochen. Hierin thut man nun den Braten, mit ein wenig Pfeffer und Salz.

Hachée von Hammelbraten mit verlornen Eyern. Beſitzt man einen Ueberreſt von Hammelbraten, ſo putze man erſt alles Braune davon ab, haſchire das Fleiſch ganz fein; nehme dann einige Schalotten, Estragon und Champignons, hacke ſie fein, laſſe ſie mit ein wenig Butter ſchwitzen, thue zwei Löffel Mehl dazu, fülle Bouillon oder Jus auf, und laſſe es klar kochen. Hierin das ha-

schirte Fleisch gethan, und mit drei Eyern, der Butter von einer Sardelle und dem Safte von einer halben Citrone gut ablegirt. Das Hachée muß, wenn es gut ablegirt worden, nicht mehr kochen. Wenn es angerichtet ist, mit verlornen Eyern garnirt.

Gratins von Hammelzungen. Die Hammelzungen werden gut blanchirt, die dicke Haut herunter gemacht, und in einer Bräse gar gekocht. Man schneide sie in der Länge auf, so daß jede Zunge zwei Stücke bildet, aber doch zusammenbleibt. Jetzt nehme man Kalbfleisch-Farce, fülle solche damit, so daß sie ihre natürliche Gestalt wieder erhalten. Man belege jetzt die Hammelzungen theilweise mit einem Krebsschwanz und die andern mit einem von Pfeffergurken ausgezackten Hahnenkamm, setze die Zungen auf eine Schüssel, die mit der Farce eines Fingers dick belegt ist, kranzartig auf, und stelle zwischen jede Zunge ein Crouton von Semmel. In der Mitte der Schüssel wird eine Vertiefung gemacht, solche mit der Farce glatt zugestrichen. Man belegt nun diese Gratins mit feinen Speckbarden, deckt darüber Papier mit einem Kesseldeckel oder einer Glocke, und läßt es im Ofen langsam gratiniren. Wenn diese Speise zur Tafel gegeben wird, das Fett und den Speck sauber abgeschabt. Hierzu giebt man Sauce mit kleinen Zwiebeln oder Mousserons.

Hammelzungen en papillotes. Die Zungen werden wie die vorhergehenden präparirt, wenn sie aus der Bräse gezogen, der Länge nach in drei Theile geschnitten. Man nehme feine Kräuter, als: Estragon, Schnittlauch, Schalotten, Petersilie, Champignons, auch Trüffeln, schwitze sie mit Butter, dann ein wenig Coulis oder auch geriebene Semmel dazu gethan, mit dem Fond von der Bräse, so viel, als nöthig, aufgefüllt, und verkochen lassen. Es muß kein Fett darauf bleiben. Diese Ingredienzen mit einem Lefon

von 4 Eyern, der Butter von drei Sardellen, dem Safte von einer Citrone, und ein wenig Pfeffer ablegirt, damit es gehörig dick iſt. Man lege nun die Zungen darein, damit ſie von beiden Seiten gut anziehen; wenn ſie kalt ſind, in feines Papier, in der Form eines halben Mondes, enpapillotirt und auf dem Roſte, jedoch mit nicht zu ſcharfem Feuer mit dem Papiere geröſtet, und ſo ſtatt kleiner Paſteten zur Tafel gegeben.

Ragout von Hammelfleiſch mit Kapern. Man nimmt hierzu Hammelbrüſte, die gut gewaſchen und blanchirt ſeyn müſſen, ſchneide ſie in kleine Stücke ſchwitze dieſe mit Schalotten und ein wenig Butter ein; verhältnißmäßig mit Mehl beſtreut, fülle Bouillon auf und mit Salz und Pfeffer gar gekocht. Wenn es kurz genug eingekocht iſt, das Fett abgenommen, ein Leſon von drei Eyern mit zwei Sardellen, ein wenig Franzöſiſchen Eſſig und Kapern gemacht, damit ablegirt und angerichtet.

Fricaſſee von Hammelfüßen. Man brüh die Füße und ſehe ſie gut nach, daß keine Haare daran bleiben; ſchneide dann die Klauen auf, waſch ſie rein, und in Waſſer mit Gewürzen, Wurzeln Zwiebeln und Salz weich gekocht, damit die Knochen abgeben. Hierauf in reinem Waſſer gewaſchen, gu nachgeſehen und auf einer Serviette getrocknet. Ma laſſe nun zwei Schalotten und viele Champignon recht weiß einſchwitzen, gieße von dem recht kräftige weißen Coulis darauf, und laſſe es mit zwei Gläſer Madera oder Champagner verkochen, thue die Ham melfüße darein, legire es mit dem Gelben von dr Eyern, der Butter von einer Sardelle, und dem Saf von einer Citrone, und ſchmecke es gehörig mit Sa und Pfeffer ab.

Gefüllte Ballons von Hammelblätter Aus den Hammelblättern werden die Knochen vo

sichtig gelöset, rein gewaschen, auf einem Tuche abgetrocknet und in einer Bröhe oder seinem Fond, wozu man Wurzeln, Zwiebeln, Gewürze, gute Bouillon, Pfefferzalz, Schinken, Speck und Salz nimmt, einmal gar gekocht. Man mache dann das Fett und die Wurzeln gar ab, und glacire die Bollen mit dem Fond. Man giebt sie zu Gemüsen. Man kann auch die Brust vom Hammel dazu nehmen.

Hammelfleisch en Marinade frite. Die Hammelfüße werden wie diejenigen zum Fricassée behandelt. Man thue sie, wenn sie gehörig ausgeputzt worden, in eine Marinade von Französischem Essig, feinen in Oel geschwitzten Kräutern, als: Champignons, Estragon und Schnittlauch, auch etwas Pfeffer. Wenn sie eine Stunde marinirt worden, sorgfältig auf eine Serviette gezogen, damit von der Marinade nichts verloren gehe, welche zu einer Kalbfleischsauce, genommen, und mit der Butter von drei Sardellen tüchtig untereinander gerührt wird, womit man die Hammelbeine farcirt. Man tauche es in eine Klare, und backe es aus. Man gebe auch gebackene Petersilie dazu.

Hammelfleisch mit Bollen und Kümmel. Die geschälten Bollen werden in Achtel oder Viertel geschnitten, gute Hammel-Bouillon aufgefüllt, und Kochkümmel, der gut verlesen und gewaschen worden, dazu. Wenn die Bollen weich und kurz eingekocht sind, thue man ein wenig Mehl hinzu. Das Hammelfleisch muß ausgeputzt und mit den Zwiebeln verkocht werden.

Hammelbraten mit Schalotten. Der Hammel muß zu diesem Behufe schon mehrere Tage vorher geschlachtet worden seyn. Das beste Fleisch ist die Keule, welche gehörig ausgeputzt und mit einer Keule oder einem Hackemesser tüchtig geklopft werden muß, damit das Fleisch ganz mürbe werde.

Man spicke sie nun mit ganzen Schalotten und lasse sie langsam braten, damit sie saftig und mürbe wird. Hierzu giebt man eine Jus mit Schalotten. Dieser Braten kann zwei Stunden beim Feuer bleiben.

Marinirter Hammelbraten. Die Hammelkeule muß gut geklopft, abgehäutet, und wie eine Rehkeule gespickt werden. Man lege sie hierauf acht Tage in eine Marinade von Zwiebeln, Knoblauch, Gewürzen, etwas Salz, Wurzeln und Essig, kehre sie öfters um, und lasse keine Unreinigkeit daran kommen. Sie muß am Spieße langsam braten, mit Butter gut begossen und mit einer Jus gegeben werden.

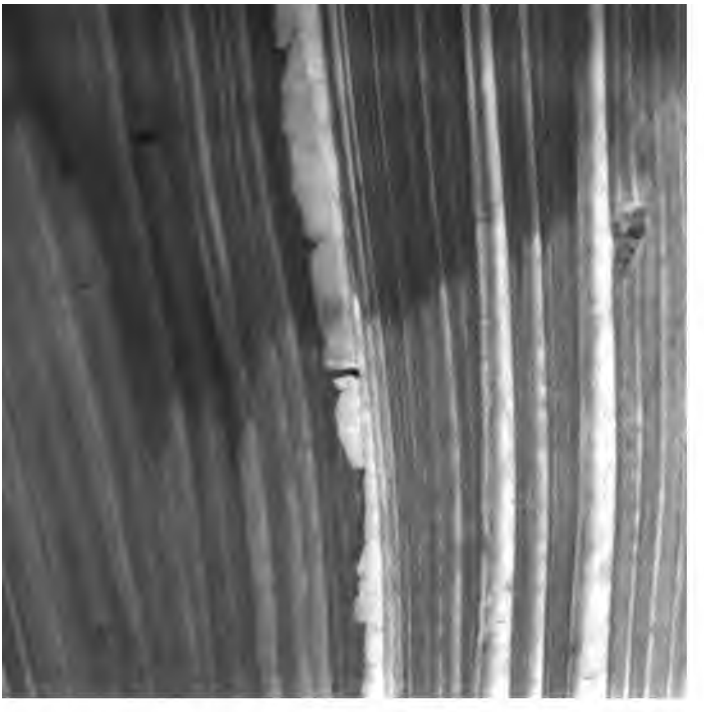
Hammelbraten einzuschneiden. Der Braten wird entweder in kleine Stückchen oder würflich geschnitten, in einen Topf gethan, Fleischbrühe, Essig und ein wenig Wasser daran gegossen, mit Ingber, Pfeffer und geriebener Muscatennuß gewürzt, ein wenig Mehl daran gebrannt und es sieden lassen, so daß die Brühe dicklich wird; zuletzt wirft man ein Stückchen Butter hinein und richtet es warm an.

Hammelrücken. Man nehme von einem Hammel, nachdem die Keulen, Blätter und Brüste abgenommen worden, den Rücken, wie ein Rehzimmer, häute ihn rein ab, dann gespickt. Man lege ihn dann acht Tage lang in eine Marinade von Zwiebeln, Rockenbolle, Schalotten, Gewürzen, Wachholderbeeren und Essig, aber schütte kein Salz dazu. Hierauf mit Butter am Spieße gebraten. Diese Art Braten muß oft in der Noth einen Wildbraten ersetzen.

Einen Hammelhals auf Französische Art zuzurichten. Man nehme einen großen Hammelhals, ziehe ihn in Wasser und setze es beim Feuer; dann zwei Hände voll Petersilie rein verlesen, ge-

waschen, in ein Kalbsnetz gefüllt, und zum Fleisch gesteckt. Hierauf Austern in einer eigenen Brühe gesotten, ein wenig Essig, Muskatenblumen daran gethan, die Petersilie aus dem Netze genommen, klein gehackt, nebst einer vorher halb abgesottenen Citrone. Man setze nun 1/2 Pfd. Butter über Kohlen und lasse sie so lange darauf, bis sie in die Höhe kommt, schütte das Gehackte mit ein wenig Essig, wie auch die Austern hinein, und rühre Alles durcheinander. Man lege Brodschnitte in eine Schüssel, richte den Hammelhals darauf an, gieße die Brühe darüber, und ziere die Schüssel mit Oliven, Kapern und Citronen.

Schöppsen- oder Hammelskeule zu tranchiren und vorzulegen. Wenn die Keule ganz zerschnitten werden soll, so stelle man sie mit der Keule zur rechten Hand, stoße mit dem einen Gabelzacken vorne in das Rückgratsloch, schneide 1) die lappichte Haut, nebst den zwei äußersten Rippen ab, löse 2) den dürren Knochen, imbrochire aufs Neue, und theile 3) den Rückgrat mit einem langen Schnitt vom Stoße, wende ihn um, und zertheile ihn 4) nach Anweisung der Gelenke; imbrochire die Gabel aufs Neue in den Stoß, so daß die Röhre zwischen die beiden Gabelzacken komme; 5) löse das Schwänzchen mit etwas Fleisch vom Rückgrade; schneide 6) das Fleisch mit halben Mondschnitten von der Röhre, wende den Stoß um, und verfahre 7) auf der andern Seite eben so; 8) biege das Mutterbein von der Röhre loß, schlage solche, wenn man kann, auf, und stoße sie von der Gabel. — Beim Vorlegen wird ein vollgeschnittener Teller, worauf sowohl einige kurze Rippen, als Fleischscheiben liegen, herumgegeben; aber selten der ganze Braten zerschnitten; wie denn auch die Rippenknochen, weil solches sehr mühsam ist, nicht gern von einander



Schoren, regelmäßiges, thätiges Zeitwort, welches im Hochdeutschen unbekannt, und nur in einigen andern Provinzen gangbar ist, wo es für scheuern und dem Intensivo schorren gebraucht wird, wie z. B. im Niedersächsischen, besonders um Hamburg. Bei dem Frisch ist Schoreisen, die Schore, der Pflugschorer, die Pflugscharre. In andern Gegenden ist es für scheren, sowohl radere, als auch theilen, absondern, üblich, z. B. in und um Hamburg, daher ist Schormaus, daselbst der Maulwurf, Oberdeutsch Scheermaus. Ingleichen für zerreissen, zerbrechen, Holländ. Schoren, scheuren, um Bremen schoren; Französisch dechirer, wohin auch das Ausschoren eines Waldes im Forstwesen gehört, das Aushauen, Auslichten desselben. Beim Weben ist schören, so viel, als Anschirren.

Schorerde, s. Scharrerde.

Schorf, im gemeinen Leben die rauhe Rinde auf einer Wunde; ingleichen die rauhe Rinde, welche sich bei der Krätze, und bei einem ausgeschlagenen Kopfe ansetzt, und im Hochdeutschen der Grind, im Oberdeutschen aber die Rufe genannt wird. Daher werden in einigen Gegenden diese Krankheiten selbst der Schorf genannt. Im Niedersächsischen Schorf, Schörflein, im Angelsächsischen Scort, wo auch Scorfa die Krätze ist; im Englischen Scurf, im Schwedischen Skorf, welches gleichfalls die Krätze bedeutet. In der ersten allgemeinen Bedeutung scheint es von scharf, rauh, bei der zweiten aber zunächst von dem nahe verwandten schorren, scheuern, abzustammen, so wie Scabies von scabere, Krätze, von kratzen ꝛc. gebildet sind. Im Lateinischen ist scarrosus, krätzig, von dem alten scarrere, scharren, schaben. Ohne Zischlaut ist im Böhmischen Kura, die Brodrinde.

Schorfhobel, Schruffhobel, bei den Holzar-

beſtern, ein Hobel, mit welchem das Holz aus dem Groben behobelt, und die groben Späne abgenommen werden; er hat gewöhnlich ein Hobeleiſen von gemunderer Schneide, die etwas weit vor der Hobelbahn vorſteht, damit ſie recht in das Holz eingreifen kann.

Schorfig, Schorrig, im Waſſerbau, die Doſſirung eines Deiches oder Ufers, ſo etwas ausgeſpült, oder doch nicht ganz ſchlüchrig, rein und grün iſt.

Schorfiger Deich, ein Deich, deſſen grüne Bekleidung hier und da ausgeſpült, abgefallen und abgetreten iſt. Einige heißen es auch **anſtört**, und noch Andere **grättlich**. Die ſogenannten ſcherfigen Stellen nennet die Holländer Ravelingen. Das jährlich bei feuchter Witterung wiederholte Klopfen der Deiche iſt eines der beſten Mittel, daß die Deiche nicht ſchorfig werden.

Schörhaken, ſ. **Schürhaken**.

Schorigeln, ſ. **Schurigeln**.

Schörkaſten, beim **Leinweber**, das ganze Geſchirr oder Geſtell, wie es eingerichtet ſteht.

Schörkube, beim **Tuchmacher**, ſ. **Kube**.

Ende des hundert und ſieben und vierzigſten Theils.

Nachricht für den Buchbinder.

Die Kupfer werden, nach Ordnung der oben auf jeder Platte zur rechten Hand befindlichen Zahlen, hinten an das Buch an ein Blatt Papier angekleiſtert, damit ſie bequem herausgeſchlagen werden können.

Gedruckt bei L. W. Krauſe, Ritterſtraße Nr. 6.

Verbesserungen.

S. 300. I. Fig. 8492, 8493, statt 8483, 8484; S. 432. I. Fig. 8494, st. 8485; S. 433, Fig. 8495, st. 8486; S. 435, Fig. 8496, st. 8487; S. 436, Fig. 8497, st. 8488; S. 438, Fig. 8498, st. 8489; S. 440, 8499, st. 8489; S. 441, 8500, st. 8490.

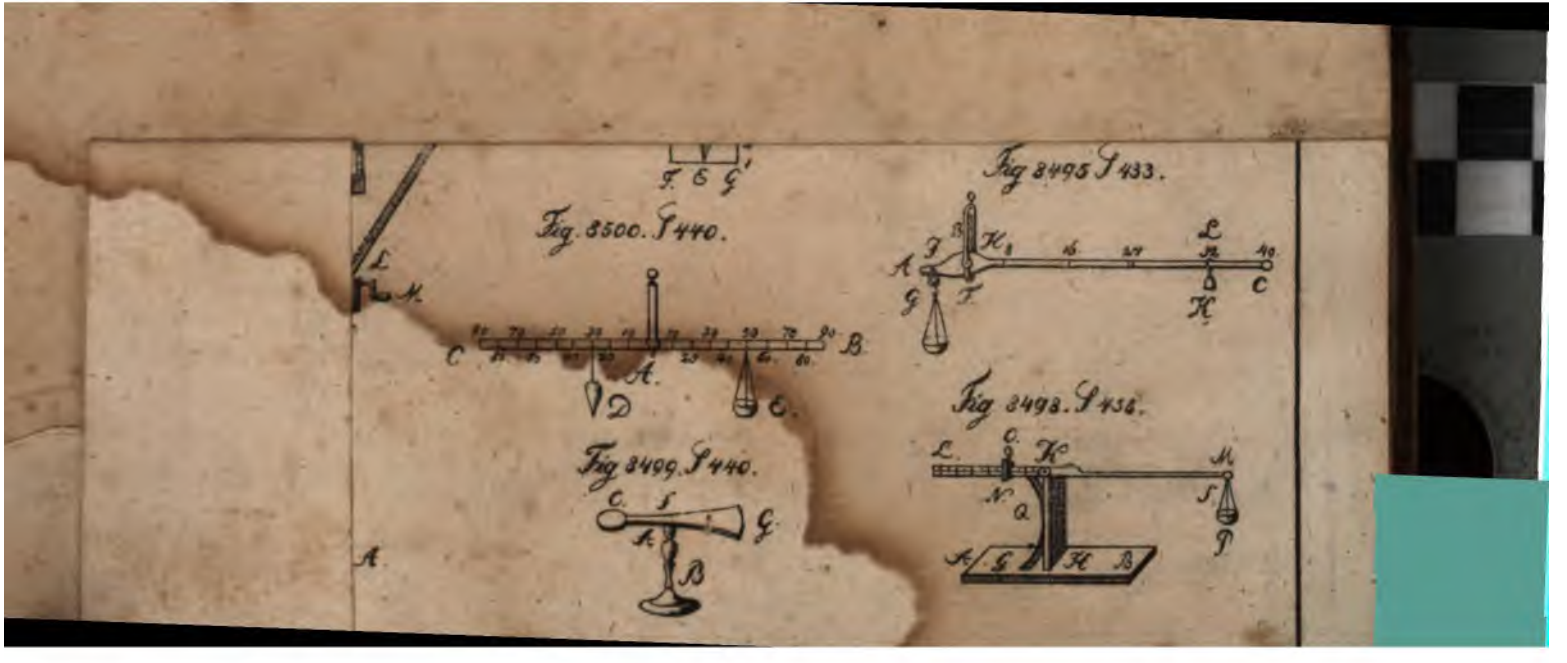
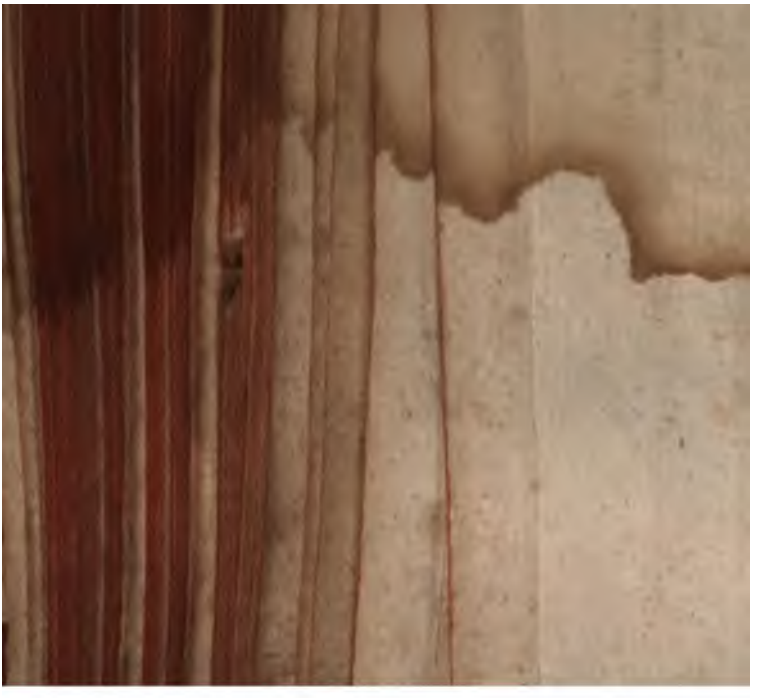
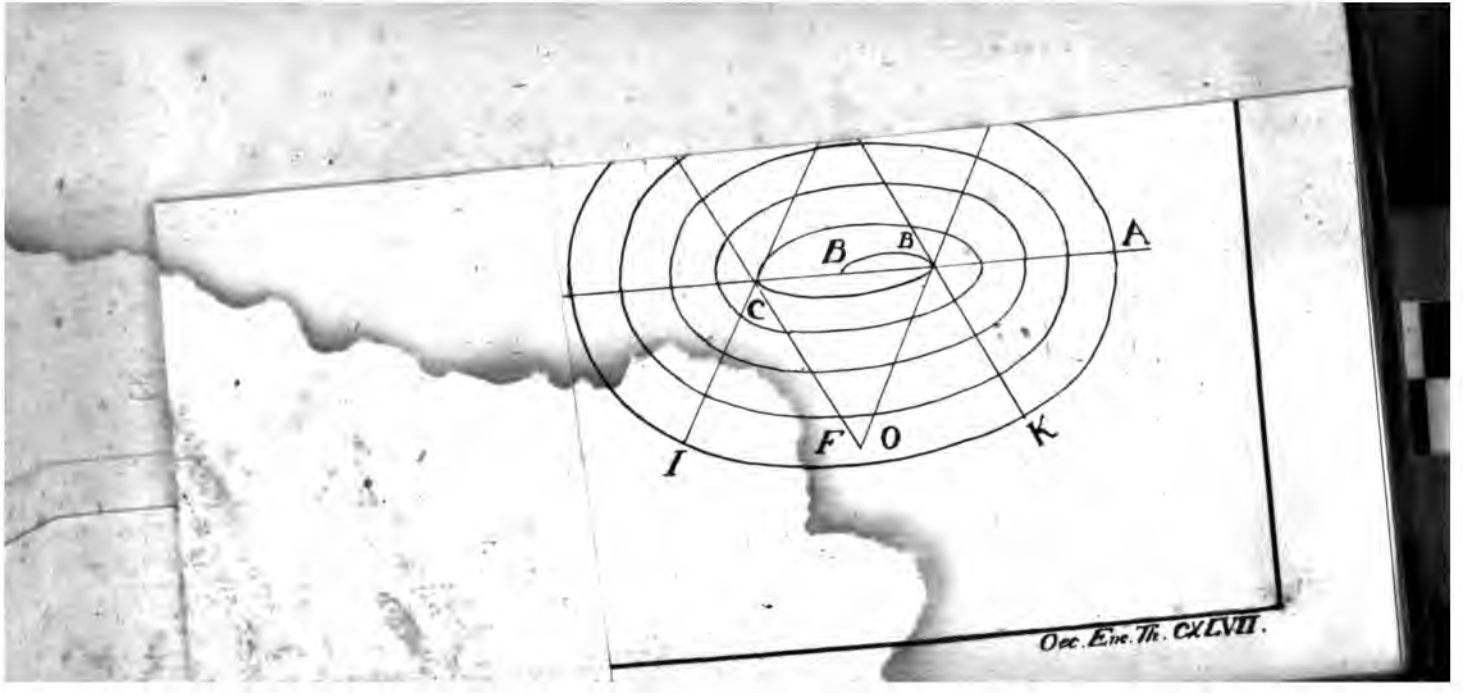
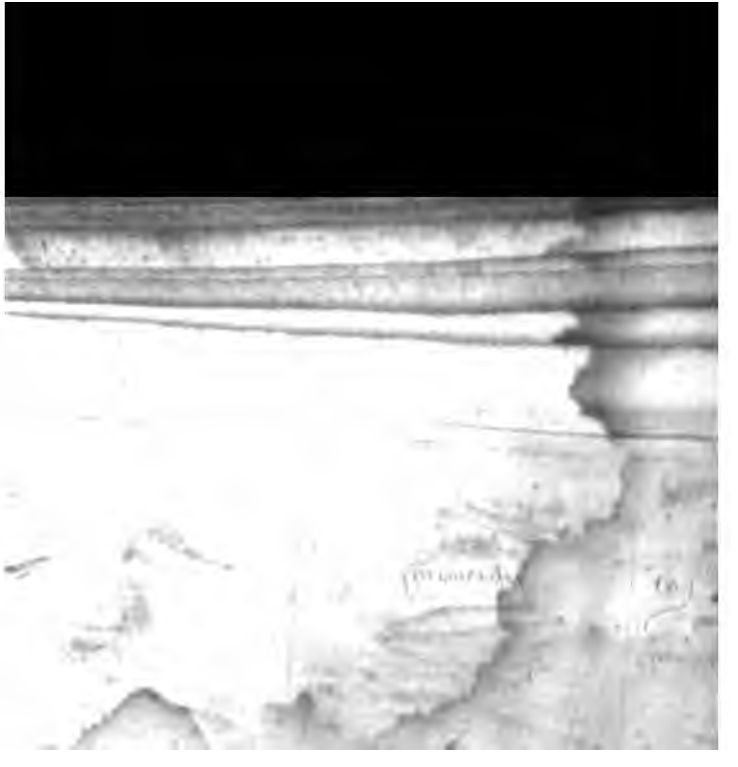


Fig. 3500. S 440.
Fig 3495 S 433.
Fig 3498. S 436.
Fig 3499. S 440.




A
B
B
C
I
F
O
K
Oec. Enc. Th. CXLVII.



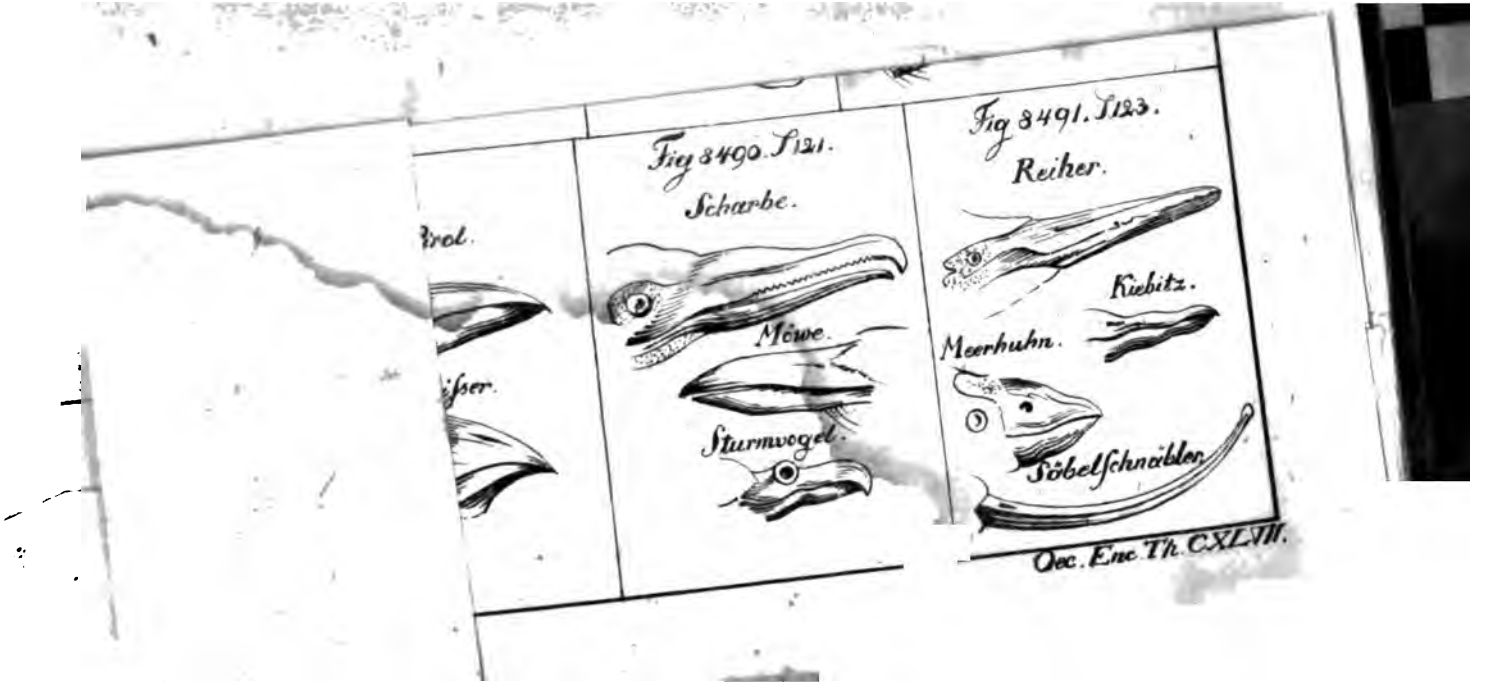


Fig 8490. S 121.
Scharbe.
Möwe.
Sturmvogel.
Fig 8491. S 123.
Reiher.
Kiebitz.
Meerhuhn.
Löbelschnäbler.
Oec. Enc. Th. CXLVII.